Geschichte des Deutschen Volkes.

R. GERHOLD, LEIPZIG. ENTW: AD. HARTUNG ARCHT. BERLIN.

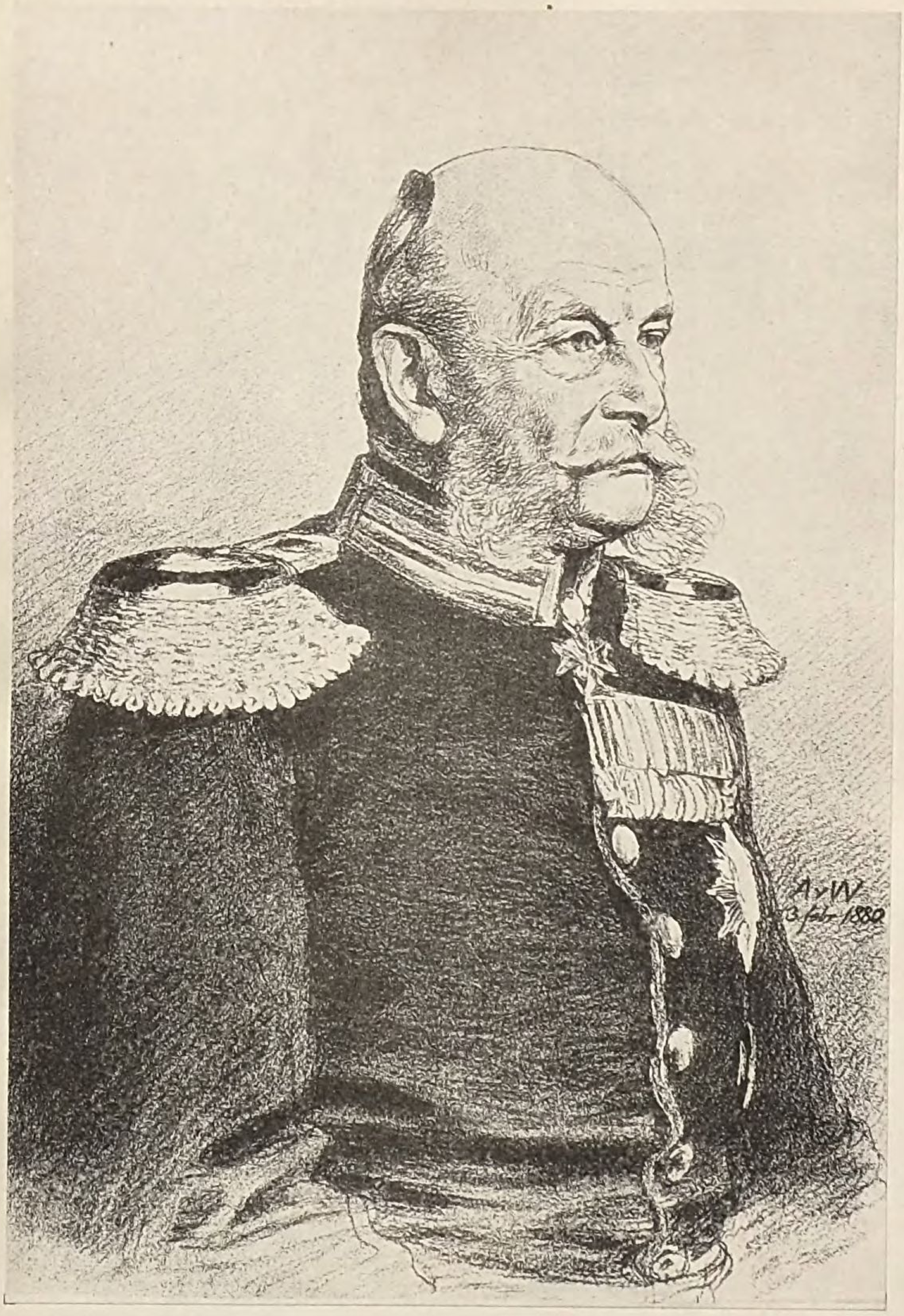


O. DIBBERN LEIPZIG



David Müller:

Geschichte des Deutschen Volkes.



A v. Werner gez. Gedr. bei A. Frisch.

Kaiser Wilhelm

im 83. Lebensjahre.

Geschichte des Deutschen Volkes

in kurzgefaßter Darstellung

erzählt von

Dr. David Müller,

Pracht-Ausgabe.

In der Reihe der Auflagen die [illegible]

besorgt von

Prof. Dr. Friedrich Junge.

Mit einem Bildnis Kaiser Wilhelms nach einem [illegible]

Berlin 1886.

Verlag von Franz Vahlen.

Mohrenstraße Nr. 13/14.



Kaiser Wilhelm
im 83. Lebensjahre

Geschichte des Deutschen Volkes

in kurzgefaßter Darstellung

erzählt von

Dr. David Müller,

weil. Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe.

Pracht-Ausgabe,

in der Reihe der Auflagen die neunte,

besorgt von

Prof. Dr. Friedrich Junge.

Mit einem Bildnis Kaiser Wilhelms nach einer Original-Kreide-Zeichnung von Anton von Werner.

Berlin 1886.

Verlag von Franz Vahlen.

Mohrenstraße Nr. 13/14.

Die ornamentalen Zeichnungen vom Regierungs-Baumeister Ad. Hartung, Holzschnitt von R. Brend'amour & Co.
Papier von Ferd. Flinsch, Druck von W. Gronau's Buchdruckerei, sämtlich in Berlin.
Einband von H. Sperling in Leipzig.

Sr. Königlichen Hoheit

dem

Erbgroßherzog Friedrich von Baden

zu seiner Abiturientenprüfung am 5. Juli 1875

unterthänigst gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

So alt die ruhmreiche Geschichte unseres, des deutschen Volkes auch ist, das Interesse, welches das deutsche Volk selbst an ihr nimmt, reicht nur wenige Jahrzehnte hinauf. Gar zu furchtbar war der Schlag, den das gesamte deutsche Leben durch den dreißigjährigen, den großen Krieg erlitt, auch die Theilnahme an des eigenen Volkes glänzender Vorzeit, die im 15. und 16. Jahrhundert, in den Tagen des Humanismus und der Reformation, so fröhlich emporgeblüht war, erstarb vor des wilden Krieges eisernem Schritt, es erstarb vor der Noth des Augenblicks jedes Gefühl für die Gesamtheit. Nur in den Reichsstädtchen und Reichsdörflein, in den winzigen Staaten des südlichen Deutschlands sah man noch auf das Reich, in den größeren Gebieten ward man stolz auf die eigene Stärke; dem deutschen Reiche, das sich nur zu oft schwach erwiesen, stand man fremd und kalt, oft feindselig gegenüber. Die Welfen fanden in Leibniz, die Hohenzollern in Pufendorf und dann in dem berühmtesten Sproß, den das Haus bis dahin hervorgebracht, in dem großen König Friedrich II. ihre Geschichtsschreiber, was für die Geschichte Gesamtdeutschlands geschah, scheiterte entweder schon in den ersten Anfängen an der mangelnden Theilnahme, oder drang nicht einmal, wie Leibniz' großes Annalenwerk, in die Oeffentlichkeit. Es bedurfte der schweren Prüfungsjahre Napoleonischer Zwangsherrschaft, es bedurfte der heißen und blutigen Kämpfe, die Deutschland seine Selbständigkeit zurückgaben, um ein deutsches Nationalgefühl wieder aufkeimen zu lassen und mit ihm und aus ihm das Interesse an unserer vaterländischen Geschichte.

Als der Freiherr vom Stein, „der Deutschen Edelstein", an sich selbst empfand, wie wenig die damaligen Mittel dem Bedürfnis, sich über

seines Volkes Geschichte zu unterrichten, genügten, da ward es sein Wunsch, da ward es das Ziel des Abends seines Lebens, „den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen". Und wie früher des Rechtes und des neuen preußischen Staates Grundstein, so ward er nun der Eckstein unserer deutschen Geschichtsforschung der neuen Zeit. Wer könnte sich an Werken wie Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" erfreuen, ohne Steins zu gedenken, der solche Arbeiten erst möglich gemacht? Er gab die Anregung, er schaffte die ersten Mittel zur Herausgabe der Denkmäler deutscher Geschichte, dieser wahren Monumenta Germaniae historica, auf die alle Deutschen mit Stolz sehen können und mit der Zuversicht, daß dem, was von Thaten der Vorfahren auf uns gekommen ist, sein Recht geschieht im vollsten Maße.

Doch mühsam war die Arbeit, langsam nur das Vorwärtsschreiten des Werkes, wie hätte das deutsche Volk seiner Vollendung warten sollen? Es verlangte nach Darstellungen seiner Geschichte schon jetzt. Mochte dem Gelehrten der Grund noch nicht sicher und fest genug erscheinen zum Aufbau einer Geschichte des deutschen Volkes und Reiches, die wissenschaftlichen Anforderungen genügten, das Volk wußte es denen Dank, die ihm seine Geschichte erzählten, so unsicher auch immer die Grundlage noch war, erzählten mit warmem Gefühl, mit einem Herzen, das für des Vaterlandes Größe schlug. Was den gebildeteren Theilen des Volkes Raumers Hohenstaufen, Ludens Geschichte des teutschen Volkes, das wurde der Jugend und der Masse des Volkes Kohlrauschs Geschichtserzählungen. An ihren Darstellungen erwärmte, an ihnen begeisterte man sich, in ihnen fand man die Anklänge an Deutschlands jüngste große Zeit, die Freiheitskriege, wieder, die Anklänge, die man finden wollte, die man suchte. Und was der Jüngling, was der Knabe aus ihnen gesogen an Wärme und Feuer, an Begeisterung und Hoffnung, das brachte er als Mann in das Leben mit hinein und — sah diese Hoffnungen scheitern in dem Sturmjahre 1848, das, wild aufregend die Massen, verheerend gleich einem Sturmwind und doch auch reinigend über Deutschland dahinfuhr.

Dem wilden Rausche folgte — wie konnte das anders sein? — tiefe Entnüchterung, aber wer Augen hatte zu sehen, dem mußte doch klar werden, daß von all den unklaren Bestrebungen, die das wilde Jahr gebracht,

eine wahr gewesen und fortlebe in Hoch und Niedrig mit ungeschwächter Kraft, der Drang nach Einheit, nach einem großen deutschen Vaterlande. Und als unser greiser Kaiser zunächst als Regent, dann als König an die Spitze Preußens trat, des deutschen Landes, auf das schon 1848 die Augen aller gerichtet waren, da war für Deutschland die „neue Aera", auf die man so lange gehofft, angebrochen. Ganz anders, als man gedacht, vollzog sich die Einigung des großen Vaterlandes; aber sie kam, und was die Väter erträumt, die Söhne durften's schauen, nicht ohne Kampf und Blut, aber wer wöge den Preis für so köstlichen Lohn?

Im Kampfe mit Oestreich angebahnt, ward sie im blutigen Strauß mit Frankreich vollendet, Deutschlands Einheit. Jetzt, wie noch immer, kam man durch Kampf zum Sieg.

Und wie das Volk für die Gedanken und Gefühle der Freiheitskriege sich einen Dolmetscher ersehnte und fand, so fehlte es auch jetzt nicht an Männern, welche die große Zeit, die wir durchlebt, dem Volke vor das Auge und zu Herzen führten, in volkstümlicher Darstellung, denen, die die Zeit mitdurchlebt, zur Erinnerung, der heranwachsenden Jugend zur Nacheiferung. Wohl keiner unter allen hat das mit besserem Erfolge gethan als David Müller, dessen Werk als rechter Ausdruck der Gesinnung erscheinen kann, wie sie die besten Männer des deutschen Volks in den letzten zwei Jahrzehnten beseelt hat. Als er sein Werk im September 1864 zum ersten Male hinaussandte in die Welt, da durfte er es schließen mit dem Hinweis, daß ganz Schleswig den Dänen entrissen, die drei Herzogtümer Holstein, Lauenburg und Schleswig zu Deutschland zurückerworben und eine alte Ehrenschuld des deutschen Volkes abgetragen sei, als er 1867 die Vorrede zur zweiten Auflage schrieb, da war die Abrechnung mit Oestreich erfolgt und der norddeutsche Bund geschaffen, als 1871 die dritte Auflage erschien, da war Preußens König, Wilhelm I., deutscher Kaiser durch der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes Stimme.

Noch drei Auflagen hat David Müller selbst besorgen können, am 20. Juli 1877 raffte ihn der Tod hinweg, zu früh für die Seinen, zu früh für die Wissenschaft, zu früh für die Schule und das Volk, für die er gearbeitet.

Seitdem hat das Buch zwei weitere Auflagen erlebt, und wenn auch durch den neuen Bearbeiter gar viele Einzelheiten geändert sind, wie es die unablässig fortarbeitende Geschichtswissenschaft unabweisbar gebot — der Geist des Buches ist derselbe geblieben und wird es bleiben, fort und fort,

ein treues Abbild der schönen und großen Zeit, in der das neue Reich, das deutsche Reich geboren ward.

Möge die neue Gestalt, in der das Buch jetzt hinausgeht in die deutschen Gaue, dazu beitragen, ihm die Thüren des deutschen Hauses zu erschließen und zu öffnen die Pforten zu den deutschen Herzen, möge es in dieser neuen, schmuckreichen Gestalt immer mehr zu einem Familienbuche werden, das es schon in seinem früheren bescheidenen Kleide so vielfach gewesen.

Altenburg, im November 1880.

F. Junge.

Inhalts-Uebersicht.

Deutschland bis zur Herstellung des Kaisertums. 1815—1871. Ueberblick.


Geschichte
des
Deutschen Volkes.
Ad. Hartung inv.
In Treu fest.

Erste Periode.

Vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis auf Karl den Großen oder bis zur Bildung des Reiches 800.

Deutsche Stammesgeschichte.

Urgeschichte. Römer und Germanen.

Abstammung der Deutschen.

Im fernen Hochasien, der geheimnisvollen Wiege der Menschheit, ist auch der Ursprung unseres, des deutschen Volkes zu suchen. Dort wurzelt der große arische oder indogermanische Völkerstamm, an dem es einen trotz seines Alters noch immer grünenden und lebenskräftigen Zweig bildet. Kein Denkmal, keine Geschichte, ja selbst keine Sage reicht in die Ferne jener Urzeit. Nur des Menschen ältestes und heiligstes Eigentum, die Sprache, vermag auf die ersten geschichtlichen Spuren zu leiten. Wie die unverkennbare Verwandtschaft der arischen Sprachen uns die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der Völker dieses großen Stammes erst gelehrt, so hat der Umstand, daß sich Wörter finden, die bei geringer lautlicher Verschiedenheit doch bis auf den heutigen Tag in allen diesen Sprachen dieselben sind, uns noch einen Schritt weiter gebracht. Die Dinge, die sie bezeichnen, — so hat man geschlossen — müssen schon unseren gemeinsamen Ureltern vor ihrer Zerspaltung in verschiedene Völker bekannt gewesen sein; und so erwächst, wenngleich nur in den allgemeinsten Zügen, ein Bild jener Alten, ihrer Vorstellungen wie ihrer Beschäftigungen.

Sie waren ein einfaches, kräftiges Hirtengeschlecht, das sich selbst wahrscheinlich die Arja, d. h. die Hohen, Trefflichen nannte. Ihr Heimatssitz

muß unserm Vaterlande nicht unähnlich gewesen sein: kühles Hochland, das Wolken und Stürme umrauschten, schattige Wälder, die das Wild belebte, sonnige Triften, auf denen die Herden weideten. Die Halmfrucht, Gerste oder Spelt, wuchs wild und lud zu den ersten dürftigen Anfängen des Ackerbaues ein.*) Einfach wie ihre Lebensart und ihre Sprache waren auch ihre religiösen Grundbegriffe. Der helle Himmel, die regenbergenden Wolken, die Blitze, die sie zerreißen, und die Winde, die sie, wie Hunde die Herde, tummeln, die unheimliche Nacht, die schönen Strahlen der Morgenröthe, das königliche Sonnenlicht: alle diese Naturerscheinungen galten ihnen als göttliche Mächte.

Wie lange die Arja vereint geblieben, erzählen uns ihre Sprachen nicht, wohl aber erfahren wir aus ihnen, welche Völkerschaften sich am frühsten von der Heimat gelöst, welche zusammen wanderten, bis neue Trennung auch diese Vereinigung schied. Wohl früh schon hatte die Hauptmasse der Arja den Weg nach Westen eingeschlagen, nur zwei Zweige des Urstammes, die Perser und Inder, waren noch länger in den alten Sitzen geblieben. Dann zogen auch sie vom inneren Asien aus und verbreiteten sich gegen Süden und Osten hin. Sie erreichten das Meer und gingen bald vom Weiden der Rinderherden zum Ackerbau über. Aber in der üppigen Natur, die sie umgab, wandelte sich ihnen allmählich Gesinnung und Sitte. Indessen hatten die Arja des Westens nördlich vom Kaukasus an den flachen westlichen Ufern des kaspischen Sees entlang die Gestade des schwarzen Meeres erreicht und begannen gleichfalls dauernder den Boden zu bauen. Da trennte sich ein Doppelzweig vom alten Stamm, der griechisch-italische, und ging, von Norden einwandernd, in die beiden schönen Halbinseln des Mittelmeeres. Aus ihm erwuchsen zwei Völker: die Griechen, die zu unvergleichlicher Herrlichkeit des geistigen Lebens, und die Römer, die zu einer nie gesehenen Höhe staatlicher Macht und Ordnung erblühten. Ebenso lösten sich selbständig vom mütterlichen Stamme die Kelten los.**) Wie diese aber den Westen Europas, Spanien, Britannien und Gallien erreichten, von wo sie seit dem 5. Jahrhundert v. Chr., in rückwärtsgekehrter Strömung, Italien, die Donauländer, ja Griechenland und Kleinasien überschwemmten und Theile des einen oder andern dieser Länder dauernd besetzten, ist bis jetzt geschichtlich nicht festgestellt. Durch Uneinigkeit geschwächt, verfallend nach kurzer Glanzzeit, sind sie,

*) Andere glauben, daß schon unsere Urahnen ein seßhaftes, ackerbautreibendes Volk gewesen. Arier d. h. nach ihrer Erklärung Pflüger, Ackerbauer hießen sie im Gegensatz gegen benachbarte Nomaden.

**) Findet die Ansicht von der nahen Verwandtschaft des Italischen und Keltischen Bestätigung, würde man von einer Lostrennung des griechisch-italisch-keltischen Zweiges reden müssen, von dem zuerst der griechische, dann der italische sich löste, während der keltische den Weg nach Westen weiter verfolgte.

von Römern und Germanen zusammengedrückt, etwa vom zweiten Jahrhundert v. Chr. an, überall unterlegen, und nur ihre Reste noch hängen an den fernen Klippen des atlantischen Meeres in der Bretagne, in Wales, in Schottland und Irland.

Denn, dem alten Wanderzuge der Arja folgend, kamen nun, noch später als die Kelten abgezweigt, unsere Vorfahren gleichfalls nach dem Westen Europas. Germanen wurden sie von den Kelten genannt, d. h. Nachbarn, oder, wie andere erklären, Rufer im Streit; Deutsche nannten sie sich selbst nach ihrer Sprache (deutsch d. h. volkstümlich im Gegensatz zum Latein, der Sprache der Gelehrten), aber erst mehr als 1000 Jahre später. Die Germanen richteten jedoch ihren Weg nördlicher und besetzten Skandinavien und die deutsche Nord- und Ostseeküste. An der ersteren wird schon zur Zeit Alexanders des Großen ein deutsches Volk, die Teutonen, genannt. Die Germanen selbst aber hatten, als die Römer sie kennen lernten, längst die alten Wanderzüge vergessen und hielten sich für Kinder des Bodens, den sie baueten; oder sie leiteten sich noch lieber von ihren Göttern selber her.

Kimbern und Teutonen. Cäsar und Ariovist.

Die Römer waren seit dem Ende der punischen Kriege Herren der Länder um das Mittelmeer, mithin der damals bekannten Welt. Als sie dann an die Unterwerfung der Kelten westlich und nördlich von dem Italien schützenden Alpenwall gingen, begegneten sie sich unvermuthet mit den Germanen, die in derselben Arbeit begriffen waren. Das erste deutsche Volk, mit dem sie zusammentrafen, waren die Kimbern (Kempen, Kämpfer). Woher diese kamen, ist ungewiß. Damals aber, 113 v. Chr., drängten sie gegen die Ostalpen und suchten die hier wohnenden keltischen Taurisker (am Tauern) zu unterwerfen oder zu durchbrechen. Diese riefen den in der Nähe stehenden römischen Consul um Hilfe an. Papirius Carbo fand den neuen Feind so furchtbar, daß er nur durch Verrath ihn bezwingen zu können glaubte: aber seine falsche Kunst schlug gegen ihn um, und bei Noreja, unfern dem heutigen Klagenfurt, besiegten ihn die Kimbern. Dann zogen sie die Alpen gen Westen entlang, gingen nach Gallien hinein, schlugen hier noch vier consularische Heere, verwüsteten alles Land zwischen Rhone und Pyrenäen und ergossen sich zuletzt über Spanien, wo jedoch ihr Angriff abgewiesen ward. Der „kimbrische Schrecken" ging vor ihnen her, Rom zitterte vor diesen „Barbaren", wie einst vor dem Brennus und vor Hannibal. Denn was man von ihnen vernahm, war furchterregend und seltsam. Man staunte die straffen, gewandten, riesigen Leiber an, das blonde Haar, die

kühnen blauen Augen, die unvergleichliche Körperkraft. Eherne Panzer schmückten sie und hellleuchtende weiße Schilde; dazu Helme, wie seltsame Thierköpfe mit fürchterlich gähnenden Rachen geformt. Als Wurfspieß führten sie einen Speer mit doppelter Spitze; im Handgemenge brauchten sie lange und gewichtige Schwerter. Auch die Weiber erschienen kriegerisch, wenigstens begleiteten sie mit Zuruf die Schlachten; einige unter ihnen, mit weißem Linnengewand angethan, weissagten als Priesterinnen, indem sie den Kriegsgefangenen über ehernem Kessel die Kehle durchschnitten, aus dem herabrinnenden Blute. Als die Kimbern von den Pyrenäen sich wieder gen Norden wandten, gesellten sich noch die Teutonen zu ihnen, ein germanischer Stamm, den uns unbekannte Ursachen aus seiner fernen Heimat jenseits der Elbe so weit nach Westen verschlagen hatten. Der Angriff auf das Belgenland schlug fehl. So beschlossen sie denn das Land zur Ansiedlung, was die Kimbern vordem vergebens von den Römern erbeten, sich jetzt in Italien zu erobern. Die Masse der Germanen ließ eine Theilung räthlich erscheinen. Die Teutonen wollten, der Straße am Meer folgend, südlich von den Seealpen einbrechen; die Kimbern wählten den Weg über die Pässe der östlichen Alpen.

Längst hatte dem römischen Volke gegen eine solche Gefahr nur ein Mann ausreichend geschienen, Gaïus Marius, der Bauernsohn aus Arpinum, der Besieger des Jugurtha. Schon viermal hintereinander Consul, stand er in der provincia Narbonensis (Provence), um die nach Italien führenden Straßen zu überwachen. Durch jahrelange Vorbereitungen hatte er seine Soldaten wieder an die alte Zucht gewöhnt und ihre Seelen gegen den Schrecken, der vor den Barbaren herging, gestählt. Jetzt, als die Teutonen den Weg an seinem wohlbehüteten Lager vorbei nach Rom einschlugen, eilte er ihnen nach und besiegte sie bei den warmen Quellen von Aquä Sextiä (dem heutigen Aix), so daß ihre ganze Masse — an 200,000 Mann — unterging, 102 v. Chr. Dann wandte er sich, im fünften Jahre seines Consulats, nach Italien. Hier waren die Kimbern aus dem Etschthale hereingebrochen, und hatten bereits ein Jahr lang in der Ebene nördlich vom Po gehaust. In der mörderischen Schlacht bei Vercellä, 101 v. Chr., vernichtete er ihr Schlachtviereck, das, $^3/_4$ Meilen lang und gleich tief, gegen ihn anrückte. Noch im letzten Verzweiflungskampf zeigten Männer und Weiber — die zuletzt sich selbst und ihre Kinder tödteten, — den unerschütterlichen Todesmuth und Freiheitssinn. Noch lange blieb den Römern die grausenvolle Erinnerung an das gewaltige Volk; und wohl hatten die Landsleute des Marius Recht, wenn sie damals ihn als „dritten Gründer Roms", als Retter des Vaterlandes begrüßten.

Kimbern und Teutonen erscheinen nur als die kühnen Vorläufer größerer Wanderungen des germanischen Stammes. Bald folgten ihnen neue Massen nach. Doch vergingen mehr als 40 Jahre, während welcher Zeit die römische Republik von Parteiunruhen und Bürgerkriegen zerrüttet ward, ohne daß ein neues Begegnen von Römern und Deutschen auf dem von beiden Völkern umstrittenen Boden Galliens stattfand. Indessen rückten die Germanen im steten Fortschreiten nach Westen gegen und über den Rhein. Im Alpenlande drängten sie die keltischen Helvetier, der Niederrhein war ihnen schon lange keine Schranke mehr. Sollen doch die zahlreichen belgischen Stämme südlich von demselben, bis in die Gegend der Seine und Marne, aus der Mischung von Germanen und Kelten entstanden sein. Bald begannen schweifende Scharen von Germanen, Sueven genannt, auch über den Mittelrhein nach Gallien vorzubringen; nicht auf einmal, sondern in immerfort nachfolgenden Massen, die von 15,000 Mann allmählich auf 120,000 stiegen. An ihrer Spitze stand als Herzog Ariovist, der, in das fruchtbare, lockende Land von den uneinigen Bewohnern selbst hereingerufen, nun nach völliger Eroberung desselben trachtete.

Dies geschah um dieselbe Zeit, 58 v. Chr., als auch Gaïus Julius Cäsar in Gallien für den Staat neue Erwerbungen, für sich Ruhm und die künftige Herrschaft über das ganze römische Reich suchte. Das zunächst bedrohte Volk der Aeduer rief ihn gegen Ariovist zum Beschützer. Mit dem echten Stolze des Römers entbot Cäsar, der es nicht für gut hielt, daß die Germanen sich gewöhnten, allmählich den Rhein zu überschreiten, und für Italien eine neue Kimbern-Gefahr besorgte, den deutschen Heerführer wie ein oberster Schiedsrichter vor sich. Ariovist erwiderte nicht minder stolz: „Wenn er etwas von Cäsar brauche, würde er zu Cäsar kommen; sonst könne Cäsar zu ihm kommen; und was Cäsar in seinem Gallien, das er im Kriege besiegt, zu suchen habe?" So griff man zu den Waffen. Nicht leicht war für Cäsar der Kampf. Auch er, wie einst Marius, mußte erst die Verzagtheit seiner Legionen überwinden, die sich fürchteten, mit Männern zu kämpfen, von denen die Gallier behaupteten, nicht einmal ihre Mienen und die Schärfe ihres Blicks könne man ertragen. Durch List und Geistesgegenwart errang er diesen Sieg, dann, mehr durch Ueberfall als in gleicher Schlacht, besiegte er auch den Ariovist an der kleinen Doller im oberen Elsaß und trieb ihn und seine Sueven die Ill hinab über den Rhein. Doch traten Reste der Besiegten, die Triboker, Nemeter und Vangionen unter römische Botmäßigkeit und wurden von Cäsar auf dem linken Rheinufer zwischen dem Strom, dem Wasgenwald und der Hart als Schutzwehr gegen ihre eigenen Landsleute angesiedelt.

Bei der nun folgenden allgemeinen Unterjochung der Gallier und Belgen, 58—50 v. Chr., wurden auch die anderen deutschen Stämme, die auf dem rechten Ufer des Niederrheines seßhaft geworden, von Rom abhängig. Und Cäsar war entschlossen, weiteres Eindringen germanischer Scharen um jeden Preis zu verhindern. Das mußten die Tencterer und Usipeten zuerst an sich erfahren, die, von den Sueven im Rücken gedrängt, zum Theil den Rhein überschritten hatten, und von Cäsar mit römischer Treulosigkeit vernichtet wurden, 55 v. Chr. Nur ihre Reste blieben auf dem rechten Rheinufer übrig und wohnten anfangs nördlich der Lippe, später zwischen Sieg und Main. Nach solchen Siegen konnte es Cäsar unternehmen, zweimal eine Brücke über den Rhein zu schlagen, und als der erste Römer den herrlichen Fluß zu überschreiten, 55 und 53 v. Chr. Tiefer jedoch in das von Wäldern beschattete, ihm selbst unheimliche Land einzudringen, wagte er nicht. Von dieser Zeit an galt der Rhein als Grenzfluß zwischen dem römisch gewordenen Gallien und dem freien Germanien.

Cäsar selbst giebt in seinen Schriften die erste genauere Kunde von dem Lande und seinen Bewohnern; er zuerst unterschied die Germanen von den Kelten. Er rühmt ihre Kriegstüchtigkeit, ihre Abhärtung, ihre Gastfreiheit, die Reinheit ihrer Sitten. Er kennt im Innern ihres Landes den großen hercynischen Wald (d. i. der Juražug, das Erzgebirge, die Sudeten) und den Bacenis (d. i. das Gebirgsland zwischen Main und Weser oder vielleicht der Harz). Er weiß von fabelhaften oder wunderbaren Thieren, die in jener Wildnis leben, zu erzählen. Was er aber von den öffentlichen Einrichtungen und von dem Gemeindeleben sagt, gilt zunächst wohl nur von den Sueven, mit denen er in nähere Berührung kam. Diese waren noch nicht seßhaft geworden, auch war bei ihnen noch kein Grundbesitz einzelner vorhanden. Der ganze Boden, den sie eingenommen, gehörte der Gemeinde. Nur ein Theil desselben ward abwechselnd bebaut, das übrige brach gelassen. Und nur die eine Hälfte der Männer ward zu diesem Geschäft abwechselnd erlesen, die andere zog auf Krieg und Eroberung. Ehre wie Sicherheit schien es zu bringen, wenn weit um die Grenzen her alles wüst gelegt war. — Ohne Zweifel gab es im Norden und Nordwesten Deutschlands im Gegensatz zu diesen Sueven schon damals gar viele bereits ansessige und deshalb anderslebende, weniger unstete Germanen; doch scheint allerdings die Mehrzahl der Stämme zu Cäsars Zeit bei der Leichtigkeit, mit der sie ihre Sitze wechseln, noch eine Zwischenstufe einzunehmen zwischen dem wilden und launenhaften Wandern der Kimbern und Teutonen und der auf Boden und Heimat gegründeten Gesittung späterer Nachkommen.

Das römische Kaiserreich im Eroberungskampfe gegen die Germanen.

Bald wurden die Römer auch mit den tiefer im Lande wohnenden Germanen bekannt. Julius Cäsar war unter den Dolchen seiner Mörder gefallen; noch einmal hatten Bürgerkriege das römische Weltreich durchwühlt. Endlich erntete Cäsar Octavianus, genannt Augustus, was Julius Cäsar gesäet, eine Macht ohnegleichen, und ward der Gründer der Monarchie. Das große römische Reich ordnete sich im Innern und festigte sich an seinen Grenzen durch Anlage neuer Provinzen. Gegen Germanien folgten diese dem Lauf des Rheines und der Donau. Auf dem linken Rheinufer theilte man zwei Bezirke ab: das obere und untere Germanien (später Germania prima, Germania secunda genannt); längs der Donau lagen drei Provinzen: Rätien (mit Vindelicien), Noricum und Pannonien, alle mit Ausnahme Rätiens von Kelten bewohnt, die von Augustus' Stiefsöhnen, Drusus und Tiberius, unterworfen waren. Außer den oben (S. 7) genannten Stämmen der Triboker, Nemeter und Vangionen dienten am Rhein auch noch andere deutsche Völker den Römern: so die Ubier, welche unter Augustus' Regierung über den Rhein gezogen und auf dessen linkem Ufer im Gebiete des heutigen Köln*) angesiedelt waren; so weiter rheinabwärts der Theil der Sigambrer, welchen des Tiberius arge List zur Ansiedlung auf dem linken Rheinufer bewogen; so die Bataver, im Mündungslande des Stromes. Auch die unmittelbaren Anwohner des rechten Rheinufers, die Tencterer und Usipeten (S. 8) gehorchten Rom. Aber darüber hinaus nach Osten hin saßen freie Germanen. Längs der Meeresküste wohnten von der Mündung des Rheins bis zur Mündung der Ems die Frisen, weiterhin östlich von der Ems bis zur Elbe die Chauken, „starke und gerechte Männer, riesenhafte Gestalten", wie die Römer sie schildern, endlich südlich von ihnen, in dem Flachlande an der mittleren Weser, die Angrivarier. In der Tiefebene an der Lippe aufwärts gegen die Quellen der Ems wohnten die Brukterer und nordöstlich von ihnen, im heutigen Münsterlande, die Marser; südlich von ihnen, vom Quellgebiet der Ruhr, Sieg und Eder bis zum Rhein hin, die Sigambrer. Oestlich von diesen im heutigen Hessenlande saßen die trotzigen, kriegserfahrenen Chatten, südlich von ihnen bis zum Rheingau Reste der

*) Die „Stadt der Ubier" erhielt, als sie 51 n. Chr. zur römischen Kolonie erhoben wurde, den Namen Colonia Claudia Agrippinensis, zu Ehren der Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, der Tochter des Germanicus und der Mutter des Nero.

Sueven Ariovists, während nördlich von den Chatten, von der Weser bis östlich vom Harz, der damals kräftigste Stamm, die Cherusken, ihre Wohnsitze hatten. Von diesen südlich, östlich von den Chatten, über den Thüringer Wald bis zur Donau hin, wohnten die Hermunduren, welche bald mit den Römern in ein nachbarlich befreundetes Verhältnis traten.*)

Dies waren die ansessigen Stämme der Germanen. Sie unterscheiden sich ziemlich scharf von den südlichen und östlichen, schon durch Cäsar beschriebenen, schweifenden Stämmen oder Sueven. Unter diesen waren die Langobarden, noch westlich der unteren Elbe (vgl. Bardengau, und den Flecken Bardewiek), durch ihre Kühnheit, die Semnonen, um Havel und Spree, durch Macht und Größe berühmt. Längs den Küsten des suevischen Meeres (der Ostsee) wohnten im heutigen Mecklenburg die Variner, jenseits der Oder die Rugier, und weiter hinaus um die Weichselmündungen die Guttonen. Das südlich gelegene Land um Warte und Netze hatten die Burgundionen inne. — Von den der Donau zugekehrten suevischen Völkern ward das der Markomannen das wichtigste. Es war unter seinem Herzog Marobod aus der Maingegend in das (keltische) Bojerland, Böhmen, eingezogen, hatte es unterworfen, und ließ sich nun von Marobod eine Königsherrschaft gefallen, die ganz dem römischen Muster abgelernt war. — Im Flußgebiet der obern Oder und Weichsel bis hin, wo die Germanen mit den Sarmaten (den Slaven) grenzten, saßen zahlreiche kleinere Völkerschaften wie die Silinger u. a. m.; im heutigen Mähren, bis nach Ungarn hinein, wohnten die Quaden, noch weiter nach Osten bis gegen die untere Donau die Bastarner, die schon im 2. Jahrh. v. Chr. als Söldner im Heere des macedonischen Königs Perseus genannt werden.

Die Römer waren zu sehr gewöhnt die Völker nur kennen zu lernen, um sie zu unterjochen, als daß nicht auch jetzt, wie Namen und Wohnsitze der germanischen Völker nach und nach bekannt wurden, die Lust, sie zu beherrschen, in ihnen hätte mächtig werden sollen, zumal die Zersplitterung und Uneinigkeit der Germanen leichten Sieg zu verbürgen schien. So begannen sie denn unter Augustus' Regierung den Kampf. Am Rhein übernahm Drusus, der Stiefsohn des Augustus, den Oberbefehl (13—9

*) Einen gemeinsamen Namen für diese Stämme kannte man im Volke nicht. Daß trotzdem ein Gefühl der Zusammengehörigkeit da war, beweist die alte Stammessage, die uns Tacitus bewahrt, wonach alle diese Stämme sich ableiteten von den drei Söhnen des „Mannus, Sohnes des erdgeborenen Tuisco" und sich danach gliederten in die Gruppen: Ingävonen d. h. Völker am Meer (im wesentlichen die späteren Sachsen), Istävonen d. h. Völker am Rhein (später Franken), Herminonen d. h. Völker des Binnenlandes (später Thüringe).

v. Chr.). Er verband durch einen Kanal den Rhein mit dem Zuidersee*) und mit Batavern und Frisen im Bunde griff er erst die Brukterer mit einer Flotte, die in die Ems eindrang, an, dann auch die Chauken (12 v. Chr.). Aber das deutsche Meer schützte durch seine Untiefen und Stürme die Freiheit der Germanen und der Feldzug hatte wenig Erfolg. Im folgenden Jahre drang er in das Innere des Landes bis an die Weser gegen die Cherusken vor, 11 v. Chr., und gründete dann bei seiner gefahrvollen Rückkehr zum Rheine die Burg Aliso am Einfluß der Ahse in die Lippe, nahe dem heutigen Hamm, als Stützpunkt für die östlichen Unternehmungen. Dann schaffte er sich, 10 v. Chr., einen festen Stützpunkt für fernere Unternehmungen, indem er den ganzen Rhein abwärts, von Mainz (Mogontiäcum) bis Xanten (Castra vetera) Kastelle anlegte, und drang darauf, 9 v. Chr., diesmal vom Main aus, erst bis zur Werra, dann aber bis östlich vom Harz, ja bis zur Elbe (Saale?) vor. Hier war das Ende seiner Züge: wie erzählt wird, trat ihm eine „weise Frau" entgegen, warnte ihn, weiter vorzudringen, und schreckte ihn mit der Weissagung seines nahen Todes. Auf dem Rückwege starb er, erst dreißig Jahre alt. Ihm folgte im Oberbefehl sein Bruder, der arglistige Tiberius. Dieser wußte den Zwist der germanischen Stämme so gut zu benutzen und alle Lockungen römischer Macht und Ueppigkeit so gut zu handhaben, daß er sich der Unterwerfung aller zwischen Rhein und Elbe wohnenden Germanen rühmen konnte. Durch treulosen Verrath gelang es ihm, 40,000 Sigambrer an das linke Rheinufer umzusiedeln (S. 9). Schon erhoben sich römische Märkte und Ansiedelungen im deutschen Lande, römische Kaufleute durchzogen es in allen Richtungen. Schon lernten deutsche Fürsten von den Römern, in deren Dienste sie traten, Kriegs- und Regierungskunst. Schon war der Germanen Kraft nicht mehr gefürchtet wie ehedem, Domitius Ahenobarbus, einer der Nachfolger des Tiberius im Oberbefehl, wagte es, römische Legionen über die Elbe zu führen. Nur Marobod (S. 10), der sein Heer auf 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter gebracht, der die suevischen Völker bis zu den Semnonen und Langobarden hin unterworfen, schien noch zu fürchten. Gegen ihn wandten sich nun die Römerscharen vom Rhein her und an der Spitze der Hauptmacht Tiberius vom Süden (6 n. Chr.). Des Marobod Untergang schien unvermeidlich, da rief den Tiberius ein furchtbarer Aufstand der Donauvölker zurück, Marobod erhielt Frieden und nahm ihn an.

Unterdessen verfuhr Quinctilius Varus in Norddeutschland, wo er den Oberbefehl führte, bereits wie der Verwalter einer unterworfenen Pro-

*) Damals noch ein Binnensee mit stromartigem Abfluß zum Meer.

vinz. Längere Zeit ertrugen es die Deutschen. Als er aber ihr heimisches Recht durch das römische verdrängte und alle die römischen Erpressungskünste, wie er sie vordem in dem knechtischen Syrien geübt, in Bewegung setzte: da schwoll nach deutscher Art unter dem Druck langsam aber furchtbar der deutsche Zorn und Freiheitstrutz, und in Arminius, Segimers Sohn, einem jungen Cheruskenfürsten, erstand dem Volk ein Rächer. Er war ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling von edlem Geschlecht, tapferer Hand und schnellem Geist. Im römischen Dienst hatte er römische Kriegskunst und List gelernt. So bereitete er nun die Empörung der norddeutschen Stämme, der Brukterer, Marser, Angrivarier, Chatten, vor allem aber seiner Cherusken vor. Auch Marobod ward aufgefordert, blieb aber, obwohl selbst noch kurz zuvor bedroht, dem Bunde fern. Varus stand indessen sicher in seinen Quartieren an der Weser und verachtete die Warnung des Cheruskenfürsten Segestes, der aus Haß gegen Arminius zum Verräther ward. Als die Eidgenossenschaft gebildet war, empörte sich, der Verabredung gemäß, zuerst ein kleiner, fernwohnender Stamm. Varus brach zu seiner Unterwerfung auf, ja ließ sich von Armin mit deutschen Hilfstruppen begleiten. Aber im „Teutoburger Walde", in der Gegend des heutigen Detmold (oder, wofür die neueren Forscher sich mehr entscheiden, näher dem Rhein bei den Beckumer Hügeln nordwestlich von Lippstadt) umringte ihn plötzlich das gesamte Aufgebot der verschworenen Völkerschaften. Zwei Tage widerstanden die Römer, westwärts der Burg Aliso zurückend, dem Schlachtengrimm des deutschen Landsturms, wie dem strömenden Regen, dem brausenden Sturm, den furchtbaren Waldwegen. Noch schlugen sie am ersten Abend ihr Lager nach den Regeln ihrer Kriegskunst auf, am zweiten nur noch mit dem dürftigsten Nothbehelf; am dritten unterlagen sie, die drei besten Legionen Roms. Ihre Adler gingen verloren, Varus selbst stürzte sich in sein Schwert (9. n. Chr.). Gegen die Gefangenen, besonders die römischen Advokaten, wüthete die Rache der Sieger. Der greise Augustus, und mit ihm Rom, zitterte vor einem möglichen Angriff der Germanen; doch begnügten sich diese frei zu sein.

Um die germanischen Lande von der drückenden Herrschaft der Römer zu befreien, dazu hatten sich die verschiedenen Stämme unter des kühnen Arminius Befehl gestellt, der Bund lockerte sich, sobald die nächste Aufgabe gelöst war. Nicht einmal im Cheruskenlande vermochte Arminius unangefochten seine Stellung als Haupt des Volkes zu bewahren, es wäre Vermessenheit gewesen, auf eine Verbindung der germanischen Stämme zum Angriffskriege gegen Rom zu hoffen, zumal Marobod, damals noch immer Germaniens mächtigster Fürst, auf des Arminius Ruhm nur mit Neid sehen konnte.

So hemmte Uneinigkeit die Kraft der Deutschen, und Germanicus, des Drusus Sohn, konnte es unternehmen, die römische Waffenehre gegen sie wiederherzustellen. Noch im Jahre 14 n. Chr., nach Bewältigung eines furchtbaren Soldatenaufstandes, der bei der Kunde von Augustus' Tod und dem Regierungsantritt des Tiberius (14—37) unter den rheinischen Legionen ausgebrochen war, drang er ins Land der Marser ein, hieb die wehrlos bei einem Festschmaus Ueberfallenen zusammen und zerstörte ihr Heiligtum. Dann griff er, 15 n. Chr., die Chatten und Cherusken an, erreichte die Walstatt der Varusschlacht und bestattete die bis dahin unbegrabenen Gebeine seiner Landsleute. Aber entflammt von den Reden Armins, dessen Weib Thusnelda — er hatte sie bald nach seinem Siege ihrem Vater Segestes entführt — von diesem ihrem Vater, in dessen Gewalt sie gerathen, den Römern ausgeliefert war, erhoben sich noch einmal Cherusken, Chatten und Brukterer gemeinsam, und kaum entging das rückkehrende römische Heer dem Lose des Varus. Dennoch drang, 16 n. Chr., Germanicus auf der von seinem Vater geschaffenen Wasserstraße in die Nordsee und bis an die Weser und schlug Arminius östlich von diesem Fluß in zwei Schlachten, an einem Platz, der Idisiaviso (wohl in der Gegend des Süntel) genannt wird, und am Steinhuder Meer.*) Doch hielt er es für gerathen, zurückzukehren und erfuhr nun mit seiner Flotte, die sich auf 1000 Kiele belief, noch zuletzt die Schrecken des nordischen Meeres. Bald darauf rief ihn der argwöhnische Tiberius zurück. Im fernen Asien starb er (19 n. Chr.).

Von der Zeit an ruhten die Eroberungskriege der Römer gegen die Deutschen. Sie überließen dieselben, nach Tiberius' Rath, ihrer eigenen Zwietracht. Und in der That befehdeten sich bald nachher Marobod und Arminius. Marobod mußte weichen, ward bald darauf durch Katwalda aus seiner Herrschaft vertrieben, und fand zuletzt nur noch bei den Römern Zuflucht und Gnadenbrot. Arminius sank unter den verrätherischen Dolchen seiner eigenen Verwandten, weil er „nach der Alleinherrschaft strebte“ im 37. Jahr seines Lebens, im 12. nach seinem Siege im „Teutoburger Walde“ (21 n. Chr.). Lange noch priesen ihn die Heldenlieder seines Volkes. Er war, selbst nach der Römer Zeugnis, unstreitig der Befreier Deutschlands, vielleicht der erste, der auf eine Einigkeit desselben gehofft hat.

Nur von blutigem Stammeshader wissen die dürftigen Nachrichten der römischen Schriftsteller für die nächste Folgezeit zu berichten. Mit innerem

*) Nach anderen Ansichten ist diese zweite Schlacht in unmittelbarer Nähe von Minden auf dem linken Weserufer geschlagen worden, wäre also schon ein Kampf des Germanicus um ungehinderten Rückzug.

Behagen und wohl nicht ohne Uebertreibung erzählen sie, wie die Cherusken im Kampfe mit den Chatten, diese im Kampfe mit den Hermunduren fast ganz sich aufrieben, wie die Brukterer durch einen ähnlichen Stammeskrieg sanken. Aber deutsche Söldner bildeten jetzt schon den Kern der römischen Heere und setzten mit Kaiser Vitellius noch einmal Italien in Schrecken (69 n. Chr.). Um dieselbe Zeit erhoben sich die bisher den Römern befreundeten Bataver am Niederrhein unter einem kühnen Führer, Claudius Civilis, im Bunde mit Frisen, Brukterern, Tencterern; eine Prophetin Veleda im Bruktererlande leitete mit ihrem Rath die Unternehmungen. Weithin nach Gallien trugen sie ihre siegreichen Waffen und unterlagen erst der neu erstarkenden Römermacht unter Vespasian (70 n. Chr.).

Charakter, Sitten und Gemeindeleben der Germanen.

Bald nach dieser Zeit, um das Jahr 98 n. Chr., schrieb ein römischer Geschichtsschreiber von ernstem Sinn und scharfem Blick, der größte, den die römische Kaiserzeit hervorgebracht, Cornelius Tacitus, seine Germania, das erste Werk, welches uns über das Leben unserer Vorfahren ausführlichere Kunde giebt. Gestalt und Ansehen derselben schildert er ganz wie Cäsar; noch wohnen sie nördlich der Donau, östlich vom Rhein, im Süden der Nordsee, gegen Osten, gegen die Sarmaten (die Slaven, der letztgekommene Zweig der Arier, S. 10), bildet nicht die Natur, sondern gegenseitige Furcht die Grenze. Dem Südländer zwar erscheint das Land als von Wäldern starrend, den Sonnenstrahlen unzugänglich, durch Sümpfe schreckbar: doch war der Ackerbau bereits allgemein. Roggen und Gerste ward gezogen, nur die edleren Obstsorten fehlten noch. Die Gebirge hegten mehr Eisen als Gold und Silber. Nicht mehr war alles Land Gemeindebesitz (Almende); der Boden war zum Theil schon besonderes Eigentum des einzelnen freien Mannes, der sich durch sprödes und stolzes Selbständigkeitsgefühl auszeichnete. Städte, die ihnen Gefängnisse däuchten, waren noch nicht vorhanden. Im allgemeinen lebten sie in Dörfern, doch mit geschlossenen Hofstätten; auch kommen mit Wall und Graben umzogene feste Plätze als Bergungsstätten vor. Blockhäuser, von Baumstämmen fest und stark erbaut und am Giebel mit Kalk getüncht, erhoben sich als Wohnungen des freien Besitzers. Den Acker bauten die Frauen und wer von den Männern zum Waffendienst nicht fähig war. Wer größern Besitz hatte, ließ wohl auch Theile durch Knechte und Hörige bewirthschaften und empfing deren Abgaben. Dem Germanen selbst schien Jagd und Krieg, sonst Nichtsthun, allein des Freien würdig. Die Kleidung bestand in dem wildreichen Lande zwar vor-

zugsweise aus Pelzwerk, doch ward von den Weibern Leinwand gewebt, und bei den Reichern waren Spangen von edlem Metall bereits keine Seltenheit. Heilig war das Hauswesen und vor allem die Ehe, die geschlossen ward, indem der Mann der Jungfrau nicht Gold, sondern ein Roß, ein Rindergespann und Waffen darbot. Das Weib waltete dann hochgeehrt als Herrin (Frau) im Hause; ja in ihr verehrte der Germane etwas Heiliges und Prophetisches. Oft begleiteten die Weiber das ausrückende Heer der Männer zum Kampfe und ihr Ruf befeuerte jenen den Muth. Die Kinder der Freien und der Sklaven wuchsen mit einander auf, bis die Wehrbarmachung den Freigeborenen unterschied. Die Waffen bestanden in der Framea, dem furchtbaren Wurfspieß, den sie auf unglaublich weite Entfernungen schleuderten; ferner in Schwertern, langen Lanzen, Aexten und Keulen, Bogen und Pfeil. Die Schilde waren von Holz und mit glänzenden Farben bemalt. Auch gerüstete Reiter kommen vor, während die Fußgänger, die gewöhnlich mit jenen untermischt kämpften, ohne Harnisch waren. Ihre Schlachtordnung bildeten sie keilförmig; in ihr standen sie nach Familien, Geschlechtern, Gauen zusammengeschart; Bilder wilder Thiere wurden als Feldzeichen den einzelnen Stämmen vorangetragen. Vor der Schlacht stimmten sie den Barritus, den Kriegsgesang, an. Weichen galt nicht für schimpflich, wenn man wich, um zu neuem Angriff sich zu sammeln. Den Schild zu lassen, war die ärgste Schmach. Tempel hatten sie nicht, sie beteten die Götter in Hainen und Wäldern an; ein besonderer Priesterstand, wie die Kelten in ihren Druiden ihn hatten, fehlte; es übte nach alt-arischer Weise der Vater für das Haus, der Fürst für den Gau, der König, wo Königsherrschaft bestand, für den Staat die priesterlichen Dienste: Opfer und Anrufung der Götter. Aber man hatte der religiösen Gebräuche sehr viel: man warf das Los, beobachtete den Vogelflug, horchte auf das Wiehern der Rosse und suchte den Ausgang der Schlacht durch einen zuvor angestellten Zweikampf vorherzusagen. Ebenso achtete man auf Tage und Zeiten, Neumond und Vollmond. — Die großen Tugenden des Volkes, Tapferkeit, Keuschheit, Wahrhaftigkeit und Gastfreiheit, fanden nur in den Lastern des Trunkes und des Spieles einen entstellenden Gegensatz; aber selbst in diesen noch konnte man Stärke des Muths und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung bewundern.

So etwa schildert uns Tacitus den Charakter, so die Sitten unserer Vorfahren, ein vollständiges Bild von ihrem Sein und Wesen gewinnen wir aber erst, wenn wir auch das Gemeindeleben der Germanen uns vorstellen. Tacitus giebt uns auch hier reiches Material, andere Quellen ergänzen seine Skizze zu volleren Formen. Alle Freien hatten an dem

Gemeindeleben Antheil. Es gab zwar neben den Freien noch Edelinge (einen Adel). Aber diese bildeten keinen die Freien drückenden Stand, dazu war ihre Zahl viel zu gering. Ein größeres Ansehen, das vielleicht schon lange hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt war, wohl auch damit verbunden ein größerer Besitz, unterschied sie allein. Das nächste und heiligste Band bildete die Familie (Sippe); in ihr fand der einzelne seinen Schutz und seine Gewähr; für Tödtung oder Verletzung trat sie ein zur Rache oder Acht. Doch konnte vor der Gemeinde der Verletzer sich mit ihr abfinden durch eine bestimmte Buße, indem er das Wergeld zahlte; und so ward der furchtbare Brauch der Blutrache gemildert. Die benachbarten freien Grundbesitzer bildeten unter sich zunächst die Markgenossenschaft, die zusammen ihr Gemeindeland, — Wald, Wiese, Moor und Weide — ihr Almend, hatten. Die einfachste politische Gemeinschaft war der Gau (centena, pagus), der meist nach natürlichen geographischen Grenzen sich schloß. In der Versammlung desselben (zur Neu- oder Vollmondszeit), beriethen alle Freien, von denen jeder in Waffen kam. Hier*) ward der erwachsene Jüngling durch die Schwertleite wehrhaft und mündig gemacht und die versammelte Gemeinde fand das Recht über alles, was Leben und Eigentum betraf. An der Spitze jedes Gaues stand ein Fürst (princeps, bei den Sachsen gogreve genannt), der erwählt, nicht erbberechtigt, nach der Väter Brauch auf der Mal- oder Dingstätte öffentlich unter freiem Himmel Gericht und Versammlung leitete. Der Fürst war auch der natürliche Anführer des Gaues im Kriege: betheiligten sich alle Gaue einer Volksgemeinschaft (civitas) an einem solchen, so ward, wahrscheinlich aus der Zahl der Fürsten, ein Herzog gewählt, der den Oberbefehl führte und nach Beendigung des Krieges wieder in seine frühere Stellung zurücktrat. In wichtigen Fällen kommen Versammlungen der ganzen Völkerschaft (concilia) vor, ebenso Versammlungen einzelner oder mehrerer Völkerschaften zur Verehrung eines gemeinsamen Heiligtums. — Neben Edlen und Freien gab es Halbfreie oder Hörige (sogenannte Liti oder Laten), die ein Eigentum gleichsam nur in Erbpacht besaßen und Steuern dem eigentlichen Grundherrn entrichteten, und vollständig Unfreie oder Knechte, die als kauf- und tauschbare Sache galten, aber doch milde behandelt wurden, oft ein von ihrem Herrn ihnen zugewiesenes Stück Land und eignen Hausstand hatten. Die Liten mochten aus der alten unterworfenen Urbevölke-

*) Andere verlegen diese Handlung vor die Versammlung der ganzen Völkerschaft, für die sie dann überhaupt einen Theil der hier der Gauversammlung zugewiesenen Rechte in Anspruch nehmen.

rung stammen; die Knechte waren meist Kriegsgefangene und deren Nachkommen.

Neben den Stämmen, die eine freie Gemeindeverfassung hatten, gab es frühzeitig auch solche, die unter Königen standen. Aehnlich wie der Adel beruhte auch die Königswürde vor allem auf dem Alter des Geschlechtes, das oft göttlicher Abstammung sich rühmte, heißt doch chuninc selbst wohl nichts Anderes als „der Geschlechtige“ (von chuni das Geschlecht), d. h. einer, dessen Stellung und Würde auf dem Geschlechte beruht. Wo das Königtum besteht, fällt ihm die vereinigte Amtsgewalt des Fürsten wie des Herzogs zu, also Vorsitz in Rath und Gericht, Oberbefehl im Kriege, wird ihm patriarchalische Ehre, gleich den Helden Homers, am gastlichen Herde, im Kreise der Schmausenden und Zechenden, bei Opfer und Festesfeier zu Theil. Erblich war anfangs auch die Königswürde nicht, doch hielt man sich an das einmal geheiligte Geschlecht. Starb dieses aus, so kor man durch Erhebung auf den Schild, wie früher den Herzog, so jetzt den neuen König. — Von besonderer Bedeutung für die älteren Zeiten ist die Sitte der Gefolgschaften. Jünglinge, die noch kein Eigentum hatten, oder solche, die entweder vor der Blutrache flüchtig (sogenannte Rekken) oder als jüngere Söhne ohne Grundbesitz geblieben waren (denn der Deutsche theilte sein Gut nicht gern, sondern hinterließ es gewöhnlich seinem Aeltesten), kurz Heimatlose (elilendi), schlossen sich einem Fürsten oder Könige an, dessen Dienste sie sich in unbeschränkter Treue ergaben. Sie bildeten sein Gesinde (gasindi), er war ihr Herr (hêriro) und Brotgeber (hlâford) und zog an ihrer Spitze auf eigene Hand nach Krieg und Beute aus, um in der Gabenhalle als Schatzspender und Ringvertheiler unter ihnen zu thronen. Je größer die Zahl, je kühner der Muth der Genossen, desto größer war der Ruhm und die Macht des Gefolgsherrn: erklärlich, daß vornehmlich die Könige starke Gefolgschaften um sich sammelten.

So erscheinen uns denn unsere Vorfahren schon um diese Zeit, wo wir zuerst tiefer in ihre Art und Weise hineinblicken, nicht mehr als rohe Barbaren. Sie zimmern, schmieden, weben; sie kennen den Pflug, der den Boden, und das Schiff, das die Welle durchschneidet. Sie haben ein eigentümlich tüchtiges, freies Gemeindeleben, dessen Grundzüge sich bei den Völkern des großen germanischen Stammes bis auf den heutigen Tag erhalten haben oder noch jetzt sich neubeleben. Sie haben eine Sprache, deren älteste Spuren in den auf Kampf, Sieg, Ehre und Kraft hindeutenden Namen noch jetzt vor uns liegen: eine Sprache mit reichen Wurzeln und vom feinsten Bau, mit vollem, feierlichem Klang, und bildungsfähig für die höchsten Aufgaben des Geistes. Was aber mehr als alles dies gilt: sie besitzen in

der sittlichen Kraft ihres Charakters, in ihrer Sittenreinheit, ihrem ungebrochenen Kriegs- und Todesmuth, in ihrer Rechtsachtung und Treue einen geistigen Schatz, der sie fähig macht, bald als das die Welt umgestaltende und verjüngende Volk aus ihrer bisherigen Stille herauszutreten.

Götterglauben der alten Germanen.

Noch ist bisher eine wichtige Seite des Lebens unserer Vorfahren, ihre Religion, unberücksichtigt geblieben, und doch stellt sich in dem, was ein Mensch oder ein Volk glaubt, oft am besten sein Charakter dar. Drum davon hier noch ein Kurzes. Wir lernten bereits oben (S. 4) die religiösen Anschauungen unserer Urahnen, der Arier, kennen; diese sind es, die auch dem späteren, ausgebildeten Götterglauben der Inder, Griechen und Deutschen in gemeinsamen Zügen zu Grunde liegen. Es waren die Kräfte der Natur, die sie unter den riesigen Bäumen, an rauschenden Strömen, auf weitblickenden Höhen und in schauerlichen Waldschluchten verehrten: aber dieselben hatten bereits bei unseren Vorfahren persönliche Gestaltungen angenommen, wenn auch nicht in so vollendetem Grade, wie dies bei den Griechen geschehen. Und noch heute leben diese Gestalten, unserm Volke unbewußt, in Märchen und Sagen, im Zauberspuk und Gespensterglauben unter uns fort und lassen uns schließen auf die einst von unseren Vorfahren verehrten Götter.

Die Deutschen kannten einen Himmelsgott, Wuotan oder Wodan, einäugig — denn der Himmel hat auch nur ein Auge, die Sonne — der den grauen Wolkenhut und den blauen Sturmmantel trägt: im brausenden Wetter fährt er einher, hoch zu Roß durch die Luft, gefolgt vom wüthenden Heer gleich dem wilden Jäger, der sein Abbild in der Sage ist; aber er ist auch der Gott, der den Acker segnet, der den Wunsch erfüllt, den Sieg spendet, überhaupt als Allvater die Weltgeschicke lenkt. Unter den Thieren waren ihm Wolf und Rabe heilig, Rosse fielen ihm zum Opfer; unter den Pflanzen waren ihm Esche und Hasel geweiht. Als sein Sohn galt Donar, der Gewittergott, der aus seinem rothen Bart die Blitze bläst, auf einem Wagen mit Böcken bespannt durch die Lüfte fährt und seinen mächtigen Hammer in unablässigem Kampfe gegen die unholden Riesen schwingt. Den Menschen ist er ein segenbringender Gott, der Beschützer des Ackerbaues, der Begründer der Ehe, der Gott des Eigentums, kurzum der Gott der Kultur. Ihm ist der hochragende Baum, die Eiche, geheiligt und die rothe Eberesche; unter den Thieren der Fuchs und das Eichhörnchen. Ihm zur Seite stand der einarmige Schwertgott, Ziu, Tyr und Saxnot, auf dessen

Beinamen Eru die Eresburg (s. unten) hinweist. — Außerdem ward auch eine Erd- und Himmelsgöttin verehrt, der gleichfalls das Sturmlied vorausklingt; sie kommt unter verschiedenen Namen vor, je nachdem die Erde als die dunkle, die Todten verschlingende gedacht wird, Frau Hel, Holle, oder als die glänzende im weißen Winterkleide, Frau Bertha. Von Tacitus wird sie Nerthus genannt; ihr Wohnsitz, erzählt er, sei auf einer Insel im nördlichen Meer, dort habe sie ihren geheimnisvollen Hain und See, und ihren Wagen, der zuweilen, Friede und Freude bringend, durch die Länder geführt werde. Menschlicher gedacht ist sie die Spinnerin, die Göttermutter, die Haus und Herd segnet, und bei der die noch ungeborenen und die bereits wieder gestorbenen Kinder weilen. Die freundlichen und feindseligen Kräfte der Natur finden mannigfache Gestaltung, besonders in den Zwergen, die die Hüter der unterirdischen Schätze und Meister in feiner Erzarbeit sind, so wie in den unholden Riesen, den alten Herren der Erde, den Feinden der Götter und Menschen.

Das sind die einfachen Grundzüge der deutschen Naturreligion: majestätischer, gleichsam in ein Heldenlied verwandelt, erscheint dieselbe bei unseren nordischen Stammesbrüdern in Skandinavien. Hier hielt das Heidentum sich Jahrhunderte länger als bei uns, und ward durch das Lied der Sänger, der Skalden, nur immer herrlicher ausgebildet. Gedichte dieser Art sind die Edden, im 12. und 13. Jahrhundert n. Chr. gesammelt, die aber zum Theil schon im 7. und 8. entstanden sein mögen. Da thront Odhin — Wodan — auf dem Hochsitz in Walhalla, im Goldhelm und Goldharnisch; auf seinen Schultern sitzen die Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), zu seinen Füßen lagern zwei Wölfe. So lenkt er von oben her die Welt und läßt durch die Schlachtenjungfrauen, die Walkyren, die auf der Walstatt gefallenen Helden zu den ewigen Göttersitzen emportragen. Da werden die Kämpfe Thors — Donars — gegen die Riesen verherrlicht. Da ist, anstatt der deutschen Holda oder Bertha, Odhins Gemahlin Frigg und neben ihr Frija oder Freia, die Göttin der Liebe und Schönheit, die auf dem mit Katzen bespannten Wagen einherfährt. Ihr Bruder ist Freyr, der gabenmilde, strahlende Sonnen- und Frühlingsgott, der auf dem goldborstigen Eber reitet, der Gott der Liebe und Ehe, des Friedens und der Freude, dem die Julzeit, die Wintersonnenwende, geheiligt ist, und von dessen Verehrung vielfache Spuren sich auch in Deutschland finden. — Tiefsinnig deutet dann dieser Götterglaube schon auf seinen eigenen Fall. Das ganze Gebäude der Welt wird nämlich versinnlicht in einer Riesenesche, Yggdrasil, welche durch die Reiche der Welt hindurch ragt, unter welchen Asenheim, wo die Götter, Mannheim, wo

die Menschen, und Jötunheim, wo die Riesen wohnen, die wichtigsten sind. An Urds Brunnen, der an Yggdrasils Wurzeln quillt, sitzen die Nornen, die Schicksalsschwestern. Aber Hirsche fressen von den Knospen des Baumes, ein Drache nagt unter seinen Wurzeln; die Midgardsschlange umwindet im Meer die ganze Erde, selbst Sonne und Mond werden von Wölfen, die sie zu verschlingen drohen, durch den Himmel gejagt. Auch in die Götterwelt ist bereits Tod und Schuld gedrungen. Der schönste und reinste der Götter, Baldur, ist durch des schlimmen Loki Arglist getödtet. Loki selbst ist vom alten Riesengeschlecht; Hel, die Midgardsschlange und der Fenriswolf sind seine Kinder. Vor allem der Fenriswolf und sein Geschlecht bedroht die Götter und die Welt. Noch zwar liegt er im Eisenwalde am Zauberbande gefesselt. Aber in den aufgesperrten Rachen seiner Söhne, die Sonne und Mond jagen, träuft das auf Erden frevelhaft vergossene Verwandtenblut und stärkt sie; es kommt die Zeit, wo sie Sonne und Mond verschlingen. Da wird die Erde erbeben und alle Ketten und Bande werden brechen. Auch der Fenriswolf wird sich losreißen, und dann kommt die Götterdämmerung, das Weltende. Surtur stürmt an der Spitze von Muspelheims Söhnen — den Feuergeistern — über die Brücke Bifröst zum Sturm auf Asenheim; die Midgardsschlange windet sich los, über das Meer kommt Naglfar, das Todtenschiff. Heimdal, der Wächter an Bifrösts Rand, stößt in das Giallarhorn, und der furchtbare Streit beginnt. Im Zweikampfe fallen sie alle, Götter wie Ungeheuer; zuletzt schleudert Surtur Feuer über die Welt, daß sie verzehrt wird. Aber aus den Flammen steigt eine neue wiedergeborene Schöpfung auf; Baldur kehrt zurück, und mit ihm eine selige Unschuldszeit.

Es läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wie weit die Deutschen diesen kühneren Vorstellungen der altnordischen Stammesbrüder gefolgt sind; auch mochten je nach den Landschaften Abweichungen vorkommen. Doch nennt ein deutsches heidnisches Zauberlied, das im 10. Jahrhundert aufgezeichnet, aber viel früher entstanden ist, unter andern Göttern auch den Baldur, und noch nach Karl dem Großen, im 9. Jahrhundert, beschrieb ein deutscher christlicher Dichter (s. unten) den Weltuntergang, von dem die Bibel weissagt, ganz ähnlich, wie die Edden die Götterdämmerung schildern. — Tiefsinn und Ernst, Kampfesmuth und Lebenskraft, das sind die Züge, die aus der Religion unserer Vorfahren nicht minder als aus ihren täglichen Lebensgewohnheiten uns entgegenleuchten.

Friedliche Einwirkung Roms auf die Germanen.

Was über die Germanen das Schwert nicht hatte erringen können, das errang im Laufe der ersten zwei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die großartige Ordnung und Einheit des römischen Kaiserstaates und die Ueberlegenheit römischer Bildung: nämlich einen weithin wirkenden Einfluß, der jedoch die Deutschen nicht, wie dies bei den Kelten meist der Fall war, um ihre Sprache, ihr Recht, ihre Religion, mit einem Worte um ihre Nationalität zu bringen vermochte. Freilich griff jetzt das römische Reich, das länger denn ein Jahrhundert, von Vespasian bis auf Marcus Aurelius, fast nur von trefflichen Kaisern gelenkt ward, über die bisherigen deutschen Grenzen, den Rhein und die Donau, hinaus. Auch der Winkel deutschen Landes, der zwischen dem oberen Lauf beider Flüsse gelegen ist (das heutige Baden, Württemberg, baierische Franken), war gegen Ende des 1. Jahrhunderts und in den beiden folgenden zum römischen Gebiet gezogen und nach römischer Weise militärisch kolonisirt. Eine Reihe von Kastellen und Thürmen, wohl nicht durch fortlaufenden Mauerwall, aber durch Dämme und Straßen mit einander verbunden, zog sich vom mittleren Main, etwa von Aschaffenburg aus, in einem kürzeren Bogen zum Rhein unterhalb Schaffhausen, und in einem längeren bis zur Donau in der Nähe von Regensburg. Ferner ward auch der Winkel zwischen Mittelrhein und Main, das Taunusland, durch solch einen Pfahlgraben umschlossen, der dann, den Strom in geringerer Entfernung begleitend, bis zur Lippe sich hinzog und so die Rheinübergänge deckte. Innerhalb dieser mehr denn 80 Meilen langen Linien wohnten theils angesiedelte altgediente Soldaten, theils Kolonisten meist deutscher oder gallischer Abstammung, die den Zehnten zahlten, weshalb dieses Land auch das Zehntland hieß (agri decumates).

In diesen Gebieten sowohl wie in den römischen Grenzprovinzen erwuchs eine den Germanen bis dahin fremde Kultur. Zunächst entstand, besonders den Rhein entlang, eine Reihe Städte. Im rätischen Lande am Bodensee lag Bregenz, weiter rheinabwärts erstand Augst (Augusta Rauracorum) bei Basel. Im oberen Germanien wurden Straßburg, Speyer, Worms, Mainz gegründet; im unteren Germanien entstanden aus den Kastellen des Drusus (S. 11) die Städte Bingen, Coblenz, Remagen, Bonn, Neuß, Xanten u. a.; ihnen allen voran stand Köln (S. 9), und auf dem ehemaligen Gebiet der gallischen Treverer an der obern Mosel strahlte Trier in allem Glanz einer römischen Stadt. Auch im Donaugebiet erwuchsen blühende Städte: so in Vindelicien Augsburg,

Passau und Regensburg, in Noricum Salzburg, in Pannonien Wien. Von Baden=Baden bis nach Aachen und Spaa hinab war fast jede warme oder mineralische Quelle bekannt, benutzt und meist schon überbaut. In Noricum wurden Eisenbergwerke ausgebeutet. Bald wurden die sonnigen Ufer der Mosel und des Rheines mit Reben bepflanzt; edlere Obstbäume, feinere und seltenere Gartenfrüchte, einen vervollkommneten Ackerbau dankten diese Gegenden den Römern und verbreiteten diese Wohlthaten auch zu den freigebliebenen deutschen Stämmen. Die großen römischen Handelsstraßen, die theils durch Gallien, theils über die Alpen führten, liefen am Rhein und an der Donau aus; aber noch weiterhin gelangte der römische Kaufmann auf noch weniger gebahnten und doch wohlbekannten Handelswegen bis zur Nord= und Ostsee. Im Innern Germaniens handelte er Pferde und Rinder, Pelzwerk und Felle, Daunen, Wolle, ja selbst Wollengewebe ein; Rauchfleisch, Honig, Rüben, Rettiche (letztere wegen ihrer riesigen Größe bewundert) wurden nach Rom versandt; Spargel, am Rhein gewachsen, und einige leckere Fischarten aus den deutschen Flüssen, wie auch seltene Arten Geflügel zierten als Leckerbissen die Tafel des römischen Schwelgers. Die Ostseeküste lieferte den werthvollen Bernstein, und mit dem deutschen Goldhaar schmückten sich römische Frauen.

Die Deutschen bekamen dagegen von Rom den viel begehrten Gold= und Silberschmuck, feinere Kleidung, südlichen Wein. — Aber noch enger wurde die Verbindung der Germanen mit den Römern durch den Söldnerdienst, in den jene sich häufig begaben. Schon Cäsar hatte erkannt, wie gut die deutsche Kühnheit im römischen Heere zu verwerthen sei, schon Augustus hatte den Schutz und die Hut seiner Person der Treue deutscher Garden am liebsten anvertraut. Dies Dienen im römischen Heere griff bald allgemein um sich. Es lag in den deutschen Erbverhältnissen, daß die jüngeren Söhne Waffenhandwerk und Beute suchen mußten (S. 17); der alte deutsche Wander= und Abenteuertrieb wirkte mit; auch erfüllte die Pracht und Herrlichkeit des „ewigen Roms“ den nordischen Sohn der Wildnis mit ehrfürchtigem Staunen und nahm solchem Dienen jeden Vorwurf der Schande. Es kam vor, daß sich deutsche Stämme aus Rom ihren Fürsten erbaten; oder daß ein Kuning mit seinem Gefolge, ja daß ein ganzer Volksstamm gegen Land, welches ihm eingeräumt wurde, sich den Römern zu Kriegsdienst verpflichtete. Deutsche Söldnerscharen kämpften neben den Legionen die Schlachten der römischen Kaiser, hielten Wacht an den fernen Grenzen des Reiches, wie in der Hofburg der Herrscher. Heimkehrend mochte dann der germanische Söldner mit seinen Erzählungen neben dem Staunen zugleich Begehr nach solcher Herrlichkeit in den Seelen seiner Stammes=

genossen wecken, die den Fremden gegenüber nur das Recht des Schwertes und der Stärke kannten. Und die Zeit kam bald, wo die römische Schwäche offenbar wurde.

Entstehung sogenannter germanischer Völkerbünde. Erste Angriffe auf das Römerreich.

Fast drei Jahrhunderte waren seit dem kimbrischen Schrecken vergangen, da pochten von neuem germanische Scharen an des Römerreiches Pforten. Im Rücken von den nachrückenden Slaven gedrängt, unfähig, in den sich verengenden Gebieten die eigene Zahl zu bergen, suchten sie Sitze innerhalb des Römerreiches, und ihr ungestümes Drängen hörte nicht eher auf, bis sie dieselben errungen. Schon der letzte der guten Kaiser, Marcus Aurelius (161—180), führte lange und nicht eben glückliche Kriege gegen die Markomannen und Quaden, welche die römischen Donauprovinzen bedrohten (166—174, 178—180 n. Chr.). Nachdem er zu Vindobona (Wien) gestorben, sank das römische Kaiserreich schnell und unaufhaltsam. Schon unter des Marcus Aurelius Sohn Commodus (180—192) begann der Verfall. Vergeblich versuchten einzelne seiner Nachfolger Einhalt zu thun, die Zustände wurden je länger desto schlimmer. Der Thron wurde meist durch Soldatenrevolutionen gewonnen und verloren, die Provinzen sanken durch Bürgerkrieg, Unordnung der Verwaltung, Pest und andere Unglücksfälle in namenloses Elend. Und während so das Reich im Innern zerrüttet wurde, erhoben die Feinde an den Grenzen immer kühner ihr Haupt und steigerten die allgemeine Verwirrung durch räuberische Einfälle, am kühnsten von allen die Germanen, deren Angriffen die weiten Nordgrenzen des Reiches ausgesetzt waren. Aber auch bei ihnen tritt von dieser Zeit an eine Veränderung ein. Wir hören nicht viel mehr von den kleineren Stämmen, die einst Tacitus genannt hatte. Neue Namen treten uns entgegen, Gesamtnamen für ganze Reihen einzelner Völkerschaften, und auch, wo die alten Namen geblieben, sind sie nicht selten umfassender geworden. Gewiß hängen diese Aenderungen mit Wandlungen des staatlichen Lebens zusammen, aber welcher Art diese gewesen, bleibt leider dunkel. Daß die neuen Namen Völkerbünde bezeichneten, geschlossen zum Kampf gegen die Römer, mit besonderen Heeresverfassungen und mit Heereskönigen an der Spitze, wie man bisher meist angenommen, ist so allgemein gewiß nicht richtig.

Von den Völkern, die so in neuer Ordnung auf den Schauplatz treten, verdienen an erster Stelle Erwähnung die Gothen. In der Völkertafel des Tacitus fanden wir sie um die Weichselmündungen ansessig; schon damals standen sie unter Königen. Ihre alten Sagen, die uns ihr späterer Chronist,

Jordanis, aufgezeichnet, lassen sie herstammen von der Insel Skanz, d. i. Skandinavien. Dort, heißt es, drückt im Winter das Land eine vierzigtägige Nacht, die Gewässer erstarren von Eis und Schnee, und wenn dann die Wölfe darüber laufen, so erblinden sie. Von dort aus, wie ein Bienenschwarm ausziehend, kamen die Gothen über das baltische Meer an die Weichselmündungen. In den weiten Ebenen, welche die Sarmaten (S. 10) bewohnten, fanden sie bis zu der römischen Provinz Dacien, die Trajan zwischen Donau, Theiß und Dnjestr gegründet hatte, keinen ebenbürtigen Gegner. Sie dehnten sich also in dieser Richtung aus, eroberten den größten Theil Daciens und erreichten um die Mitte des 3. Jahrhunderts sogar das schwarze Meer. Zwischen diesem und der Ostsee lagen nun ihre fast unbegrenzten Sitze. Sie theilten sich in Westgothen, südlich vom waldigen Karpathenzuge und östlich bis zum Dnjestr, und in Ostgothen, in den weiten östlichen Ebenen jenseits dieses Flusses. Die ersteren standen später unter dem Königshause der Balthen, die letzteren schon früh unter dem der Amaler. Verwandte Stämme, wie die Gepiden, Heruler, Rugier und Vandalen, waren ihnen angeschlossen; noch weiter nach Osten zwischen Don und Wolga wohnte der halb-arische Stamm der Alanen. Auch slavische Stämme waren in Abhängigkeit von ihnen. Die Gothen unternahmen im dritten Jahrhundert furchtbare Plünderungszüge zu Lande in die benachbarten römischen Provinzen Mösien und Thracien; gegen sie fiel der heldenmüthige Kaiser Decius in einer mörderischen Schlacht; zu Schiffe suchten sie die Küsten des schwarzen Meeres heim, ja sie fuhren durch den Bosporus und die Dardanellen und verwüsteten die kykladischen Inseln, die Küsten Griechenlands und Joniens, wobei sie z. B. den berühmten Dianentempel zu Ephesus verbrannten. Furchtbar haben sie da gehaust, und doch waren die Gothen nicht etwa durch Wildheit berüchtigt, im Gegentheil gerade sie haben sich von Anfang an milderen Sitten und der Kultur zugänglich gezeigt. Auch einen Anlauf zur Bildung eines größeren Staates nahmen sie. Es war um die Mitte des 4. Jahrhunderts, als der Ostgothenkönig Ermanarich seine große Herrschaft in den Ebenen des östlichen Europa gründete. Nur lose war die Verbindung der Völkerschaften, schwerlich darf man sie als ein Reich bezeichnen, als Ansatz dazu war sie immerhin bemerkenswerth.

War wenigstens der Name der Gothen alt, neu nur die Ausdehnung, die er gewonnen, so klingen andere dieser umfassenden Namen im Anfange des 3. Jahrhunderts zum ersten Male an unser Ohr, so zunächst der der Alamannen. Schon ihr Name weist ebenfalls auf eine Vereinigung von Völkern hin. Sie kamen aus dem Osten Deutschlands, waren aus alten

suevischen Völkern zusammengeschmolzen und treten zuerst am heutigen fränkischen Jura, an der östlichen Linie des Pfahlgrabens (S. 21), auf. Bald mußten die Römer ihnen das Zehntland räumen. Vergeblich wurden sie von einzelnen der späteren Imperatoren, vornehmlich von Probus und Julian, mit vorübergehendem Erfolge bekämpft; sie brachen immer wieder vor, und Gallien, selbst das nördliche Italien, hatte von ihren Einfällen zu leiden. Endlich setzten sie sich um den Oberrhein und im Schwarzwald, zwischen dem Wasgenwald und dem Lech und südwärts bis zum Alpenkamme, fest. — Aus den Hermunduren und anderen Völkerschaften bildeten sich die Thüringe, die, unter einem Könige geeinigt, im 5. Jahrhundert durch die ganze Mitte Deutschlands bis an den Harz, ja bis über ihn hinaus, wohnten; im Osten war ihre Grenze der Böhmerwald und weiter nordwärts die Saale. Zwischen ihnen und den Alamannen, östlich vom Odenwalde, am obern Main, saßen damals die Burgundionen, die aber bald weiter zum Mittelrhein, in die Gegenden um Worms, vordrangen, wo sie auch das Christentum annahmen. Die ganze norddeutsche Tiefebene vom Harz bis zur Nordsee und von der Elbe bis fast zum Niederrhein hatten die Sachsen eingenommen. Ihren Sagen und manchen geschichtlichen Winken nach kamen sie von Norden her über die Elbe als Eroberer, und es mögen in sie die alten, hier seßhaften Stämme, namentlich die Chauken, Cherusken und Angrivarier, übergegangen sein. Sie trugen ihren Namen von ihrem kurzen Schwert, sahs, und lebten ohne Königsherrschaft in altgermanischen Gau- und Gemeindeverbänden (S. 16). Endlich am Mittel- und Niederrhein, bei Mainz und an der Maas und Waal, treten die Franken auf, eine Verschmelzung von Chatten, Batavern, Rheinsueven, deren Kern die hier angesiedelten oder zum Theil in der alten Heimat zurückgebliebenen Sigambrer bildeten (S. 9, 11); sie standen unter Stammeskönigen, deren Gewalt erst später ein König in seiner Hand vereinigte (s. unten). Sachsen und Franken, um diese Zeit noch befreundet und meist im Bunde, waren auf ihren leichten Fahrzeugen, mit denen sie die stürmische See beschifften, furchtbare Seeräuber und suchten oft die Küsten Britanniens, Galliens, selbst Spaniens und Siciliens heim. Ruhiger als beide Stämme saßen die Frisen am Saume der Nordsee und auf den davor liegenden Inseln.

Den Angriffen dieser germanischen Völker waren die Römer auf die Dauer nicht gewachsen. Kräftige Kaiser, wie Probus, Diocletian, Constantin der Große, wiesen sie wohl in ihre alten Grenzen zurück: aber die Flut brach stets von neuem los. Die Germanen hatten die Schwäche des Römerreiches kennen gelernt. Das Christentum, das allmählich, gerade unter den Drangsalen von außen, sich über das Römerreich verbreitet hatte

und endlich durch Constantin den Großen die herrschende Religion des Staates geworden war, vermochte diesen als Ganzes nicht zu retten; ja die Laster des Reiches vergifteten jetzt die Kirche und erzeugten spitzfindige Zänkereien um Glaubenslehren, Parteiungen und Despotie. Dagegen nahmen eben um diese Zeit auch die Germanen die ersten Keime des Christentums auf. Längst wohl schon (seit etwa 100 n. Chr.) hatte es in den römischen Städten am Rhein und der Donau, den großen Verkehrsstraßen, Wurzel gefaßt; die Sage knüpft die Gründung der Bistümer Mainz, Trier, Köln und Tongern an Apostelschüler, wie St. Crescenz, Maternus u. a. an. Jetzt trug Vulfila (311—381), entsprossen aus einer westgothischen Familie nördlich der Donau in der Provinz Dacien, das Christentum seinem Volke zu und übersetzte die Bibel ins Gothische. Es ist dies das älteste Denkmal germanischer Sprache, das wir haben. Mit dem Moment aber, wo diese neue größte Geistesmacht von den verderbten Völkern der alten Welt zu den Deutschen überging, war auch die Zeit gekommen, wo sie die letzten Nothwälle des Römerreiches zerbrechen, die Gebiete desselben überfluten sollten, um die Herrn des Erdtheils zu werden an der Römer Statt.

Das Vaterunser aus der Uebersetzung des Vulfila mag uns ein Beispiel geben, wie damals die Sprache der Germanen klang.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein. quimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. jah aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. amen.

Die große Völkerwanderung.

Hunnen. Westgothen. Vandalen.

Lange hatten im innern Hochasien schon Völkerbewegungen stattgefunden, infolge deren zuletzt der finnische (tschudische) Stamm der Hunnen nach Europa einbrach, um hier Wohnsitze zu suchen (um 375 n. Chr.). Gestalt, Lebensart und Sitte dieses Volkes waren sowohl den Germanen, als auch den Griechen und Römern fremd und schrecklich. Ein Nomadenvolk, lebten sie mehr auf Rossen und Wagen, als auf der festen Erde; furchtbar waren sie im Angriff, mit ihren schnellen Pferden, den knochengespitzten Pfeilen und den tückisch geworfenen Schlingen, furchtbar noch im Fliehen und unermüdlich in Erneuerung des Kampfes. Die Gothen glaubten, sie seien aus unreiner Ehe gothischer verbannter Zauberweiber und der Dämonen der Wüste entsprossen, so grauenvoll und häßlich war der erste Eindruck, den dies Volk auf ihre Gemüther machte.

Mit ihrem Einbruch beginnt die sogenannte große Völkerwanderung. Denn mochten der Wanderungen, namentlich germanischer Völker, auch vorher schon viele gewesen sein, in rechten Fluß kam die Bewegung erst jetzt mit dem Auftreten der Hunnen. Westlich von der Wolga trafen sie zuerst die Alanen (S. 24), die sich ihnen unterwarfen. Dann griffen sie die Ostgothen an, die noch unter dem mehr als 100jährigen (?) Ermanarich standen. Sie besiegten sie, vielleicht mit Hilfe innerer Unruhen, und Ermanarich fiel durch Mord oder durch sein eigenes Schwert. Im weiteren Vordringen bedrohten sie nun auch die Westgothen, die unter zwei Fürsten sich getheilt, Athanarich, der an dem heidnischen Götterglauben der Väter festhielt, und Fridigern, der bereits Christ war. Jene fügten sich oder warfen sich in die Karpathen, diese baten um Aufnahme in das Römerreich. Hinter der Donau, als ein im Gehorsam des Imperators stehendes Heer, wollten sie die Grenzen des Reiches schützen. Kaiser Valens gewährte die Aufnahme, und im Frühling 376 kamen sie, 200,000 Mann stark, nachdem sie ihre Waffen abgeliefert, über die hochgeschwollene Donau. Aber im Römerreiche aufgenommen, fielen sie der Habsucht der römischen Beamten anheim, die ihnen ihre

Schätze abnahmen und die versprochenen Leistungen verkürzten. So trieb die Noth die eben noch Flüchtigen und Schutzflehenden zum Aufstande und zum Kriege. Schrecklich ward Thracien heimgesucht, ja bis Thessalien und Macedonien drangen die gothischen Scharen. Vergebens versuchten die römischen Feldherrn ihnen Einhalt zu thun, und als der Kaiser Valens in Person gegen die Feinde im Felde erschien, da besiegten sie ihn in der blutigen Schlacht bei Adrianopel (9. August 378) völlig; Valens selber fiel.

Theodosius, der im Reiche folgte, der letzte große römische Kaiser, wußte sie zu versöhnen, machte sie zu seinen Kriegern und Bundesgenossen und siedelte sie in Thracien an. Ehe er starb, 395, theilte er das Reich, das er noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, unter seiner Hand vereinigt, in einen oströmischen Theil, den sein ältester Sohn Arcadius, und in einen weströmischen Theil, den Honorius erhielt. Aber Arcadius, von seinem Minister Rufinus geleitet, reizte die Westgothen aufs neue. Diese erhoben den kühnen und schlauen Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balthen nach väterlicher Sitte als ihren König auf den Schild, und alsbald durchzog Alarich, indem er Angriff und Belagerung fester Städte vermied, plündernd und verwüstend die ganze griechische Halbinsel (395). Durch die Thermopylen, an Athen vorüber, kam er bis in den Peloponnes — ungehindert betrat sein Fuß die Stätten altgriechischer Herrlichkeit. Erst vom Westreiche mußte Hilfe und Erlösung kommen. Sie brachte des Honorius Minister, Stilicho, von Abkunft selber ein Germane; nur mit Mühe rettete damals Alarich sein Heer in die Heimat zurück. Aber vom Ostreiche erhielt er nun zum Wohnsitze den oströmischen Theil der Provinz Illyrien eingeräumt und ward damit der unmittelbare Nachbar Westroms und Italiens. Gegen Westrom richtete er nun seine Angriffe. Schon 401 fiel er in Italien ein. Noch einmal schlug ihn Stilicho, nachdem er schon die ganze Poebene verwüstet hatte, zurück bei Pollentia am Tanaro, dann bei Verona, und rettete Italien und Rom.

Inzwischen hatte die Bewegung der Völker nördlich der Donau ununterbrochen fortgedauert. Alanen, Vandalen, einst Zugehörige der Herrschaft des Ermanarich, waren nach dem Fall desselben in das heutige Deutschland gezogen. Hier drängten wohl schon jetzt die Slaven von Osten vor und warfen die suevischen Völker aus ihren Sitzen östlich der Elbe. Wie damals die Völker im eigentlichen Deutschland durcheinanderwogten, liegt nicht klar vor uns. Aber es begann schon jetzt jene schöne römische Kulturwelt an der Donau und dem Rhein in Trümmer zu sinken. Ein Heer von pannonischen Ostgothen, denen sich Bruchstücke verbündeter Völker angeschlossen hatten, brach, mehrere Hunderttausende stark, unter der Führung

des Ratiger (Radagaisus) in Italien ein. Auch sie schlug Stilicho, 405 bei Fäsulä unweit Florenz, aber nur mit dem Aufgebot der letzten Kraft des römischen Reiches. Er zog die Legionen vom Rhein und aus Britannien zurück und gab damit diese Gegenden preis, die nun Empörern und den Barbaren zum Raube fielen. Die bisher in Pannonien seßhaften Völkerschaften der Vandalen und Alanen, gemischt mit Sueven, Gepiden, Herulern, Alamannen, Burgunden, überschritten im Winter 406 den Oberrhein, plünderten drei Jahre lang Gallien, warfen sich dann 409 auf Spanien, und hier gründeten die Sueven im heutigen Galicien, die Alanen im heutigen Portugal und die Vandalen in Andalusien Germanenherrschaften auf römischem Boden. Fast alle diese Völker waren bereits Christen und standen unter Königen.

Italien ward um dieselbe Zeit der Tummelplatz germanischer Scharen. Den Stilicho nämlich hatte der Kaiser Honorius hinrichten lassen und sich so selbst seiner letzten Stütze beraubt. Sogleich brach Alarich mit seinen Westgothen in Italien ein, 408. Er rückte vor Rom, das seit Hannibal keinen fremden Feind vor den Thoren gesehen hatte, und wo nun die furchtbarste Hungersnoth ausbrach. Als die römischen Abgesandten großprahlend ihn einzuschüchtern meinten, indem sie mit dem verzweifelten Widerstande einer Million Bewohner drohten, sagte er spöttisch: „je dichter das Gras, so besser das Mähen!“ und als sie, von seinen Forderungen erschreckt, endlich nur noch bange fragten: „Was, o König, willst Du uns denn lassen?“ — „das Leben,“ sagte er stolz und hart. So hatten einst römische Feldherrn gehandelt und gesprochen; jetzt waren die Rollen vertauscht, und demüthig erkauften die ehemaligen Herren der Welt mit ihren kostbarsten Schätzen Alarichs Abzug. Aber er blieb in Italien. Schon 409 stand er wieder vor Rom und 410 fiel die Stadt in seine Hand. Honorius hatte schimpflich sich in das feste Ravenna gerettet und Italien und seine Hauptstadt gleichgiltig preisgegeben. Die Gothen aber benahmen sich, obwohl sie die Stadt plünderten, immer noch menschlicher und milder, als ehedem die Römer in ähnlichen Fällen. Dann führte sie Alarich in den Süden Italiens; es scheint, er wollte über Sicilien nach Nordafrika, der Kornkammer Roms, hinüber. Aber auf dem Wege erlag der jugendliche Held den Anstrengungen und dem Klima, und seine Gothen gaben ihm nächtlich bei Cosenza am Busento sein verborgenes königliches Grab, 410.

Sie wählten Alarichs Schwager, den Athaulf, zu ihrem Könige. Athaulf, der es in der Hand hatte, jetzt das weströmische Reich zu zertrümmern, erkannte, daß seine Gothen doch nicht im Stande seien, an Stelle der Römer ein Reich zu gründen, beugte sich der Majestät des römischen

Namens und trat mit Honorius in Unterhandlung. Ob es zu einer Einigung kam, ist ungewiß; fest steht nur, daß Athaulf Italien räumte und ins südliche Gallien zog, hier nach einigem Schwanken, welche Partei er ergreifen sollte, für den Honorius gegen den Usurpator Jovinus kämpfte, ja endlich dem Kaiser für eine Getreidespende die Auslieferung seiner Schwester Placidia zusagte, die seit 408 sich als Gefangene im Gothenlager befand; aber das Getreide blieb aus, der Mangel nöthigte ihn auf eigene Hand Eroberungen in Gallien zu machen, Narbonne, Toulouse, Bordeaux fielen in seine Gewalt. Wohl um sich einen Rechtstitel auf diese Gebiete zu verschaffen, vielleicht auch, weil so die Versöhnung mit Honorius am sichersten schien, vermählte er sich nun mit Placidia. Zu Narbonne fand die Feier mit hohem Gepränge statt. Neben der Tochter des großen Theodosius saß Athaulf, eine Stufe niedriger als sie selbst; so viel vermochte noch die Hoheit des römischen Kaisernamens. Bald darauf brachen Streitigkeiten zwischen Römern und Gothen aus. Athaulf sah sich genöthigt Gallien zu verlassen; ehe er in Spanien sich recht festsetzen konnte, fiel er zu Barcelona durch Meuchelmord, die Westgothen aber besiegten unter seinem Nachfolger Wallia die germanischen Völker, welche in Spanien sich angesiedelt hatten (S. 29), unterwarfen noch einmal fast die ganze pyrenäische Halbinsel dem weströmischen Reiche und erhielten zum Lohne dafür Sitze nördlich der Pyrenäen zwischen Garonne und Loire und in angrenzenden Landstrichen. So gründeten sie eine Herrschaft, die zunächst sich noch als abhängig vom römischen Reich betrachtete: sie bildeten gleichsam ein Heer im römischen Dienst, das aber statt des Soldes mit Landbesitz entschädigt war. Schon aber waren auch andere Provinzen des weströmischen Reiches von Germanen besetzt. Die Vandalen, jener den Gothen verwandte Stamm, gingen unter ihrem Könige, dem lahmen, verschlagenen Genserich, aus Spanien nach Nordafrika hinüber, 429 (?), und eroberten für sich diese Provinz, die herrlichste des Reiches, die nun auf das fürchterlichste verwüstet ward. Das alte Karthago ward der Sitz eines germanischen Königs, 439. Die Westgothenherrschaft aber umfaßte bald alles Land von Pyrenäen bis zur Loire und südlich der Pyrenäen griff sie immer weiter um sich: schon unter Wallias Nachfolger schwand auch der letzte Schatten römischer Oberhoheit; Tolosa (Toulouse) ward der Königssitz.

Der erste Stoß der Völkerwanderung hatte also dem weströmischen Reiche seine schönsten Provinzen genommen: Afrika, Spanien, Südgallien waren in der Hand gothischer oder doch germanischer Völker.

Angelsachsen. Attila. Untergang des weströmischen Reiches.

Das weströmische Reich eilte seinem Untergange entgegen. Von Gallien, einst der blühendsten Provinz, war nur noch der nördlich von der Loire gelegene Theil römisch und auch dieser ward gegen die Angriffe der Franken, Burgunden, Westgothen nur durch die Thätigkeit des Patricius Aëtius behauptet, der, ein zweiter Stilicho, ein Beschützer und Erhalter des Reiches ward. Damals verlor das Reich auch die wichtige Provinz Britannien. Dies Land war unter römischer Herrschaft blühend, aber auch unkriegerisch geworden. Stilicho hatte es von seinen Legionen entblößt, um Italien zu retten (S. 29). Die keltisch-römischen Bewohner, die Briten, konnten gegen die Einfälle der Picten und Scoten von Schottland her sich nicht selber schützen; so kam man auch hier auf den Gedanken, Deutsche in Sold zu nehmen. Man kannte die Sachsen (S. 25) und die ihnen stammverwandten Angeln und Jüten als kühne Seeräuber, die oft die Küsten Britanniens plündernd heimsuchten. Jetzt rief man sie um Hilfe an. Die Sage erzählt, wie zuerst zwei Edelinge, Hengist und Horsa, mit drei Schiffen an der Themsemündung gelandet (auf Hengist und durch ihn auf Wodan führten die Aeskinge, die späteren Könige von Kent, der südöstlichen Spitze der Insel, ihre Abstammung zurück), bald folgten Sachsen, Angeln und Jüten in dichten Schwärmen, schnell wurden sie aus Beschützern Eroberer und unterwarfen ganz Britannien (von 449 ? an). Nur in den Gebirgen von Wales leistete die alte keltische Bevölkerung, namentlich unter ihrem Könige Arthur, † 537 (dem König Artus der Sage), heldenmüthigen Widerstand. Viele Briten zogen die Auswanderung den unaufhörlichen Kämpfen vor. Sie gingen über den Kanal in die Nordwestspitze Galliens und schufen hier auf dem Boden der alten Armorika ein neues Britannien (Bretagne). In dem eigentlichen Britannien aber entstanden allmählich sieben angelsächsische Königreiche: Kent, Sussex, Essex, Wessex (vorwaltend sächsisch) und Ostanglia, Mercia und Deira (vorwaltend anglisch). Bis über den Firth of Forth hinaus gingen diese deutschen Ansiedelungen; nur in dem schottischen Hochlande blieb die alte keltische Bevölkerung der Gälen.

Als diese Eroberungen der Angelsachsen begannen, erbebte das weströmische Reich von einem zweiten großen Stoß der Völkerwanderung bis in seine Grundfesten hinab. Der Stamm der Hunnen, der die Völkerwanderung begonnen (S. 27), war seitdem in die untere Donauebene und in das heutige Ungarn vorgedrungen. Die germanischen Völker, die einst dem Ermanarich gehorcht, hatten sich ihnen meist gefügt. Und jemehr die

Hunnen als tapfere Männer von ihnen erkannt wurden, jemehr ihre Sitten etwas den Germanen Verwandtes annahmen, um so mehr schwand der erste Abscheu, den diese vor ihnen empfunden: dem Tapfersten zu dienen, galt dem Germanen nicht als schändlich. Seit dem Jahre 433 (?) war Attila oder wie ihn die deutsche Sage nennt, Etzel, König der Hunnen, der das ganze heutige Ungarn, und das freilich arg verheerte Land bis fast zum Rhein hin beherrschte. Zwischen Theiß und Donau, den Karpathen nahe, erhob sich seine Residenz, ein großes, weitläufiges Dorf; darin sein Schloß, ein hölzernes, mit vielen Gängen umgebenes Gebäude, mitten in einem sehr großen viereckigen Hof, der mit Pfahlwerk umwallt war. Attila selbst trug noch das Gepräge des asiatischen Nomaden; er war kurz und untersetzt, mit dickem Kopf, gewaltigem Nacken und kleinen, aber stolz rollenden Augen. Ihm gehorchten außer seinen Hunnen viele deutsche Völker: vor allen die Ostgothen; außer ihnen Gepiden, Turcilingen, Heruler, Rugier, Skiren und selbst die Thüringe, tief in der Mitte Deutschlands; es waren die noch heidnisch gebliebenen germanischen Völker. Auch von den Slaven, die bereits im Osten Europas vordrangen (S. 28), folgten ihm manche Stämme. So stand er da als der gewaltigste Heeresfürst, den die Geschichte der Völkerwanderung kennt, dessen furchtbare Hand zugleich auch nach Osten bis Konstantinopel, ja bis zum Euphrat und Libanon reichte.

Da sich seinen Unternehmungen gegen das oströmische Reich Schwierigkeiten entgegenstellten, so ließ er sich von dem schlauen Genserich, der von dem Westgothenkönige Theoderich und von Rom einen Angriff besorgte und diesen hindern wollte, zu einem Zuge gegen Westen auf Gallien hin bestimmen. Im Jahre 451 brachen seine Völkermassen auf. Er zog die Donau aufwärts, dann durch Böhmen, Thüringen, das ehemalige Burgundenland*) und überschritt den Rhein. Wohin sein Roß trat, da war das Land eine Wüste. Zwei gewaltige Heeressäulen drangen die eine über Trier, die andere über Metz gegen die Loire vor. Schon ward Orleans belagert. Da nahte sich Aëtius, und auf die Nachricht davon hob Attila die Belagerung auf und wandte sich in die Ebene an der Marne und Aube zurück, nach den catalaunischen Feldern in die Champagne, wo er bei einem Orte Mauriacum, eine Meile von Troyes, Stellung nahm. Hier begegneten sich 451 die Heere, es kam zu einer jener gewaltigen Völkerschlachten, wie die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat. Auf Attilas Seite standen vor allem

*) Die Burgunden (S. 25) unter König Gundahar waren von Aëtius mit Hilfe hunnischer Scharen 435 besiegt, dann 437 von diesen letzteren fast vertilgt worden — eine Begebenheit, deren blutiges Andenken im Heldenliede fortlebte — den Rest des Volkes hatte Aëtius nach Savoyen versetzt, von wo sie sich schnell nach der Rhone hin ausbreiteten.

seine Hunnen und unter drei Fürsten die ihm nicht minder treuen Ostgothen: dazu Thüringe, Burgunden, Franken, Gepiden, Rugier, Skiren, eine unzählbare Schar. Aëtius, der letzte Beschützer, jetzt fast der Gebieter des zerfallenden Roms, führte das römische Heer der gallischen Provinz; seine Hauptstärke aber bestand in den von ihm zur Hilfe gerufenen Westgothen, die auf dem Schlachtfelde unter ihrem König Theoderich ihren Stammesbrüdern, den Ostgothen, entgegenkämpften; damit verband er Theile der Franken und Alanen, die zu ihm geflohen, Sachsen, die schon längst am Kanal, und Burgunden, die erst jüngst an der Rhone angesiedelt waren, ja britannische Völker, die, aus England vor den Sachsen weichend, damals eben die Bretagne besetzt hatten (S. 31). So standen hier Germanen gegen Germanen, ja zerrissene Glieder einzelner Völker gegen einander; die christliche, römische Welt gegen die heidnische, hunnische. Die ungeheure Schlacht entschied sich gegen Attila. So heiß war sie gewesen, daß ein Bach, der über das Gefilde rann, vom Blute hoch angeschwellt war, und daß trotzdem die kampfesmüden oder todwunden Streiter ihren Durst daraus gelöscht hatten. Den Sieg hatte der König der Westgothen mit dem Leben bezahlt; aber noch auf dem Schlachtfelde hatten diese seinen Sohn Thorismund auf den Schild gehoben, der alsbald zur Blutrache stürmte. Mit dem Abend zog sich Attila in seine Wagenburg; die ganze Nacht klang die Todtenklage der Hunnen und ihrer Verbündeten furchtbar zu den Siegern herüber; aus den Sätteln seiner Reiterei hatte der König einen Scheiterhaufen bauen lassen, um sich mit seinen Getreuen zu verbrennen, falls Aëtius am anderen Morgen den Kampf erneute, den zu bestehen er nicht mehr hoffen durfte. Aber auch Aëtius war froh, daß die Schlacht ruhte, und ließ die Gottesgeißel, wie man bei den Christen Attila nannte, ungehindert den Rückweg über den Rhein und nach Ungarn hin antreten. — Ein Jahr darauf (452) griff Attila mit seinen Hunnen Italien an; die Stadt Aquileja ward zerstört, die Bewohner der Küsten flüchteten sich in die Lagunen, wo damals die Anfänge Venedigs entstanden; brennend und raubend durchzog Attila die Polandschaften und die Emilia; die ganze Halbinsel lag wehrlos vor dem Eroberer. Da vermittelte der große römische Bischof Leo, daß Attila sein Heer, welches ohnehin von Mangel und Krankheit gedrückt sein mochte, zurückführte. Ein Jahr darauf starb er (453). Mit ihm zerfiel der Hunnen Herrschaft. Die schmucklosen Todtenlieder, die sie bei seiner Bestattung ihrem Helden zu Ehren sangen, waren auch die Grabgesänge der hunnischen Allgewalt. Die Germanen aber machten den gewaltigen Krieger gleichsam zu dem ihren, indem sie ihn neben ihren besten Männern in der großen deutschen Heldensage fortleben ließen.

Wenige Jahrzehnte nur noch dauerte das weströmische Kaisertum. Der feige Kaiser Valentinian III. stieß den Bezwinger Attilas, den Aëtius, dessen selbständige Stellung ihm mißfiel, mit eigener Hand nieder (454). Er selbst fiel bald darauf ebenfalls durch Mord, und seine Wittwe, Eudoxia, die der Mörder des Valentinian gezwungen hatte, seine Gemahlin zu werden, soll selbst aus Rache die Vandalen aus Afrika über das Meer nach Rom gerufen haben. Diese, noch immer unter des alten Genserich Führung, waren die einzigen unter den Germanen, die sich eine Flotte geschaffen, durch welche sie auch bereits über die großen Inseln des Mittelmeeres, über Sicilien, Sardinien und Corsika, geboten. Begierig folgte der „Meerkönig" dem Rufe, und das „goldne" Rom ward 14 Tage hindurch so furchtbar geplündert (455), daß seitdem der Vandalenname für Barbarei und Verheerung sprichwörtlich wurde. Die Kaiser, die nun in Rom rasch wechselten, waren Schattenbilder in der Hand der deutschen Söldnerführer. Denn das ganze Heer des Kaisers bestand nur noch aus Germanen, Trümmern verschiedener Völkerschaften, die dort Sold gesucht hatten. Zuletzt forderten auch diese, wie ihre Stammesgenossen in den Provinzen, Landbesitz in Italien, und zwar den dritten Theil des Bodens. Da dies verweigert ward, machte der Feldherr Odovakar an der Spitze seiner Heruler, Skiren, Turcilingen und Rugier, dem weströmischen Kaisertum ein Ende, indem er den letzten Imperator, einen Knaben, Romulus Augustulus, des Purpurs beraubte und fortan, dem Namen nach als Patricius des Kaisers von Ostrom (der sich nach dem Sturze des weströmischen Kaisertums als rechtmäßigen Herrn des ganzen Römerreiches ansah), in der That aber als deutscher König selbständig in Italien gebot. So fiel durch die Deutschen das weströmische Kaiserreich, nachdem es schon zuvor alle seine Provinzen, Afrika, Spanien, Gallien, Britannien an sie verloren hatte. Dies geschah im Jahre 476. Man schließt mit diesem Ereignis die alte Geschichte; für die deutsche Geschichte bildet es kaum einen Abschnitt.

Theoderich der Große. Rundblick. Neue Zustände der Germanen.

Als das Hunnenreich nach Attilas Tode sich aufgelöst hatte, waren auch die Ostgothen, die damals in den Ebenen der Donau, in Pannonien, wohnten, wieder selbständig geworden. Nachbarn des oströmischen Reiches wurden sie nun statt der Hunnen dessen Plage. Der Sohn eines ihrer Fürsten, aus dem Geschlecht der Amaler, Theoderich, war selbst in Konstantinopel gebildet und ward, schon durch jugendliche Heldenthaten

bewährt, um die Zeit des Falles von Westrom zum König aller Ostgothen erwählt. Ihn forderte der Kaiser auf zur Wiedereroberung Italiens, nachdem er ihn schon früher mit den höchsten römischen Würden und Titeln*) geschmückt, und wie in seinem Namen, in der That aber völlig selbständig, zog Theoderich aus gegen Odovakar, 488. Es galt einen harten Kampf von Germanen gegen Germanen; Theoderich siegte zwar über Odovakar und zwang ihn zur Flucht in das feste Ravenna; aber dieser brach von hier wieder gegen die Gothen vor, lange schwankte das Kriegsglück, bis zuletzt Theoderich, von Westgothen aus Gallien unterstützt, den Odovakar abermals an der Adda schlug und nach dreijähriger Belagerung 493 Ravenna einnahm. Odovakar, der sich auf Vertrag ergeben, ward bald darauf mit seinen Blutsfreunden erschlagen. Nun legte Theoderich sein gothisches Gewand ab, nahm den römischen Purpur an und gebot von Ravenna aus über Italien. Sein Ziel ging darauf hin, römische und gothische Weise zu verschmelzen und die verwüsteten Länder wieder emporzubringen. Und wenigstens das letztere hat er erreicht; die Verschmelzung beider Nationen ward vor allem verhindert durch den Dünkel der Römer gegen die Barbaren — denn das blieben ihnen die Ostgothen immer — und durch die Unduldsamkeit der athanasianischen Römer gegen die arianischen Gothen (S. 38).

Obwohl Theoderich des Großen Regierung und Charakter nicht ohne Flecken war, wie später z. B. auch die Hinrichtung des edlen Boëthius bewies, herrschte er doch über Italien mit großer Weisheit und Gerechtigkeit, so daß selbst die römische Bevölkerung seine Zeit als eine goldene pries (493—526). Das befreundete, dem Schein nach sogar abhängige Verhältnis zu Ostrom behielt er bei. Aber allen germanischen Völkern galt er als der größte und gewaltigste ihrer Könige, sein Rath ward fernehin gefordert und gehört, und als gerade während seiner Regierung Chlodovech mit seinen Franken Gallien unterwarf, fanden Westgothen und Burgunden bei ihm Hilfe, ein Theil der Alamannen Zuflucht und Aufnahme. So durfte er, wenngleich nur vorübergehend, daran denken, alle Germanen gleichsam in einen großen Staatenbund unter ostgothischer Führung zu vereinigen. Und gerade damals hatten die Waffen derselben die weitesten Ziele erreicht, die ihnen gesteckt waren.

Ueberblicken wir kurz die damalige Ausbreitung der Germanen. In Italien, dem Mittelpunkte des alten Römerreiches, das die Germanen gestürzt, hatten die Ostgothen sich niedergelassen; ihre Herrschaft ging von

*) Magister militum und Patricius.

der Rhone und der Donau bis zur Südspitze Siciliens; in Nordafrika, in Sardinien und Corsika, wie auf dem Mittelmeere geboten die Vandalen; in Spanien die Westgothen, neben denen im Nordwesten der Halbinsel noch Sueven selbständig saßen. Ueber Gallien hatten gerade zu dieser Zeit (S. 45 ff.) die Franken sich ausgebreitet, deren Herrschaft damals auch schon die Gebiete der Alamannen mitumfaßte und so bis über den Rhein reichte. Neben ihnen saßen im Südosten des Landes an der Rhone und in der heutigen Schweiz die Burgunden (S. 32, Anm.). Britannien gehorchte den Angelsachsen. Die skandinavischen Völker waren gleichfalls Germanen und ihren südlichen Brüdern in Sprache, Recht und Sitten nahe verwandt. Im Innern des eigentlichen Deutschlands waren die Friesen, die Sachsen und die Thüringe im ganzen an den alten Stellen geblieben (S. 25). Nur der Osten hatte ein anderes Ansehen gewonnen, denn das Land östlich der Elbe gehörte nicht mehr Deutschen, sondern Slaven. Südlich zwischen Donau und Alpen aber saß der neue Stamm der Baiern (Bojoarier), in welchem Gothen und Langobarden verbunden waren mit den alten Markomannen, von deren früheren Wohnsitzen im Lande der Bojer der ganze Stamm den Namen erhielt (S. 10). Weiter die Donau hinab saßen auf dem rechten Ufer die Heruler, auf dem linken, gegen die Karpathen hin, die Gepiden, ebenfalls germanische Stämme. Vom Norden her näherten sich allmählich der Donau die Langobarden (S. 10) und weilten damals gerade in dem heutigen Mähren. So war also die ganze westliche Hälfte unseres Erdtheils germanischer Herrschaft unterthan; diese war an die Stelle der römischen Weltmacht getreten, die nur noch im Osten (Griechenland, Kleinasien, Syrien und Aegypten) ein verkümmertes und vielfach gefährdetes Dasein fristete.

Man würde irren, wenn man sich diese Völker als völlig roh, jedes nur auf eigene Hand und ohne Plan hin handelnd, denken wollte. Im Gegentheil finden wir bei den Helden der Völkerwanderung, — bei Alarich, Genserich, Attila, Theoderich — einen scharfen, weltumfassenden Blick. Zwar wissenschaftliche Bildung besaßen sie noch nicht, und Griechen und Römer bezeichneten sie deshalb als Barbaren. Selbst Theoderich der Große konnte, wenn man der Ueberlieferung glauben darf, nicht schreiben und unterzeichnete seinen Namen, indem er mit schwarzer Farbe über eine Schablone strich, in welche dieser eingeschnitten war. Aber trotzdem paßt der Name von Barbaren im heutigen Sinne nicht mehr auf diese Völker. Ihre schon ursprünglich so schöne, klangvolle Sprache war bereits durch die Poesie weiter entwickelt und gebildet. Und die Sprache war ein mächtiges Band, das alle diese Völker zusammenhielt. Sänger zogen von einem Königshofe zum andern;

und was zu Ravenna vor Theoderich gesungen wurde, das konnte in Karthago bei den Vandalen, in Paris bei Chlodovech, in Burg=Scheidungen bei den Thüringen gleichfalls vorgetragen und verstanden werden. Boten, Gesandtschaften und Briefe gingen und kamen von einem Hofe zum andern; Geschenke wechselten, Ehen und Bündnisse wurden geknüpft. So wußten diese Völker voneinander und kannten ihre Zusammengehörigkeit. Aus diesem Wechselverkehr entstand schon damals das Heldenlied, eine treue Erinnerung an die großen Thaten deutscher Helden in der Zeit der Völkerwanderung: aber die Dichtung gestaltet in kühner Weise die Ereignisse um und rückt zusammen, was in der Wirklichkeit um ganze Menschenalter auseinander liegt, was weite Räume von einander trennen, sie mischt Mythisches mit Historischem. So singt sie von Ermanarich, von Theoderich dem Großen (dem starken Dietrich von Berne*), von seinem treuen Rittersmann Hildebrand, ferner vom Fall der Burgundenkönige, vom weitherrschenden Etzel, und von Sigurd oder Sigfrit, der ursprünglich ein nordischer Frühlingsgott, jetzt ein jugendlicher Held ist, treu und kindlich, arglos und doch gewaltig wie keiner — das vollendete Abbild des deutschen Charakters.

In den eroberten römischen Provinzen saßen die Germanen als die Herren, nun sämtlich unter Königen. Ein Theil des Rechtes der alten Gaugemeinden (S. 16) war auf diese übergegangen, und die neuen Verhältnisse hatten neue Rechte hinzugefügt, wie das Münzrecht, das Recht der Besteuerung der Welschen, die Pflege der Beziehungen zur Kirche, die schon jetzt die größte Grundbesitzerin war, und deren Bischöfe sie zum Theil einsetzten. Die Sieger hatten sich in den meisten Ländern ein Drittel, in einzelnen sogar zwei Drittel von Grund und Boden abtreten lassen — aus jedem Mann also eines solchen erobernden Germanenheeres war gleichsam ein Gutsbesitzer und Edelmann geworden. So standen sie mitten in der alten, lateinisch redenden Bevölkerung dieser ehemals römischen Provinzen, mit der sie sich nicht verschmolzen, und die sie als Welsche (Walchen) bezeichneten. Diese waren zwar in den furchtbaren Kriegen sehr zusammengeschmolzen, doch bildeten sie immer noch den Grundstock der ländlichen Bevölkerung und waren fast allein die Bewohner der Städte. Sie hatten ihr römisches Recht behalten, während die Germanen sich untereinander nach ihrem Stammesrecht richteten. Gewöhnlich waren die Germanen, nach den ersten, meist wilden und grausamen Einbrüchen, milde Herren. Hatten die Einwohner von ihrem Landbesitz viel aufgeben müssen, so war dagegen der furchtbare Steuerdruck weggefallen, der in der letzten Zeit des Römerreichs

*) d. i. von Verona, der zweiten Residenz Theoderichs neben Ravenna.

auf den schon verarmten Unterthanen gelastet hatte. Im ganzen waren auch den Welschen die Germanen Befreier, Befreier von dem Druck der Kaisergewalt und der Willkürherrschaft der kaiserlichen Beamten, die Schöpfer eines neuen, frischeren Lebens. Dennoch befreundeten sich beide Schichten der Bevölkerung, zumeist aus religiösen Gründen, nicht miteinander. Die Germanen waren zwar, als sie die römischen Provinzen eroberten, fast sämtlich Christen, und nur die Franken und Angelsachsen bildeten eine Ausnahme. Aber das Christentum war ihnen in der Form der arianischen Sekte überliefert, deren Bekenntnis später dem athanasianischen hatte weichen müssen, das als das katholische d. h. als das allgemeine der Kirche anerkannt worden war.*) Diesem letzteren hingen die Welschen an, und heftiger Glaubenshaß entzündete diese gegen ihre germanischen Sieger, in denen sie doch nur Barbaren und nun gar noch Ketzer sahen, obwohl diese im allgemeinen duldsam gegen fremde Meinung waren. Die Germanen behielten ihre Heeresverfassung bei. An der Spitze stand der König, dessen Macht immer unbeschränkter ward; unter ihm Herzöge und Grafen als seine Offiziere, Statthalter und Richter. Aus den hohen Beamten entwickelte sich allmählich ein Dienst- oder Hofadel, der an Stelle des alten Erbadels trat, welcher in der Zeit der Wanderungen meist seinen Untergang gefunden. So waren die Deutschen in den eroberten Ländern in der That nur einem Heere vergleichbar, das sich auf unbestimmte Dauer darin einquartiert hat, und ihre Herrschaft schlug keine festeren Wurzeln. Nur die Angelsachsen in Britannien hatten durchgreifend verfahren; hier war die altrömische wie die keltische Bevölkerung geschwunden, und deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht, ja selbst das deutsche Heidentum war hier wieder eingewandert.

Auf Sitten und Charakter hatten die wilden Zeiten des Heer- und Wanderlebens natürlich nicht vortheilhaft gewirkt. Noch zwar achtete sich der Deutsche mit gerechtem Selbstgefühl besser als den lügnerischen, treulosen und feigen Welschen, der in langer Knechtschaft entartet war. Aber auch unter den Germanen kamen treulose und grausame Handlungen jetzt häufig vor, auch verweichlichten einzelne Stämme, besonders die Vandalen im üppigen Afrika. In Kleidung, Waffen, Wohnung ahmten sie die Sitte der Besiegten nach; bald auch in der Sprache. So führte z. B. schon Theoderich der Große seinen Briefwechsel mit fremden Herrschern lateinisch,

*) Es handelte sich bei dem Unterschiede des arianischen und athanasianischen Bekenntnisses um die Lehrbestimmung über die Person Christi. Die Arianer lehrten, er sei Gott ähnlich, aber nicht gleiches Wesens mit ihm; die Kirchenlehre (die athanasianische oder katholische) betrachtet ihn als gleiches Wesens mit Gott.

und schon im 5., 6. und 7. Jahrhundert schrieben die Germanen ihre eigenen Gesetze lateinisch nieder; zuerst die salischen Franken, Westgothen und Burgunden, dann auch die ripuarischen Franken, Alamannen, Baiern, Langobarden. Diese Gesetze sind mit dem, was sie verbieten, die besten Quellen für die Sitten der Zeit. Am häufigsten kommen Körperverletzungen, Mord, Verwundung und Verstümmelung vor; wir sehen also, daß der kriegerische Sinn in Wildheit und Roheit entartet war. Für alle diese Beschädigungen gilt dann noch das alte Wergeld (S. 16). Das Leben des Edlen, Freien und Sklaven, ferner jedes Glied des Körpers: Auge, Ohr, Nase, Hand hat seine besondere Schätzung. Um die Thatsachen festzustellen, galten Zeugen und Urkunden, dann Eid und Eideshelfer, oder, wenn kein anderer Beweis möglich war, Gottesurtheile, bei Freien besonders der Zweikampf. Die noch heidnischen Stämme des eigentlichen Deutschlands, Frisen, Sachsen, Thüringe, Alamannen, lebten nach alter Art und Sitte fort: doch auch sie zeigen nicht mehr den unbefleckten Charakter, wie ihn Tacitus geschildert. Es war eine große Gärungszeit; mit den neuen Bildungselementen wurden auch neue Laster aufgenommen und die frühere Kindlichkeit mußte schwinden.

Untergang der Vandalen- und Ostgothenherrschaft.

Den ernsthaften Angriff einer geordneten Macht konnten die locker gestalteten Germanenherrschaften, uneins mit den unterworfenen Römern, wie sie waren, nicht bestehen. Einen solchen machte zunächst auf zwei derselben der Kaiser Justinian (527—565), der auf eine Zeitlang das oströmische Reich wieder zu Macht und Ansehen erhob, der das römische Recht zusammenstellen ließ, und der durch große Feldherrn siegreiche Kriege führte. Von ihm ward Belisar, 533, nach Afrika gesandt, woselbst die Vandalen verweichlicht und unter sich uneinig, und die unterworfenen und hart gedrückten Welschen in ihrer Gesinnung den glaubensverwandten Oströmern zugethan waren. Mit einer Flotte ausgerüstet, kam er nach mancherlei Gefahren an, schlug den Vandalenkönig Gelimer und brachte ihn so weit, daß er zuletzt in einer Felsenburg, Pappua, Zuflucht suchen mußte, wo ihn Belisar durch einen Unterfeldherrn, Pharas, den Winter über belagern ließ. Als dieser glaubte, so erzählt die Sage, Gelimer würde durch die Noth zur Uebergabe bereit sein, ließ er ihn auffordern, sich zu ergeben. Dies wies Gelimer zurück. „Willst du aber, lieber Pharas,“ fügte er in seiner Antwort hinzu, „mir eine Liebe erweisen, so sende mir ein Brot, einen Schwamm und eine Harfe.“ Und auf die erstaunte Frage des Pharas, was diese Bitte bedeute, erklärte der Bote: „Der König verlangt ein Brot,

denn er hat keines mehr gesehen, seit er auf Pappua eingezogen; einen Schwamm, um seine vom Weinen gerötheten Augen zu kühlen; eine Harfe, um bei ihrem Klange sein Unglück zu singen.“ Gerührt bewilligte Pharas die Bitte; bald darauf, als Hunger und Noth aufs höchste gestiegen, ergab sich Gelimer. Belisar brachte ihn mit all seinen Schätzen in silbernen Ketten nach Konstantinopel. Er endete sein Leben in Galatien, wo ihm ansehnliche Güter angewiesen worden waren. Der Name wie das Volk der Vandalen verschwindet seitdem; Afrika ward wieder römische Provinz (534).

Heldenhafter und größer gingen im Kampfe mit demselben Justinian die Ostgothen unter. Theoderich der Große war im Jahre 526 gestorben. Er hinterließ nur eine Tochter, Amalasuntha, und einen Sohn derselben, Athalarich, auf den, als auf den letzten Amaler, die Gothen ihre Hoffnung gesetzt. Aber der Jüngling starb früh nach einem zügellosen Leben (534). Nun entschloß sich Amalasuntha, einem Verwandten ihres Hauses, den aber Theoderich stets geringgeschätzt, dem Theodahad, die Mitregierung und ihre Hand anzubieten. Dieser aber, um allein zu gelten, ließ die Amalasuntha im Bade umbringen. Jetzt hatte Justinian einen Vorwand gefunden, um auch Italien gleichwie Nordafrika zu unterwerfen. Er erklärte, die Freundschaft, welche die oströmischen Kaiser und das Haus der Amaler verbunden, verpflichte ihn, die Ermordung der Amalasuntha zu rächen. Schon im Jahre 535 zog Belisar mit einem Heere gegen die Ostgothen. Diese hatten sich rasch des schändlichen und feigen Mörders entledigt und aus ihrer Mitte den Vitigis auf ihren Schild gehoben. Lange schwankte der Kampf in Italien, das ganze Land, besonders aber die Städte Mailand und Rom, verloren den letzten Rest ihrer Blüte, zumal da Franken, Burgunden und Alamannen mit in den Kampf sich mischten; endlich nahm Belisar Ravenna, die festeste Stadt des Landes, und führte den Vitigis als Gefangenen nach Konstantinopel. Damit hielt er den Kampf für beendigt. Aber die Gothen hatten nach Belisars Abzug wieder einen anderen König gewählt, den Totila. In ihm schien dem Volke ein Retter in der Noth erstanden. Fast ganz Italien kam wieder in der Gothen Gewalt. Belisar, von neuem nach Italien gesandt, vermochte nichts auszurichten, da er nicht genügend von Konstantinopel aus unterstützt ward. Nach seiner Abberufung fiel auch Rom wieder in die Hände des Totila. Da rückte von Norden her der neue Feldherr, den der Kaiser gesendet, Narses, an der Spitze eines Soldheeres, in dem Griechen, Germanen und Slaven nebeneinander standen, nach Italien. An den Apenninenpässen, nahe dem alten Sentinum, kam es zur Schlacht, in welcher Narses siegte, Totila fiel. Aber noch waren die Ostgothen nicht entmuthigt, sie koren den jungen Teja zum

König, und dieser zog unter tausend Gefahren unverzagt zur letzten Vertheidigung an den Golf von Neapel, an den laktarischen Berg, wo der reißende Sarnus, der Stadt Nuceria und dem verschütteten Pompeji nahe, dem Vesuv gegenüber, in den prachtvollen Meerbusen fällt. Hier schnitt Narses ihnen zuerst die Zufuhr von der Seeseite her ab; dann nöthigte er sie, weiter den Berg hinauf zu weichen, wo sie weder Trank für sich noch Futter für ihre Thiere fanden. Da zäumten sie ihre Rosse los und ließen sie frei, wohin sie wollten: sie selbst traten geschlossen Mann an Mann in ein großes Schlachtviereck zusammen, an dessen einer Spitze Teja wie ein Thurm stand: so boten sie dem Feinde den Verzweiflungskampf. Und den ganzen Tag rang die heldenkühne Schar, wie die Recken in der Nibelunge Noth; bis endlich beim Schildwechsel ein Lanzenwurf den Teja zu Boden streckte. Auch den folgenden Tag dauerte der Kampf, und am dritten Morgen hielt Narses es gerathen, dem letzten Rest eines vormals großen und berühmten Volkes Vertrag zu gewähren. Nur tausend wollten nichts wissen von Vertrag. Sie schlugen sich durch, zogen gen Norden, überschritten ungehindert die Alpen und haben sich unter den andern deutschen Stämmen verloren. So fiel auch das Volk der Ostgothen (553 n. Chr.).

Auch Italien war nun wieder eine Provinz Ostroms. Aber nicht nur dieses Land ging, wie wir gleich sehen werden, binnen kurzem wieder verloren, sondern das ganze Ostreich erlitt bald die schwersten Einbußen. Kaum ein halbes Jahrhundert später stand unter den Arabern der Prophet Muhamed auf mit einer neuen Lehre, die den Gläubigen die Ausbreitung derselben durch das Schwert gebot und denen, die im Glaubenskampfe fallen würden, die Freuden eines üppig ausgemalten Paradieses verhieß. Nun stürmten seine Nachfolger, die Kalifen, mit den Scharen der Moslemim zu Eroberungen, die gegen ganz Asien, aber vorzugsweise gegen das oströmische Reich sich richteten. Syrien, Aegypten, Nordafrika, später auch Kleinasien, wurden dem neuen Glauben, dem Islam, unterthan. So entstand im Osten eine neue, muhamedanisch-arabische Welt, wie im Westen eine christlich-germanische entstanden war. Im Jahre 711 n. Chr. ging Tarek, der Feldherr Musas, sogar von Nordafrika nach Spanien hinüber, und hier fiel das dritte, freilich längst von deutscher Weise entartete Germanenvolk, die Westgothen, deren König Roderich in der Schlacht bei Xeres de la Frontera (am Guadalete) Reich und Leben einbüßte.

Die Langobarden.

In dem Heere, mit welchem Narses dem Reiche der Ostgothen ein Ende machte, bildeten die Germanen den Kern, am zahlreichsten waren wohl in demselben die Langobarden vertreten, sie waren es, die nun Herren von fast ganz Italien wurden. Die Langobarden waren ein norddeutscher, den Sachsen verwandter Stamm, der zuerst auf dem linken Elbufer, im heutigen Hannover und in der Altmark (S. 10) und dann zuletzt, wie wir gesehen haben, in Mähren (S. 36) gewohnt hatte. Als sie sich von hier die Donau entlang verbreiteten, waren sie in Krieg gerathen, zuerst mit den Herulern, dann nach deren Niederwerfung mit den Gepiden. Ihre Königsgeschichte, ihre Wanderzüge, ihre Kämpfe liegen in reicher Fülle der Sagen, die deutlich alte Heldenlieder erkennen lassen, vor uns in den Erzählungen ihres Chronisten, des Paulus Diaconus, der dieselben um die Zeit Karls des Großen aufgezeichnet hat. Er berichtet über die Einwanderung der Langobarden in Italien folgendes: Narses, der Besieger der Gothen und Statthalter des oströmischen Kaisers in Italien, war in Ungnade gefallen und seines Amtes enthoben worden. Ergrimmt darüber rief er, um sich zu rächen, die Langobarden nach Italien. Als sein Ruf an sie erging, als er ihnen edle Südfrüchte schickte, um zu zeigen, wie herrlich und lockend das Land sei, wohin er sie einlud, herrschte über sie der gewaltige Alboin, der den Gepidenkönig Kunimund mit eigener Hand in der Schlacht erschlagen und dessen Tochter Rosamunde zur Gemahlin genommen hatte. Er folgte der Einladung, und im Jahre 568 zogen die Langobarden in Italien ein. So erzählt Paulus Diaconus. Die Geschichte weiß aus jener Zeit nur, daß die Langobarden der Gepiden lange nicht Meister werden konnten, daß endlich Alboin im Bunde mit den von Osten vordringenden finnisch-türkischen Avaren das Gepidenreich vernichtete, der Gepiden Sitze vertragsmäßig, die eigenen freiwillig den Avaren überließ und nach Italien zog.

Schnell unterwarfen die Langobarden Oberitalien, allmählich fast die ganze Halbinsel. Nur was mit der Flotte bewahrt werden konnte, Sicilien, Sardinien und einige Küstenstriche, Ravenna, Neapel, Genua, blieb den Griechen und bildete das Exarchat. Auch Rom blieb dem Namen nach von Ostrom abhängig. In der That stand es fast selbständig unter der geistlichen Leitung des Papstes; so gut wie selbständig war auch Venedig unter seinem Dogen*). Alles übrige Land fiel den Langobarden zu und

*) d. i. dux, Herzog.

ward vom Könige wieder einzelnen Herzögen zugetheilt, unter denen Schultheiße und, diesen wieder untergeordnet, Dekane standen. Die Römer wurden Unterthanen und verloren alle politischen Rechte, ihren Grundbesitz, zum Theil auch die Freiheit. Zum Sitz seiner Herrschaft wählte Alboin die Stadt Pavia. Hier aber ward er nach kurzer Regierung von der Blutrache seiner Gemahlin Rosamunde getroffen. Diese hatte er einst in der Trunkenheit gezwungen, aus ihres eigenen Vaters Schädel, den er zur Erinnerung seines Sieges als Trinkgeschirr führte, ihm Bescheid zu thun. Sie gewann durch List den Helmichis, einen Edlen aus Alboins Gefolge, und ließ ihren Gemahl im Schlaf ermorden (573).

Ihm folgte durch Wahl der Herzöge Kleph, nach dessen baldiger Ermordung die Herzöge ohne Könige zu herrschen versuchten. Später aber erhoben sie doch den Sohn Klephs, Authari, auf den Königsthron. Dieser pflanzte seinen Speer an der Straße von Messina auf, zum Zeichen, daß er Italien bis zum äußersten Ende durchzogen habe. Von seiner Werbung um Theodelinde, die Tochter des Baiernherzogs Garibald, verkündigt Sage und Lied. In Theodelinde aber war, da Authari früh starb, dem Lande eine weise Herrscherin gewonnen. Die Edeln überließen es ihr sogar, einen neuen Gatten zu wählen, und erkannten diesen, den Agilulf, damit zugleich auch als ihren König an. Theodelinde baute den Dom zu Monza, wo später die langobardische Krone (die eiserne genannt, weil ein Nagel vom Kreuz Christi eingeschmiedet war) aufbewahrt ward. Sie bildete den noch rohen Sinn der Langobarden, welche bei ihrem Einzuge in Italien zwar schon (arianische) Christen, doch noch manchen heidnischen Gebräuchen zugethan waren. In diesem Bestreben unterstützte sie der Papst Gregor der Große (590—604), und so kam es, daß viele der Langobarden schon damals der allgemeinen (katholischen) Kirche sich zuwandten, während andere noch arianisch blieben und erst unter König Grimoald (663—671) übertraten; vollständig katholisch ward das Volk wohl erst unter Liutprand, 712—744.

Während sich die kirchliche Einigung des Volkes vollzog, hatte König Rothari 644 auch das Volksrecht aufgezeichnet. So waren die Grundlagen eines festen, gesitteten Staates geschaffen. Die Langobarden, erst wild und grausam, aber bildsam ihrer Natur nach, wurden allmählich fleißige Ackerbauer, die das verwüstete Land wieder emporbrachten. Später verlor die Königsgewalt, die auf Wahl beruhte, sehr an Ansehen. Dagegen erhoben sich die Herzöge immer selbständiger, besonders an den Grenzen, in Benevent, Friaul, Spoleto und Trident. — Auch litt bald das ganze Land viel durch Einfälle der Avaren, die aus den Ebenen der Donau und

Theiß, welche sie eingenommen (S. 42), nach Art der Hunnen in wilden Reiterschwärmen weithin auf Raub auszogen. Schlimmer noch für den Fortbestand des Reiches war, daß der Papst der Langobarden Gegner ward, weil er von einer Erstarkung ihres Reiches Gefahr für die selbständige Stellung Roms (S. 42) fürchtete.

Der fränkische Stamm.

Die Franken. Chlodovech.

Unter allen germanischen Völkern war es allein der Frankenstamm, der berufen war und sich fähig erwies, ein dauerndes Reich zu gründen. Wir fanden Franken (S. 25) am Mittel- und Niederrhein und an der Maas und Waal, woselbst ein Theil von ihnen sich mit der römischen Militärkolonie der Sigambrer (S. 11) zu einem Volke verschmolzen hatte. Diese, zwischen Yssel, Maas und Schelde in der Betuwe und Veluwe und im Toxandergau ansessig, nannten sich die salischen*) Franken; der andere Theil, aus den Rheinsueven und Chatten und den in der Heimat gebliebenen Resten der Sigambrer zusammengeschmolzen, hatte Köln erobert und sich westwärts, wie es scheint, bis zur Maas ausgebreitet, wo sie sich mit den salischen Franken berührten, das waren die ripuarischen Franken. Die salischen Franken hatten sich bereits die Maas und Sambre hinauf in die Gegenden von Lüttich, und durch das heutige Belgien bis nach Gallien hinein verbreitet. Anfangs kühne Seeräuber gleich den Sachsen (S. 25), hatten sie bereits auf den Landkrieg sich beschränkt. Alle Franken aber waren als Krieger gefürchtet. Panzer und Helm wurden nur von wenigen getragen, Brust und Rücken blieben bloß und wurden nur vom Schild gedeckt, von den Hüften ab waren sie mit enganschließenden Linnen oder mit Riemen umwunden, so daß die hohe, straffe Gestalt frei hervortrat. Ihre Bewaffnung bestand vor allem aus der zweischneidigen Streitaxt, die zum Werfen wie zum Hauen taugte; und aus furchtbaren Wurfspießen, die mit Widerhaken versehen waren. Sie selbst schildern sich in ihrer Gesetzsammlung als tapfer im Felde, fest im Bund des Friedens, tiefes Geistes, edelgeboren, lichthell von Ansehen, schön von Gestalt, keck, hurtig, abgehärtet. Von ihren Feinden aber wurden sie, und wohl nicht mit Unrecht, als die treulosesten und grausamsten aller Menschen bezeichnet. Noch waren sie Heiden von un-

*) Vielleicht von dem Gau Salon, dem Salland, an der Isula, Isalia d. i. Yssel.

bezähmter Wildheit der Gesinnung, doch mit den Römern Galliens in vielfacher Verbindung. Allmählich hatten sie aber begonnen, auch ihrerseits Gallien von Courtray, Cambray und Tournay her zu erobern, und erst Aëtius hatte ihnen einen Damm gesetzt. Wie die meisten Germanen, die ihre Heimat verlassen, standen sie unter Königen, die bei den Franken als auszeichnenden Schmuck das ungeschorene, frei um die Schultern wallende Haar trugen. Ein reicher Kranz von Sagen umgiebt die ersten Königsnamen, mehr der Geschichte gehört zuerst Childerich (2. Hälfte des 5. Jahrhunderts) an. Doch läßt auch ihn die Sage noch nicht ganz aus ihrem Bereiche. Wegen seiner Sittenlosigkeit, so erzählt sie, von den Franken vertrieben, floh er zu dem Thüringenkönig Bisino, der ihn gastfrei aufnahm. Statt des Dankes entführte ihm Childerich, als er in sein Reich zurückkehren konnte, sein Weib, die ihm den Chlodovech gebar.

Dieser Chlodovech ist der Gründer des Frankenreiches geworden. Erst 15jährig, folgte er 481 seinem Vater und führte seine salischen Franken zur Eroberung Galliens. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches hatte sich der letzte Rest der Provinz Gallien, der schon vorher unter Aegidius unabhängig genug gewesen war, unter des Aegidius Sohn, Syagrius, ganz selbständig gestellt. Chlodovech ließ ihn auffordern, ganz nach deutscher Weise, Ort und Zeit des Entscheidungskampfes zu bestimmen, worauf der Römer bereitwillig einging. Bei Soissons ward 486 die Schlacht geschlagen, Syagrius unterlag und floh zum Westgothenkönige, von dem er schmählich an Chlodovech ausgeliefert ward, der ihn tödtete. Gallien bis zur Seine, bald bis zur Loire besetzte Chlodovech mit seinen Franken. Dieser Fluß bildete nun die Grenze gegen die Westgothen, die Mosel die Grenze gegen die Alamannen, die Côte d'or gegen die Burgunden.

Die Burgunden (S. 25, 33), deren Lande vom Kamm der Hochalpen bis zu den Sevennen reichten und das ganze Flußgebiet der Rhone bis Avignon umfaßten, standen unter zwei Brüdern, Gundobad und Godegisil, von denen der erstere einen dritten Bruder, Chilperich, durch Mord aus dem Wege geräumt, einen vierten, Godemar, im Kriege getödtet hatte. Chlodovech warb um Chilperichs hinterlassene Tochter Chrotechildis und erhielt so in jedem Falle Grund zum Kriege. Versagten die Burgundenkönige sie ihm, so war eine Beleidigung zu rächen; gewährten sie ihm dieselbe, so erbte er mit ihr den Anspruch auf einen Theil des Landes und die Blutrache für den gemordeten Vater. Die Brüder wagten nicht, ihn abzuweisen; Chrotechildis aber, obwohl Christin, befahl schon bei ihrer Brautfahrt zu Chlodovech, die Dörfer an der Grenze ihres Oheims anzuzünden, und dankte Gott, als sie in die von Feuersbrünsten erleuchtete Gegend hin-

aussah, daß er sie diesen Rachetag habe erleben lassen. Noch zwar ruhte Chlodovech. Aber die Heirat war auch in anderer Beziehung bedeutungsvoll. Chrotechildis lag ihrem Gemahl an, Christ zu werden; er schwankte lange, bis er endlich im Alamannenkriege sich dazu entschied.

Die Alamannen nämlich, am oberen Rhein und der Donau bis zum Lech hin ansessig (S. 24), hatten sich wahrscheinlich nach Abzug der Burgunden (S. 32) den Rhein und die Mosel hinab ausgedehnt und bedrängten nun auch die ripuarischen Franken um Köln. König Sigbert, ein Verwandter Chlodovechs, rief diesen um Hilfe an; er kam und traf im Jahre 496 mit ihnen zu einer harten Schlacht, deren Oertlichkeit sich schwer bestimmen läßt, zusammen*). Als der Sieg schwankte, rief Chlodovech angesichts des Heeres den neuen Gott Christum an und gelobte, sich zu ihm zu wenden, wenn er ihm hülfe. Er siegte und empfing nun von dem heiligen Remigius Unterweisung und dann mit 3000 seiner edelsten Franken die Taufe im Dome zu Reims. „Besänftigt beuge den Nacken, Sigambrer, sprach der Heilige, bete an, was du bisher zerstörtest, zerstöre, was du angebetet." Es war der katholische, nicht der arianische Glaube, zu dem Chlodovech sich wandte: fortan erschien er dem Papste als der „allerchristlichste König", der befugte Beschützer und Verbreiter des rechten Glaubens den arianischen Germanen gegenüber. Die Alamannen bis zum Rhein hin und über den Rhein, bis zur Murg und dem Oosbache, den Neckar bis Laufen, den Main und die Lahn hinauf wurden unterthan und verloren das Land, das fortan Franken genannt ward; das übrige Land vom Neckar ab bis über die Donau und bis zu den Alpen hin (das spätere Herzogtum Alamannien) behielt sein heimisches Recht und seine Volkstümlichkeit, gerieth aber unter fränkische Herrschaft. Einzelne Scharen, die sich nicht fügen wollten, fanden Aufnahme im Ostgothenreiche und wurden wahrscheinlich in Rätien angesiedelt (S. 35).

Bald darauf zog Chlodovech auch gegen die Burgunden. König Gundobad, von seinem Bruder verrathen, ward bei Dijon geschlagen, 500 n. Chr. Er floh nach Avignon, sein Reich nahm Godegisil in Besitz. Doch bald sammelte Gundobad frische Streitkräfte, eroberte sein Land zurück, tödtete den Bruder und vereinigte alle Burgunden unter seiner Herrschaft, so daß er mächtiger war als zuvor. Chlodovech, der wohl um diese Zeit die keltische Bevölkerung der Bretagne unterworfen hatte, ließ ihn gewähren, ja Gundobad erscheint als Bundesgenosse Chlodovechs, als dieser zur Eroberung des west-

*) Früher nannte man sie bei Zülpich (Tolbiacum), weil dort Sigbert nachweislich einmal mit den Alamannen gekämpft hat. Der Ort, wo Chlodovech siegte, lag wohl am Oberrhein.

gothischen Theiles von Gallien, des Landes südlich der Loire, auszog. Hier gebot nach einer Reihe glänzender Könige, die seit Wallia (S. 30) gefolgt waren, der schwache Alarich II., Theoderichs des Großen Schwiegersohn. Dem Chlodovech gab die Religion Vorwand und Stütze zu dieser neuen Eroberung. „Es kränkt mich tief, daß diese Arianer einen Theil Galliens inne haben, laßt uns mit Gottes Hilfe ausziehen, sie bezwingen und das Land in unsere Gewalt bringen!" sprach er zu den Seinen. Trotz der Abmahnung und Drohung Theoderichs des Großen griff er den Alarich an. Die katholischen Welschen samt der Priesterschaft waren für Chlodovech und gegen ihre arianischen Herren und bahnten ihm den Weg zum Siege*) unfern Poitiers (507). Alarich II. fiel, Chlodovech unterwarf sich alles Land bis zur Garonne und darüber hinaus. Da Theoderich der Große sich des jungen Amalrich, seines Enkels, annahm, blieb diesem der Süden Galliens bewahrt, die Provence aber ward zum Ostgothenreich gezogen und auch Avignon dem Gundobad entrissen. Von dieser Zeit an ward Spanien der Hauptsitz des noch immer blühenden Westgothenreichs (bis 711, S. 41) und Toledo statt Toulouse Residenz.

Um den ganzen Stamm unter seiner Herrschaft zu vereinen, beseitigte Chlodovech durch tückische List und argen Mord auch die kleinen Könige, seine Verwandten, die bisher noch selbständig einzelne Theile der Franken in den alten Wohnsitzen beherrscht hatten. Dem Sohn des ripuarischen Königs Sigbert, der in einer Alamannenschlacht verwundet worden war, ließ er sagen: „dein Vater ist lahm und alt, sollte er sterben, würde dir sein Reich und meine Freundschaft mit Recht zufallen." Als der Sohn, den arglistigen Worten folgend, den Vater im Buchenwalde**) ermordet hatte, ließ ihn Chlodovech als Vollstrecker der Blutrache erschlagen und sich von dem Stamme als König anerkennen. Gegen einen andern reizte er seine Edlen durch Geschenke zum Abfall und schlug ihn dann angesichts seines Heeres mit der Streitaxt nieder. Bei jeder dieser Thaten hatte er ein treffendes Wort bereit, wie denn eine Art rohen Witzes schon jetzt diesem Stamme eigen ist. Als er seine ganze Sippe ausgerottet hatte, hörte man ihn oft klagen, daß er so freundlos und allein stünde — er that es aber nur aus Arglist, damit, wenn ihm jemand der Seinen entgangen wäre, dieser sich zeigen solle, damit er auch ihn wegräumen könne. Dennoch fiel dieser Gegensatz blutiger und grausamer Thaten mit dem Christenglauben, den er bekannte, in dieser wilden Zeit und

*) Fraglich, wo? bei Vouglé? Vouillé? Voullon? Das letztere das wahrscheinlichste.

**) Die Buchonia d. i. die Gebirge zwischen Main und Weser (Rhön, Vogelsberg), schwerlich etymologisch in Verbindung zu bringen mit dem Bacenis des Cäsar. (S. 8).

bei diesem wildesten der germanischen Stämme keinem auf; ja der Bischof Gregor von Tours, der Geschichtsschreiber der alten Franken, sagt von ihm: „So fällte Gott täglich seine Feinde unter seiner Hand und vermehrte sein Reich, darum, daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel.“ — Der oströmische Kaiser hatte sich beeilt, um bei ihm wie bei Theoderich dem Großen den Schein einer Oberhoheit zu retten, ihn gleichfalls zum Patricius zu machen. Stolz ritt Chlodovech in dem Purpurmantel, der ihm von Konstantinopel übersandt war, vor seinen Franken einher; denn noch immer übte der Name Roms und des Kaisers auch auf Barbaren etwas von jenem Zauber, den er so lange Jahrhunderte besessen hatte, und erst jetzt galt die Macht des Frankenkönigs auch in den Augen der Welschen als rechtmäßig.

Chlodovech ist der Gründer des Frankenreiches; mit mancher Blutthat, aber mit ungewöhnlicher Kraft und Kühnheit hat er es aufgebaut. Es begann im Süden von der Garonne, folgte dem Zuge der Sevennen und der Côte d'or, griff dann nach Osten weit über den Rhein, gegen Neckar, Main und Werra hin, und umfaßte weiter nordwärts die niederrheinische Tiefebene bis zum Meer. Im Westen bildete der atlantische Ocean die Grenze. Dieses Reich umschloß also deutsche wie welsche Länder, wurzelte aber fest am alten heimischen Boden, aus dem es stets neue Kraft sog, und eben darum war ihm keine bloß vorübergehende Dauer beschieden, wie den Gothenherrschaften, sondern in ihm beginnt der mittelalterliche Staat, beginnt ein neues Leben, wo römische Form mit deutscher Kraft sich durchdringt. Chlodovech gebot von Paris aus, einer Stadt, die schon vor der Römer und Cäsars Zeit bestanden, über sein weites Reich. Hier starb er, 511, im besten Mannesalter, im 45. Jahre seines Lebens.

Die Merovinge.

Chlodovech hinterließ vier Söhne, unter die nach Frankenart das Land getheilt ward, und auf die des Vaters blutiger und gewaltthätiger Sinn forterbte. Der älteste Sohn*), Theoderich, aus einer früheren heidnischen Ehe entsprossen, erhielt gleichwohl den Hauptantheil. Ihm fiel das ganze östliche, überwiegend deutsche Land zu, das später unter dem Namen Austrasien begriffen wurde. Reims war seine Residenz. Drei jüngere Brüder, Söhne der Chrotechildis, theilten das westliche, ursprünglich römische (welsche) Gebiet, das später Neustrien genannt wurde, und zwar so, daß Chlo-

*) Siehe die Stammtafel auf der folgenden Seite.

domer von Orleans, Childebert von Paris und Chlothachar von Soissons aus das umliegende Land beherrschten. Trotz der Theilung galt das Frankenreich als ein einiges, von Chlodovechs Nachkommen, dem Königsgeschlecht der Merovinge (benannt von einem König Merovech oder von der Meruwe?) beherrscht. Die Söhne vollbrachten denn auch gemeinschaftlich ihre Eroberungen.

Im Thüringen-Reiche hatten die Söhne des Bisino (S. 46) ebenfalls getheilt; der älteste aber unter ihnen, Ermanfrid, vermählt mit einer Nichte Theoderichs des Großen, einer Frau aus dem Amalerstamm, hatte, von dieser gereizt, seine beiden Brüder verdrängt und erschlagen. Schon an diesen Vorgängen hatten Franken Theil genommen; jetzt klagten diese über Vertragsbruch und alte, noch ungerächte Grausamkeiten der Thüringe: „Greise seien unter Lastwagen gelegt und so ihnen die Glieder zermalmt worden, Knaben seien an den Flechsen der Seite an Bäumen aufgehängt worden." So war der Charakter auch der unvermischt gebliebenen deutschen Stämme entartet! — Deshalb machten sich von Chlodovechs Söhnen Theoderich und Chlothachar zum Kriege wider Ermanfrid auf. Ermanfrid zog sich nach einer ersten Niederlage zurück, aber die Franken verzweifelten dennoch am Siege, bis sich die Sachsen ihnen zur Hilfe erboten. Beiden Völkern gelang es nun, das Thüringische Königreich zu stürzen. Die letzte Feste desselben, Burg-Scheidungen, ward erobert, Ermanfrid ergab sich dem Theoderich und wurde bald, als er arglos mit diesem auf den Mauern von Zülpich wandelte, meuchelmörderisch in die Tiefe gestürzt. So berichtet uns Gregor von

---

*) Childerich I. † 481.
|
Chlodovech † 511.

- Theoderich † 533.
  - Theodebert † 548.
    - Theodebald † 555.
- Chlodomer † 524.
  - Theodebald, Gunthar (v. d. Oheimen ermordet).
- Childebert † 558.
- **Chlothachar I.** † 561. [558—561.]
  - Charibert. † 567.
  - Guntchram. † 593.
  - Sigbert (Brunechildis).
    - Linie ausgest. 613.
  - Chilperich (Fredegunde).
    - **Chlothachar II.** † 628. [613—622.]
      - **Dagobert** † 638. [630—632.]
        - ⋮ Childerich III. bis 751.
      - Charibert v. Aquitanien. † 630.

Tours*); reicher ausgeschmückt, offenbar nach sächsischen Heldenliedern, erzählt die Geschichte Widukind von Korvei (a. d. Weser), ein sächsischer Chronist aus dem 10. Jahrhundert, der ausführlich zu melden weiß, wie Ermanfrid den Franken und Sachsen erlag, dann durch seinen eigenen Getreuen Irinc den Tod fand und von demselben an dem verrätherischen Frankenkönige gerächt ward. Ermanfrid und Irinc lebten im deutschen Volksgesange fort und treten noch in dem Nibelungenliede auf, wo sie durch Hagens und Volkers Schwert gefällt werden. Sachsen und Franken theilten das Land, so daß die ersteren den Gau Nordthüringen zwischen Ocker, Harz, Bode, Elbe und die Gegend südlich vom Harz an der Saale, Helme bis zur Unstrut erwarben, das übrige Land aber dem Frankenreiche unterthan ward, 531. Das Land um den Main ist wenigstens später von Franken bewohnt und führt den Namen Franken, nur dem Lande zwischen Unstrut und Waldgebirge blieb der alte Name, nur hier die Volkstümlichkeit der Thüringe.

Burgund war frei, so lange Gundobad lebte, bis 516. Ihm folgte sein Sohn Sigmund, der das Kloster St. Moritz in Wallis, wo die heilige Lanze aufbewahrt ward, gegründet hat und von der Kirche als Heiliger verehrt wird. Er war mit einer Tochter Theoderichs des Großen vermählt. Als sie früh starb, nahm er eine ihrer Dienerinnen zum Weibe, und als diese im Schmucke ihrer Herrin bäurisch einherstolzirte, ward sie von dem jungen Sigerich, dem Sohne der Verstorbenen, verhöhnt. Sie bewegte nun den Vater zur Ermordung des eigenen Sohnes, der im Schlafe erdrosselt wurde. Durch diese That hatte Sigmund nicht nur die Blutrache der Ostgothen, die bisher Burgund geschützt hatten, herausgefordert, sondern sich auch wehrlos gegen den Angriff der Franken gemacht. Die Söhne der Chrotechildis, Chlodomer, Childebert und Chlothachar, griffen ihn an, 523, besiegten ihn, und Chlodomer ließ ihn, seine Gemahlin und seine Kinder in einen Brunnen werfen; er selbst aber fiel bald nachher im Kampfe gegen den Rest der Burgunden unter Godomar, Sigmunds Bruder. Childebert und Chlothachar theilten nun sein Land, obwohl er zwei Knaben hinterlassen, die in Chrotechildis' Schutz geblieben waren. Diese ließen die Oheime nach Paris kommen und schickten dann der alten Mutter ein Schwert und eine Schere, um damit anzufragen, ob die Söhne getödtet oder geschoren und in ein Kloster gestoßen werden sollten. „Eher mögen sie sterben", rief Chrotechildis, und in dem Burghofe zu Paris schlachtete sie der blutige Chlothachar mit eigener Hand trotz ihrer rührenden Bitten. So herrschte Mord und Verbrechen im Hause der Merovinge. Während dessen hielt sich Godomar noch

*) Der freilich von einer Theilnahme der Sachsen nichts erzählt.

acht Jahre, ehe er fiel (532). Da besetzten die Franken das Land, und Burgund war dann neben Austrasien und Neustrien ein dritter Theil des Frankenreiches.

An dem Todeskampfe der Ostgothen in Italien (S. 41) betheiligten sich zu neuen Eroberungen auch die Franken, indem sie treulos bald zu den Gothen, bald zu den Oströmern hielten. Dabei gewannen sie auch noch die Provence und die Theile Rätiens, die einst Theoderich den flüchtigen Alamannen angewiesen (S. 47). Nach dem Fall der Ostgothen (553) kamen auch die Baiern unter ihrem Herzogshause, den Agilolfingern, in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Franken.

Da das Geschlecht der übrigen Söhne Chlodovechs rasch endete, und Chlothachar alle anderen überlebte, so kam das ganze große Frankenreich noch einmal unter einen Herrn, 558. Als er starb, 561, theilten seine Söhne von neuem, und wieder ward Bruderkrieg und Blutvergießen allgemein im Frankenlande. Die Sitten verwilderten furchtbar, fast keine Volksgeschichte ist an Grausamkeiten, keine Fürstengeschichte an Verbrechen und Bluthaten reicher, als die der Franken und die der Merovinge. Vor allen zeichneten sich durch unauslöschliche Rachsucht zwei Königinnen aus, deren Gedächtnis durch ihre Verbrechen fortlebt. Chilperich und Sigbert, zwei Söhne Chlothachars, hatten zwei Schwestern, westgothische Königstöchter, zu Weibern genommen, Galsuintha und Brunechildis. Chilperich aber hatte zuvor die Fredegunde, eine frühere Gemahlin niederer Herkunft, verstoßen; diese ermordete die Nebenbuhlerin und nahm bei dem schwachen Chilperich ihre Stelle wieder ein. Brunechildis trat zur Blutrache auf für ihre Schwester und reizte ihren Gemahl Sigbert zum Kampfe gegen den Bruder: es folgte eine Reihe von Schlachten und Bluthaten, Fredegunde ließ den Sigbert ermorden, man traute ihr zu, die Mörder ihres eigenen Gemahls Chilperich gedungen zu haben, Brunechildis überbot die verhaßte Gegnerin noch in Greueln, und erst, als fast das ganze Geschlecht sich in gegenseitigem Wüthen vernichtet hatte, und die greise Brunechildis zuletzt nach langer Marter und Verhöhnung am Schweife eines wilden Pferdes zu Tode geschleift war, kam mit ihrem Besieger, dem Sohne Chilperichs und der Fredegunde, Chlothachar II., dem Frankenreiche Friede. Er beherrschte noch einmal allein das ganze Gebiet, 613—622 († 628). Ihm folgten seine Söhne Dagobert und Charibert. Letzterer erhielt in der Theilung nur ein kleines Gebiet von der Garonne bis zur Charente als Königreich Aquitanien: von hier aus aber unterwarf er in siegreichen Kämpfen mit den Basken das Land zwischen der Garonne und den Pyrenäen. Als Charibert 630 starb, wurde sein Besitz wieder mit dem Frankenreiche vereint, doch

lockerte sich die Verbindung schnell. Schon im Anfang des 8. Jahrhunderts finden wir Herzöge von Aquitanien fast selbständig.

Von Dagobert an verläuft die Geschichte der Merovinge zwar ruhiger und weniger blutig, aber es war auch mit der Kraft des Geschlechts vorbei, und die Macht der Könige sank zum Schatten herab neben ihren großen Beamten. Die spätere Fabel stellte die Entartung des einst gewaltigen Geschlechts in einem Traumgesicht dar, das schon die Mutter Chlodovechs, die zauberkundige Basina, ihren Gatten habe sehen lassen: zuerst war ihrem Bunde mit Childerich ein Löwe entsprossen (Chlodovech), dann reißende Bären und Wölfe (seine Söhne und Enkel), zuletzt spielende Hündlein. Wenigstens trifft der Vergleich vollständig zu.

Der Staat der Merovinge. Die Kirche.

Trotz aller dieser Zerrüttungen und Bürgerkriege erwies sich der fränkische Staat von Anfang an fester und dauerhafter als die anderen Germanenherrschaften bisher. Als Chlodovech zuerst den Syagrius besiegt hatte, ließ er zwar der welschen Bevölkerung ihren Grundbesitz; aber theils die Staatsländereien, theils die verlassenen Güter waren so groß, daß er doch sich und die Seinen reichlich bedenken konnte. Als er die Alamannen unterworfen hatte, hatte er den Landbesitz ihrer Edelinge und aller Gefallenen ebenfalls als Königstheil für sich genommen und große Domänen (Krongüter) daraus gemacht. Aehnlich hatten die Söhne Chlodovechs später in Burgund und Thüringen verfahren. So war ein großer Theil des eroberten Landes Königsbeute und Königseigentum geworden. Freilich hatte der König die Einzelnen seines Volkes, die ihm als Krieger zur Eroberung gefolgt waren, ebenfalls mit Landeigentum bedenken müssen. In dem besetzten Gebiet waren Franken angesiedelt. Sie saßen auf dem zugewiesenen Antheil als ihrem freien Eigentum. Aber die Ländereien, welche dem Könige persönlich zu eigen blieben, waren doch noch so ausgedehnt, daß er sie unmöglich allein bewirthschaften konnte. Es war von je der deutschen Könige Tugend gewesen, daß sie ihren Getreuen spendeten (S. 17), die Könige der alten Germanen thaten das mit rothem Golde, der Franken Könige vornehmlich mit Land und Gütern. Wohl ziemte dem Beschenkten Dankbarkeit und Ergebenheit gegen den Spender, aber irrig wäre es, in diese Zeit schon den Begriff des L e h e n s (beneficium, später feudum) hineinzutragen. Nicht zur bloßen Nutznießung wurden die Güter den Getreuen g e l e h n t, während dem König das Eigentumsrecht blieb, es waren S c h e n k u n g e n in g r o ß a r t i g e m M a ß s t a b e, die hier vorgenommen wurden, Schenkungen, die allmählich den König klein

und seine Umgebung groß machen mußten. — Das Frankenreich zerfiel in Regierungsbezirke, die Gaue, die in den germanischen Landestheilen den Völkerschaften oder auch nur den alten Gauen (S. 16), in den Gebieten mit römischer Bevölkerung den Stadtgemeinden entsprachen. An der Spitze des Gaus stand der vom König eingesetzte Graf, welcher mit der Heerführung, der Einnahme der Krongefälle, dem Vorsitz bei Gericht, der Sorge für den Landfrieden betraut war. Unter den Grafen standen die Centenare d. h. die Vorsteher der Centenen (Hundertschaften), in welche die Gaue zerfielen, über den Grafen standen die Herzöge, theils als Oberanführer, theils als Stammesfürsten. — Die Franken hatten sich zum katholischen Christentum gewandt, mithin war die bisherige Geistlichkeit geblieben. Diese waren, da Deutsche den Heerdienst vorzogen, zum großen Theil Welsche d. i. römisch redende, der alten Bevölkerung angehörende Leute. Auch sie wurden nicht mit Geld, sondern mit Land besoldet; durch Schenkungen umfassendster Art wurden die Kirchen die größten Landbesitzer. Die höheren Geistlichen, Bischöfe und Erzbischöfe standen an Macht den Ersten im Reiche gleich. So traten dann auch Welsche (Romanen) in den Rath des Königs und in die Reihen der fränkischen Großen und mischten sich mit ihnen. Gerade die Kirche war es, die durch Verpachtung oder dem ähnliche Verleihung an ärmere Freie einen Stand schuf, die sogenannten Minderfreien, die sich nicht wenig von dem freien Grundbesitzer unterschieden. Die altgermanische Gemeinfreiheit schwand unter solchen Verhältnissen allmählich mehr und mehr zusammen. Der kleine Eigentümer konnte sich neben dem großen Grundbesitzer nicht behaupten, er gerieth in eine Art von Abhängigkeitsverhältnis, die Zahl der freien Männer blieb von nun an im Frankenreiche in stetem Abnehmen.

Ueber allen im Frankenreiche stand der König. Das vorhandene Königsgeschlecht, in heidnischer Zeit verehrt wegen seiner Abstammung von den Göttern, noch in der christlichen Zeit von einem Schimmer dieses früheren Glanzes umflossen, blieb an der Spitze, bis es ausstarb; dann fiel das Wahlrecht dem Volke wieder zu, dann huldigte man nach altgermanischer Weise dem neuen König durch Heben auf den Schild. Der König trug als Zeichen seiner Herrschaft ums Haupt, von welchem die Locken lang und ungeschoren herabwallten, einen goldenen Ring, im Kriege trug er ihn um den Helm; in der Hand hielt er die Lanze, im Frieden die Königsgerte, das spätere Scepter, einen langen, weißgeschälten, natürlich gewachsenen Stab. So zog er auf seinem mit Ochsen bespannten Wagen durch das Land, kehrte auf seinen Krongütern (Domänen, Pfalzen) ein und hielt, auf erhöhter Stelle sitzend, an jeder Gerichtsstätte selbst Gericht. Dann stand sein zu Hofdienst verpflichtetes Gefolge, die Antrustionen, ihm zur Seite. Aus

ihrer Mitte wurden auch die Aemter besetzt, die zur persönlichen Bedienung des Königs da waren: das Amt des Schatzmeisters oder Kämmerers, der die Kleinodien bewahrte; des Marschalkes, der die Pferde unter Aufsicht hatte, auch im Felde Abtheilungen führte; des Seneschalk, des „ersten unter den Knechten", der wohl die Tafel des Königs besorgte, und des Schenken, der den Wein herbeischaffte und darreichte. Zu diesen vier Aemtern kamen dann noch das des Referendarius oder Kanzlers, der das große Siegel des Königs bewahrte, das des Pfalzgrafen, der nicht, wie später, selbständig für den König Gericht hielt, sondern dem König oder dem Majordomus, der diesen vertrat, als rechtskundiger Beistand bei seiner höheren Gerichtsbarkeit beigeordnet war, und das des Majordomus, der als Vorsteher des Palastes und Hofes bald der erste von allen Hofbeamten ward. Er gebot den jungen Leuten, die für des Königs Dienst sich vorbereiteten, am Hof wie im Felde, er vertrat den König im Rath und im Gericht, er hatte die Regierung für den Minderjährigen, er hatte die entscheidende Stimme wohl auch bei der Verwaltung des Königsgutes, bei Austheilung und Einziehung von Land.

So war an der ursprünglichen Verfassung der Germanen, wie wir sie aus Tacitus kennen lernten (S. 14—17), schon manches geändert. Noch bestand der Gau, noch sprachen die Gaugenossen unter dem Vorsitze des Gauvorstandes das Recht, aber den Gauvorstand, den Grafen, ernannte der König, der König war auch sonst mit einer Machtvollkommenheit ausgerüstet, wie sie sich mit den alten Anschauungen der Germanen schwer vertragen hätte. Wenn die Wanderungen das Königtum bei den Germanen allgemein gemacht, die folgende Zeit diente nur dazu, es zu kräftigen und zu stärken (S. 38). — Von hoher Bedeutung in diesem Staate war jetzt schon die Kirche. Denn wenn auch die Bischöfe von dem Könige, dem bei Besetzung der Bistümer die Entscheidung zufiel, gar abhängig waren — der Zusammenhang mit Rom und dem Papste war sehr gering — die Streitigkeiten und die immer größer werdende Schwäche der Merovinge hob auch die Kirche zu großer Macht. Es waren namentlich die Welschen, welche auf diesem Gebiete ihre Herrschaft auszuüben suchten. Man kann nicht sagen, daß die fränkische Kirche der ihr zufallenden Aufgabe ganz gerecht geworden: weder um die Bekehrung der heidnischen Germanen im Frankenreiche hat sie sich ernstlich bemüht, noch der allgemeinen Verwilderung Einhalt gethan, aber sie hielt doch einen Rest der römischen Bildung, hielt die lateinische Sprache fest, und, so roh sie selber sein mochte, gegenüber den wilden und grausamen Franken erschien sie als eine Fürsprecherin der Milde und Sittlichkeit. Oft genug bat ein Priester bei einem grausamen fränkischen Herrn für einen gemiß-

handelten Sklaven, hier und da rührte das Wort eines Bischofs einen frevelhaften König. Vor allem aber boten die Kirchen den Verfolgten aller Art eine Zuflucht; sie hatten, wie man es nannte, das Asylrecht. Nicht bloß Altar und Tempel selbst, sondern der ganze heilige Bezirk von Höfen, Gebäuden und was sonst dazu gehörte, galt für unverletzlich. Man hätte geglaubt, die Rache des Schutzheiligen, die sich in schreckenden Wundern offenbarte, herauszufordern, wenn man diesen Gottesfrieden gebrochen hätte; und eher belagerte man solch ein Asyl lange Zeit, wie z. B. Chilperich (S. 52) es that, als sein Sohn Merovech sich vor ihm in die Kirche des heiligen Martin von Tours geflüchtet hatte. Besonders dieser Heilige und sein Asyl galt den Franken hoch, schon seit Chlodovechs Zeiten. So erlangte die Kirche, wenn auch nur langsam, einen erziehenden Einfluß auf ein Volk, das wohl den Namen Christen, sonst aber schlimmere Sitten als die altgermanischen Heiden hatte.

Das Amt des Majordomus in der Familie der Pippiniden. Das Lehnswesen.

Das wichtige Amt eines Majordomus (S. 55), welches in jedem der Haupttheile des Frankenreiches, in Austrasien, Neustrien und Burgund bestand, kam in Austrasien seit Dagobert I. an Pippin den Aelteren, einen Mann aus einer vornehmen fränkischen Familie, deren Güter zwischen Maas, Mosel und Roer, also im „Herzen Austrasiens" zu suchen sind. Der Einfluß eines Majordomus war bereits so groß, daß Grimoald, Pippins Sohn und der Erbe seines Amtes und seines Ansehens, den Versuch machte, seinen Sohn Childebert auf den Thron der Frankenkönige zu heben. Aber noch überwog bei den fränkischen Großen die Ehrfurcht gegen ihr altes Königsgeschlecht, und Vater und Sohn büßten den Versuch mit dem Leben (656). Der Mannsstamm Pippins des Aelteren war dahin, aber eine seiner Töchter, spätere Nachrichten nennen sie Begga, war mit Ansegisel vermählt, dem Sohne des Bischofs Arnulf von Metz, der an edlem Geschlecht — auch er war ein Franke, kein Romane — den Pippiniden nicht nachstand. Aus dieser Ehe entsproß Pippin der Mittlere, der die gesamten Güter des Geschlechts erbte und in dem sich immer selbständiger entwickelnden Austrasien die Macht und Stellung eines Herzogs erlangte. Dieser wagte den Krieg gegen den König und den Majordomus von Neustrien, schlug sie bei Testri, 687, in der Nähe von St. Quentin, ward dann Majordomus des gesamten Frankenreichs und nannte sich schon Herzog und Fürst (dux et princeps) der Franken. Aber er schonte, durch das Beispiel seines Ahnherrn belehrt, die königliche Würde der Merovinge und begnügte

sich, die Macht derselben zu besitzen. Diese ging bei seinem Tode auf seinen Sohn, Karl Martell, über, der freilich erst harte Kämpfe in seiner eigenen Familie, gegen die heidnischen Frisen und im Frankenreiche zu bestehen hatte, ehe er sie völlig gewann. Aber er zeigte sich so großer Gewalt würdig. Die Herzöge der dem Frankenreiche zugewandten Völker, von Aquitanien, Alamannien, Baiern und Thüringen, waren nicht gewillt, dem Majordomus wie einst dem Könige zu gehorchen. Es schien, als sollte mit dem Sinken des merovingischen Königtums auch das Frankenreich wieder in Stämme und Völkerschaften auseinanderfallen. Aber Karl erzwang sich Ansehen, und er und sein Geschlecht waren bald dem Frankenreiche mehr, als ihm die Merovinge je gewesen waren.

Die Araber nämlich, von ihrer neuen Religion begeistert, hatten, wie wir gesehen haben, im Fluge von ihrer wüsten Halbinsel über Aegypten und Nordafrika sich verbreitet; von da aus hatten sie 711 das Westgothenreich gestürzt und fast ganz Spanien erobert (S. 41). Schon 720 hatten sie nördlich der Pyrenäen festen Fuß gefaßt, die Bemühungen des Herzogs Eudo von Aquitanien, gegen Karl seine Unabhängigkeit zu wahren, erleichterten ihnen die weitere Ausdehnung ihres Gebietes. Jetzt griff der Emir Abderrhaman den Eudo selbst an. Besiegt rief dieser Karl zu Hilfe. Zwei jugendlich kräftige Völker, zwei noch in der Entwicklung begriffene Religionen begegneten sich: es mußte sich zeigen, ob fernerhin arabisch-muhamedanisches, ob germanisch-christliches Wesen den Sieg davon tragen sollte. Karl bot die gesamte Streitmacht des Frankenreiches, vor allem die Austrasier d. h. die rein deutschen Stämme des Reiches, auf. Bei Poitiers kam es 732 zu einer großen Schlacht, die an Furchtbarkeit und Bedeutung kaum jener großen Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern nachstand: sechs Tage lang lag man gegen einander, endlich am siebenten behauptete den Sieg Karl, den man seitdem Martell d. i. der Hammer nannte: er war der Retter des abendländischen Christentums und der germanischen Selbständigkeit geworden. Später rang er den Sarazenen auch die Gegenden an der untern Rhone ab, die sie mit Hilfe aufständischer burgundischer Großen lange besetzt gehalten, indem er Avignon wieder eroberte und sie ein zweites Mal bei Narbonne schlug, 737.

Hier ist der Ort, der Entstehung des Lehnswesens zu gedenken, einer Veränderung im Staate der Germanen, die in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts fast vollständig entwickelt, für die weitere Ausbildung nicht bloß des fränkischen, sondern aller mittelalterlichen Staaten entscheidend gewesen ist. Die Gründe der Neubildung sind zu suchen in dem Aufkommen der Minderfreien (S. 54) und in der Heerverfassung, die auf unentgeldlichem

Kriegsdienst beruhte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Stellung des Minderfreien immer abhängiger wurde, je größeren Besitz die Grundherrn (seniores) in ihrer Hand vereinten. Als nun die Majoresdomus, um die Heeresfolge zu vereinfachen, den Grundherrn einen Theil der gräflichen Rechte, namentlich Ausrüstung und Führung ihrer Leute, für ihre Güter übertrugen, da hatte bald jeder Große ein Gefolge von ursprünglich freien Leuten, die ihm den Treueid, die sog. Kommendation, leisteten. Sie heißen Vassen oder Vasallen (homines). Das Gut, welches sie bewirthschafteten, ward ihnen nun zu Lehen (beneficium, der Name feudum erst später) d. h. zum Nießbrauch, gewöhnlich auf Lebenszeit, gegeben. Unter der Führung der Grundherrn übten sie die auf dem Grund und Boden haftende Dienstpflicht aus. Solche Grundherrn waren auch die Karolinger. Indem sie nun als Majoresdomus und dann als Könige Krongut an ihre früheren Standesgenossen verliehen, gewannen sie sich die Aristokratie des Reichs und ein stets schlagfertiges Reiterheer.

Kurz vor seinem Tode theilte Karl Martell († 741) das Frankenreich unter seine beiden Söhne, Karlmann und Pippin. Der ältere Karlmann erhielt die deutschen, Pippin die romanischen Lande. Wie mit einem Erbreiche seines Geschlechts verfuhr Karl mit dem Frankenreiche, hatte er doch auch die letzten Jahre seines Lebens ohne einen Merovingischen König regiert. Erst seine Söhne erhoben in Childerich III. wieder einen Merovingischen Schattenkönig auf den Thron. Es war ein hartes, gewaltthätiges Geschlecht, das ein Unrecht nicht scheute, um zum Ziel zu gelangen. So kämpften sie bald gegen Verwandte (z. B. ihren Bruder Grifo), bald beugten sie nacheinander die Herzöge von Aquitanien, Alamannien, Baiern, die ihnen, wie einst ihrem Vater, widerstrebten. Neben der Gewaltthätigkeit stand dann oft plötzliche Bekehrung und mönchische Buße: so bei Karlmann, der sich aus dem wilden Treiben in das Kloster Monte Casino zurückzog, 747. Pippin der Kurze — so nannte man ihn später wegen seiner Gestalt — blieb seitdem an der Spitze sämtlicher Franken.

Er erwarb zunächst die Freundschaft des Papstes. Die Päpste waren, seit die Langobarden Italien erobert hatten (S. 42), in ihrer Stadt Rom, die dem Namen nach dem oströmischen Reiche unterthan blieb und mit ihrer Umgegend einen Theil des Exarchats bildete, in Wahrheit aber selbständig war, oft in harte Bedrängnis gerathen. Die Langobarden nämlich ehrten den Nachfolger Petri nicht so, wie die ferner wohnenden Franken. Damals gefährdete nun eben der Langobardenkönig Aistulf wieder einmal den Papst, Zacharias, und drohte Rom ganz dem Langobardenreiche einzuverleiben. Zacharias suchte gegen die Langobarden die Franken und ihren

mächtigen Majordomus, Pippin, zu Freunden und Beschützern zu gewinnen. Pippin aber ließ ihn fragen: Ob es zu billigen, daß derjenige König sei, der müßig zu Hause sitze und nicht derjenige, der die Mühen und Gefahren der Regierung trage? Papst Zacharias entschied zu Pippins Gunsten und heiligte durch sein kirchliches Ansehen die Entsetzung des letzten Merovingischen Königs. Doch scheinen auch die fränkischen Edeln jetzt zum Abfall von ihrem Könige williger gewesen zu sein als ehemals. Pippin nahm also die Krone, 751; nach des Papstes Auftrag salbten ihn die großen Bischöfe des Frankenreiches, und das Frankenvolk hob ihn nach alter Sitte jubelnd auf den Schild. Dem letzten Meroving, Childerich III., schor man die Königslocken und schickte ihn ins Kloster.

So hatte Pippin ein neues Königtum der Franken gegründet, mit Hilfe des Papstes. Bald konnte er sich diesem dankbar erweisen. Zacharias' Nachfolger, Stephan III., abermals im Streit mit dem Langobardenkönige, kam zu Pippin nach St. Denys gereist. Er vollzog nun noch einmal selbst die Salbung an ihm und seinen Söhnen Karl und Karlmann und ernannte den Frankenkönig zum Patricius von Rom, sprach ihm also eine Art Schutzherrschaft über Rom und die Kirche zu. Dann führte ihn Pippin auf einem siegreichen Heereszuge gegen die Langobarden nach Rom zurück, 754 und 755, nahm den Langobarden das Exarchat und die Pentapolis (den Küstenstrich von der Pomündung bis gegen Ancona, nach Norden und Westen vom Reno und dem Apennin begrenzt), Gebiete, die die Langobarden erst kürzlich dem griechischen Kaisertum (S. 42) entrissen hatten, und schenkte sie dem heiligen Petrus d. i. der römischen Kirche. Pippin herrschte kräftig über das Frankenreich bis zu seinem Tode, 768.

Das Christentum bei den Deutschen. Bonifazius.

Bei der zunehmenden Verwilderung, welcher die Germanen durch ihre Wanderzüge, ihr Heerleben und durch die Bekanntschaft mit den Lastern und Genüssen der entarteten Römerwelt anheimfielen, bedurfte es einer neuen und höheren Kraft, die die Gemüther erhob, um den Völkerstamm, der von der Vorsehung zu großen Dingen berufen war, vor dem Verderben zu retten. Diese Macht war das Christentum, welches allmählich die innigste Verbindung mit dem deutschen Geiste einging. Zwar waren die germanischen Stämme im Verlaufe ihrer Wanderungen fast alle ihrem Bekenntnis nach bereits Christen geworden. Aber der neue Glaube hatte ihre Sitten bisher wenig berührt und geändert, und am wenigsten war dies bei den Franken der Fall, wie wir zur Genüge gesehen haben. Erst langsam und nur in der

bestimmt ausgeprägten Form der römisch-katholischen Kirche begann er seinen Einfluß zu üben. Auch hierbei ging die kräftigste Wirkung von dem rein und unvermischt gebliebenen Deutschland auf das gesamte Frankenreich aus.

Das innere Deutschland, d. h. das von Alamannen, Baiern, Thüringen, Sachsen und Frisen bewohnte Land, nahm nur geringen Theil an den Umwandlungen, welche die germanischen Stämme erfuhren, die sich im römischen Reiche Wohnsitze gesucht hatten. So war auch das Christentum bis gegen das 6. Jahrhundert hin noch nicht zu ihnen gedrungen. Es waren Missionare von Irland, jener fernen Insel, welche damals wegen ihres christlichen Eifers eine Insel der Heiligen genannt ward, die sich aufmachten, diesen Stämmen den neuen Glauben zu predigen. Die keltischen Iren — das frühe Mittelalter nennt sie Schotten — hatten das Christentum früh, schon im 5. Jahrhundert, empfangen, hatten aber mit Rom und dem Papste wenig oder gar keinen Zusammenhang und hatten mithin auch nicht die streng geordnete Verfassung, in der später die katholische Kirche auftrat. Die Männer, die auszogen, trieb die schlichte, innige Liebe zu Christus hinaus in die Fremde zu ihrem heiligen Werke. Viel Gutes haben sie geschaffen, leider fehlte dieser Mission die einheitliche Lenkung, die allein große Erfolge verbürgt. Wohl der thätigste dieser Missionare ist der heilige Columban, der zuerst auf dem Wasgenwald im Königreich Burgund das Kloster Luxeuil gründete, von dort aus die christliche Lehre verbreitete, und wie er den wilden Boden urbar machte, so auch in die wilden Gemüther des Volkes die Lehre Christi zu pflanzen suchte. Die schlimme Königin Brunechildis (S. 52) vertrieb ihn von hier. Er begab sich dann an den Bodensee. Noch lag hier alles Land weit und breit als Wald und Wüste, wozu es durch die Züge der Völkerwanderung geworden war. Hier, wo dann Bregenz wieder erstand, predigte er den wilden Bewohnern des Landes, während seine Genossen deren Götzenbilder zerschlugen. Dann wanderte er selber über die Alpen, aber einer seiner Schüler, der heilige Gallus, der auf der Reise krank zurückgeblieben, gründete mitten in der Wildnis an der Steinach das Kloster St. Gallen. Columban starb bei den Langobarden im Kloster Bobbio am Apennin (unweit der Trebia). In ähnlicher frommer und demüthiger Weise wirkten auch eine Anzahl Franken, so der heilige Fridolin im Kloster Säckingen am Rhein, der heilige Pirmin, Stifter des Klosters Reichenau auf einer Insel im Bodensee und der heilige Emmeram im Baierland, dagegen war der heilige Kilian, der in Ostfranken, in der Gegend von Würzburg, thätig war, ein Schottenmönch. Die beiden letzteren sind Märtyrer ihres Glaubens geworden.

Aber diese irischen Missionen streuten nur hie und da den Samen des göttlichen Wortes aus, und an vielen Orten ging die Saat nicht auf oder trug nur wenig Frucht: wirklich bezwungen ward das Heidentum erst, als die Angelsachsen sich des Bekehrungswerkes annahmen. — Als nämlich dieses Volk Britannien erobert, hatte es sein altgermanisches Heidentum wieder auf die bereits christliche Insel gebracht (S. 31, 38). Dies dauerte anderthalbhundert Jahre. Der Papst Gregor der Große, 590—604 (S. 43), den einst die Schönheit und Unschuld gefangener angelsächsischer Jünglinge, die in Rom als Sklaven verkauft werden sollten, zu christlichem Mitleid gerührt haben soll, betrieb die Bekehrung der Angelsachsen. Ethelbert von Kent, ihr Oberkönig, war mit einer Merovingischen, mithin katholischen Königstochter vermählt. Dieser nahm eine zahlreiche Mission, die Gregor sandte, günstig auf, und allmählich bekehrten sich alle Königreiche der Insel (S. 31). Bald ergriff nun die Angelsachsen ein Missionseifer, wie ihn bisher kein anderes germanisches Volk besessen, und zwar richtete sich die Thätigkeit derselben auf ihre noch unbekehrten deutschen Stammesbrüder. Es waren Männer edler Abkunft, zum Theil sogar von königlichem Geschlecht, die sich dem frommen Berufe weiheten. Sie faßten zunächst die Frisen ins Auge, die an der Küste ihnen gegenüber wohnten und in der Sprache ihnen so nahe standen, daß es keines Dolmetschers zwischen ihnen bedurfte.

Die Frisen waren ein freier, nach altgermanischer Weise in kleinen Gemeinwesen lebender Stamm. An der Spitze derselben standen Fürsten, die man wohl fälschlich als Könige bezeichnet findet. Ihre Wohnsitze zogen sich von den Scheldemündungen fast den ganzen Nordseestrand entlang bis ins nördliche Schleswig; nur von der Weser bis zur Eider hin rührten die Sachsen unmittelbar ans Meer. Vor diesem Strande lag damals noch ein Kranz meist großer Inseln, die heute vor dem stürmisch andrängenden Meere fast schon zu Trümmern geworden sind, vom Texel an bis zur Insel Sylt im Norden. Diese Inseln bewohnten sie, außerdem hatten sie den besten Theil ihres Landes der See abgerungen und mußten ihn im beständigen Kampf mit derselben behaupten. Deiche, mit Recht von ihnen ein goldener Ring, geldene hôp, genannt, schützten das Land gegen die regelmäßige Wiederkehr der Flut; dahinter lebte in seinen Marschen der freie Frise, dessen Hauptreichtum seine Herden waren. Doch befuhr er auch auf seinen kleinen Schiffen die gefahrvolle Nordsee. Seit der Zeit Pippins des Mittleren (S. 56) strebten die großen fränkischen Majoresdomus, auch dieses Volk, das ein unruhiger Nachbar war, zu unterwerfen. Karl Martell hatte seine ersten, nicht immer glücklichen Kämpfe mit Frisen zu bestehen (S. 57).

Gelang es ihm nun auch bald, die Grenzbezirke zu unterwerfen, so mußte doch eine vollkommene Herrschaft über das Volk der Frisen so lange unmöglich erscheinen, als der Gegensatz des Heidentums und Christentums die Frisen und Franken schied. Drum unterstützte Karl Martell, wie schon vorher sein Vater Pippin, noch mehr aber Pippin der Kurze mit allen Kräften die angelsächsischen Missionare. Eben deshalb aber erschien das Christentum den Frisen, wie später auch den Sachsen, als gleichbedeutend mit Unterwerfung und Knechtschaft, und am heftigsten unter ihnen widerstrebte der Frisenfürst Radbod, Pippins des Mittleren und Karl Martells Gegner. Der bedeutendste der Missionare war Willibrord, nachdem ihm schon andere wie Wilfrid und Wigbert vorausgegangen waren. Willibrord wirkte mit Erfolg, und für ihn gründete Karl Martell das Bistum Utrecht, als Stützpunkt der frisischen Mission.

Gleichzeitig mit Willibrord war auch ein Jüngling aus edlem Geschlecht, Winfrid, mit kirchlichem Namen Bonifazius genannt, geb. um 680 zu Kirton in Devonshire, den schon früh eine tiefe Neigung zu klösterlichem Leben und zur Mission geführt hatte, in Frisland thätig. Er kam gerade dahin, als durch Radbod die heftigste Christenverfolgung erregt war, und arbeitete Jahre lang fast fruchtlos. Da entschloß er sich, ein anderes Arbeitsfeld zu suchen, vor allem aber mit dem Papste in Verbindung zu treten, in welchem er, wie alle Angelsachsen, bereits das Haupt der ganzen Kirche verehrte. Er reiste nach Rom, und hier bestimmte ihn der Papst zur Mission unter den innern deutschen Stämmen. Im Sommer des Jahres 719 ging er durch das Langobardenreich und Baiern nach den Maingegenden, mehr um Land und Leute kennen zu lernen, als zu ernstem Beginn seiner Missionsthätigkeit. Denn bald darauf finden wir ihn wieder in Frisland, wo er drei Jahre neben Willibrord erfolgreich wirkte.

Auf der Rückreise nach dem inneren Deutschland ging er über Trier in das rheinische Frankenland, wo noch viel Heidentum bestand, und lehrte besonders bei den Hessen. Hier gründete er als Stützpunkt seiner Arbeit das Kloster Amöneburg im oberen Lahngebiete. Dann ging er zum zweiten Male nach Rom, ward hier 722 zum Bischof geweiht und mit neuen Empfehlungen an Karl Martell versehen. Er dagegen verpflichtete sich dem Papste mit einem Eide, alles, was er bekehren würde, unter Roms Gehorsam zu stellen. Fortan trat er als Kirchenfürst in Deutschland auf, demüthig zwar und doch gewaltig; zahlreiche Missionare, besonders Angelsachsen, wirkten unter ihm. Zunächst wandte er sich nach Hessen. Bei Geismar unweit Fritzlar a. d. Eder stand eine heilige, dem Wodan geweihte Eiche. Bonifazius fällte sie mit eigener Hand; sie fiel vor den Augen des

erschrockenen Volkes, das sich nun scharenweise taufen ließ. So ward ganz Hessen, dann auch Thüringen bekehrt, und Baiern im Christentum befestigt und geläutert. Bonifazius brachte die römische Ordnung der Kirche nach Deutschland; schon seit 732 Erzbischof, gründete er Bistümer als Mittelpunkt großer Sprengel (Diöcesen), in die das Land getheilt wurde. In Baiern ordnete er die Bistümer: Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau; in Franken: Eichstedt und Würzburg; in Hessen: Büraburg bei Fritzlar a. d. Eder und in Thüringen: Erfurt.*)

An allen diesen Bischofssitzen erhob sich zunächst eine Kirche, daneben die bischöfliche Pfalz. Die Kirchen, anfänglich aus Holz, wurden später groß und prächtig gebaut, es wurden Dome (Kathedralen); um die bischöfliche Pfalz siedelten sich Handwerker an, meist unfreie Leute, aber auch Freie und Edele zogen zu: so entstand um einen Bischofssitz bald eine Stadt. Bonifazius ist mithin nicht bloß ein Lehrer des Christentums für Deutschland, er ist auch der Gründer einer bürgerlichen Ordnung, der Verbreiter größerer Kultur. — Auch Klöster gründete er oder seine Schüler, meist in fruchtbarer Gegend, die man erst urbar machte. Genannt zu werden verdient namentlich die Lieblingsgründung des Bonifazius, Fulda. Von den Klöstern verbreitete sich Kultur des Bodens weit umher, sie waren die Stützen der Armut, die gastlichen Herbergen für Pilger und Wanderer und vor allem die Pflegestätten der Bildung, da die Mönche der Benediktinerregel — und andere gab es damals nicht — neben Handarbeit auch Bücher abschrieben und so vervielfältigten.

Nach Karl Martells Tode gewann Bonifazius durch dessen Nachfolger, Karlmann und Pippin, auch Gelegenheit, die fränkische Kirche, die dessen dringend bedurfte, zu reformiren. Engerer Anschluß an Rom ward auch hier bewirkt. Bonifazius selbst lenkte von Mainz aus, dessen erzbischöflichen Stuhl er seit 748 einnahm, die ganze deutsche Kirche. Dem Papste unterthan, doch nicht knechtisch, denn er rügte und tadelte ihn mit Freimuth, wo es nöthig war, mit Königen und Fürsten in Freundschaft, doch auch zu ihnen wie ein geistlicher Vater redend, so war er in seiner mehr als fürstlichen Stellung in der That ein Wohlthäter Deutschlands, der Apostel der Deutschen, wenngleich nicht mehr in dem einfachen Sinne des ersten Christentums. Wie der Deutsche sich einst der Ordnung, Majestät und Herrlichkeit

*) Beide letztere traten nicht in Kraft. An ihrer Statt wirkten die Klöster Fulda und Hersfeld, die unter Mainz gestellt waren. — Die Geistlichkeit, die um einen Dom sich anschloß, bildete das Domkapitel; aus der Mitte desselben wurde, bald durch gemeinschaftliche Wahl, bald durch Ernennung des Landesherrn, der Bischof gewählt. Mehrere Bistümer zusammen bildeten dann später den erzbischöflichen Sprengel.

des römischen Reiches ehrfürchtig gebeugt hatte, so beugte er sich jetzt der Ordnung, Majestät und Pracht der römischen Kirche. Nur die Sachsen wehrten dem Christentum den Eintritt; die Missionare, die sich zu ihnen wagten, wie die beiden Ewald, erschlugen sie.

Noch war auch ein Theil der Frisen unbekehrt. Bonifazius, jetzt mehr denn 70 Jahr alt, achtete sich nicht zu hoch noch zu bejahrt, um noch einmal das Werk seiner Jugend aufzunehmen. So reiste er, nachdem er sein Erzbistum an seinen Schüler Lullus abgetreten, den Rhein hinab: aber voll Todesahnung bereitete er zuvor das Leichentuch, in das er gehüllt sein wollte. Er predigte den Frisen mit gutem Erfolg. Sein Zelt stand zu Dokkum an der Borne, als eine wilde Schar heidnischer Frisen, welche man zuerst für Bekehrte hielt, die zur Taufe kämen, aus dem Walde brach. Bonifazius verbot seinen Begleitern jeden Widerstand und fiel, das Evangelienbuch über das Haupt haltend, unter den Aexten der Mörder (754). Sein Leichnam ward von den herbeiströmenden Anhängern nach Utrecht, von da nach Mainz, später nach Fulda gebracht. Auf Deutschlands Entwicklung hat vor Karl dem Großen niemand einen gewaltigern Einfluß geübt als dieser Mann.

Karl der Große. 768—814.

Nach Pippins Tode, 768, folgten in dem bereits befestigten neuen Königtume seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, unter die der Vater das Reich getheilt: Karl hatte die nördliche Hälfte inne, Karlmann die südliche. Neben der gewaltigen Persönlichkeit des ersteren tritt jedoch Karlmann, der auch schon nach drei Jahren starb, völlig zurück. — Schon Pippin hatte die ganze Macht des Reiches streng in seiner Hand zusammengefaßt. Nur noch Aquitanien (S. 52), Bretagne (S. 47) und Baiern (S. 52) standen unter ihren Volksherzögen, alle übrigen Theile des Reiches wurden durch Grafen (S. 54) verwaltet. Und in Aquitanien ward Hunald, der letzte Herzog, 769 von Karl gefangen genommen, die Herzogsgewalt beseitigt, die Verwaltung des Landes Grafen übertragen. Es war Karl allein, der hier die neue Ordnung schuf. Karlmann nahm an dem Kampfe keinen Theil, er war auch sonst mehr ein Gegner denn ein Gehilfe Karls, ein Glück, daß er bald starb. Vom Jahre 771 beginnt dann die Alleinherrschaft Karls.

In Karl — dem Großen, wie ihn die Geschichte mit Recht zubenannt hat — ist der Begründer der staatlichen Ordnung für die gesamte Germanenwelt erschienen. Seine Lebensaufgabe, die ihm von Anfang an feststand, war, alle deutschen Stämme in den einen fränkischen Reichsverband und in

die eine christliche Kirche zusammenzufassen. Dem besten Theil nach ist sie ihm gelungen, und so hat er der nachfolgenden Zeit, dem ganzen Mittelalter, das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. In niemand stellt sich die echt deutsche Art der alten Zeit so herrlich dar als in ihm. Als er die Krone erhielt, zählte er erst sechsundzwanzig Jahre, stand also in der Kraft und Blüte der Jugend. Er war von gewaltiger Körpergröße, eine Heldengestalt, und von nicht minder gewaltiger Körperkraft, so daß er beim fröhlichen Waidwerk den Kampf mit dem wilden Auerochsen in den Ardennenwäldern wie ein Spiel aufnahm; überhaupt von jener Lust an Krieg und Gefahr, wie sie den abenteuernden Königen der Völkerwanderung eigen gewesen; in den gewichtigen Dingen der Welt von jener Härte und Rücksichtslosigkeit, die noch keinem großen Manne gefehlt; und ebenso im kleinen Leben des Hauses und des täglichen Verkehrs von jener Milde, Heiterkeit und Frische des Gemüths, die so gerne Gefährten echter Größe sind. Alle diese Eigenschaften hatte er mit seinem Volke gemein; was ihn aber über dasselbe erhob, das war der weitschauende Geist, der dem alten Römertum das Vorbild eines weltumfassenden Staates abgelernt hatte, und der dies Muster ohne knechtische Nachahmung dem so ganz andern germanischen Wesen anzupassen wußte. Und zwar ist dieser Geist, der sich in ihm offenbarte, um so wundervoller, weil niemand nachweisen kann, wie er sich gebildet, wer ihn so gelehrt und erzogen hat; aus dem Dunkel seiner Zeit geht er, im eignen Lichte leuchtend, auf.

Als Karl Alleinherrscher geworden, unternahm er sofort einen Eroberungskrieg gegen die Sachsen. Um diesen größesten von allen Kriegen, die Karl geführt, im Zusammenhang darstellen zu können, mag der kurze Kampf mit den Langobarden, der, in die ersten Jahre des Sachsenkrieges fallend, das Langobardenreich dem fränkischen einverleibte, hier zuerst erzählt werden.

Karl war mit einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius vermählt gewesen, trotzdem der Papst sich mit diesem Bunde von Anfang an sehr wenig zufrieden gezeigt hatte, hatte aber seine Gemahlin bald verstoßen und sie ihrem Vater, dem Könige Desiderius, heimgesandt. Als Karlmann starb, hinterließ er zwei Söhne, die Karl mit Umgehung des strengen Rechtes, wenngleich nach alter Frankensitte und mit Zustimmung des gesamten Volkes, von der Erbfolge ausschloß. Mit diesen Kindern floh Karlmanns Wittwe zu Desiderius, und dieser erkannte dieselben als Frankenkönige an und verlangte vom Papste Hadrian, daß er sie als solche salben sollte. Der Papst aber hielt, wie seine Vorgänger, zu dem mächtigen Gebieter des Frankenreiches und weigerte sich, dies zu thun. Dafür bedrängte

Desiderius ihn in Rom. Der Papst rief nun Karl um Hilfe an. Sogleich sammelte der Frankenkönig in Genf ein großes Heer, und noch im selben Jahre, 773, überstiegen seine Scharen in zwei Heersäulen den Mont Cénis und den großen St. Bernhard. Desiderius flüchtete sich vor dem „eisernen Karl" in seine feste Hauptstadt Pavia. Karl aber besetzte, mit Hilfe einer päpstlich-fränkisch gesinnten Partei, den ganzen Norden Italiens. Dann wandte er sich nach Rom, wo ihn der Papst wie einen Erlöser empfing: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" tönten ihm die Lobgesänge entgegen. In St. Peters Dom feierte er das Osterfest (774) mit großer Andacht und Pracht. Im Frühling eroberte er dann Pavia, schickte den Desiderius samt seiner Gemahlin und einer Tochter ins Kloster — was aus Karlmanns Söhnen geworden, wissen wir nicht — und ließ sich von den Langobarden als ihrem Könige huldigen, ohne ihnen jedoch ihr eigenes Recht, ja selbst ihre Herzöge zu nehmen. Karl herrschte jedoch nur bis zum Garigliano; von da an gen Süden, von einem Meer zum andern, im Herzogtum Benevent, blieben unter Arichis freie Langobarden, die die Gesandten Karls mit Falken auf der Faust stolz und prächtig auf der Treppe ihrer Burg empfingen; von goldenem Stuhl erhob sich der Herzog, und leistete — mehr, so schien es, um eine Ehre zu erweisen, denn aus Furcht — Schwur und Gehorsam, womit sich Karl begnügte. Ebenso ward Venedig (S. 42) den Franken nicht unterthan. Auch des Desiderius Sohn, Adelchis, beugte sich nicht, sondern ging lieber ins Elend. Er war, wie ihn die Sage beschreibt, ein starker Jüngling, der in der Schlacht mit eiserner Stange seine Feinde niederschlug, und der einst unerkannt zu Pavia in dem ehemaligen Palaste seines Vaters sich mit Karl zu Tische setzte, Hirsch- und Rinder- und Bärenknochen wie Hanfstengel brach und das Mark daraus trank, wie es der Löwe thut bei seinem Mahle; zu spät erfuhr Karl, wer der Gast gewesen.*) Als später zu Gunsten dieses Adelchis Aufstände aus-

*) Da sprach einer seiner Ritter: „Wenn Du mir, o Herr, Deinen Armring gäbest, so getraute ich mir ihn lebend oder todt zu bringen"; und so lief er dem Adelchis nach. Dieser war im Schiff den Ticino hinabgefahren. Jener ereilte ihn, hielt die Spangen hoch und winkte ihm zum Ufer: Karl sende ihm ein Gastgeschenk nach. Arglos ruderte Adelchis heran; da fiel's ihm auf, daß jener ihm die Geschenke auf der Spitze des Speeres reiche. Alsbald warf er den Panzer über und den Schild vor: „Wenn Du mir auf der Schneide des Speers Geschenke bietest, so will ich sie auch auf der Schneide des Speers empfangen." So nahm er sie und tauschte dann, zu stolz, um sich von Karl etwas schenken zu lassen, seinen Armring dagegen. Diesen und nicht den Adelchis brachte der Ritter heim; als ihn aber der König anlegen wollte, fiel er ihm weit über den Arm bis auf die Schulter herab; da sprach Karl: „Es ist nicht zu verwundern, daß dieser Mann so gewaltige Kräfte hat."
(Nach Grimms Sagen und dem Chronicon Novaliciense [Kloster Novalese im Thal von Susa]).

brachen, kam Karl zum zweiten und dritten Mal nach Italien (776, 786), und von der Zeit an wurden die Langobarden unter Grafen gestellt wie das ganze Frankenreich, und das Lehnswesen trat auch hier in Kraft, durch welches besonders die Geistlichkeit großen Güterbesitz und Einfluß erhielt. Wie wenig Italien gleichwohl im Frankenreiche aufging, beweist am besten der Umstand, daß Karl sich veranlaßt sah, seinen Sohn Pippin (so lange er unmündig war, unter Leitung des Adalhard und Angilbert) zum Unterkönig von Italien zu machen.

Die Sachsen (S. 25) waren das einzige deutsche Volk des Festlandes, das bisher der Macht des Frankenreiches und der Einwirkung des Christentums sich ganz entzogen hatte und in alter Selbständigkeit fortlebte. Sie zerfielen in drei Stämme, die Westfalen (im Gebiet der Ems, der Lippe, Ruhr und Sieg), Engern (Angrivarier, S. 9, zu beiden Seiten der Weser) und Ostfalen (von der Leine bis zur Elbe), zu denen als vierter noch die Nordalbinger (nördlich von der unteren Elbe bis Eider) gerechnet werden können. Bei Opfer und Rath, in Gericht und im Krieg ließen sie sich von ihren Edlingen leiten; sonst bildeten hier freie Männer, Frilinge, die Markgenossenschaften und Gaugemeinden (S. 16) die sich zum gesamten Volksthing nach Marklo an der Weser (?) alljährlich versammelten. Da sie ihr Gebiet meist erobert hatten, standen unter den Frilingen zahlreiche Liten (S. 16), die einen dritten Stand bildeten, und endlich noch Leibeigene, die ohne Berechtigung in der Gemeinde lebten. — Die Sachsen waren wilden, freiheitstrotzigen Charakters; von ihren Feinden wurden sie grausam und treulos genannt. An den Grenzen waren sie gefährliche Räuber und dadurch lästige Störer der Ordnung und des Friedens im Frankenreiche. Es war eine Nothwendigkeit für Karl, dies Volk zu unterwerfen und zum Christenglauben zu bringen. Daher war, wie schon gesagt, der Sachsenkrieg seine erste Unternehmung und blieb die Hauptarbeit seines Lebens. Schon 772 auf dem Maifelde zu Worms ward der Krieg beschlossen. Der erste Angriff galt den Engern. Karl zerstörte einen ihrer festen Sitze, die Eresburg (bei Stadtbergen, jetzt Marsberg, an der Diemel), und brach ihr Heiligtum, die Irminsäule im Osninggebirge; ja er zog bis zur Weser, und soweit er kam, unterwarfen sich die Sachsen und gelobten Treue. Als Karl aber in den folgenden Jahren den Feldzug gegen die Langobarden machte (S. 66), erhoben die Sachsen sich wieder insgesamt. Vor allem entflammte sie ihr Führer (Herzog) Widukind, der, erlaucht an Geschlecht und reich durch weiten Besitz, großen Einfluß auf das Volk übte, und von dessen Kühnheit und Schlauheit noch heute Sagen und Lieder in Westfalen erzählen. Nach zwei neuen Feldzügen jedoch schien Karl am Ziele. Auf

sächsischem Boden, zu Paderborn, hielt er 777 das Maifeld, und die sächsischen Edlen kamen, gelobten Treue und versprachen, das Christentum ungehindert predigen zu lassen. Doch hatte Widukind nicht geschworen, sondern befand sich flüchtig bei den stammverwandten, gleichfalls noch heidnischen Dänen. Kaum hatte Karl der Sachsen Land verlassen (S. 70), da kehrte Widukind zurück und der Kampf begann von neuem. Neue Züge Karls trieben Widukind wieder in die Fremde und die Sachsen zu erneuter Unterwerfung; schon übertrug Karl fränkische Einrichtungen zu den Sachsen, schon erscheinen sächsische Edlinge als seine Beamten. Ein Maifeld, das er an den Quellen der Lippe hielt, 782, gab ihm die Ueberzeugung, daß der Kampf beendet sei. Noch im selben Jahre bot er zur Unterwerfung der östlich von der Saale wohnenden Sorben auch die Sachsen mit auf. Aber diese wandten sich, trotzdem daß sie kurz zuvor aufs neue Treue gelobt hatten, statt gegen die Sorben gegen das Frankenheer und vernichteten es samt seinen Feldherren am Süntel (zwischen Weser und Leine). Karl eilte herbei und glaubte durch ein großes Blutgericht die Gemüther schrecken zu können: zu Verden an der Aller ließ er 4500 Sachsen die Köpfe abschlagen. Aber gerade diese blutige Strenge empörte die Sachsen; wie einst Armin die deutschen Stämme zum Kampf gegen die Römer entflammte, so flog jetzt Widukind von Gau zu Gau und rief zu den Waffen. Karl hatte nun erst hart zu kämpfen. Zuletzt siegte er bei Detmold und dann noch einmal an der Hase (783), und nun endlich kam Widukind und bot Treue und Unterwerfung. Zu Attigny in Frankreich (zwischen Sedan und Reims) empfing er die Taufe, 785. Die Sage läßt ihn verkleidet in das Winterlager der Franken sich schleichen, welches Karl 784 zum ersten Male im Sachsenlande hielt, und, ergriffen von der Hoheit des Frankenkönigs und der Herrlichkeit des christlichen Gottesdienstes, sein trotziges Gemüth beugen. Damit war dem Widerstande der Sachsen die Seele genommen. Aber in einzelnen Aufständen glühte er noch immer fort. Als bei Gelegenheit des Avarenkrieges, wegen der drückenden Heeresfolge und des an die Kirche zu entrichtenden Zehnten, nochmals eine Erhebung erfolgte, ließ Karl viele Sachsen, zunächst wohl als Geiseln, nach fränkischen Landen abführen. Die Wiederholung dieser Maßregel bei neuen Aufständen und bewaffnete Züge Karls durch die Sachsengaue genügten von nun an, um deren Bewohner in Frieden und Gehorsam zu halten. Im Jahre 797 wurde zu Aachen in einem eigens dazu erlassenen Kapitulare die Volksversammlung der Sachsen aufgehoben, der Heerbann eingeführt und das ganze Gebiet unter die fränkische Verfassungsform gestellt (S. 74, 75). Im Jahre 804 erfolgte dann die letzte Wegführung von angeblich 10,000 Sachsen (von der Unterelbe) mit Weib und Kind in fränkische Ge-

genden, während in ihren Sitzen Frankenkolonien angelegt wurden*). Selbst die Nordalbinger fügten sich, nachdem auch die ihnen Hilfe leistenden Dänen zurückgeschlagen waren, und 810 wurde die Eider als die Nordgrenze des Frankenreiches bestimmt.

Da das Christentum mit der Herrschaft eines fremden Stammes und mit blutiger Strenge kam, so hatte der Sachse es gehaßt, wie die Knechtschaft selbst. Auch daß er, der freie Mann, der Kirche den Zehnten, also eine Abgabe zahlen sollte, hatte ihn empört. Karl mußte deshalb Sorgfalt anwenden, daß der neue Glaube fest einwurzele, und erreichte dies nach der Weise des Bonifazius (S. 63) durch Gründung von Bistümern. So entstanden unter ihm und seinem Sohne folgende Bistümer im Sachsenlande: in Westfalen Münster und Osnabrück, im Lande der Engern Paderborn, Bremen (gegründet 787), Minden und Verden; weiter nach Osten Hildesheim und Halberstadt. Auch aus diesen Bischofssitzen erwuchsen im Laufe der Zeit blühende Städte. Die Sachsen aber, die erst nach so hartnäckigem Widerstreben den Christenglauben aufgenommen, gewannen denselben bald lieb, und kaum ein Menschenalter nach ihrer Unterwerfung ging aus ihrer Mitte das innige Gedicht vom Heiland, Heliand, hervor, welches in ihre Sprache, das alte Niederdeutsche oder Altsächsische, das Evangelium dichterisch übertrug. Sie waren fortan einer der tüchtigsten Stämme des großen Reiches. Karl stellte sie an Unabhängigkeit den Franken gleich; Sitten und Bräuche der Vorfahren behielten sie in zäher Eigentümlichkeit; zunächst auch fand das fränkische Lehnswesen keine Stelle unter ihnen.

Nach dem Fall der Sachsen unterwarfen sich Karl dem Großen auch die noch freien, östlichen Frisen an der unteren Ems und Weser; die westlichen waren schon von Karl Martell und Pippin mit Glück bekämpft worden (S. 61). Doch behielten sie ihre Rechte (Küren), und Karl gewährte ihnen, daß sie zu keiner Heeresfolge aufgeboten werden dürften; denn, so lautet es in ihrem Gesetz, „das ist Recht, daß der freie Frise auf keiner Heerfahrt weiter dürfe ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Flut zurück, wegen der Noth, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salze See und die grimmen Seeräuber, mit fünf Waffen, mit dem Spaten und der Gabel (furka), mit Schild und Schwert und der Spitze des Speers.“ So blieben sie im ganzen in ihrer Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit.

Zwischen diese bedeutendsten Unternehmungen König Karls fallen noch mehrere bemerkenswerthe Thaten und Feldzüge. Auf dem Maifelde zu Paderborn, 777, erschien ein sarazenischer Fürst aus Barcelona in Spanien und

*) Ein Frieden (zu Selz, 803) zwischen Sachsen und Franken ist nicht geschlossen worden.

bat Karl um Hilfe gegen den Emir Abderrhaman von Cordova. Das Reich der Araber nämlich, das seit dem Falle der Westgothen (S. 41) in Spanien bestand (S. 57), litt bereits durch innere Streitigkeiten und durch Aufstände der großen Statthalter. Karl benutzte diese Gelegenheit zu einem Feldzuge über die Pyrenäen, 778. Wohl nahm er Pamplona, wohl drang er über den Ebro bis Saragossa vor, aber dauernde Erwerbungen vermochte er nicht zu machen und auf dem Rückzuge ward sein Nachtrab im Thal von Roncesvalles (nordwestlich von Pamplona) von den Gebirgsbewohnern, den Basken, überfallen und mehrere Edle Karls wurden erschlagen. Unter diesen wird auch Ruotland oder Roland, Graf der britischen Mark, genannt. Mehr wissen die ältesten Quellen nicht zu erzählen. Aber dieser Roland ward später, zur Zeit der Kreuzzüge, ein Liebling der Sage, die ihn zum Neffen Karls des Großen macht und, von dem schlimmen Ganelon verrathen, hier im Kampf mit den Ungläubigen den Heldentod sterben läßt.

Die Baiern hatten, wie wir gesehen, allein noch im Frankenreiche einen Volksherzog an ihrer Spitze, den Agilolfinger (S. 52) Tassilo. Schon unter Pippin hatte er sich unzuverlässig gezeigt, jetzt ließ er sich in Umtriebe ein mit Adelchis (S. 66), dem er verschwägert war. Von Karl deshalb zur Rechenschaft gezogen und streng beobachtet, verband er sich mit den Avaren und gab so selbst Karl Gelegenheit, die letzte Herzogsgewalt, die sich bisher ziemlich selbständig gehalten, aufzuheben. Tassilo ward zu Ingelheim des Hochverraths angeklagt, zum Tode verurtheilt, von Karl aber begnadigt und mit Weib und Kind in das Kloster geschickt, Baiern ward in Grafschaften aufgelöst und von nun an wie die übrigen Theile des Frankenreichs regiert, 788.

Gegen die finnisch-türkischen Avaren, die von ihren Sitzen in Ungarn (S. 43) Deutschland und Italien verheerten, unternahm dann Karl 791 einen Feldzug. Er trieb sie bis tief in ihr Land zurück, und als er selbst gegen die aufgestandenen Sachsen ziehen mußte (S. 68), eroberte sein Sohn Pippin, der König von Italien (S. 67), ihren „Ring", Erdumwallungen, in welche sie ihre Beute zu bergen pflegten. Es war von da ab mit der Macht, bald auch mit dem Bestehen dieses Volkes zu Ende. Karl entriß ihnen das Land von der Ens bis zur Raab und schuf daraus die avarische Mark. Sie wurde mit bairischen Kolonisten besetzt und in kirchlicher Beziehung dem Erzbistum Salzburg untergeordnet. In ihr liegen die ersten Keime des östreichischen Staates.

Als die sächsische Eroberung für gesichert angesehen werden konnte, griffen Karls Pläne noch weiter. Das Land von der Elbe, Saale und dem Böhmerwald gegen Morgen, welches einst (S. 10) Deutsche bewohnt hatten, war nach dem Abzuge derselben während der Völkerwanderung von

Slaven oder, wie sie die Deutschen nannten, von Wenden, eingenommen. Diese waren noch heidnisch und in viele Völkerschaften getheilt. Im heutigen Mecklenburgischen wohnten die Abodriten, im Brandenburgischen die Wilzen, östlich von der Saale die Sorben und im heutigen Böhmen, wie noch jetzt, die Czechen. Auch diese Völker hat Karl der Große versucht, in den Kirchen- und Reichsverband hineinzufügen, und hat damit ein Werk begonnen, das, wenn auch erst Jahrhunderte später, von der deutschen Nation vollendet worden ist; denn nach und nach sind hier die alten Grenzen bis zur Oder und Weichsel hin von uns wieder gewonnen worden. Karl war frühzeitig mit den Abodriten gegen die Sachsen, dann gegen die Wilzen verbündet. Gegen die letzteren machte er im Jahre 789 einen Feldzug, bis sie Unterwerfung gelobten. Auch Sorben und Böhmen traten in eine Art Abhängigkeit. Karl gründete gegen diese Slaven seine Grenzmarken (S. 74) und legte Burgen an; so Halle an der Saale, und an der Elbe Magdeburg und Büchen (wofür später Hamburg gewählt wurde). Auf die sächsische Mark aber weisen, wie wir später sehen werden, die ersten Anfänge des brandenburgisch-preußischen Staates zurück.

Karls Reich begrenzte im Norden die Eider, im Osten die Elbe und Raab, im Süden der Garigliano und Ebro. Es umschloß alle germanischen Stämme außer den Angelsachsen und den noch heidnischen skandinavischen Völkern, den Nordmannen. Dieser ganzen gewaltigen Macht gab Karl feste Gestaltung und Ordnung. Er verschmolz die verschiedenartigen Bestandtheile zu einer Einheit, er schuf das Reich, welches die Geschichte kennt als das große Karolinger- oder Frankenreich.

Erneuerung des römischen Kaisertums. Papst und Kaiser.

Der Höhe, die Karl der Große eingenommen, fehlte noch der entsprechende Name; er ward gefunden, als er die Kaiserkrone empfing. Es war der Papst, der sie ihm aufsetzte, und der mit dem Segen der Kirche sie weihte.

Die Kirche hatte damals bereits eine festere innere Ordnung als das Reich. Aus der Mitte der Bischöfe, die als die Hirten und Lenker der einzelnen christlichen Gemeinden früh das bedeutendste Amt in denselben bekleideten, hatten sich solche mit besonderm Ansehen hervorgehoben, die in den Gemeinden der Hauptstädte walteten, zumal wenn die christliche Kirche in diesen von den Aposteln begründet war. Hervorragend an Macht und Einfluß wurden namentlich Jerusalem, Antiochia, Alexandria, Konstantinopel und Rom, und dies letztere überflügelte bald alle anderen, denn hier hatten nicht bloß die heiligen Apostel Paulus und Petrus gelehrt und beide, nach kirchlicher Ueberlieferung, hier den Märtyrertod erlitten,

Petrus, der Apostelfürst, sollte hier auch selbst Bischof der Gemeinde gewesen sein. Hier, meinte man, müsse auch der Quell der christlichen Lehre am reinsten strömen, und alle Gemeinden müßten darnach trachten, mit Rom in Einklang zu stehen. In den großen Glaubensstreitigkeiten, die vom 4. bis zum 9. Jahrhundert die Kirche bewegten, hatten die römischen Bischöfe stets fest an der orthodoxen d. h. an der von den Konzilien als rechtgläubig bezeichneten Lehre gehalten. Und das konnte nur dazu beitragen, ihr Ansehen zu erhöhen, denn da die germanischen Eroberer, wie wir gesehen haben, Arianer, mithin Ketzer waren, während die altrömische oder welsche Bevölkerung zur orthodoxen katholischen Lehre hielt, so mußte diese ihren geistlichen Schirmer und Hort in dem Bischof von Rom sehen, der in der ehemaligen Hauptstadt der Welt thronte. Großgesinnte Bischöfe hoben dann das Ansehen ihres Stuhles noch durch den Werth ihrer Thaten: so jener Leo der Große, der den Attila zur Umkehr aus Italien bewog 452 (S. 33); so jener Gregor der Große (S. 43, 61) 590—604, der die Angelsachsen bekehrte, und der dem katholischen Gottesdienste seine prächtigen Formen gab, durch die er auf die Gemüther des Volks so staunenerregend wirkte. Schon damals nannte man den römischen Bischof vorzugsweise Papst. — Seit die Franken unter Chlodovech zuerst unter den germanischen Völkern dem katholischen Glauben sich zugewandt, hatte eine besondere Freundschaft zwischen ihnen und Rom bestanden, die durch die Feindschaft des Papstes und der Langobarden (S. 44, 58, 65) nur fester geknüpft wurde. Nun war aus ihrer Mitte das Reich hervorgegangen, das alle Germanen umfaßte, und die katholische, die römische Kirche war durch sie die überall herrschende geworden. Deshalb bestand schon ein enger Bund Pippins mit dem Papste, der seiner geraubten Krone die heilige Weihe gab; enger noch wurden die Beziehungen unter Karl dem Großen, und die Verbindung beider großen Mächte der damaligen Zeit, des Reiches und der Kirche, fand zuletzt in der Kaiserkrönung Karls ihren angemessenen Ausdruck.

Als Karl 799 in Paderborn verweilte, kam zu ihm Papst Leo III., der in Rom von den Verwandten seines Vorgängers bei einer Prozession schwer mißhandelt worden und mit genauer Noth entwichen war. Karl ließ ihn zurückführen, kam dann selbst mit einem Heere nach Rom und setzte ihn wieder ein, nachdem Leo in der vorgenommenen Untersuchung und durch einen Reinigungseid sich von den Anschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, gereinigt hatte. Da nun geschah es, am Weihnachtstage des Jahres 800 (nach damaliger Rechnung am Anfange des neuen Jahrhunderts), daß in St. Peters Dom der Papst dem großen Frankenkönige die römische Kaiserkrone aufsetzte: alles Volk, das gegenwärtig war, rief: „Carolo Augusto,

dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!"

Erst mit dieser Kaiserwürde erhielt die Macht Karls des Großen ihre volle Bedeutung. In den Augen der Völker war fortan das römische Reich, das einst die Welt beherrscht hatte, wieder erneuet. Der Kaiser stand an der Spitze des Reiches, das die ganze Christenheit umfassen sollte, und erschien als der oberste Herrscher und Beschirmer derselben. Von ihm ging alle irdische Macht, alles Regiment auf Erden aus und verbreitete sich die Stufen abwärts auf Könige, Herzöge, Grafen bis zum letzten Lehnsmann hinab. Ein neues Weltreich, aber ein christliches, war gegründet. Denn vor allen Dingen war der Kaiser ein Beschützer der christlichen Ordnung und des rechten christlichen Glaubens. In diesem Berufe fühlte er sich eigentlich allen, aber keiner Nation besonders angehörig; doch waren es jetzt die Deutschen, wie einst die Römer, auf denen die neue Weltherrschaft beruhte. Aber der Gedanke des Kaisertums, groß und schön an sich, war zu hoch, als daß er je verwirklicht werden konnte; selbst Karl der Große gebot nicht über alle Christen, denn neben ihm stand mit gleichen, wenn auch ohnmächtigen Ansprüchen der oströmische Kaiser, der in Konstantinopel residirte; ja nicht einmal alle christlichen Germanen gehorchten ihm: die Angelsachsen auf ihrer Insel blieben dem großen Reichsverband fern. Und was Karl der Große nicht erreichte, hat auch kein anderer Kaiser je nach ihm errungen.

Wie der Kaiser das weltliche Schwert führt, so führt der Papst das geistliche (wie man die beiden Gewalten in einem biblischen Bilde Luc. 22, 38 später bezeichnete); beide Schwerter sollten unvermischt bleiben. Noch galt der Papst in weltlicher Beziehung als des Kaisers Unterthan. Aber er war der geistliche Vater, aus dessen Hand der höchste irdische Herrscher ehrfürchtig die Krone empfing. So glich sich der Unterschied aus, und beide erschienen in einer gewissen Gleichheit neben einander. Der Papst stand an der Spitze des geistlichen Staates, der *Kirche*. Auch er war Quell aller geistlichen obrigkeitlichen Ordnung; Erzbischöfe, Bischöfe, bis zum untersten Kleriker (Geistlichen) hinab, hatten ihr kirchliches Ansehen von ihm herzuleiten.*) *Reich* und *Kirche* sollten sich unterstützen und ineinander leben, wie Seele und Leib: Das Reich schützt die Kirche mit dem Schwert gegen alle Feinde, die Kirche heiligt jegliche Ordnung im Reich. So waren die beiden großen Gewalten des Mittelalters geschaffen, die jetzt noch im Frieden zusammen wirkten, wie sie sollten, und sich in gegenseitigem, richtigem und schönem Gleichgewicht hielten.

---

*) War unter Karl die Stellung des Papstes auch schwerlich so hoch und erhaben, unter Karls Nachfolgern stieg die päpstliche Gewalt schnell zu dieser Höhe empor.

Innere Gestalt des Frankenreiches unter Karl dem Großen.

In dem großen Reiche waltete nun eine ähnliche, aber verbesserte Ordnung wie ehedem unter der Merovingenherrschaft (S. 53, 54). Die alten Stammesherzogtümer, die nur immer von neuem Herde der Widersetzlichkeit gegen die oberste Reichsgewalt gewesen, waren in Deutschland gänzlich aufgelöst, nur bei den Briten und Vaskonen und in Italien bestanden noch solche. Statt dessen war das ganze Reich in Gaue eingetheilt, über welche Gaugrafen gesetzt waren, und die Gaue wieder in kleinere Bezirke, die Hundertschaften, welche unter Centenaren standen. Unter dem Vorsitze des Grafen versammelten sich dreimal im Jahre alle Freien des Gaus zum Gericht (ungebotene, echte Dinge), und sonst konnte der Graf die Freien berufen, wenn es ihm nothwendig erschien (gebotene Dinge), doch fanden außer an den drei feststehenden Gerichtstagen gewöhnlich 7 bis 12 Schöffen das Urtheil, Männer, die aus den Ansehnlichsten des Gaus gewählt waren und auf des Grafen Ruf sich versammelten. War der Graf verhindert, so vertrat ihn der Centenar, der jedoch nicht einem Gerichte vorsitzen konnte, das über Leben und Freiheit entschied. Im Kriege führte der Graf den Heerbann des Gaus. Längs den Grenzen hin bestanden die Marken, über welche Markgrafen gesetzt waren mit ausgedehnteren Vollmachten, als sie die Gaugrafen hatten. Die Marken waren gewissermaßen Militärgrenzen, ebensowohl zur Vertheidigung des Reichs wie zum Angriff eingerichtet, der Markgraf Befehlshaber der zum Grenzschutz bestimmten Mannschaften — den größten Theil bildeten wohl die in den Marken als unmittelbare Vasallen des Königs Angesiedelten — und berechtigt, im Falle der Noth ein Aufgebot zu erlassen. Solche Marken waren an der Ostgrenze: Friaul, die windische Mark (gegen Kärnthen), die avarische Mark oder spätere bairische Ostmark, die thüringischen und sächsischen Marken, weiter im Westen und Süden: die britannische Mark (nördlich der unteren Loire) und die spanische Mark (südlich der Pyrenäen). Auf seinen Domänen hatte der König seine Amtmänner, die diese verwalteten und in seinem Namen das Recht sprachen. In den Hofämtern sind gegen die Merovingenzeit (S. 55) manche Veränderungen eingetreten. Der Majordomus ist ganz beseitigt, seine Stelle vertritt der Seneschalk; der Pfalzgraf ist jetzt oberster Leiter der königlichen Gerichtsbarkeit, oft entschied er allein. Ueberall aber, am Hofe wie im Reiche, fühlte man des Herrschers persönliches Walten. Und als ihm die Jahre und die Last der Geschäfte es unmöglich machten, wie früher, im Reiche herumzureisen, da

sandte er gewöhnlich alle Vierteljahre zwei Sendgrafen, einen geistlichen und weltlichen Großen, zur Beaufsichtigung der Beamten.

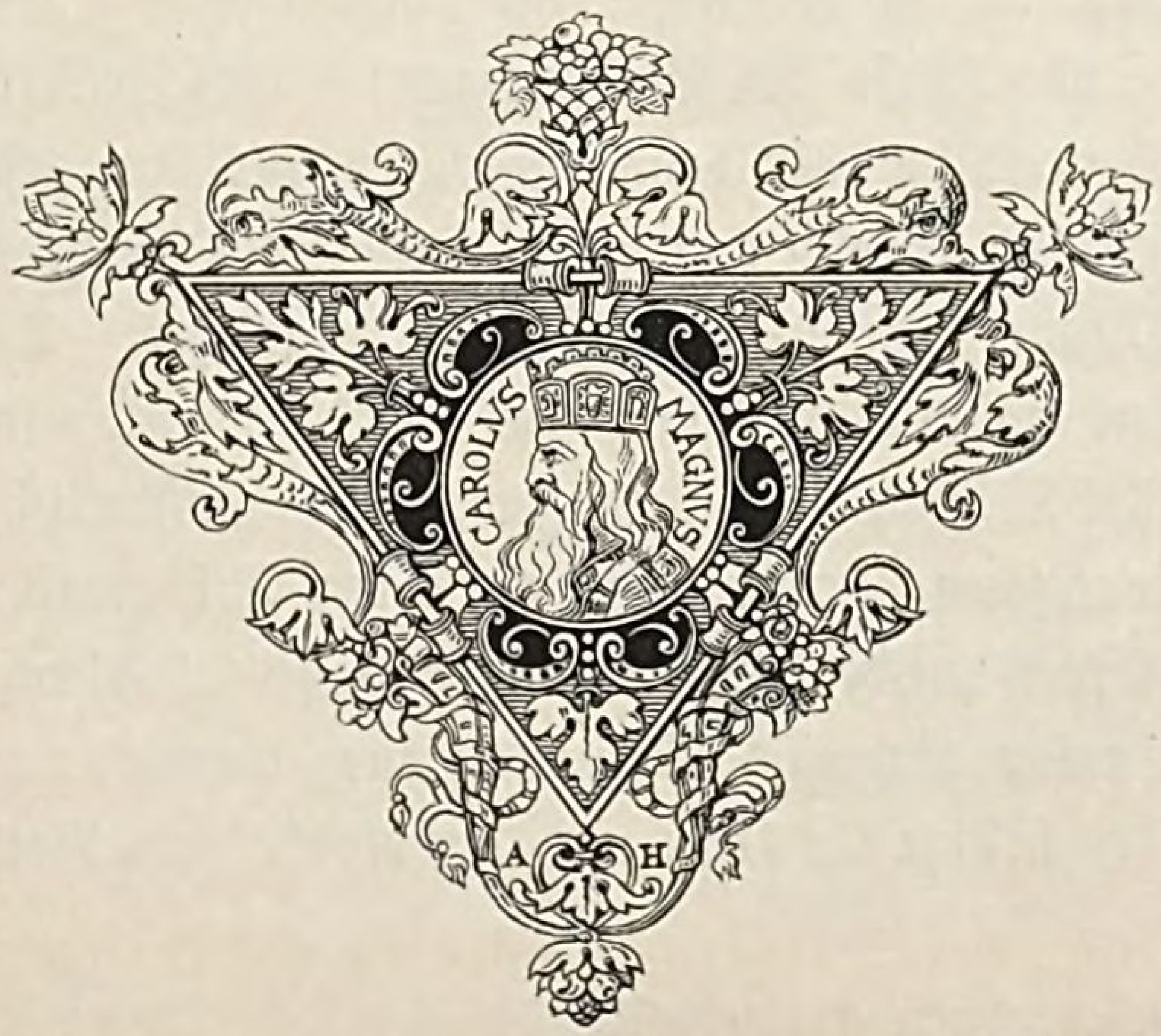
Im Kriege entbot der König seine Lehnsträger oder Vasallen, die dann mit ihren Leuten zu ihm stießen. Zu diesen Vasallen gehörte auch die Geistlichkeit — Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte — die aber die Heeresfolge der geistlichen Sitte nach nicht selbst leisten sollten (obwohl dies doch oft in späteren Zeiten vorkam), sondern ihre Vögte hatten, die ihre Mannschaft ins Feld führten. Außerdem aber ward der Heerbann der Freien aufgeboten und rückte unter den Gaugrafen ins Feld. Der Freie diente, je nach seinem Besitztum, zu Roß oder zu Fuß; von den Aermeren rüsteten je drei oder fünf einen kampffertigen Mann aus. Da es keinen Sold gab, sondern jeder sich selbst unterhalten mußte, so war für diese der Kriegsdienst drückend. Dazu kam, daß die Grafen bei der Aushebung sich doch manche Willkürlichkeiten erlaubten. Und gerade darin lag die Ursache, daß auch jetzt mancher freie Mann, um solchen Plagen zu entgehen, lieber sein Eigentum von einem größeren geistlichen oder weltlichen Herrn zu Lehen nahm und fortan dessen Mann wurde. — So stellte Karl zwar eine vorher bei den Deutschen unbekannte Ordnung und Einheit in seinem Reiche her und verfügte zu allen Zeiten über ein großes, schlagfertiges Heer; aber die alte Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Gemeindelebens schwand dahin, und die Kraft des Reiches beruhte damals schon auf den hohen und niederen Vasallen. Karl der Große hielt zwar noch in jedem Frühjahr die alten Maifelder — auf den Mai hatte König Pippin die früher im März gehaltene Versammlung aller Freien verlegt — doch überwogen schon die großen geistlichen und weltlichen Lehnsträger (zu ihnen gehörten auch die höheren Beamten, namentlich die Grafen, die ihre Besoldung nicht in Geld, sondern in Land erhielten, das zu Lehen gegeben ward) und unter ihrem Beirath erließ er seine Gesetze, die lateinisch abgefaßten Kapitularien, die sich sowohl auf die kirchliche, wie die bürgerliche Ordnung bezogen. Bei diesen Versammlungen und bei den kleineren, die im Herbst noch einmal gehalten wurden, empfing der Kaiser die herkömmlichen Geschenke seiner Unterthanen, die man wie eine Art von Abgabe ansehen kann. — Sonst empfing er keine regelmäßige Steuer und bestritt seinen Hofstaat vor allem aus dem Ertrage seiner Krongüter oder Domänen. Diese überblickte Karl, wie ein reicher Gutsbesitzer, selbst, ja er verschmähte es nicht vorzuschreiben, welche Obstarten und welche Blumen angepflanzt und wie große Vorräthe von Fleisch, Speck, Gemüse u. s. w. gehalten werden sollten.

Wie Theoderich der Große das Bild eines deutschen Königs aus der Zeit der Völkerwanderung, so ist Karl bei aller Einfachheit seines Wesens

doch das rechte Bild der Vereinigung von kirchlicher und weltlicher Majestät, wie man sie von einem Kaiser erwartete. Er sorgte für das Größte und Kleinste, für das Fernste und Nächste zugleich. Wie er selber einfach war in seiner Kleidung und den leinenen Rock trug, den seine eigenen Töchter gewebt hatten, und den großen, warmen frisischen Mantel, so verlangte er auch von seiner Umgebung Einfachheit und verhöhnte seine Höflinge, wenn ihnen bei der rauhen Jagd die seidnen Flittern, die aus dem Morgenlande kamen, in Fetzen gingen. Unter den Freuden und Erholungen seines Hofes nahm die Jagd den ersten Platz ein; außerdem liebte er es auch, in den warmen Bädern von Aachen, welchen Ort er später allen andern vorzog, zu schwimmen. Beim Mahle ließ er sich vorlesen, verschmähte es auch nicht, selber mit den dazu bestimmten Mönchen Leseübungen anzustellen. Die Schulen, die er bei allen Klöstern anlegte, besuchte er selbst und lobte die fleißigen und tadelte die trägen Schüler; auch den fränkischen Kirchengesang verbesserte er durch römische Gesangmeister und befahl, daß in der Landessprache gepredigt werde. So sorgte er für die allgemeine Volksbildung, indem er zugleich die eigne, in der Jugend vernachlässigte Bildung zu fördern strebte. Er umgab sich mit gelehrten Männern, unter denen besonders Angelsachsen und vorzüglich der weise und fromme Alcuin hervorragten; noch in seinem Alter und selbst des Nachts übte er die ans Schwert gewöhnte Hand zum Schreiben und versuchte das Erlernen der griechischen Sprache. Des Lateinischen war er von Anfang an mächtig. Auch die deutsche Sprache ehrte er, erfand mit seinen Freunden für die Monate, für die Winde u. s. w. deutsche Benennungen und trug Sorge, daß die alten Heldenlieder der deutschen Volksstämme aufgezeichnet wurden, die aber dann leider sein Sohn in mönchischem Eifer wieder hat zerstören lassen. Die Geistlichen hielt er in hohem Ansehen, erkannte ihnen im ganzen Frankenreiche den Zehnten zu und sorgte überall für geistliche Stiftungen, durch welche damals der Anbau des Bodens und die Gesittung befördert wurde. Uebrigens ernannte er die Bischöfe und Aebte meist selber. — Eine feste Residenz hatte Karl nicht; er zog durch das ganze Reich umher und kehrte in seinen Pfalzen ein; besonders gern verweilte er am Rhein, zu Ingelheim, Mainz, Nymwegen, und vor allem, um der Bäder willen, zu Aachen, wo er ein prächtiges Königshaus und den herrlichen Dom hatte bauen lassen. Auch den Handel beförderte er eifrig, ließ Straßen anlegen und versuchte sogar durch einen Kanal Main und Donau zu verbinden. Doch lag der Handel meist in den Händen der beweglichen Griechen, Araber und Juden, während der Franke wie der Deutsche überhaupt, an Pflug oder Schwert gewöhnt, ihn noch verschmähte, nur Frisen werden als Kaufleute in verschiedenen Theilen des Reiches häufiger erwähnt.

So stand Karl hochgeehrt unter den Völkern der ganzen Welt. Damals gebot als Kalif mit gleicher Macht im Morgenlande Harun al Raschid zu Bagdad. Dieser begrüßte Karl durch eine Gesandtschaft und kunstreiche Geschenke, und Karl erwiderte solche Freundschaft. Auch die Könige der Nordmannen ehrten ihn in ähnlicher Weise, doch schätzte er eine gute Schwertklinge mehr als ihr Gold.

Von Karls des Großen Persönlichkeit und seinem Privatleben hat uns Einhart, ein Mann, den Karl an seinem Hofe erzogen hatte, und dem er der Sage nach dann eine seiner Töchter zur Ehe gab, ein lebhaftes Bild entworfen. Groß und stark gebaut, maß er von den Zehen zum Scheitel siebenmal die Länge seines eignen Fußes; seine Stirn war frei, seine Augen sehr groß und lebhaft, seine Haare reich und schön, sein Angesicht heiter und froh. Die Sage weiß dies Bild noch erhabener zu zeichnen. So heißt es im Rolandsliede: „Seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, der Glanz seines Angesichts blendete wie die Sonne um Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen traulich, im Kriege sieghaft, dem Verbrecher gnädig, Gott ergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte, und sie allem Volk lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht.“ Und wie Theoderich ein Mittelpunkt des alten Volksgesanges war, so wurde Karl der Große später Mittelpunkt jener künstlicheren, besonders von Geistlichen gedichteten Heldenlieder, in denen von ihm, von Roland und der Roncevalschlacht, wie von seinen zwölf Paladinen gesungen ward. Dem Liederkranze, den Uhland dem deutschen Volke geschenkt hat, verdanken wir es, daß so manches Schöne aus diesem Sagenkreise Karls des Großen auch bei uns Gemeingut geworden ist. —



Zweite Periode.

Von der Bildung des Reiches bis zum großen Interregnum.
Von 800—1254. Blüte des Reiches.

Deutsche Kaisergeschichte.

Die Karolingischen Reiche.

Ludwig der Fromme und seine Söhne. Vertrag von Verdun.

Als Karl der Große*) sein Ende herannahen fühlte, übergab er im Dom zu Aachen in feierlicher Versammlung des Volkes und seiner Großen dem einzigen noch lebenden seiner Söhne, Ludwig, die Mitregentschaft. Nicht lange darauf starb er, am 28. Januar 814.

Ludwig, der in der Geschichte den Beinamen des Frommen führt, war der jüngste Sohn Karls des Großen; zwei ältere Brüder, an Muth und Heldensinn dem Vater ähnlicher denn er, waren vor ihm gestorben; er selbst war ganz in geistlichen Studien erzogen, und seines Herzens Neigung blieb auch auf dem Throne dem geistlichen Leben zugekehrt. Der fröhliche Hof Karls des Großen nahm ein mönchisches Gepräge an. Und auch nur für kirchliche Zwecke hat Ludwig bedeutend gewirkt, so namentlich für die Mission nach dem skandinavischen Norden hin, zu deren Stützpunkt das Erzbistum Hamburg gegründet wurde. Ein Mönch aus dem Kloster Korvei an der Weser, das erst unter Ludwigs Regierung von Corbie a. d. Somme aus gegründet war, der heilige Anskarius, der Apostel des Nordens, ein Mann

*) Siehe die nebenstehende Stammtafel.

von unermüdlicher, freilich damals noch geringe Früchte zeitigender Thätigkeit unter den nördlichen Heiden, war der erste Erzbischof von Hamburg und, als nach dessen Verwüstung das Bistum Bremen (S. 69) mit Hamburg verbunden wurde, der erste Erzbischof auf diesem vereinigten, so wichtigen norddeutschen Stuhle. In der Leitung des Reiches zeigte Ludwig bald die größte Schwäche. Er ließ die strengen Ordnungen des Heerbannes, die Karl der Große geschaffen, nach, vergabte Zollfreiheiten und freie Gerichtsbarkeiten in Menge, und seine Nachsicht gegen die Lehnsträger war so groß, daß diese bereits ihre Lehen fast wie erblich betrachteten. Der Verband des Reiches lockerte sich schon jetzt, seine Auflösung in der Zukunft war gewiß, wenn man die Sitte der Reichstheilungen beibehielt. Drum galt es, eine neue Erbfolgeordnung zu treffen. Schon im Jahre 817 geschah dies von Seiten des Kaisers, obwohl er noch im kräftigsten Mannesalter war, wohl

---

* **Karolinger.**

Pippin der Aeltere. — Arnulf v. Metz.

Grimoald † 656. — Begga? — Ansegisel.

Childebert † 656. — Pippin der Mittlere † 714.

Karl Martell † 741.

Karlmann. — Pippin † 768.

1. **Karl I. der Große** † 814. — Karlmann † 771.

Karl † 811. — Pippin † 810. — 2. **Ludwig der Fromme** † 840.
Gem.: 1. Irmengard, 2. Judith.

Bernhard † 818.

3. **Lothar I.** † 855. — Pippin † 838. — Ludwig d. Deutsche † 876. — 5. **Karl II. der Kahle** † 877.

4. **Ludwig II.** † 875. — Lothar II. † 869. — Karl v. Provence † 863. — Karlmann † 880. — Ludwig † 882. — 6. **Karl III. der Dicke** † 888. — Ludwig II. d. Stammler † 879.

Irmengard. Gem.: Boso v. Burgund. — 7. **Arnulf v. Kärnthen** † 899. — Ludwig III. † 882. — Karlmann † 884. — Karl d. Einfältige † 929.

Ludwig d. Kind † 911. — Gisela. Gem.: Robert v. d. Normandie. — Ludwig IV. † 954.

Lothar † 986. — Karl v. Lothringen † 991.

Ludwig V. † 987.

Die Zahlen vor den Namen von Karl dem Großen an bedeuten die Reihenfolge der Kaiser.

auf Veranlassung der mächtigen geistlichen Partei, unter deren Einfluß er stand. Von seinen drei Söhnen ward der älteste, Lothar, schon jetzt Mitkaiser und dereinst Erbe des gesamten Reiches. Nur als Unterkönige, in derselben Stellung, wie Bernhard, ein Sohn von Ludwigs des Frommen älterem Bruder Pippin, Italien beherrschte, sollten Lothars Brüder, Pippin Aquitanien d. h. den Südwesten Galliens, Ludwig Baiern und Böhmen erhalten. So war die Reichseinheit und damit das Kaisertum geschützt.

Gegen diese Ordnung erhob sich Bernhard von Italien, mit dem Ludwig vom Beginn seiner Regierung an in Spannung gelebt. Doch war die Kaisergewalt noch groß genug, daß Bernhard bald das Vergebliche seines Versuches erkannte und sich dem Oheim reuevoll unterwarf. Dieser saß mit seinen Großen und geistlichen Günstlingen über ihn zu Gericht und verurtheilte ihn zur grausamen Strafe der Blendung, an deren Folgen er starb. Bald quälten den Kaiser über diese That schwere Gewissensbisse; auch erschütterte der Tod seiner Gemahlin seine Seele. Am liebsten hätte er Zuflucht und Ruhe im Kloster gesucht; aber seine Günstlinge bestimmten ihn zu einer zweiten Heirat. Er vermählte sich mit Judith, aus dem mächtigen schwäbischen, auch in Baiern begüterten Hause der Welfen, und diese gewann bald den größten Einfluß über ihn. Als sie ihm einen Sohn, Karl, nachmals der Kahle genannt, geboren hatte, wollte der Vater auch für diesen sorgen, er bestimmte ihm 829 Alamannien. Natürlich erbitterte das die älteren Söhne, und als die Mißstimmung der Großen gegen Judith und ihren und des Kaisers Günstling, den Grafen Bernhard aus der spanischen Mark, in offene Empörung überging, gelang es den Aufrührern leicht, Pippin und Lothar zu gewinnen; als aber Lothar die Frucht der Empörung allein ernten zu wollen schien, verbanden sich die jüngern Brüder, Ludwig und dann auch Pippin, mit dem Vater und dieser Bund wie der Rückhalt, den der Kaiser an den ostfränkischen und sächsischen Großen fand, verschafften ihm den Sieg. Aber erneute Bevorzugung Karls rief 833 alle drei älteren Brüder gegen den Vater in die Waffen, das Frankenreich ward der Schauplatz eines verbrecherischen Krieges der Söhne gegen den Vater. Noch hatte der alte Ludwig eine starke Partei, mit der er bei Colmar im Elsaß dem Heere der Söhne gegenüber lagerte. Der Papst, der bei den Zerrüttungen im Reiche schon wie ein Schiedsrichter auftrat, kam dort zu ihm, um als Vermittler den Zwist beizulegen, ohne jedoch etwas auszurichten; denn heimlich gingen alle Großen im Heer bei nächtlicher Weile von dem Vater zu den Söhnen über. Da stand der alte Kaiser allein im öden Felde, das fortan das Lügenfeld geheißen ward. Dann ergab er sich den Söhnen; Lothar ließ ihn — um es ihm unmöglich zu machen, noch die Krone zu tragen —

öffentlich in der Kirche im Bußgewande ein langes Verzeichnis seiner Sünden ablesen, aber bald standen Ludwig und Pippin, nicht gewillt, ihrem Bruder Lothar sich unterzuordnen, wieder für den Vater auf, und Ludwig der Fromme ward wieder hergestellt. Nun schien Frieden einzukehren, denn bis 838 ruhte der ruchlose Verwandtenkrieg. Aber der alte Kaiser suchte auf Kosten des jüngsten Sohnes erster Ehe, des deutschen Ludwig, von neuem die Macht Karls des Kahlen zu mehren; und als Pippin um diese Zeit starb, auch dessen Antheil seinem Lieblinge zuzuwenden. Da griff Ludwig wieder zu den Waffen gegen den Vater: auf einem Zuge gegen ihn aber verschied der alte Kaiser auf einer Rheininsel bei Ingelheim, 840, unter Thränen und Leid, doch mit Gesinnungen der Vergebung gegen die aufrührerischen Söhne.

Nun nahm Lothar, dem der sterbende Ludwig die Reichsinsignien übersandt hatte, als Kaiser auch die Oberhoheit über das ganze Frankenreich in Anspruch. Ludwig der Deutsche dagegen und Karl der Kahle wollten nach der alten fränkischen Weise eine Theilung, und so kam es aufs neue zum Bruderkriege. Lothar verband sich mit den nachgelassenen Söhnen seines Bruders Pippin, die man ganz von der Erbschaft hatte ausschließen wollen. Im Jahre 841 kam es zu Fontanet (Fontenoy nahe bei Auxerre) am „Bach der Burgundionen" zu einer großen Schlacht zwischen beiden Parteien: Lothar ward besiegt, aber schwere Opfer kostete der Erfolg auch den Brüdern: die ritterliche Streitmacht des Frankenreiches lag unter den Todten. Lange Zeit sträubte sich Lothar, ja er griff zu den verderblichsten Maßregeln. Er rief gegen seine Brüder zuerst die räuberischen Nordmannen ins Land und wiegelte die sächsischen Bauern auf, von Ludwig abzufallen und zum Heidentum und zur alten Freiheit zurückzukehren. Endlich sah er, daß er nachgeben müsse: 843 im Vertrag zu Verdun versöhnte er sich mit seinen Brüdern, und man theilte das Frankenreich. Lothar erhielt mit der Kaiserwürde Italien und einen langen Strich Landes vom Mittelmeer bis zur Nordsee (zwischen den Flüssen Rhone, Saone, Maas und Schelde im Westen und dem Rhein und den Alpen im Osten, dazu noch auf dem rechten Rheinufer Frisland und kleinere Besitzungen auf dem rechten Ufer der Rhone). Sein Reich ward so wunderlich gestaltet, weil man die beiden alten Hauptstädte Karls des Großen, Rom und Aachen, ihm mitgeben wollte. Was westlich davon lag, also vorwaltend das heutige Frankreich, erhielt Karl der Kahle, was östlich, Ludwig der Deutsche. Doch fielen diesem auf dem linken Rheinufer diejenigen Landschaften, die zum Erzstift Mainz gehörten, zu, also unter anderem die Städte Mainz, Worms und Speyer. So zerfiel das Reich Karls des Großen fortan in drei Hauptheile: Italien mit Burgund, Westfranken (Frankreich) und Ostfranken (Deutschland).

Entstehung der romanischen Nationen. Die deutsche Sprache.

Was der Kaiser und die hohe Geistlichkeit erstrebt hatten, die von Karl dem Großen begründete Einheit des abendländisch-christlichen Reiches aufrecht zu erhalten, das war mit dieser Theilung verloren. Aber angebahnt war, was kommen mußte: nämlich die Trennung des großen Reiches nach Nationen. Denn schon bildeten sich die romanischen Völkerschaften und schieden sich von den deutschen. Bei der Gründung des alten Frankenreiches durch Chlodovech hatten sich die Franken, als herrschender und grundbesitzender Adel, über das altrömische (welsche) Gallien verbreitet. Lange behielten diese ihre deutsche Eigentümlichkeit, vor allem ihre Sprache. Als welsche Einflüsse wieder vorzuherrschen begannen, erneuerte Karl der Große das Uebergewicht des Germanischen. Seine Nachkommen, die Karolingischen Könige, sprachen in Frankreich noch im 10. Jahrhundert an ihrem Hofe deutsch. Allmählich aber hatte die Landessprache der Welschen, ein verdorbenes Latein, das manches Wort und manche Formen aus dem Deutschen aufnahm, sich mehr und mehr auch über die ursprünglich deutschen Franken herrschend gemacht. So bildete sich im alten römischen Gallien aus der Vermischung des Lateinischen mit einigen deutschen Elementen die französische Sprache. In den deutschen Gebieten, im alten Austrasien, blieb natürlich die deutsche Sprache. Man nannte sie die Volkssprache (thiudisc oder diutisc), weil sie im Gegensatz stand gegen die Sprache der Kirche, das Latein, welches die vornehme und gelehrte war. Als im Jahre 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg ihren Bund gegen Lothar erneuten (S. 81), verstand sich beider Rittergefolge bereits nicht mehr; Ludwig leistete deshalb dem Adel des Westfrankenlandes seinen Eid in französischer Sprache, Karl dem des Ostfrankenlandes seinen Eid deutsch. Ludwig schwur im damaligen Romanisch:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, etc.

Karl schwur im damaligen Deutsch:

In godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdhero gehaltnissî, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got geuuizci indi mahd furgibit, sô haldih thesan mînan bruodher, sôso man mit rehtu sînan bruodher scal, u. s. w.*)

*) Beides heißt: Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung von diesem Tage an fernerweit, so lange mir Gott Wissen und Kraft

So entstand nun das Französische, die älteste der romanischen Sprachen. — Ein ähnliches Verhältnis, wie in Gallien die Franken zu den Welschen hinsichtlich ihrer Sprache gehabt hatten, hatten die Langobarden in Italien. Auch diese gaben seit dem 10. Jahrhundert mehr und mehr die deutsche Sprache auf; hier entstand aus der Vermischung mit dem Lateinischen das spätere Italienische. Die Westgothen in Spanien, die damals vor der Arabermacht in die nördlichen Gebirge der Halbinsel gewichen waren, waren schon lange romanisch; sie hatten die spanische Sprache gebildet, die gleichfalls mit deutschen Elementen versetzt ist, und von der sich später, als die Christen erobernd gegen die Ungläubigen vordrangen, das Portugiesische abzweigte. — So wich zwar die deutsche Sprache aus den übrigen Ländern Europas, aber nicht ohne in den genannten romanischen Sprachen die tiefen Spuren ihrer einstigen Herrschaft zurückgelassen zu haben.

Die deutsche Sprache aber unterschied sich schon damals in die hoch- und niederdeutsche. Niederdeutsch (plattdeutsch) redeten die Sachsen. Als Beispiel, wie ihre Sprache, das Altsächsische (dem das Frisische und Angelsächsische nahe verwandt war), damals lautete, diene eine Probe aus dem oben (S. 69) erwähnten Gedichte, dem Heliand.

Thuo sia thar an griete galgon rihtun
an them felde uppan folc Judeono,
bom an berege, endi thar an that barn godes
quelidun an crucie: slogun cald isarn,
niuua naglos nithon scarpa
hardo mid hamuron thuru is hendi endi thuru is fuoti,
bittra bendi: is blod ran an ertha,
dror fan uson drohtine. etc.

Dann sie da auf dem Grieße (Sand) (einen) Galgen errichteten
auf dem Felde oben (das) Volk der Juden,
(einen) Baum auf dem Berge, und daran das Kind Gottes
quälten am Kreuze: schlugen kalt Eisen,
neue Nägel unten scharfe
hart mit Hämmern durch seine Hände und durch seine Füße,
bittre Bande: sein Blut rann zur Erde,
das Blut von unserm Herrn. u. s. w.

---

verleiht, so halte ich diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hilfe sein in jeder Sache) wie ein Mensch mit Recht seinen Bruder soll, u. s. w.

Das Hochdeutsche theilte sich nach den Stämmen in Dialekte: in das Fränkische, Alamannische, Bairische; doch überwiegt in dieser Zeit der erstere Dialekt. Man nennt das Hochdeutsche bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts das Althochdeutsche. Als Probe desselben diene eine Stelle des Gedichtes Muspilli (Weltuntergang), auf welches oben (S. 20) hingedeutet ist, und welches vielleicht Ludwig der Deutsche mit eigener Hand niedergeschrieben hat.*)

Der antichristo stêt pî demo altfîante,
stêt pî demo Satanase, der inan varsenkan scal:
pidiu scal er in deru uuîcsteti uunt pivallan
enti in demo sinde sigalôs uuerdan . . . . .
sô daz Eliases pluot in erda kitriufit
sô inprinnant die pergâ, poum ni kistentit
ênîhc in erdu, ahâ artruknênt,
muor varsuuilhit sih, suilizôt lougiu der himil.
mâno vallit, prinnit mittilagart,
stên ni kistentit. etc.

Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
steht bei dem Satan, der ihn versenken soll:
deshalb soll er auf der Kampfstätte wund hinfallen,
und für diesmal sieglos werden . . . .
Wenn dann Elias' Blut auf die Erde träuft,
so entbrennen die Berge, Baum bleibt nicht stehen
irgend einer auf Erden, die Wasser vertrocknen,
das Moor verschlingt sich, langsam verbrennt in Lohe der Himmel.
Der Mond fällt, es brennt Mittelgart (die Welt S. 20),
kein Stein bleibt fest. u. s. w.

Verfall der Karolingischen Reiche.

Hinfort beschränkt sich der Kreis der deutschen Geschichte auf die eigentlich deutsch redenden Lande. Es bleibt nur noch übrig, das Geschick der Karolingerreiche im ganzen zu überblicken.

Am frühesten erlosch die gerade Linie Karls des Großen in Italien. Lothar nämlich hatte vor seinem Tode — er starb 855 — sein Reich unter

*) Es ist im bairischen Dialekt.

seine drei Söhne getheilt. Italien und die Kaiserwürde gingen auf Ludwig II. über, der ohne männliche Erben 875 starb. Seine beiden jüngern Brüder waren ihm schon im Tode vorausgegangen, Karl von der Provence 863 und Lothar II., nach dem die ihm bei der Theilung zugefallenen Lande zwischen Rhein und Maas bis zum Meere Lothringen genannt wurden, 869. Lothringen theilten Lothars II. Oheime, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, 870 im Vertrage von Meersen an der Maas (bei Mastricht). Ludwig der Deutsche erhielt dadurch die Bistümer Utrecht, Metz, Straßburg und Basel und die Erzbistümer Trier und Köln mit allem weltlichen Land, das darin oder dazwischen lag, so daß die Grenze, wo die welsche und deutsche Sprache sich scheiden, ziemlich auch die Landesgrenze zwischen dem Westfrankenreiche (Frankreich) und dem Ostfrankenreiche (Deutschland) ward.

In Deutschland herrschte Ludwig der Deutsche bis 876, mit Kraft und Tüchtigkeit, so daß allmählich die so spröde gesonderten Stämme, Sachsen, Baiern, Alamannen, Franken, an eine deutsche Reichseinheit sich zu gewöhnen begannen. Aber durch die Theilungen, die er nach fränkischer Art unter seinen Söhnen vornahm, ward das kaum Errungene wieder in Frage gestellt. Der Fluch des Verwandtenzwistes zerrüttete hier, wie jenseits des Rheins und der Alpen, das Haus Karls des Großen. Da die beiden älteren Brüder, Karlmann und Ludwig (der 880 auch die westliche Hälfte Lothringens für das Ostfrankenreich gewonnen hatte), jung und schnell hintereinander ohne berechtigte Erben starben, so vereinigte 882 der jüngste, Karl, der Dicke genannt, das ganze Ostfrankenreich. Um dieselbe Zeit entbehrte auch das Westfrankenreich eines Herrschers. Hier hatte der schwache und doch tyrannische Karl der Kahle durch Nachgiebigkeit gegen den immer mächtiger werdenden großen Adel, der seine Lehen längst als erblich ansah, seine königliche Macht beständig gemindert. Er hinterließ, als er 877 starb, ein zerrüttetes Reich, das sein Sohn, Ludwig II. der Stammler, nur zwei Jahre regierte, und das dann an dessen Söhne, Ludwig III. und Karlmann, überging, die gleich den deutschen Vettern rasch hintereinander starben. Der jüngste Sohn, Karl, der Einfältige zubenannt, war noch ein Kind, und so wählten die französischen Großen den letzten mündigen Karolinger, den Herrscher des gesamten Ostfrankenreiches, jenen Karl den Dicken, Sohn Ludwigs des Deutschen, gleichfalls zu ihrem Könige.

Karl der Dicke, der bereits auch die römische Kaiserwürde und die Herrschaft über Italien zu gewinnen gewußt hatte, vereinigte also noch einmal das ganze Karolingerreich. Es hatte fast noch die Grenzen, die Karl

der Große ihm gegeben, aber wie anders stand es jetzt mit seiner Macht! Ueber Italien verfügten bereits die Päpste, die in den Wirren und Zwistigkeiten des Karolingerreiches zu immer höherem Ansehen emporgestiegen waren, und die neben der höchsten geistlichen Gewalt (S. 73) auch schon eine Art weltlicher Oberherrlichkeit, besonders die Verleihung der Kaiserkrone, in Anspruch nahmen. Sie stützten jetzt die übertriebensten Ansprüche auf die um 850 auftauchenden falschen (Pseudo-) Isidorischen Dekretalien, angeblich Beschlüsse alter Kirchenversammlungen, die dem römischen Bischof d. i. dem Papste ein unbeschränktes Ansehen über alle anderen Bischöfe der Christenheit verliehen und die geistliche Gewalt von der weltlichen als ganz unabhängig darstellten. Papst Nikolaus I., kühn und klug zugleich, schlug jeden Widerspruch, der sich gegen diese Schriftstücke erhob, mit wuchtiger Hand nieder, und das ganze Mittelalter hindurch hat die Urkunde für echt gegolten, erst nach der Reformation ist sie als falsch erwiesen worden. In den Zerrüttungen, die über Italien kamen, bedeutete hier die Königsmacht bald gar nichts mehr. Die Bischöfe in ihren Gebieten waren die angesehensten Herren des Landes. — Unter Begünstigung des Papstes Johanns VIII. hatte ferner sich ein besonderes Königreich an der Rhone gebildet, das sich Burgund oder Arelat nannte (879). Ein fränkischer Großer, Boso von Vienne, der eine Enkelin Kaiser Lothars geheiratet hatte, war der Gründer dieser neuen Macht. — Außerdem aber ward das Reich von allen Seiten angefochten. Im Osten gewann eine slavische Herrschaft, welche die Herzöge Rastislaw und namentlich Swatopluk in Mähren errichtet hatten, eine rasche Ausdehnung und bedrohte die östlichen Marken des Frankenreiches. Im Süden kamen über das Meer von Nordafrika die Sarazenen und bemächtigten sich Siciliens und Unteritaliens, wetteifernd mit den Oströmern oder Griechen, die ihren Anspruch an Italien noch immer nicht aufgaben und damals gerade Apulien an sich rissen. Die sämtlichen Nordküsten des Frankenreiches von der Elbe an, ja auch die Westküsten bis zur Garonne hin, wurden von den furchtbaren Seeräubern Dänemarks und Norwegens, den Normannen, heimgesucht. Dazu herrschte völlige Rathlosigkeit im Innern, kein Gesetz galt mehr und keine Zucht, der Adel drückte die gemeinfreien Leute, und wieder diese thaten sich zu wilden Räuberbanden zusammen. Zu so schneller Auflösung war das Reich Karls des Großen gereift.

Vergeblich erwartete man von Karl dem Dicken Hilfe aus so viel Noth. Körperlich leidend und von beschränktem Geist, war er der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Zweimal erkaufte er den Frieden von den Normannen um schweren Tribut und wies ihnen zuletzt ein förmliches Winterlager in Burgund an. Da ermüdete die Geduld der deutschen Großen,

welche ohnehin in fortwährenden Unruhen und Verschwörungen erhalten wurden. Im Jahre 887 huldigten sie einem unehelichen Sohn Karlmanns, des Sohnes Ludwigs des Deutschen, Arnulf von Kärnthen, der sich gegen den Oheim erhoben hatte, als ihrem Könige. Die völlige Trennung des alten Karolingerreiches war damit angenommen und der Gedanke des einigen Kaisertums aufgegeben. Karl der Dicke, welcher sich der Aufgabe, Herrscher des Gesamtreiches zu sein, so wenig gewachsen gezeigt hatte, starb schon in den ersten Tagen des Jahres 888 auf den ihm angewiesenen Besitzungen in Schwaben. Die Franzosen erhoben zu ihrem Schutze den Grafen Odo von Paris, den Sohn eines aus Deutschland gekommenen Kriegsmannes, Ruotbert oder Robert, der durch Tapferkeit — man nannte ihn den Starken — sich emporgeschwungen hatte, 888. In der heutigen Schweiz aber, zwischen Jura, Rhein und Alpen, gründete im selben Jahre der Graf Rudolf aus dem Hause der Welfen, ein Brudersenkel der zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen, der Judith (S. 80), ein besonderes Reich, das gleichfalls Burgund genannt und von dem älteren Burgund, Arelat, durch die Bezeichnung Hochburgund unterschieden wurde. Schon der Vater Rudolfs, Konrad, hatte in diesen Gegenden geboten, der Sohn ward jetzt zum König gekrönt und auch von Arnulf in dieser Stellung anerkannt, nachdem er gelobt, sich ihm unterzuordnen. So waren zwei Karolingische Nebenreiche, Hoch- und Niederburgund entstanden, die dann aber später 933 von Rudolfs I. Sohn, Rudolf II., in ein Königreich Burgund vereinigt wurden.

In Frankreich gelangte später Ludwigs II., des Stammlers, Sohn, Karl der Einfältige, noch zum Throne. — Aber er wie seine Nachfolger waren ohne Macht. Die großen Lehnsträger des Reiches hatten fürstliches Ansehen gewonnen und kümmerten sich in ihren Territorien wenig oder nichts um den Oberlehnsherrn, den König. Endlich erlosch mit einem fünften Ludwig, den die Geschichtsschreiber auf Grund einer mißverstandenen Bemerkung in den Quellen gewöhnlich fainéant, den Faulen, nennen, im Jahre 987 das Geschlecht der Karolinger auf Frankreichs Thron ruhmlos. — Rascher noch endigte es in Deutschland. Alle diese Umwälzungen, die über das ehemalige Reich Karls des Großen kamen, waren von unendlichen Leiden für die Völker desselben begleitet. — Aber in diesen Zuckungen schieden und gestalteten sich die drei großen Nationalitäten: Deutschland, Frankreich und Italien.

Normannen und Magyaren. Die letzten Karolinger in Deutschland. Konrad I.

In diesen Zeiten, wo das Karolingerreich ebenso schnell und traurig zu zerfallen schien, wie jenes alte Römerreich, dessen Nachbildung es in so vielen Stücken war, traten neue Verheerungs- und Eroberungszüge nordischer Völker ein, die man fast wie letzte Stöße der Völkerwanderung betrachten kann. Die Germanen des Nordens, gewöhnlich Nordmannen oder Normannen genannt, in ihrem Glauben noch heidnisch (S. 19), in ihrer abenteuerlichen Raub- und Kriegslust jenen Gothen, Franken, Sachsen der früheren Zeiten (S. 23—25) ähnlich, begannnen an allen Küsten das ehemalige große Frankenreich zu bedrohen. Ihre Heimat war Dänemark und Norwegen. Schon Karl der Große hatte, als er ihre schnellen Schiffe einst vor seinen Augen nahe bei einem Hafen des südlichen Frankreich hatte kreuzen sehen, unter Thränen prophezeiet, daß sie seinen Nachfolgern ein schweres Uebel werden würden, und hatte in den letzten Jahren seiner Regierung Fleiß auf Gründung einer Seemacht und Beschützung der Küsten gewandt. Seine Nachfolger hatten alles dies verfallen lassen, ja Ludwigs des Frommen Sohn, Lothar, hatte selbst diesen furchtbaren Feind gegen seine Brüder ins Land gerufen (S. 81). Die ganze streitbare Macht des Frankenreichs war nur noch in der Hand des Adels, der allmählich in den inneren Kriegen sich aufrieb. Er war diesen gewaltigen Gegnern nicht gewachsen, zumal sie Herren des Elements waren, dem die Franken sich längst entfremdet hatten. Das Meer nämlich schien ihre eigentliche Heimat. Als schnelle Räuber folgten sie „dem Wege der Schwäne" gen Süden, wohin es von jeher den nordischen Mann mächtig zog; so kamen sie im leichten Schiff, „auf dem Meeresrappen", über die Wellen daher; wehe den Küsten, die diese „Wikinger" überfielen! Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, die Beute weggeführt, die Menschen in die Sklaverei geschleppt. Auch das innere Land war nicht sicher vor ihnen; mit ihren leichten Fahrzeugen fuhren sie weit die großen Flüsse hinauf, und bereiteten tief im Lande denselben Schrecken, wie an der See; ja von einem Strom zum andern brachten sie ihre Fahrzeuge auf Schultern und Wagen, so daß nicht einmal das Land sie hinderte. Schon unter Ludwig dem Frommen waren sie erschienen; 845 hatten sie Hamburg, den neuen Bischofssitz, niedergebrannt. Später hatten sie Aachen verheert und ihre Pferde in die von Karl dem Großen erbaute Kirche eingestallt, dann Köln, Trier, Nymwegen und viele andere Orte in Asche gelegt. Bald wagten sie sich auch nach England, das sie völlig unterjochten, bis hier Alfred der Große (871—901),

der Enkel jenes Ekbert, welcher zuerst die angelsächsischen Königreiche geeinigt hatte, ihre Herrschaft abschüttelte. Ebenso drangen sie in den Kanal, fuhren die Seine herauf und bedrohten mehr als einmal Paris. Zuletzt, als die Zeiten ihres räuberischen Schweifens endlich vorüber waren, haben sie Reiche gegründet; auch hierin den Germanen der Völkerwanderung vergleichbar. Zuerst trat ihnen Karl der Einfältige eine Provinz in Nordfrankreich ab, 911, (die nach ihnen benannte Normandie), indem er ihrem Herzog Rollo seine Tochter Gisela vermählte. Die Normannen, die sich hier ansiedelten, wurden Christen, nahmen bald die französische Sprache an und verschmolzen ihre rauhe und ränkevolle Tapferkeit mit den feinen ritterlichen Sitten, die vom Süden Frankreichs kamen. Sie waren es, die später unter Wilhelm dem Eroberer nach England übersetzten und in der Hastingsschlacht 1066 dem Reiche der Angelsachsen ein Ende machten, ohne daß jedoch hier die germanische Grundlage des Staates und des Volkscharakters durch diese Eroberung verschwand. — Andere Normannen gründeten (S. 112) in Sicilien und Süditalien den Normannenstaat, seit 1016 n. Chr., der später so tief in die deutsche Kaisergeschichte verwoben ist. Auch hier tauschten die Nordländer bald ihre Sprache gegen das Italienische um. Selbst die Anfänge des russischen Reiches rühren von den Normannen her, denn unter dem Waräger Rurik gründeten sie von Nowgorod her, 862, eine Herrschaft, deren Hauptstadt bald Kiew am Dnjepr wurde. So wurde noch einmal durch einen letzten Akt der großen Völkerwanderung, den diese Normannen herbeiführten, eine Reihe von Staaten ins Leben gerufen, die gleichfalls auf germanischer Grundlage ruhten.

Um die Zeit jedoch, wo sich die deutschen Großen nach Absetzung Karls des Dicken den Arnulf von Kärnthen zum Könige koren, waren diese Normannen noch wilde Seeräuber und der furchtbare Feind der sächsischen und frisischen Küsten. Aber in Arnulf, mochte er auch nicht frei von Fehlern und Verbrechen sein, schien der kräftige Geist Karls des Großen noch einmal aufzuleben. Er brachte die Rettung, die man von ihm erwartete. An der Spitze des fränkischen Aufgebotes griff er die Normannen in ihrem festen Lager an, das sie nahe bei Löwen in den Sümpfen an der Dyle genommen hatten. Da für den im Frankenreiche üblich gewordenen adeligen Reiterkampf die Beschaffenheit des Bodens und die Stellung des Feindes höchst ungünstig war, so gab Arnulf das Beispiel, stieg vom Roß und die Reichsfahne in der Hand, erstürmte er zu Fuß das Lager der Feinde. Eine so schwere Niederlage erlitten hier die Normannen 891, daß sie nun nach und nach aufhörten, die deutschen Küsten zu beunruhigen. Dann wandte sich Arnulf gegen das neuerstandene Mährenreich, das unter Swatopluk († 894)

bereits auch Böhmen von Deutschland losgerissen hatte und das damals gerade durch des Methodius Predigt zum Christentum bekehrt wurde. Dies unterlag nun gleichfalls Arnulfs tapfrem Schwerte und zerfiel bald ganz. Zuletzt noch rief ihn der Papst nach Italien und wandte ihm die Kaiserkrone zu (895). So schien er nahe daran, das große Karolingerreich noch einmal herzustellen. Bald aber bestürmte auch ihn mannigfaches Unglück, besonders häuslicher Kummer; und von Leiden und Krankheit gebeugt, starb er im Jahre 899.

Es war das letzte Aufglänzen Karolingischer Herrlichkeit gewesen. In Deutschland selber hatte auch Arnulf nur mit Anstrengung das alte königliche Ansehen gewahrt. Wie das Karolingerreich nach Nationen (Deutschen, Franzosen, Italienern) auseinander gegangen war, so drohte jetzt Deutschland nach den alten Stämmen zu zerfallen — in Sachsen, Franken, Thüringe, Alamannen (Schwaben), Baiern und Lothringer. Diese Stämme standen wie ganz verschiedene Völker fremd und schroff neben einander; noch nicht einmal bestand der Gesamtname der Deutschen*), nur die gemeinsame Sprache begriff man, wie oben (S. 82) gezeigt, unter diesem Namen. Je weniger die Könige den Angriffen der Reichsfeinde Einhalt thaten, um so selbständiger entwickelten sich die einzelnen Stämme. Durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter traten an die Spitze, allmählich kommt der alte Titel der Herzöge für diese Führer der Einzelstämme wieder in Gebrauch; dem Könige blieb nur soviel Ansehen, als er, wie Arnulf, durch eine tüchtige Persönlichkeit geltend machen konnte. Als aber die höchste Würde nach Arnulfs Tode auf ein Kind, seinen sechsjährigen Sohn Ludwig (899—911), überging, hätte sie sicher bald jede Bedeutung verloren, wenn nicht die hohe Geistlichkeit den Gedanken der Einheit des Reiches festgehalten hätte. Der erste Bischofsstuhl Deutschlands aber war Mainz, der alte Sitz des Bonifazius, den damals der harte und unbeugsame Hatto einnahm. Dieser führte an des Kindes Statt die Regierung. Sein Andenken lebt in der Volkssage nicht vortheilhaft fort; aber er hatte mit der Königsgewalt eine schwere Sache zu vertheidigen unternommen, und es ist ihm, wenngleich nur mit Mühe und blutiger Strenge, gelungen, die Einheit des Reiches und somit Deutschland selbst zu retten.

Denn nicht allein der Zerfall in die alten Stämme bedrohte das Reich. Von außen her war an die Stelle der Normannen und Slaven ein neuer, schlimmerer Feind getreten. In Ungarns Ebenen, die der Reihe nach Hunnen (S. 31), Germanen (S. 34) und Avaren (S. 43, 70) beherbergt hatten, waren jetzt von Osten her die Magyaren, ein wildes Reitervolk finnisch-

*) Den wir in unserer Erzählung der Kürze willen freilich oft gewählt haben.

uralischer Abstammung, eingebrochen, die sich in zügellosen, furchtbaren Plünderungszügen über die Nachbarländer ergossen, bis an den Ocean schweiften und in Italien sich mit den plündernden Sarazenen Spaniens und Afrikas begegneten. Aehnlich den Hunnen, waren sie leicht bewaffnet und auf ihren schnellen Rossen beim Angriff nicht minder als bei der Flucht gefährlich. Arnulf von Kärnthen hatte sie gegen die Mähren zu Hilfe gerufen, deren Reich sie auch zertrümmert hatten. Bald jedoch wurden sie Deutschland selbst gefährlich, durchbrachen die östlichen Marken, und nun zeigte es sich, wie verderblich es gewesen, daß seit Karl dem Großen der Heerbann des Volkes den adligen Ritterheeren gewichen war, und jeder Stamm nur um sich selbst sorgte. Zwar fochten und fielen mehrere Führer ritterlich an der Spitze ihres Stammes. So Liutpold von Baiern, 907, so Burchard, der berufen schien, das alte thüringische Markgrafentum in ein Stammesherzogtum zu verwandeln, und dessen Land seitdem mit Sachsen sich vereinigte, 908. Aber Niederlage folgte auf Niederlage, bis nach Sachsen und Lothringen heerten die wilden Scharen. Unter soviel Elend und Verwirrung starb Ludwig, noch ehe er Mann geworden, 911 n. Chr.

Das deutsche Karolingerhaus war mit ihm erloschen: beinahe schien es, als wollten oder bedürften die Stämme unter ihren Herzögen keinen neuen König mehr. Doch der Gedanke der Reichseinheit war mächtiger als alle Sonderbestrebungen. Zu Forchheim an der Rednitz traten die Franken und Sachsen, die Baiern und Schwaben zur Wahl zusammen. Wohl machten die Karolinger im Westreiche ihre Ansprüche geltend, ja auf eine Zeitlang wußte Karl der Einfältige Lothringen zu Frankreich zu ziehen. Doch in Deutschland wählte man keinen Karolinger wieder, wenngleich man sich an den Stamm der Franken und an die Verwandtschaft des Hauses Karls des Großen hielt. Konrad, Herzog von Franken, aus dem edlen Geschlechte der Konradiner und weiblicherseits den Karolingern nahe verwandt, ward gekoren und folgte als Konrad I., von 911—918. Er war ein stattlicher, mannhafter und leutseliger Herr, der, einmal zum Könige gewählt, die Rechte des Reiches und des Königtums kräftig wahrnehmen wollte; aber er vergaß, daß die Zeit eine andere geworden, und daß er mächtige Stämme und Herzöge nicht zwingen konnte, wenn sie ihm nicht sich fügten. Auch bei ihm überwog noch Hattos Ansehen, und so kam es, daß er, trotz seiner geringen Macht, mit Strenge und Gewalt zum Ziele gelangen zu können glaubte. Aber dadurch war er unglücklich in fast allen Unternehmungen. Nicht einmal gegen Karl den Einfältigen konnte er Lothringen wieder erobern (nur das Elsaß behauptete er). Auch beging er den Fehler, sich, als der Sachsenherzog Otto, dem er seine Erhebung mit verdankte, 912 starb, mit dessen

Sohne und dem Sachsenstamme zu verfeinden. Heinrich nämlich war dem Vater als Herzog der Sachsen gefolgt, der König aber wollte dem Sohne nicht alle Lehen und Rechte des Vaters bestätigen, namentlich scheint er die Stellung, die Otto in Thüringen eingenommen hatte, Heinrich versagt zu haben. So zog jener wider ihn zum Kampf, und so schwer war die Niederlage des Königs, daß sächsische Sänger in ihren Siegesliedern fragten, welche Hölle groß genug sei, die erschlagenen Franken alle zu fassen? Selbst von hinterlistigen Nachstellungen Hattos, denen der edle junge Herzog nur mit Mühe entronnen, erzählte der Volksmund. Auch mit dem Herzoge Arnulf von Baiern und mit den beiden mächtigsten Grafen in Schwaben, Berthold und Erchanger (Schwaben nämlich hatte bis dahin noch keinen Stammesherzog), gerieth der König in Kampf. Und während er so im ganzen sieglos rang, durchzogen die Ungarn das Reich bis zum äußersten Nordende, bis Bremen hin. Endlich siegte er über die Schwaben und Baiern: und nun ließ er Berthold und Erchanger, beide seine Schwäger, hinrichten, obwohl sie es gewesen, die 913 am Inn zum ersten Mal die Ungarn besiegt hatten. Der Baierherzog mußte vor ihm zu den Ungarn fliehen, und diese ergossen sich nun wieder über Süddeutschland. Bald kehrte Arnulf zurück, der König zog gegen ihn, doch verwundet kehrte er heim. Eine tiefere Wunde aber trug er im Herzen: er mußte sich sagen, daß er bei edlem Willen doch die rechten Mittel verfehlt und nichts von dem erreicht habe, was er als König erstrebt. So fühlte er den Tod nahen; und die größte That vollbrachte er im Sterben, indem er sich und den alten Groll bezwang zum Heile des Reiches. Er rief seinen Bruder Eberhard und ließ sich von ihm das Wort geben, die Königskrone und die Reichskleinodien an seinen bisherigen Feind, den mächtigen Sachsenherzog Heinrich, zu bringen, da dieser der einzige Mann sei, der sie mit Ehren würde tragen können. Er starb den 23. Dezember 918 und ist zu Fulda begraben.

Kaiser aus dem sächsischen Hause.

Heinrich I., der Gründer des deutschen Reiches. 919—936.

Unter den Stämmen Deutschlands hatte keiner so selbständig seinen Charakter gewahrt, wie der sächsische, den einst Karl der Große nur nach so schwerem Kampfe in die Reichsgemeinschaft gezwungen hatte. In ihren weiten Ebenen vom Rhein bis zur Elbe, vom Harz bis zur Nordsee wohnten sie in altem Trotz und Kriegsmuth, der in fast ununterbrochenem Kampf an den ringsumstürmten Grenzen wach gehalten ward. Freilich war auch hier die Zahl der freien Grundbesitzer sehr zusammengeschmolzen, Dienst und Abhängigkeit in den verschiedensten Formen an Stelle der alten Freiheit getreten, aber noch immer blieb ein starker Kern der alten Frilinge (S. 67) übrig. Unter den edlen Geschlechtern, die zum Theil als Grafen des Königs und damit im Besitz ausgedehnter Lehen noch größere Macht und höheres Ansehen gewonnen hatten, war das edelste das der Liudolfinger,*) das sich von einem Liudolf herschrieb, der schon von Ludwig dem Deutschen zum Herzog wenigstens in einem größeren Theil von Sachsen gemacht worden war. Der eine von seinen Söhnen,

---

*) Liudolf

Brun † 880. — Hrz. Otto † 912.

(Sohn des Hrz. Otto:) 1. **Heinrich** I. † 936. Gem.: Mathilde.

Kinder Heinrichs I.:
- 2. **Otto** I. † 973. 1. Gem.: Edgitha. 2. Gem.: Adelheid.
- Gerberga.
- Heinrich v. Baiern † 955.
- Bruno v. Köln † 965.

Kinder Ottos I.:
- Liudolf v. Schwaben † 957. — Sohn: Otto v. Schwaben u. Baiern † 982.
- Liutgard. Gem.: Konrad v. Lothringen.
- 3. **Otto** II. † 983. Gem.: Theophano. — Sohn: 4. **Otto** III. † 1002.

Sohn Heinrichs v. Baiern: Heinrich d. Z. v. Baiern † 995. — Sohn: 5. **Heinrich** II. † 1024. Gem.: Kunigunde.

Brun, der als der Gründer von Braunschweig gilt, war gegen die Normannen gefallen, 880, der andere war jener Otto, der die deutsche Königskrone, für die er sich selbst zu alt fühlte, dem fränkischen Konrad zugewandt hatte (S. 91). Das Geschlecht (man will es auf einen Egbert zurückführen, der schon zu Karls des Großen Zeit hochangesehen gewesen) hatte seine großen Güter in Westfalen, um die Ocker (im heutigen Braunschweigischen) und in der goldenen Au an der Helme und Unstrut. Ottos Sohn und Erbe war Heinrich, vermählt mit einer Tochter aus gleich edlem sächsischen (westfälischen) Stamme, Mathilde, deren Linie bis zu Widukind (S. 67) hinaufstieg. Dieser Herzog Heinrich, einst der gefährlichste Feind König Konrads, nun von diesem selbst als Nachfolger bezeichnet, ward zu Fritzlar, wo die Grenzen der Sachsen und Franken sich berührten, auf einer Tagfahrt beider Stämme zum deutschen König gekoren. Alles versammelte Volk jauchzte der Wahl Beifall, denn Heinrich war herrlich an Leib und Seele und bereits in Kämpfen gegen die Slaven wohl erprobt. Als aber nach der alten Sitte des Karolingerreiches der Erzbischof von Mainz ihn salben und krönen wollte, wies er demüthig diese Ehre zurück, zugleich damit andeutend, daß er ohne geistlichen Rückhalt in anderer Weise als seine Vorgänger zu regieren entschlossen sei.

Es galt zuerst, sich bei den übrigen Stämmen, die ihn nicht mit gekoren, bei den Schwaben, Baiern und Lothringern, die Anerkennung zu verschaffen. Heinrich kannte zu wohl die Sprödigkeit der deutschen Stämme, und hatte einst selbst als Herzog zu selbständig der Königsmacht gegenüber gestanden, als daß er die gewaltsamen Wege Konrads betreten wollte. Ihm genügte zunächst die in der That schon königliche Macht, die er bei seinen Sachsen und Thüringen besaß; er war zufrieden, wenn die andern Stämme mit ihren Herzögen sich unter ihn stellten, und verlangte zunächst nicht, in die inneren Angelegenheiten derselben einzugreifen. Er schonte die Stammeseigentümlichkeiten, die nun einmal im Reiche vorhanden waren. So kam es, daß schon 919 der Herzog Burchard von Schwaben ihm willig als dem Oberherrn huldigte. Burchard behielt seine Stellung als Herzog, nur die Besetzung der Bistümer und die in Schwaben gelegenen königlichen Domänen behielt sich Heinrich als sein Recht vor, vermied aber auch hier alles, was den Herzog verletzen konnte. Schwieriger fügte sich Baiern. Hier widerstrebte jener Arnulf, der einst Konrad I. erfolgreich widerstanden, der Unterwerfung unter das königliche Ansehen. Heinrich traf auf ihn bei Regensburg. Nicht mit dem Schwert, sondern, so lautet die Ueberlieferung, mit einer friedlichen Besprechung, in welcher er ihm zeigte, wie vergeblich es sei, wider den Willen aller als der einzige sich zu setzen,

brachte er ihn zur Anerkennung; doch ließ er ihm noch größere Rechte als selbst dem Schwabenherzog, besonders die Besetzung der Bistümer in seinem Lande. — Dann blieb noch Lothringen übrig. Die Großen Lothringens waren durch ihren Wankelmuth und ihre Treulosigkeit berüchtigt; sie hatten sich oft vom Westreiche zum Ostreiche hin und hergewandt, um schließlich niemandem zu gehorchen. Das rechte Bild dieses wankelmüthigen Sinnes war ihr Herzog Giselbert, der, obwohl einst als Flüchtling von Heinrich in Sachsen gastfrei aufgenommen, sich doch jetzt dem französischen Könige Karl dem Einfältigen zugewandt hatte. Heinrich hütete sich auch hier, die Waffen zu gebrauchen. Er wartete ab, bis Giselbert, müde der Wirren, die Frankreich unter den Gegenkönigen Karls des Einfältigen zerrissen, es vorzog, sich Deutschland zuzuwenden, 925. Dadurch, daß er ihm später seine Tochter Gerberga vermählte, fesselte ihn dann Heinrich an sein Haus und an das Reich.

Die erste große That Heinrichs war durch seine Weisheit und Mäßigung gelungen: die fünf großen Herzogtümer waren wieder in die Reichseinheit eingegangen. Es war ein Glück für Heinrich und das Reich, daß in diesen ersten Jahren die Einfälle der Ungarn ziemlich geruht hatten. Erst 924 brachen sie mit erneuter Wuth über das schwache Reich herein; wieder schweiften sie bis tief nach Sachsen, und der ohnehin damals schwer erkrankte Heinrich mußte selbst in seiner Pfalz Werla hinter den Sümpfen der Ocker Sicherheit suchen. Aber das Glück fügte es, daß einer der feindlichen Fürsten gefangen eingebracht ward. Die Ungarn waren bereit, ihn schwer mit Gold und Silber zu lösen: aber König Heinrich forderte nichts als einen neunjährigen Waffenstillstand, der freilich nur für Sachsen galt und während dessen er den Ungarn sogar einen Tribut zu zahlen sich entschloß.

Und nun begann Heinrich die andere große That seines Lebens: er machte sein Volk — zunächst Sachsen und Thüringen — von neuem wehrhaft und schirmte das offene Land. Gegen den Osten hin wurden förmliche Markgrafschaften, wie wir sie unter Karl dem Großen fanden (S. 74), zwar noch nicht wieder eingerichtet, aber doch die Grafen in den Grenzgauen mit einer höheren militärischen Macht ausgestattet. Noch hatte Deutschland, besonders Norddeutschland, wenig Städte; wie in alter Zeit wohnten die Deutschen in Dörfern oder auf ihren offenen Höfen; kaum waren die königlichen Pfalzen und Bischofssitze dürftig befestigt. Heinrich legte in den Gauen Sachsens und Thüringens Burgen an, die er ummauern ließ, mit Mauer und Wall umgab er auch schon bestehende größere Wohnplätze. Von den vom Könige abhängigen Leuten — in den Grenzgauen war das wohl die Mehrzahl — ließ er je den neunten Mann in diese Burgen ziehen und befahl den andern acht, draußen Getreide zu bauen und den dritten Theil des

Ernteertrages in die festen Plätze zu liefern. Wenn plötzlicher Angriff käme, sollte das Landvolk hierher flüchten und Vorräthe finden, um sich zu unterhalten. Auch verlegte er die Märkte und öffentlichen Festlichkeiten in diese von ihm begründeten „Städte", um seine Deutschen an größeres Zusammenleben zu gewöhnen. So entstanden die festen Plätze Quedlinburg, Merseburg, Hersfeld, Korvei und Meißen. Auch Goslar wird auf Heinrich zurückgeführt.*) — Das Land war geschirmt, es galt auch ein wehrhaftes Volk zu schaffen. Noch bestand bei den Sachsen, besser erhalten als bei den anderen Stämmen, das allgemeine Aufgebot aller Freien, der Heerbann: aber sie kämpften auch am liebsten nach altgermanischer Weise zu Fuß. Da man den berittenen Ungarn so nicht begegnen durfte, gewöhnte Heinrich zugleich auch die Seinen an den Kampf zu Roß.

Als er dies alles angeordnet, übte er sein Volk im Eroberungskampf gegen die Wenden, die von der Elbe und Saale ostwärts wohnten. Außer Abodriten und Wilzen (S. 71) treten hier noch die Redarier, Heveller (an der Havel) und in der Gegend von Meißen die Daleminzier auf. Alle diese Stämme waren noch heidnisch, der furchtbaren Ungarn Freunde und beständige Feinde der Sachsen. Krieg gegen sie galt wie ein Kreuzzug: die Sachsen unter ihrem Banner des heiligen Michael fühlten sich als das Volk des Herrn, berufen zum Vertilgungskampf gegen seine Feinde. Schon 928 hatte Heinrich die Heveller besiegt und auf dem Eise die durch Seen geschützte Stadt Brennaburg (Brandenburg) erobert. Auch die Daleminzier hatten sich unterworfen, und in ihrem Gebiet war auf einem Berge an der Elbe Meißen gegründet worden. Böhmen, schon durch Karl den Großen unterworfen (S. 71), brachte Heinrich ebenfalls durch einen Zug, wobei ihn Arnulf von Baiern unterstützte, wieder zur Unterordnung unter das Reich. — Als dies alles geschehen, brach 929 noch einmal ein großer Aufstand der nördlichen Slaven (Wilzen, Abodriten, Redarier) gegen die deutsche Herrschaft aus. Heinrich sandte seine Großen gegen diesen Feind, der bereits die sächsische Stadt Walsleben zerstört, die Einwohner gemordet hatte. In einer furchtbaren Schlacht bei Lenzen (am rechten Elbufer nördlich von Wittenberge) fielen die von ihren Fürsten in den Kampf getriebenen Horden vor dem vertilgenden Schwerte der Sachsen.

Diese herrliche Siegeskunde kam gerade zu fröhlicher Zeit. Heinrich hatte für seinen ältesten Sohn Otto um eine Schwester des angelsächsischen Königs Aethelstan geworben. Dieser fühlte sich durch die Werbung so geehrt,

---

*) Von anderen Städten ist jedoch eine Gründung oder Befestigung durch Heinrich nicht nachweisbar. Erfurt war wohl früher schon ein fester Platz.

daß er beide Schwestern zu Heinrich nach Köln sandte, damit er und sein Sohn unter ihnen wählen könne. Edgitha, durch Güte nicht minder wie durch Schönheit ausgezeichnet, behielt den Preis und ward des Königssohns Gemahlin. — Schon galt Heinrich mit Recht als der mächtigste Herrscher des Abendlandes, neue Siege über die Slaven 932 befestigten nur seine Stellung.

Aber eine letzte Probe blieb noch zu bestehen: nämlich gegen die Ungarn zu bewähren, daß Heinrich nicht umsonst neun Jahre lang den Schimpf des Tributs getragen, und daß seine Einrichtungen ihnen gegenüber Stand hielten. Im Jahre 933 verlangten sie die Fortzahlung des Tributs: Heinrich, des Volkes Zustimmung und kräftiger Unterstützung sicher — hatte es doch in feierlicher Versammlung ihm seinen Beistand noch besonders zugeschworen — wies sie ab; da kamen die Ungarnschwärme wieder und ergossen sich durch Thüringen und Sachsen. Heinrich aber hatte rasch den Heerbann gesammelt und ereilte die schon Flüchtigen in der Nähe von Merseburg,*) wo er sie mit einem verhältnismäßig leichten Siege so schreckte, daß Deutschland lange Zeit vor ihnen Ruhe hatte.

Zuletzt noch stellte Heinrich im Norden gegen die Dänen die alten Reichsgrenzen her, ja erweiterte sie noch über die Eider hinaus um die Mark Schleswig. Nun vermochte es unter seinem Schutze wieder ein frommer Erzbischof von Bremen und Hamburg, Unni, ein würdiger Nachfolger des heiligen Anskar (S. 78), zu den Dänen und Schweden zu gehen, um ihnen Christi Lehre zu verkünden, und schon faßte das Evangelium Boden, obwohl in Dänemark König Gorm der Alte „gleich der alten Schlange" das Christentum haßte.

Heinrich hatte Großes gethan, indem er mit dem ruhigen, maßvollen und praktischen Sinn, der dem Sachsenstamme eigen, nur das Erreichbare erstrebte. Das deutsche Reich dankt ihm seine Begründung. Er hat für die deutsche Kolonisation das Land östlich der Elbe, das einst Deutschen gehört hatte, aber ihnen von den Slaven entrissen war, erschlossen; er hat die deutsche Wehrkraft wieder hergestellt und den Reichsfeind, die Magyaren, niedergekämpft. Aber indem er so für das Ganze wirkte, hat er zugleich den Thron für sein Haus und seine Familie aufgebaut. Nachdem zuerst auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz ihn ein Schlaganfall getroffen und er so an seinen Tod gemahnt worden war, sammelte er zu Erfurt die Großen aller deutschen Stämme und empfahl ihnen seinen ältesten Sohn Otto zum Nach-

*) Der Ort wird von der zuverlässigsten Nachricht Riade genannt (auf dem Unstrut-Riede?) und ist genau nicht nachzuweisen. Dorf Rietheburg in der goldenen Au?

folger und König. Dann ging er nach Memleben an der Unstrut, wo eine seiner Pfalzen stand, neben der bald ein schönes Kloster erbaut ward, und hier verschied er in der Mitte der Seinen 936, tief beklagt von allem Volke. In der von ihm gleichfalls gegründeten Abtei von Quedlinburg ward er beigesetzt.

Otto der Große. 936—973. Innere deutsche Verhältnisse bis 950.

Die Königswahl des 24jährigen Otto, des Sohnes Heinrichs I., die zu Aachen im Dom von allen Stämmen der Deutschen geschah, zeigte, wie fest bereits durch Heinrich I. das Reich geeinigt worden. Der Erzbischof von Mainz umgürtete ihn mit dem Schwert, that ihm Mantel und Armspangen an, übergab ihm Scepter und Stab, salbte ihn und setzte ihm die Krone aufs Haupt, alles Volk rief Heil dem von ihm gekorenen Herrscher, und die Herzöge der einzelnen Stämme leisteten ihm bei Tisch und Hof die persönlichen Dienste des Mundschenken, Truchseß, Marschalls und Kämmerers (S. 55), wie sie die Könige von ihren Hofleuten zu empfangen gewohnt waren. Und anders als Heinrich I. faßte Otto I., dem als Vorbild der gewaltige Karl der Große vor der Seele stand, sein Königsamt; hatte Heinrich die großen Herzöge der Stämme fast wie selbständige Fürsten behandelt, so betrachtete sie Otto wieder als seine Beamten und Lehnsträger, die er, wenn sie sich gegen ihn oder gegen das Reich vergingen, absetzen durfte.

Zunächst jedoch hatte er die äußeren Grenzen des Reichs zu schützen. Denn die wendischen Völker benutzten den Regierungswechsel, um in einem Aufstande einen Befreiungsversuch zu machen. Aber Otto hielt sie im Gehorsam, und besonders halfen ihm dabei zwei sächsische Große, Hermann, den man Billing nennt, Grenzgraf an der Unterelbe, und der Grenz- spätere Markgraf Gero an der Mittelelbe, die hier weiter und weiter die deutsche Herrschaft ausdehnten. Die Böhmen hatten sich gleichfalls erhoben und behaupteten, während Otto im Reiche beschäftigt war, wirklich eine fast vierzehnjährige Unabhängigkeit. Auch die Ungarn versuchten einzelne Einfälle, gaben sie aber auf, als sie sahen, wie Otto an Kraft und Entschlossenheit seinem Vater nicht nachstand.

Schlimmer als die äußeren Gefahren waren die inneren. Das herrischere Auftreten des jungen Otto und die Bevorzugung der stolzen Sachsen verletzte die Franken, deren Herzog noch jener Eberhard war, der einst Heinrich I. die Krone gebracht hatte (S. 92), und der sich jetzt von dessen jungem Sohne demüthigende Behandlung gefallen lassen mußte. Während hier Unzufriedenheit gärte, versagte der neue Baiernherzog, Arnulfs (S. 94)

Sohn, er hieß auch Eberhard, dem Könige geradezu die Huldigung, 937. Gleich im Anfang des nächsten Jahres zog Otto gegen den Aufsässigen, aber ohne Erfolg, und unterdessen bildete sich im Norden Deutschlands die drohende Verschwörung völlig aus. Otto hatte einen älteren Halbbruder, Thankmar, aus einer ersten Ehe Heinrichs, die, von der Kirche mißbilligt, weil die Frau sich schon früher dem Kloster geweiht, von Heinrich gelöst worden war. Dieser fühlte sich zurückgesetzt und erhob sich mit dem gleichfalls unzufriedenen Eberhard von Franken. Beide verwüsteten Westfalen, und Eberhard hielt selbst den jüngeren Bruder Ottos, Heinrich, gefangen. Jetzt eilte der König Otto herbei, Thankmar floh und schloß sich in die Eresburg (S. 67) ein, wo er beim Sturm von Ottos Leuten in der Burgkirche, in welcher er Zuflucht gesucht, am Altar in tapferem Kampfe erschlagen wurde. Eberhard erhielt Vergebung, indem er seinen Gefangenen, den jungen Heinrich, zum Fürsprecher wählte. Jetzt wurde auch Baiern unterworfen und sein Herzog entsetzt. Der neue Baiernherzog mußte auf das Recht der Besetzung der Bistümer (S. 95) verzichten.

Da erhob sich der eigene Bruder gegen den König. Otto war zwar Heinrichs I. ältester Sohn: aber er war geboren, als dieser noch Herzog war; Heinrich dagegen war demselben, als er schon König war, geboren; ihn vor allem liebte die Mutter, Mathilde, und der stolze Jüngling hielt sich mehr als den Bruder berechtigt, des Vaters Nachfolger zu sein. Während seiner Gefangenschaft hatte er sich mit Eberhard von Franken verständigt, er hatte mit seinem wankelmüthigen Schwager, dem Herzog Giselbert von Lothringen, verhandelt, er begann jetzt den Aufstand, indem er zu diesem sich begab, 939. Aber ehe noch die Empörung weiter griff, eilte Otto mit geringer Macht über den Rhein und schlug Heinrich und Giselbert bei Birten unweit Xanten. Heinrichs Versuch, in Sachsen Aufstände gegen Otto zu erregen, schlug fehl, er wandte sich nach Lothringen zurück, wo jetzt der französische König, Ludwig IV., im Bunde mit den Aufständischen erscheint. Zu den Empörern gesellte sich heimlich auch der Erzbischof Friedrich von Mainz, und so standen zwei große Herzogtümer und der erste Geistliche Deutschlands wider Otto. Aber das Glück half ihm auch diesmal: zwei rheinische Grafen, Franken von Geburt und sogar Verwandte Eberhards, aber doch des Königs Freunde, trafen die beiden Herzöge, Eberhard und Giselbert, unvermuthet am Rhein, über den diese unvorsichtig schon ihr Heer nach Andernach hatten übersetzen lassen, während sie selber noch bei Mahl und Brettspiel zurückgeblieben. Sie überfielen sie: Eberhard, der tapfer kämpfte, ward erschlagen, und Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein, 939. So ward dieser Krieg geendigt und Heinrich bat und erhielt abermals

Verzeihung: aber noch einmal verschwor er sich, selbst gegen das Leben des Bruders. Als da die Mutter zum dritten Mal für ihn bat, und Otto zum dritten Mal großmüthig verzieh, ging Heinrich in sich und blieb von nun an in unerschütterlicher Bruderliebe Otto treu.

Mit diesen Siegen war die Herzogsgewalt im Reiche der Königsmacht zu Füßen gelegt. Sie war wieder ein Amt, über welches der König verfügte. Auch suchte Otto I. die Herzogsgewalt noch dadurch von sich abhängig zu machen*), daß er sie so viel wie möglich nur Angehörigen seines Hauses gab. Seinen ältesten Sohn Liudolf vermählte er mit der Tochter des Schwabenherzogs, dem dann dieser Jüngling bald in seinem Amt folgte; Lothringen gab er einem Franken, Konrad, dem er zugleich seine Tochter Liutgard vermählte, und Baiern seinem Bruder Heinrich. Franken, Sachsen und Thüringen verwaltete er selbst, und erst in der späteren Zeit seines Lebens machte er seinen getreuen Hermann Billing zum Herzoge von Sachsen.

So war das große Reich fest zusammengefügt und stand noch inniger verbunden als zu Heinrichs I. Zeit Damals zuerst nannten die Stämme nicht bloß ihre Sprache deutsch: sie begannen sich selbst mit dem Gesamtnamen der Deutschen zu bezeichnen. Und gewaltig übte das vereinte Volk seine Kraft nach außen. In langen Kämpfen unterwarfen die Sachsen unter Hermann Billing und Markgraf Gero die Wenden dem Christentum und deutscher Sitte. Das weite Land zwischen Elbe und Oder ward kolonisirt. Otto verfuhr wie einst Karl der Große bei den Sachsen, indem er in den unterworfenen Landschaften Bistümer gründete: so Havelberg, Brandenburg, später Merseburg, Meißen und Zeitz; ja, noch im fernsten Osten unter den Polen ward Posen gegründet. Alle diese Bistümer stellte er gegen Ende seines Lebens unter das neugeschaffene Erzbistum Magdeburg, nur Oldenburg (im östlichen Holstein) kam unter Hamburg-Bremen, welches gerade damals um die Verbreitung des Christentums im Norden sich große Verdienste erwarb. Der Erzbischof Adeldag, Unnis großer Nachfolger, sorgte für die Mission unter Schweden und Dänen. Die friedlichen Beziehungen zwischen Dänen und Deutschen erleichterten seine Arbeit. Nur die spätere Sage weiß zu erzählen, wie Otto den Dänenkönig Harald Blauzahn angriff, die Dänen bis zur äußersten Spitze Jütlands trieb und hier seinen Speer ins Meer schleuderte, zum Zeichen, daß erst hier seines Reiches Ende sei. Mit fast königlicher Macht breitete sich Ottos Bruder, der Baiern-

*) Ob die Pfalzgrafen, die nun wieder (zuerst in Baiern) in den ursprünglichen Herzogtümern genannt werden, Vertreter der königlichen Gewalt und somit eine Beschränkung der Herzöge waren, muß zweifelhaft erscheinen.

herzog Heinrich, nach Osten längs der Donau und nach Süden bis zum Po und zur Hadria: und so entsprach der sächsischen Kolonisation im Norden eine bairische im Süden, bei welcher die Bistümer Regensburg und Passau zugleich für die Mission thätig waren. Es war die Zeit der gewaltigsten Ausdehnung deutscher Kraft. Schon galt Ottos Wort, den man nun anfing, wie weiland König Karl, „den Großen" zu nennen, auch etwas in den Wirren Frankreichs, dessen König Ludwig IV. Giselberts Wittwe geheiratet hatte und so Ottos Schwager geworden war; ihm zog er gegen seine aufständischen Großen einmal sogar bis vor Paris zu Hilfe. Auch der Burgundenkönig und die Großen, die um Italien stritten, riefen bereits seine Entscheidung an — kurz, seine Macht war wieder kaiserlich, wenn auch noch der Name fehlte.

Versuchen wir es nun, auf diesem Höhepunkte deutscher Königsmacht angelangt, uns ein Bild zu machen, wie solch ein Herrscher dieser alten Zeit lebte. Leicht und bequem hatte er es nicht: wen einmal die schwere Krone zierte, der war ruhelos bis zum Grabe. Er hatte keine feste Residenz; von Pfalz zu Pfalz zog er durch sein weites Reich; wo er gegenwärtig war, saß er selber zu Gericht als höchste und letzte Instanz; an ihn ging die Berufung, wenn der Verurtheilte sich der Entscheidung der Schöffen, die nach den Kapitularien Karls des Großen (S. 75) oder nach altem Stammesrecht unter des Grafen Vorsitz das „Recht zu weisen" d. h. das Urtheil zu fällen hatten, nicht fügen wollte. In dunklen Fällen entschied das Gottesgericht d. i. Zweikampf, Feuer- oder Kreuzesprobe.

An den Festtagen umgab den Herrscher der ganze Glanz des großen Reiches: an den Bischofsitz, wo er eben das Fest feierte, eilten Fürsten und Große der ganzen Nachbarschaft und brachten freiwillige Geschenke, während die unterworfenen den Tribut darreichten. Das Königsgut war durch das ganze Reich gelegen: noch bestand es in großen Domänen, auch gingen große Forsten des Königs, in denen noch Wolf und Bär, Ur und Elen hausten, die der Jagdlust reiches Spiel gewährten, durch das ganze Reich. Stehende Abgaben zahlte man auch jetzt noch nicht; denn es gab wenig Geld, und der Deutsche hielt überhaupt jede Steuer für ein Zeichen der Unfreiheit; alle Leistungen waren persönlich. Doch gingen einzelne Zölle an den König ein von Straßen und Flüssen; ferner die Kopfsteuer, die die Juden zahlten; auch gehörten die Bergwerke dem Könige.

Das Lehnswesen griff bereits durch alle Theile des Reiches und folglich bestanden auch die Heere des Königs mehr aus den aufgebotenen Vasallen als aus dem alten, freien Heerbann. An den Grenzen, besonders den östlichen, waren die Marken wieder erneuert worden. Eigene Namen sind zu

Ottos Zeit noch wenig dafür im Gebrauche, aber aus Hermanns und Geros Marken (S. 98) entstanden später die Nordmark (die preußische Altmark, dazu Havelberg und Brandenburg), südlich davon die Ostmark oder Lausitz (das Land zwischen Saale und Bober) und die Mark Meißen (Meißen, Zeitz, Merseburg). Im Süden gab es eine Mark Verona und Aquileja, eine bairische Ostmark, das spätere Oestreich, später auch eine kärnthnische Mark, welche alle vom Herzogtum Baiern abhängig waren.

Herstellung des Kaisertums durch Otto den Großen.

So war Otto der Große bereits der gewaltigste Herrscher in Europa, als neue Bestrebungen und Verwirrungen für ihn anbrachen. Italien war seit Arnulfs Zeiten (S. 90) von den deutschen Königen unbeachtet gelassen worden. Hier waren überall Parteikämpfe zwischen großen Familien, die zum Theil noch ihr Geschlecht auf die Karolinger zurückführten; selbst die Päpste waren tief in diese Wirren verflochten und von dem schon errungenen hohen Ansehen (S. 86) wieder zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken. Dazu waren die Sitten der Geistlichen wie die des ganzen Volkes furchtbar verwildert. Damals war König von Italien Berengar von Ivrea, der seinen früheren Gegner, den König Hugo, überwunden und den Sohn desselben, den König Lothar, wahrscheinlich vergiftet hatte. Die junge Wittwe dieses Lothar, Adelheid, vom burgundischen Königsstamme, wollte er, so erzählen Spätere, mit seinem Sohne vermählen, um so unbestritten die italienische Königskrone besitzen zu können. Aber Adelheid widerstrebte dem verhaßten Ehebunde und wurde deshalb von Berengar in strengster Haft auf einem Schloß am Garda-See gehalten. Allgemein war das Mitleid, das die junge Königin fand. Ein besserer Zeitpunkt zum Eingreifen in die italischen Verhältnisse ließ sich schwerlich finden. Otto war damals, nach dem Tode der angelsächsischen Edgitha, verwittwet, er faßte daher den Entschluß, zugleich mit der Hand der Adelheid ein, wenn auch zweifelhaftes, Recht auf Italien zu erwerben. Er beschloß deshalb einen Kriegszug ihr zu Hilfe. Noch ehe er mit dem gesamten Heere die Alpen überstieg, 951, war ihm sein junger Sohn Liudolf, der Schwabenherzog, thatenlustig vorausgeeilt, hatte aber gegen Berengar unglücklich gekämpft. Dafür traf ihn der Tadel des Vaters und der Spott des Oheims, des bairischen Heinrich. Dieser hatte die Adelheid, welcher unterdessen unter vielen Abenteuern die Flucht aus der Burg der Feinde gelungen war, seinem Bruder Otto zugeführt und war bei beiden in hohem Ansehen. In Pavia feierte Otto bald mit Adelheid seine glänzende Vermählung und nannte sich jetzt bereits König von Italien.

Aber dieser Glanz war nicht ohne einen trüben Schatten; denn Liudolf war unzufrieden, da er fürchten mußte, daß nachmals ein Sohn der begünstigten Adelheid ihn, den ältesten, vom Throne ausschließen werde, zu dem er bereits bestimmt war. Auch gelangte der König Otto in Italien jetzt noch nicht völlig zum Ziele seiner Wünsche, die schon damals auf die Kaiserkrönung gingen. Daß dieses nicht erreicht ward, mochte er wohl dem Erzbischof Friedrich von Mainz (S. 99), der die Unterhandlungen beim Papste geführt, mit zur Last legen und auch diesen machte nun sein Tadel aufs neue unzufrieden. — Otto kehrte zurück nach Deutschland und ließ seinen Schwiegersohn, Konrad, Herzog von Lothringen, zurück, der den Berengar zur Unterwerfung unter den König bestimmte, indem er ihm eine ehrenvolle Aufnahme verbürgte. Als aber jener sich vor Otto einfand — es war 952 zu Magdeburg — ward er verächtlich und streng behandelt, und Konrad, der sein verpfändetes Wort unbeachtet sah, auch sonst sich zurückgesetzt glaubte, fühlte sich gleichfalls beleidigt. So waren drei mächtige Unzufriedene im Reich, Liudolf von Schwaben und Konrad von Lothringen, die nächsten Angehörigen des Königs, und Friedrich von Mainz. Ihren Aufstand betrachteten die Söhne nicht als Rebellion gegen den Vater, sondern sie wollten nur den mächtigen Einfluß des harten und ränkevollen Baiernherzogs Heinrich beseitigen; dieser aber war es, der dann später, als der Kampf schon ausgebrochen, die Söhne aber noch einmal reumüthig dem Könige sich zu Füßen geworfen, eine Aussöhnung unmöglich machte. So dauerte der unglückselige Krieg fort, an dem auch die Baiern gegen ihren unbeliebten Herzog theilnahmen. Endlich, nachdem Konrad, von seinen eigenen Lothringern verlassen, nebst Friedrich von Mainz Versöhnung gesucht und gefunden hatte (der letztere starb bald nachher), unterwarf sich auch Liudolf dem Vater, 954. Beide erhielten Vergebung, bekamen aber ihre Herzogtümer, die ihnen Otto schon 953 zu Fritzlar abgesprochen, nicht zurück. Es war ein Wendepunkt in Ottos Politik. Den Versuch, die Herzogtümer durch Verleihung an Verwandte zur Stütze des Thrones zu machen, gab er auf. Von nun an stützte er sich auf den hohen Klerus. Besonders sein Bruder Brun, Erzbischof von Köln, erscheint in der Folge als seine rechte Hand, ihm gab er auch das unruhige Lothringen zur Verwaltung, das Brun später, um die Aufrechterhaltung der Ordnung zu erleichtern, in Ober- und Nieder-Lothringen theilte.

Den inneren schweren Kampf hatten die Ungarn schon 954 benutzt, eine neue Raubfahrt durch Süddeutschland nach Lothringen und Frankreich zu machen; 955 brachen sie mit starkem Heere aufs neue ins Reich, nicht mehr jene flüchtigen Räuber, die einst Heinrich bei Merseburg geschlagen, sondern

ein schon geordnetes, auf Eroberung bedachtes Volk; mit stürmender Hand belagerten sie Augsburg, das kaum der fromme Bischof Udalrich zu schützen wußte. Aber alsbald eilte Otto an der Spitze aller, jetzt wieder versöhnten Stämme heran. Auf dem Lechfelde kam es 955 zu einer großen Schlacht. Durch einen Fasttag bereitete sich das Heer zur schweren Blutarbeit vor, feierliche Eide der Krieger, heilige Gelübde des Königs am Morgen des Schlachttages zeugten von der weihevollen Stimmung aller. Mit fliegenden Fahnen rückte man in den Kampf: voran drei Züge Baiern, denen aber ihr bereits erkrankter Herzog fehlte; dann ein Zug Franken unter Konrad; dann eine fünfte Schar als Kern des Heeres aus auserlesener Jugendmannschaft gebildet, unter des Königs eigener Führung, unter dem Banner des Erzengels Michael; dann zwei Züge Schwaben und endlich eine Nachhut von Böhmen. Die Ungarn aber wollten den Stoß des deutschen Heeres ablenken; ein Theil von ihnen schwamm zweimal über den Lech, warf sich unvermuthet auf die böhmische Nachhut und brachte sie wie die Schwaben in Verwirrung; nun aber trafen sie auf Konrads heldenmüthigen Widerstand, der hier den Abfall vom Vater zu sühnen suchte und sie zurückwarf. Den Angriff auf die Hauptschar der Ungarn führte der König selbst. Nach heißem Kampfe entschied sich der Sieg: die Deutschen trieben den größten Theil des Ungarnheeres in den Lech, der Rest der Feinde kam auf der Flucht um. Nie mehr versuchte dieses wilde Volk einen Einfall ins Reich, ja es begann fortan deutschem Einfluß und dem Christentum sich zu beugen. Aber der Sieg war theuer erkauft; unter den Todten lag Konrad, dem beim Lüften des Helms ein Pfeil die Kehle durchbohrt hatte, und noch mancher Edle. — Auch räumte der Tod sonst noch in Ottos Umgebung auf: an seiner Krankheit starb bald darauf Ottos Bruder, Heinrich von Baiern, seine stärkste und treueste Stütze; bald auch sein Sohn Liudolf, noch in der Blüte seines Alters, nachdem er seine Uebelthat in wackrem Kampfe gegen die Wenden (955, als Otto die aufständischen Slaven durch den Sieg an der Recknitz in Mecklenburg niederwarf) und dann in Italien gut gemacht. Dem Könige erwuchs ein Ersatz dafür in einem Sohne aus zweiter Ehe, der wie der Vater Otto genannt ward.

Nach der Besiegung der Ungarn stand Otto in altem, ja noch erhöhtem Ansehen wieder da. Bald darauf rief ihn der Papst, Johann XII., selbst nach Rom, um durch ihn vor Berengar geschützt zu werden. Otto kam und rettete ihn: der Preis dafür war die Kaiserkrone, mit der er 962 geschmückt wurde. Von nun an galt die Kaiserkrone und damit die höchste weltliche Gewalt in der Christenheit als dem deutschen Könige zustehend; jeder derselben war ehrenhalber und unmittelbar schon durch seine Wahl verpflichtet,

nach Rom zu ziehen, um sie zu erwerben. — War somit die größte Ehre und hoher Glanz der deutschen Nation beschieden: so führte doch hinfort dies Streben, mit der Kaiserkrone Rom und Italien zu beherrschen, zu steten, oft vergeblichen Kämpfen der deutschen Herrscher fern von ihrem Lande; vor allen Dingen ward die naturgemäße Bahn der Mission und Eroberung gegen Osten und Norden, die den Deutschen durch Karl den Großen gezeigt, durch Heinrich I. wieder aufgethan war, verlassen um dieses glänzenden Bildes der Ehre willen. Aber beklagt das deutsche Vaterlandsgefühl so viel vergeblich vergossenes Blut und eitel verschwendete Kraft; beklagt es ein Streben, das zu keinem Ziel, ja später zum Sturz des Kaisertums und zur Zersplitterung Deutschlands geführt hat: so ist doch nicht zu verkennen, daß in den Staatseinrichtungen, im Handel, in Künsten und Wissenschaften Deutschland und Italien durch ihre nun beginnende lang dauernde Verbindung sich gegenseitig sehr gefördert haben.

Aber nicht einmal Otto der Große konnte sein Ansehen in Italien ohne wiederkehrende Römerzüge behaupten. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so verband sich der Papst Johann XII. mit Berengar. Otto kehrte zurück, entsetzte ihn und ließ sich von den Römern schwören, nie einen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen; aber sofort nach seiner Abreise brachen neue Unruhen aus, so daß Otto drei Jahre der Heimat ferngehalten wurde, 962 bis 965. Erst als Berengar gefangen und in die Haft nach Bamberg geschickt, Johann XII. gestorben war, fügten sich die Römer. Gleichwohl ward doch noch einmal ein Römerzug nöthig, und Otto blieb nun von 966—972, also 6 Jahre lang, in Italien.

Ottos Ruhm drang, wie einst der Karls des Großen, zu den fernsten Herrschern; seine Gesandten gingen sowohl zu dem glänzenden, milden und aufgeklärten Kalifen Abderrhaman in Cordova, wie an den eitlen Hof von Byzanz, von dem uns ein hervorragender Chronist der Zeit, Liudprand von Cremona, eine Schilderung voll beißenden Spottes hinterlassen hat. Otto der Große aber hielt für seinen nun heranwachsenden Sohn keine Verbindung würdiger als mit einer griechischen Kaisertochter: 972 vermählte er ihn zu Rom mit der Prinzeß Theophano. Dann kehrte er nach Deutschland zurück und hielt 973 zu Quedlinburg im Sachsenlande seinen letzten, glänzenden Reichstag. Wohl konnte er stolz auf das Werk seines Lebens, auf seine Kaisermacht blicken: hier erschienen mit Tribut Gesandte des Dänenkönigs; anwesend war ferner der Böhmenherzog; der Polenherzog beugte sich vor seinem Richterstuhle; selbst die Ungarn sandten Geschenke. Die weiten Slavenländer bis fast zur Weichsel lagen der deutschen Herrschaft unterworfen und dem Christentum aufgeschlossen. Kein Trotz der deutschen Großen regte sich

mehr vor der anerkannten Oberherrlichkeit Ottos. Neben ihm thronte seine kluge und glänzende Gemahlin Adelheid und, bereits zum König und Kaiser gekrönt, sein Sohn Otto II. mit seiner jungen Gemahlin; außerdem waren Fürsten und Edle in ungezählter Schar zugegen. Aber der Tod des getreuen Hermann Billing, der gerade hier erfolgte, mahnte den Kaiser an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und an den eigenen Tod. — Ueber Merseburg zog er nach Memleben und hier, wo sein Vater gestorben, schloß auch er nach thatenvollem Leben die Augen; zu Magdeburg ward er bestattet. Er ist der glänzendste und mächtigste unter den deutschen Kaisern, doch an Mäßigung und Ruhe dem Vater nicht mehr vergleichbar und der erste, der auf Bahnen einlenkte, die Deutschland sich selbst entfremdeten. Aber an ihn, an seinen Sohn und seinen Enkel, die Ottonen, knüpft sich die Erinnerung einer ruhmreichen Zeit und einer gelehrten Bildung, die damals zuerst nach Deutschland kam — einer Bildung, die zwar nur ausländisch, lateinisch und griechisch und eine fremde Blüte in Deutschlands Boden war, doch die denselben mit manchem neuen geistigen Samenkorn befruchtet hat.

Otto II. 973—983. Otto III. 983—1002.

Otto II., Ottos des Großen 18jähriger Sohn, war bereits gewählt und gekrönt und trat ohne Schwierigkeit die Regierung an, indem er den üblichen Königsumritt durch das Reich unternahm. Gelehrt erzogen, zarten Körpers, gebrach es ihm zwar nicht an rascher Thatkraft, aber es fehlte seinem leidenschaftlichen und schwankenden Gemüthe die großartige Beharrlichkeit seiner Vorfahren. So übte denn auch seine Mutter Adelheid und später seine Gattin Theophano einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihn. — Auch ihm blieben die Kämpfe im Reiche nicht völlig erspart. Heinrich von Baiern, zubenannt der Zänker, sein Vetter, erhob sich, als er sich in seinen hochfliegenden Ansprüchen vom jungen Kaiser beschränkt sah, und glaubte in Verbindung mit den östlichen Slaven, den Böhmen und Polen, seine Empörung durchführen zu können. Otto schlug und entsetzte ihn, gab Baiern, von dem die Marken Kärnthen und Verona (S. 102) abgetrennt und zu einem eigenen Herzogtum Kärnthen vereinigt wurden, seinem Freunde, Otto von Schwaben, dem Sohne Liudolfs, und verlieh der bairischen Ostmark (S. 102) eine selbständigere Stellung unter einem Grafen, den man später mit dem altberühmten Stamm der Babenberger in Verbindung gebracht hat. Aber neue Unruhen wurden im Südosten des Reichs von Heinrich dem Zänker erregt, bis ihn der Kaiser nochmals überwand und dauernd gefangen setzte. Auch gegen Böhmen und Polen stellte Otto II. dann sein Uebergewicht her. Gegen

die Dänen hatte er bereits 974 einen Zug über das Danewirk hinaus unternommen. — Im Jahre 978 überfiel plötzlich und mitten im Frieden König Lothar von Frankreich, den es nach Lothringens Wiedergewinnung gelüstete, den Kaiser, der ruhig in Aachen verweilte; kaum entging Otto der Gefangenschaft, und Lothars Leute verzehrten noch sein eben verlassenes Mahl. Aber als Lothar dann doch nach drei Tagen sich auf- und davonmachte, ereilte ihn noch vor der Grenze der Herold des Kaisers und kündigte ihm an, sein Heer werde den heimlichen und feigen Ueberfall durch einen offenen Kriegszug wettmachen. Und so zog Otto mit 60,000 Deutschen vor Paris. Da er die feste Stadt nicht gewinnen konnte, und der nahende Winter zur Heimkehr mahnte, ließ er wenigstens vom Montmartre zum Schrecken des Königs und seiner Pariser und zur Warnung vor einem zweiten Besuche noch ein gewaltiges Tedeum herabschallen, ehe er heimkehrte. Zwei Jahre darauf gestand Lothar feierlich zu, daß Lothringen zu Deutschland gehöre. Ungefähr um 980, als dem jungen Kaiser ein Erbe, der nachmalige Otto III., geboren ward, hatte er die volle Gewalt seines Vaters sich gesichert.

Jetzt wandte er sich nach Italien. Bis Rom hin war dieses Land durch Otto den Großen fest mit dem Reiche verbunden: in Rom selbst aber herrschte die alte Zwietracht der Parteien, in die das Papsttum tief verflochten war, und schreckliche Thaten waren wiederum geschehen, sogar ein Papst ermordet worden. Süditalien, zum Theil noch unter langobardischen Dynasten, war den Angriffen der kühn andringenden Araber wie der Griechen ausgesetzt (S. 86), die hier die deutsche Herrschaft nicht aufkommen lassen wollten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom, wo er schnell alles ordnete, rückte Otto 982 nach Süditalien gegen diese Feinde. In Calabrien, südlich von Cotrone, erfocht er mit seinem Heere, über welches jetzt schon die Begeisterung der Kreuzzüge kam, zuerst zwar einen Sieg über die Sarazenen; bei unvorsichtiger Verfolgung aber verwandelte sich dieser Sieg in eine Niederlage, und der Kaiser entging nur der Gefangenschaft, indem er ins Meer sprang und einem griechischen Schiffe zuschwamm, welches eben vorbeisegelte. Da auch dieses ein feindliches war, so bedurfte es eines neuen Wagnisses, um auch von diesem endlich ans befreundete Ufer sich zu retten. Aber weithin, bis zu den äußersten Nordmarken des Reiches, erscholl die Kunde von dieser Niederlage. — Aller Orten erhoben sich die Gegner des Reiches. Die Dänen empörten sich, und nun faßten auch die Slavenvölker Muth, in einem allgemeinen Aufstande zugleich mit dem Christentum die verhaßte und oft grausam geübte Herrschaft der Deutschen abzuschütteln, 983. — Otto II. suchte zunächst das verlorene Ansehen in Unteritalien wieder herzustellen. Er berief alle Großen zu einer Tagfahrt nach Verona. Hier, als ob er sein baldiges

Ende geahnt hätte, ließ er seinen dreijährigen Sohn zu seinem Nachfolger wählen und zog dann mit einem Heer gen Süden. Aber nur bis Rom kam er, als der Tod ihn ereilte im 28. Jahre seines Alters. In Rom, in fremder Erde, liegt er auch bestattet. Schon begann das Reich Ottos des Großen, das der Sohn nur mit schweren Kämpfen zusammengehalten, sich aus seinen Fugen zu lösen.

Eben waren die deutschen Fürsten in Aachen versammelt, wo sie das Kind Otto gekrönt hatten, als die Nachricht von des Kaisers Tode eintraf. Um dieselbe Zeit ließ der Bischof von Utrecht, welchem Heinrich der Zänker in Haft gegeben war, diesen frei, und unter den Großen erhob sich ein Streit, ob nach deutschem Recht er, als des jungen Königs nächster männlicher Anverwandter, oder ob nach oströmischen die damals noch in Italien weilende Kaiserin-Mutter Theophano, eine Frau, die Regentschaft führen sollte. Heinrich bemächtigte sich indessen sogleich des königlichen Kindes; bald aber zeigte er nur zu deutlich, daß er selbst nach der Krone strebe. Da verließen ihn Sachsen und Baiern, auf die er besonders gerechnet; der fromme und gelehrte Willigis von Mainz hielt die Anhänger des jungen Königs und die Einheit des Reichs, die noch einmal wankte, aufrecht; und bald konnte Heinrich nichts Besseres thun, als freiwillig das Königskind der aus Italien herbeieilenden Mutter, der Theophano, und der Großmutter Adelheid, auszuliefern und nur sein Herzogtum Baiern dafür zurückzubitten. Als er dies erhalten, blieb er, wie einst sein Vater, unerschütterlich dem Königshause treu bis an sein Ende.

Theophano leitete nun, in des Sohnes Minderjährigkeit, als Reichsverweserin die Regierung. Sie that es mit Klugheit und Geschick. Aber es nahmen doch die Fürsten allmählich wieder eine selbständigere Stellung dem Könige gegenüber ein, und die Stämme begannen wieder, ihre Herzöge selbst zu wählen; so koren die Baiern nach Heinrichs des Zänkers Tode dessen Sohn Heinrich; in anderen Ländern z. B. in Schwaben gründete sich die Nachfolge in der Herzogswürde geradezu auf eine Art von Erbrecht. Nach Theophanos Tode, 991, führten mit der Großmutter des jungen Königs, Adelheid, die großen Fürsten des Reichs (von Sachsen, Schwaben, Baiern, Meißen in Deutschland und von Tuscien in Italien) die Regierung, und so kam es, daß die Herzogswürde wieder zu großer Bedeutung gelangte. — Indessen war der junge Otto unter der Erziehung der Theophano und Adelheid sowie des frommen Bernward von Hildesheim zu einem Wunder der Zeit herangewachsen. Aber seine Bildung war eine fremde, eine römische und byzantinische; seine Sachsen, auf deren starken Schultern doch die Herrschaft seines Hauses ruhte, verachtete er als roh:

seine Sehnsucht stand nach Italien und Rom, sein höchstes Streben war, ein Kaisertum nach morgenländischem Muster herzustellen.

Schon 996 als 16jähriger Jüngling machte er seinen ersten Zug nach Italien, wo in seiner Minderjährigkeit alles wohlgeordnet geblieben war, empfing in Rom die Kaiserkrone und erhob seinen Vetter, den jungen Gregor V., auf den päpstlichen Stuhl. Große Hoffnungen auf Herstellung einer ernsteren Zucht in der Kirche knüpften sich an diese Ernennung. Denn beide, Papst und Kaiser, noch Jünglinge an Alter, glühten für eine religiöse Reform, die in der verwilderten Zeit eine Nothwendigkeit schien. In die Heimat zurückgekehrt, kämpfte Otto gegen die noch immer aufständischen Wenden ohne besondere Erfolge. Bald zog er nach Italien zurück, wo er Rom unter des Crescentius Leitung in Empörung gegen sich und seinen Papst fand, und wo er mit grausamer Strenge die Gegner bestrafte; Crescenz ward hingerichtet, der Gegenpapst, den er aufgestellt, Johann, schrecklich verstümmelt. Dann, nach Gregors V. Tode, gab Otto III. in dem gelehrten Gerbert von Reims, den er auf seinem ersten Römerzuge kennen gelernt und an seinen Hof gezogen hatte, den Römern einen neuen Papst, der sich Sylvester II. nannte. Er selbst aber schwankte, je länger je mehr, zwischen hochfliegenden Entwürfen zu Kreuzzügen und zur Eroberung des morgenländischen Kaiserreiches und dann wieder zwischen Bußübungen und einsiedlerischen Betrachtungen hin und her. Jetzt pilgerte er nach Gnesen, zum Grabe des heiligen Adalbert von Prag, der in der Verkündigung des Evangeliums als Märtyrer bei den wilden Preußen gefallen war; dann wieder ging er nach Aachen und ließ sich in unheimlicher Neugier das Grab des großen Karl öffnen: ein unruhiger, phantastischer Geist trieb ihn ohne Rast von einem Wechsel zum andern. — Zuletzt nach Rom zurückgekehrt, 1001, fand er die Römer abermals im Aufstand; er strafte sie mit einer zierlichen Rede und starb, im Angesichte der geliebten, ungetreuen Stadt, 1002, noch nicht 22 Jahr alt. — Mit dem Schwerte mußten die Bischöfe und Fürsten, die ihn begleitet hatten, seiner Leiche durch das aufständische Italien Bahn brechen, um ihn, wie er gewünscht, in Aachen neben Kaiser Karl zu bestatten.

So waren die Zügel des Weltreichs, wie es Otto der Große gegründet, der Hand eines schwärmerischen Knaben fast entglitten. Das geschah zu einer Zeit, wo rings um Deutschland die Staaten, die bisher abhängig oder ohnmächtig gewesen, sich fester gründeten. Ungarn nahm damals unter dem heiligen Stephan das Christentum und eine festere und geordnetere Staatsform an. Den Polen hatte Otto III. selbst geholfen, ein unabhängiges Reich zu bilden, indem er Gnesen zu einem selbständigen Erzbistum erhob; denn auch hier schlossen an die kirchlichen Ordnungen sich die staat-

lichen an. Auch Dänemark wandte sich jetzt dem Christentum zu und grenzte sich fester ab. Ueber all diese Völker hatten die Deutschen geherrscht, weil sie einen geordneten, jene ungeordnete Staaten hatten; jetzt schien das Verhältnis sich umzukehren.

Heinrich II. 1002—1024.

Das Reich bedurfte, um nicht unterzugehen, eines tüchtigen Mannes, der mit starker Hand die wankende Ordnung wiederherstellte, und nicht, wie der letzte Otto, eitlen Luftgebilden nachjagte. Aber die deutsche Krone schien jetzt, da Otto kinderlos gestorben, der Zankapfel der Großen werden zu sollen. Drei Bewerber um dieselbe traten auf: zunächst Heinrich von Baiern, der Sohn Heinrichs des Zänkers, der Urenkel König Heinrichs I. Er hatte im Leben Otto III. unerschütterliche Treue bewahrt und noch die Leiche desselben von den Alpen bis an die Donau geleitet. Zugleich aber hatte er bereits auf die Krönungskleinodien seine Hand gelegt. Ihn konnte der eine Mitbewerber, der bequeme und alternde Hermann von Schwaben, unbekümmert lassen. Um so gefährlicher aber war der andere, Eckard von Meißen, der tapferste Fürst im Reiche, der unermüdliche Hüter des Ostens gegen die Slaven. Dieser hoffte besonders auf Anhang in Sachsen. Doch das Glück kehrte sich von ihm, und auf einer Reise ward er zu Pöhlde am Harz überfallen und erschlagen, wie man glaubte, auf Anstiften der Schwestern Ottos III. und vielleicht nicht ohne Mitwissen Heinrichs. Dieser ward nun von den bairischen, fränkischen und oberlothringischen Großen zu Mainz gewählt und gekrönt und gewann dann durch kluges Unterhandeln und Nachgeben die Stimmen im ganzen Reiche.

Heinrich II., 1002—1024, war ein besonnener, thätiger, strenger Herr, der, wie sein Ahnherr Heinrich I., nur das Erreichbare wollte und so das deutsche Reich und den Kaiserthron wieder aufbaute. Aber nur mit schweren Kämpfen und unsäglicher Mühe ist ihm dies gelungen. Zuerst mußte er an allen Grenzen das Ansehen des Reiches wiederherstellen und schützen. Im Osten, in den Slavenländern, erhob sich der gewaltige Polenherzog Boleslaw, zubenannt Chrobry (der Ruhmreiche). Er machte Polen zu einer Macht, die bis an das goldene Thor von Kiew reichte, und auch von Deutschland suchte er Böhmen, Meißen, Lausitz, kurz das ganze Land östlich von der Elbe loszureißen. Drei schwere Kriege hat Heinrich II. gegen ihn geführt, doch endlich einen Frieden erkämpft (1018), durch welchen Böhmen und Meißen beim Reiche blieben, und Boleslaw die Lausitzen vom Kaiser zu Lehen nahm. Während der Drang nach Unabhängigkeit dem christlichen Polenfürsten das Schwert in die Hand gab, war es der Haß

gegen das Christentum vor allem, der die Wenden im heutigen Mecklenburg und Holstein (die Abodriten und Wagrier) zum Abfall trieb. Nur nach schweren Kämpfen fügten sie sich wieder der deutschen Herrschaft, das Christentum wagte man nicht, ihnen wieder aufzuzwingen. — Im Süden, in Italien, suchte Arduin von Ivrea Italien zu einem selbständigen, von Deutschland unabhängigen Königreiche zu machen. Dreimal ist Heinrich II. über die Alpen gezogen. Das erste Mal, 1004, empfing er nur die lombardische Krone in Pavia, das bei einem Aufstandsversuche in Flammen aufging; das zweite Mal, 1014, empfing er in Rom die Kaiserkrone (Arduin starb das Jahr darauf in einem Kloster), das dritte Mal, 1022, kam er in voller Kaisermacht. — Im Westen hat Heinrich gegen die Grenznachbarn in Flandern, gegen Aufrührer in Luxemburg streiten, vor allem aber um die burgundische Krone ringen müssen. In Burgund nämlich herrschte der kinderlose Rudolf III., der Oheim des Kaisers, aber ohne alles Ansehen bei seinen trotzigen Großen. Er setzte Heinrich II. zu seinem Erben ein, und so war Aussicht, daß dies wichtige Land, welches den Westen der heutigen Schweiz samt dem Rhonethal bis zum Meer hin begriff, dereinst ans Reich käme, ja Rudolf wollte schon jetzt seiner Herrschaft entsagen. Aber die burgundischen Großen wollten die Nachfolge nicht anerkennen, und der schwache König selbst ward wieder schwankend. Es bedurfte zweier Feldzüge, bis Heinrich wenigstens die Erbfolge sicherte. — Im Innern Deutschlands loderten immer von neuem einzelne Empörungen auf und zeigten, wie trotzig die Großen und wie stark selbst dem Kaiser gegenüber sie sich fühlten. Nicht mehr bloß mächtige Herzöge, wie zu Ottos I. Zeiten, lehnten sich auf, nein, Grafen und Herren wagten, selbst vereinzelt, den Widerstand; so schwach hatte Heinrich die Krone überkommen. —

Die Ottonen hatten Italien zum Sitz ihrer Weltherrschaft erheben wollen, und hatten darüber die Grundlage ihrer Macht eingebüßt. Heinrich II. wandte sich wieder mit voller Liebe Deutschland zu. Er konnte die Macht über Herzöge, Grafen, Markgrafen nicht mehr wie Otto der Große üben; er mußte sie in allen wichtigen Geschäften zum Beirath entbieten. Auch ihre Lehen wurden schon als erblich betrachtet, und Heinrich änderte hierin nichts. Aber er steuerte streng ihrer Fehdelust, sorgte mit Ernst für den Landfrieden und nahm sich angelegentlich des armen Mannes an, der von jenen immer mehr und mehr bedrückt wurde. Vor allem aber gründete er die Macht seiner Herrschaft auf die kirchlichen Gewalten im Reich, indem er in Deutschland wie in Italien die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte ernannte, sie mit ihren großen geistlichen Gebieten zu den Lasten des Reiches

heranzog und stets auf ihre Hilfe sich stützte (S. 103). Sie bildeten also für ihn und seine Nachfolger ein Gegengewicht gegen die immer selbständiger werdenden Fürsten, und die Kaisermacht blieb stark, so lange sie auf diesem Grunde ruhen konnte.

Süditalien war, wie zu Ottos II. Zeiten (S. 107), hier von den Sarazenen, dort von den Oströmern (Griechen) bedroht. Als die ersteren einst Salerno belagert, hatten vierzig normannische Ritter, von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimkehrend, die Stadt vom Feinde befreit. Die Einwohner des Landes luden in ihrer Dankbarkeit die Landsleute ihrer Retter ein, sich bei ihnen im schönen Süden niederzulassen. So kamen (1016) die ersten Normannen nach Italien und begannen sich anzusiedeln und gegen die Sarazenen und Griechen zu kämpfen. Da aber die letzteren trotzdem sich immer mehr ausbreiteten, so kam Heinrich II. mit großer Heeresmacht und im Einverständnisse mit dem Papst noch einmal über die Alpen und durchzog die Halbinsel fast bis zum äußersten Süden. Er konnte zwar die Feinde nicht völlig vertreiben, aber dennoch ließ er das mittlere und nördliche Italien, als er heimzog, in Frieden und Ordnung und dem Reiche eng verbunden und fand auch dieselbe Ordnung bei seiner Rückkehr in Deutschland vor. Ihm war ein mühseliges Lebenswerk rühmlich gelungen und das Reich aufs neue gefestigt. Auch die Kirche war durch den Kaiser und andere fromme Männer, besonders in Lothringen und Burgund, zu ernsterem Sinne erweckt. Heinrich II. selbst war fromm und der Kirche sehr ergeben, doch keineswegs ein schwacher, mönchischer Mann, wie ihn die Legende der Kirche darstellt, von der er später heilig gesprochen ist. Den lange schon kränkelnden Herrscher ereilte der Tod zu Grona bei Göttingen (1024). Auf sächsischem Boden, von wo es entsprossen, starb das sächsische Kaisergeschlecht aus. Des Kaisers Leichnam ward zu Bamberg beigesetzt, wo Heinrich II. ein hochberühmtes Bistum gegründet.

Die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses, das mit ihm erlischt, zeigt uns zwei große Herrscher, von denen der eine, Heinrich I., das deutsche Reich gründet, der andere, Otto der Große, es rasch zu einer Weltmacht erhebt. Diese Größe behauptet Otto II. mit Mühe, unter dem Kinde Otto III. bricht sie zusammen. Heinrich II. baut die Kaisermacht besonders auf geistlicher Grundlage wieder empor, und sie bleibt noch immer die erste Gewalt im Abendlande. Aber die Herzöge, unter Otto dem Großen wie absetzbare Beamte betrachtet, sind bereits erblich geworden und beschränken den Willen des Königs. — Unter den beiden ersten Herrschern beginnt die weithin sich erstreckende Unterwerfung und Kolonisation des slavischen Ostens. Aber Otto I. giebt der kaiserlichen Politik zugleich die

Richtung auf Italien, die unter den beiden anderen Ottonen entschieden überwiegt; und so gehen die Eroberungen des Reichs gegen die Wenden auf Jahrhunderte lang wieder verloren. — In Deutschland aber waren die Stämme wenigstens zu einer Reichseinheit verbunden, die hinfort nicht wieder gelöst werden konnte.

Kaiser aus dem fränkischen Hause.

Konrad II. 1024—1039.

Mit dem Aussterben des sächsischen Geschlechts fiel die Wahl eines neuen Herrschers dem Volke wieder heim. Noch war zu derselben jeder freie Mann mit berechtigt; nur war diese Gemeinfreiheit in Deutschland schon selten geworden. Was also unter dem Namen des deutschen Volkes sich in Kamba, zwischen Mainz und Worms auf der gesegneten Rheinebene, auf die Donnersberg und Odenwald herabschauen, versammelte, das war zunächst der Klerus: Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte; ferner Herzöge, Grafen, Herren und freie Männer, die nach ihren Stämmen, da weder Haus noch Stadt sie fassen konnte, hier unter freiem Himmel lagerten: am linken Rheinufer Rheinfranken, Ober- und Niederlothringer, am rechten die Sachsen, Ostfranken, Schwaben und Baiern, fünf Stämme, jeder mit seiner eigenen Art, aber im Bewußtsein bereits ein großes Volk, das des gemeinsamen Herrschers nicht mehr entbehren wollte: soviel war seit einem Jahrhundert durch das sächsische Kaiserhaus vollbracht. — Die Vorwahl begann. Lange verhandelte, viel erwog man, allmählich verengte sich der Kreis der Bewerber, zuletzt blieben nur zwei Fürsten aus dem Geschlechte Konrads,*) des Schwiegersohnes Ottos des Großen, übrig, beide Konrad geheißen wie ihr Ahnherr; zwischen ihnen sollte nun die Wahl entscheiden. Da nahm der ältere Konrad, der Gemahl der Gisela, der Wittwe des Schwabenherzogs

---

*) Konrad von Lothringen † 955.
Gem.: Liutgard (S. 100).

Otto von Kärnthen.

Heinrich. — Konrad von Kärnthen.

Konrad II. — Konrad.
Gem.: Gisela.

Ernst, seinen Vetter zur Seite und einigte sich mit ihm, daß jeder ohne Groll zustimmen solle, wenn auch die Wahl den andern treffe. Dann entschied der Erzbischof von Mainz zuerst für ihn, den Aeltern: die Fürsten stimmten zu, und jauchzend alles Volk, dem er sich zeigte: dann wallte die festliche Menge noch an demselben Tage nach Mainz, und im Dom empfing Konrad die Salbung und die Königskrone.

Ein andrer Stamm war somit an die Spitze Deutschlands getreten: es waren Franken von den schönen Rebenufern des Rheins und den fruchtbaren Gefilden am Main; eine raschentschlossene, feurige und heißblütige Art, sehr verschieden von den kälteren Sachsen in Norddeutschland, aber begabt und gewaltig nicht minder wie jene. Das echte Abbild dieses Sinnes war der neugewählte König: stattlich und herrlich trat er auf; man sah, daß die Wahl keinen Würdigern hätte treffen können.

Und das Glück begünstigte wie einst die ersten Sachsen so auch hier das neue Herrschergeschlecht. Im ersten Jahre schon seiner Regierung starb Boleslaw Chrobry (S. 110), der sich nach Heinrichs II. Tod selbst die Königskrone aufzusetzen gewagt hatte, sein großes Reich verfiel durch die Zwietracht seiner Söhne, von denen die Deutschen selbst ins Land gerufen wurden, ebenso schnell, wie es aufgebaut war: damit kehrte allmählich die Abhängigkeit Polens vom Reiche wieder. Mit Dänemark, das damals unter dem mächtigen Knut dem Großen das Christentum völlig angenommen hatte und Norwegen und England mitbeherrschte, hielt Konrad II. Friede und Freundschaft, ja er räumte ihm die schleswigsche Mark, die von Heinrich I. als nördlichste Schutzwehr des Reiches begründet war, freiwillig ein und machte wieder wie Karl der Große die Eider zur Nordgrenze. — Was er hier dem Reiche vergab, glaubte er an anderer Stelle glänzend wiedergewinnen zu können. Rudolf III. von Burgund ging kinderlos seinem Ende entgegen und damit sollte, wie schon Heinrich II. ausgemacht, sein Land an das Reich fallen. Freilich kam Konrad dadurch in ein mißliches Verhältnis mit seinem eigenen Stiefsohn, Ernst von Schwaben, der wegen naher Verwandtschaft Burgund für sich begehrte und heimlich sich mit den andern Bewerbern um die Erbschaft, mit dem französischen Grafen Odo von Champagne, ja mit König Robert von Frankreich selbst, verständigte. Auch der jüngere Konrad, der doch mit der Wahl seines Vetters nicht ganz zufrieden war, schlug sich zu ihm, sowie die Herzöge von Ober- und Niederlothringen. Die Gefahr schien groß. Gegen das drohende Bündnis wandte sich König Konrad auf das linke Rheinufer: hier aber fiel ihm das Glück zu, sobald sein bisheriger Gegner, der kühne und unternehmende Herzog Gozelo von Niederlothringen, auf seine Seite trat, und durch diesen mächtigen Genossen allein schreckte der König die Ver-

bundenen so, daß es fast ohne Kampf zum Frieden kam. Damals fügte sich Ernst von Schwaben, wiewohl mit unwilligem Herzen.

Sofort trat nun der König seine erste Romfahrt an, 1026. Der ehrgeizige und mächtige Erzbischof Aribert von Mailand, der nach einem von Rom unabhängigen Patriarchat strebte und deshalb der Freundschaft Konrads bedurfte, empfing ihn ehrfurchtsvoll und krönte ihn zum König von Italien. Schnell bezwang Konrad die widerspenstigen Städte und Herrn Oberitaliens, dann zog er nach Rom, wo er die Kaiserkrone empfing. Hier traf er auch mit dem Könige von Burgund und mit Knut dem Großen von Dänemark zusammen. Mit beiden schloß er aufs neue Freundschaft, ja er verlobte später seinen Sohn Heinrich mit Knuts Tochter Gunhilde. Nur Süditalien zu unterwerfen gelang ihm nicht. Hier hatten bereits, zwischen den Griechen und Sarazenen, die Normannen (S. 112) sich Land und Burgen gewonnen, und Konrad bestätigte, gegen Anerkennung seiner Lehnshoheit, diese neuen Ankömmlinge in ihrem Besitz, nicht ahnend, welch einen gefährlichen Feind der Kaisermacht er damit groß zog. —

Nach seiner Rückkehr in die Heimat beschäftigte ihn das Verhältnis zu seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben bald aufs neue. Dieser versuchte nämlich, trotzdem der Kaiser ihm verziehen, um Burgunds willen, das er nicht vergessen konnte, einen neuen Aufstand. Trotzig trat er dem Vater auf dem Reichstage zu Ulm entgegen, pochend auf seiner Vasallen Zahl und Macht, doch diese erklärten ihm: sie seien zwar ihm, als ihrem Lehnsherrn, in allen Stücken zur Treue verpflichtet, nur nicht gegen den König, der ihrer aller oberster Lehnsherr und Beschützer ihrer Freiheit sei. Da unterwarf sich Ernst dem Vater, der ihn auf den Giebichenstein an der Saale gefangen setzte. Der Fürbitte seiner Mutter Gisela aber gelang es bald nachher, noch einmal für den Sohn Verzeihung zu erwirken. Der Kaiser wollte ihn nun aussöhnen und ihm sein Schwaben wiedergeben, unter der einzigen Bedingung, daß Ernst von seinem langjährigen Freund Werner von Kiburg, der noch immer im Aufruhr gegen den Kaiser stand, ablieẞe, ja als Herzog des Landes ihn selbst bekämpfe. Ernst aber wollte alles eher als die Treue brechen und verließ trotzig den Hof. Nun traf ihn die ganze Strenge des Herrschers mit Acht und Bann, und im Verzweiflungskampfe gingen beide Freunde unter. Das Volk aber nahm für den unglücklichen Jüngling, dem nur die Treue gegen die Schwurgenossen das Verderben gebracht, in seinen Liedern Partei. Sein Geschick verschmolz die Sage mit dem des ebenso unglücklichen Liudolf, Ottos des Großen Sohn (S. 103), und so entstand das im Mittelalter viel gesungene Lied vom Herzog Ernst, welches seinen Helden zuletzt das Kreuz nehmen und die mannigfachen Wunder des Morgenlandes schauen läßt.

Als Rudolf III. 1032 starb, vereinte Konrad 1033 auf einem Tage zu Peterlingen in der Schweiz zwischen Lausanne und Murten das burgundische Reich mit dem deutschen. Da aber in diesem Lande der große Adel fast alles galt, so hat die Herrschaft der deutschen Könige hier nie viel zu bedeuten gehabt. Ohnehin war dieses romanische Land, das vom Rhein bei Basel bis zum Mittelmeer sich erstreckte, und in dem die Hauptverkehrsstraße des damaligen Europa lag, mit Ausnahme der alamannischen Theile (der heutigen deutschen Schweiz) zu selbständig in Sprache, Sitte und Recht, als daß es je ein wirklicher Theil des deutschen Reiches werden konnte. Die Eroberung brachte mithin auch mehr nur äußeren Glanz als eigentlichen Zuwachs an Macht. Jedoch war die Schweiz nun für immer an die Entwickelung des deutschen Lebens geknüpft und ist ein halbes Jahrtausend ein unmittelbarer Theil des Reiches gewesen. Der Kaiser aber war der Weltherrschaft wieder einen Schritt näher getreten.

Bisher war dem kräftigen Herrscher alles gelungen. Er suchte die Macht, die er besaß, noch dauernder zu stützen. Alle Großen waren in ihren Lehen bereits erblich. Daß der König gegen sie in den kleinen Lehensträgern der Fürsten selbst eine Stütze finden könne, hatte der Tag von Ulm (S. 116) gezeigt. Er suchte deshalb auch die kleinen Lehen erblich zu machen, was ihm im ganzen gelang. So war eigentlich alles, Aemter und Lehen, im Reiche erblich geworden: die einfache Folge davon mußte sein, daß auch die Königskrone erblich ward. Und wirklich strebte Konrad nach diesem Ziele, ohne es jedoch zu erreichen. Wenn aber die großen Herzogtümer ausstarben, so suchte er sie an seine Familie zu bringen: so gab er z. B. seinem Sohne Heinrich Baiern und Schwaben. Es waren die ersten Schritte, die den Königen so gefährliche Herzogsmacht ganz aufzuheben. Im übrigen fand er wie Heinrich II. in den Bischöfen, deren Ernennung nur von ihm ausging, seine Stütze; und vor allem drängte er seine nahen Anverwandten in die großen geistlichen Aemter. Freilich sorgte er durch solche Ernennungen mehr für seine Macht, als für die Kirche; mancher ungeistlich gesinnte Bischof trat ein, und die kirchliche Zucht verwilderte mehr und mehr. — Doch übte er Recht und Landfrieden allerwegen mit kräftiger Hand.

Gegen den Schluß seines Lebens riefen den Kaiser große Unruhen in Italien, für deren Anstifter er fälschlich Aribert (S. 116) hielt, der ihn allerdings längst durch seinen Ehrgeiz gereizt hatte, noch einmal über die Alpen. In Mittel-Italien, in Tuscien oder Toscana, dessen getreuen Markgrafen Bonifazius er mit seiner Verwandten Beatrix, der Erbin reicher Besitzungen in Ober-Lothringen, vermählt, fand er zwar eine treue Stütze: aber Aribert belagerte er in Mailand vergeblich. Damals zuerst bewaffnete

dieser die Bürgerschaft der Stadt Mailand, die sich muthig um ihren riesigen Fahnenwagen, das Carroccio, scharte, und verlieh ihnen Ordnung und Rechte: so begann hier in Mailand zuerst die italienische Städtefreiheit zu keimen, mit welcher spätere Kaiser so schwer zu ringen haben sollten. Nachdem er das übrige Italien geordnet, kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück und starb bald darauf zu Utrecht den 4. Juni 1039. Seine Leiche ward zu Speyer beigesetzt, in dem großartigen Dome, den er dort gegründet.

Heinrich III. 1039—1056.

Konrads II. Sohn, Heinrich III., war längst zum König gewählt und gesalbt und von früher Jugend an vom Vater in die Kriegs- und Reichsgeschäfte mit hineingezogen worden. Seine Mutter, die kluge Gisela, hatte außerdem für eine Erziehung in aller gelehrten Bildung, soviel nur die Zeit darbot, gesorgt, und durch sein ganzes Leben ist Heinrich den Wissenschaften hold und ein Pfleger derselben geblieben. Nur in den Nebenländern des Reiches erwarteten ihn Kämpfe: die Zustände in Deutschland waren so geordnet, daß keinerlei Widersetzlichkeit ihm entgegentrat. Zunächst nach Böhmen, wo der kühne Herzog Bretislav nach Unabhängigkeit trachtete, wurden mehrere Züge nöthig, bis es sich fügte, 1041. Neuen Einfluß verschaffte Heinrich III. dem Reiche in Ungarn. Hier war Stephan der Heilige, der das Christentum dauernd begründet und eine größere Unabhängigkeit seines Reiches von Deutschland herbeigeführt hatte (S. 109), gestorben, und sein Neffe Peter durch einen Empörer vertrieben worden. Ihn setzte Heinrich wieder ein, ja Peter nahm zuletzt gar seine Krone von Deutschland zu Lehen; das Land aber bis zur March und Leitha, das die Ungarn im Laufe der Kämpfe hatten abtreten müssen, verlieh Heinrich als eine besondere Mark, die „Neumark von Oestreich" an Liutpold von Babenberg; die kärnthnische Mark (S. 102) erscheint seitdem getheilt in Steiermark und in die Mark Krain. — So befand sich Heinrich im Vollbesitze der kaiserlichen Gewalt. Durch seine zweite Vermählung, mit Agnes von Poitiers, war er mit dem fürstlichen Adel Frankreichs verwandt und konnte selbst in Burgund seine Stellung um so kräftiger behaupten. Ja weiter noch gingen die schon vom Vater angebahnten Pläne auf eine wirkliche kaiserliche Weltherrschaft: von Burgund aus schien es nicht schwer, selbst das noch sehr zersplitterte Frankreich zu beherrschen.

Heinrich aber faßte seinen kaiserlichen Beruf mit streng kirchlichem Sinn. Wild wie die Zeit selbst waren damals die Sitten. Die unaufhörlichen Kriege, die Fehden der Großen, Gewaltthaten aller Art, dazu

Pest und Hunger brachten namenloses Unglück über die Völker. In solcher Trübsal hätte nach damaliger Anschauung eigentlich das Papsttum ein Helfer sein müssen: aber gerade in Rom war der Sitz der größten Verwilderung, und die Päpste besaßen und verdienten meist kein Ansehen. Da erweckte die Noth der Zeit zuerst im burgundischen Kloster von Cluny (nahe der Saône zwischen Châlon und Mâcon) einen ernsten, strengen, frommen Sinn, der aber, jener Zeit gemäß, sich zunächst in Bußübungen und mönchischer Zucht äußerte. Von hier aus ward auch besonders die sogenannte treuga Dei, der Gottesfrieden, empfohlen und über Burgund und Frankreich verbreitet. Dies war ein Versuch, in der eisernen Zeit doch gewissen Tagen Frieden und Ruhe zu sichern; er gebot, daß vom Mittwoch Abend bis Montag früh keine Fehde gefochten werden sollte, und die Kirche heiligte diese Bestimmung. So gewaltig war der Einfluß, den das Vorbild von Cluny übte, daß bald alle die zahlreichen Klöster in Burgund und Frankreich sich der „Kongregation von Cluny" anschlossen, und die besten der damaligen Menschen von diesem finstern Ernst erfaßt wurden. So auch Heinrich III. Er sah in dem Verderben der Zeit nur bei den strengsten Mitteln eine Rettung, sich aber als Kaiser berufen, dieselbe den Völkern zu bringen und selbst mit dem Beispiel voranzugehen. Er setzte hinfort nur ernste, würdige Bischöfe ein, und zwar ohne Geld und Geschenke von ihnen zu nehmen. Er trieb und mahnte unablässig zum Frieden, zur Versöhnung untereinander. Er sah die Kaiserwürde als ein heiliges Amt an, die Christenheit zu bessern, und setzte die Kaiserkrone nie auf sein Haupt ohne vorhergegangene Beichte und Buße, die er sogar in Geißelhieben an sich vollziehen ließ. Indem er aber so sich selbst demüthigte, glaubte er sich um so mehr berufen, mit der gewaltigen Hand des ersten Herrschers der Erde die Kirche aufzurichten. Damals waren in Rom drei Päpste, die um den Stuhl Petri sich stritten. Auf einer Romfahrt, die Heinrich deshalb unternahm, hielt er inmitten seines Heeres eine Synode zu Sutri, entsetzte 1046 nach dem Spruch seiner Bischöfe alle drei Päpste und ernannte einen ernsten, frommen Deutschen, Clemens II., an ihrer Statt. — Einer der entsetzten Päpste, der beste, Gregor VI., ging in die Verbannung nach Deutschland; es begleitete ihn ein Cluniacenser-Mönch, Hildebrand aus Soana im Kirchenstaate, dessen künftige Bedeutung damals wohl noch niemand ahnte.

Der Tag von Sutri war der Höhepunkt in des Kaisers Leben. Von da an, bis zu seinem Tode, hatte er mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, über die er freilich triumphirte, aber nur mit Mühe. Ungarn entzog sich nach König Peters Sturz und Blendung der Abhängigkeit vom Reiche und Heinrichs wiederholte Züge gegen die Abtrünnigen blieben erfolglos. Ferner

war schon vor diesen Ereignissen jener Gozelo von Lothringen, dem Konrad II. soviel zu danken gehabt (S. 115) und dem er das gesamte Lothringen gegeben hatte, gestorben; Heinrich III. gab dem Sohne desselben, Gottfried dem Bärtigen, nur Oberlothringen; dieser aber empörte sich, unterlag und ward, nun auch Oberlothringens entsetzt, gefangen nach dem Giebichenstein geführt. Dann erlangte Gottfried zwar Verzeihung, begann aber noch einmal einen erbitterten Aufstand, ward von neuem gedemüthigt, gewann jedoch zuletzt Beatrix von Tuscien, die Wittwe des Bonifazius (S. 117) zur Frau. So ward jetzt dieser Feind des Kaisers der mächtigste Fürst Italiens. — Auch ging in Unter-Italien eine folgenreiche Veränderung vor sich. Die mehrfach erwähnten Normannen (S. 112, 116) hatten unter Humfred von Hauteville und seinen Brüdern eine Macht gegründet, die schon die Grenzen des Kirchenstaates bedrohte. So kam Leo IX., gleichfalls ein Papst deutscher Abkunft, mit ihnen in Krieg, zog nach deutscher Bischofssitte persönlich gegen sie zu Felde und ward von ihnen in der Schlacht von Civitate, unweit des M. Gargano, geschlagen und gefangen, 1053. Aber die Normannen, so schlau wie fromm, behandelten den Nachfolger Petri mit hoher Ehrfurcht. Und Leo versöhnte sich wenigstens äußerlich mit ihnen und nahm den Bann von ihnen; nach seinem Tode aber erkannte Hildebrand, der die Politik des römischen Stuhles leitete, wieviel mit der Freundschaft dieses Volkes gewonnen sei; und die Normannen nahmen ihr Land vom heiligen Petrus zu Lehen und blieben die ergebenen Vasallen des Papstes. Dies Ereignis so wie die neuerrichtete Macht Gottfrieds machten einen abermaligen Römerzug des Kaisers nöthig, 1055. Gottfried flüchtete sich nach Flandern, Beatrix mußte am Hoflager des Kaisers bleiben und ihm später nach Deutschland folgen; unzuverlässig für die Zukunft blieben beide. Und gegen die Normannen vermochte Heinrich gar nichts auszurichten, da die Verhältnisse in Deutschland ihn zu schneller Rückkehr nöthigten.

Ueberall nämlich im Reiche zeigte sich Unzufriedenheit der Großen; denn wie sein Vater suchte Heinrich die Herzogtümer an sein Haus zu ziehen, oder sie an unbedeutende, abhängige Personen zu geben. Besonders groß war der Groll bei den Sachsen, die ohnehin in altem Stolz die Herrschaft eines Franken schwer trugen, und namentlich war es das Herzoghaus der Billinger (S. 100), die, mit anderen großen sächsischen Häusern verwandt, sich vom Kaiser und seinem Freund, Erzbischof Adalbert von Bremen, in ihren fürstlichen Rechten gekränkt glaubten. Auch lasteten die Kosten für den Hof des Kaisers, den er von nun an, um sie im Zaume zu halten, meist in Goslar hielt, schwer auf dem Sachsenlande. Ueberall

im Reiche gärte unter den Großen Unzufriedenheit und Verschwörung: noch hielt sie der Kaiser mit eiserner Hand nieder. Aber seine Stellung war in der That, wie sie einer seiner treuen Räthe und Freunde im Traume sah: „Der Kaiser stand vor seinem Thron, die Hand am Schwert, mit drohendem Antlitz, indem er rief: er werde noch alle seine Feinde treffen!“ — Plötzlich, noch im blühenden Alter, entriß ihn der Tod dem Reiche, dem jetzt ein starker Herrscher mehr noth that denn je. Der Papst verweilte bei ihm zu Besuch. Viele Große umgaben ihn in seiner Pfalz Bodfeld auf dem Harz, wo er sich einige Tage dem Jagdvergnügen hingab. Da kam die Nachricht einer Niederlage, die in dem Winkel zwischen Havel und Elbe, bei Prizlava, das sächsische Aufgebot durch wendische Völker erlitten. Der Unglücksbotschaft folgte bald der rasche Tod des gewaltigen Herrschers — sein Reich aber blieb einem sechsjährigen Kinde, welches dem nahenden Verderben wehrlos gegenüber stand.

Heinrich IV. 1056—1106.

Die beiden ersten Kaiser aus dem Hause der Franken hatten die Zügel der Oberherrschaft so straff angezogen, daß die Zeiten Karls und Ottos des Großen für die deutschen Fürsten wiederzukehren schienen. Noch aber lebte in den deutschen Stämmen die alte Sprödigkeit, die einer völligen Einigung widerstrebte: und zu ihr gesellte sich jetzt der persönliche Vortheil der Großen, denen ein zu starkes Königtum ungelegen war, und die unter Konrad II. und Heinrich III. ihre fürstliche Stellung sehr gemindert gesehen. Günstig war deshalb der Moment für alle, die eine starke Reichseinheit haßten, da gerade nach dem strengsten und gewaltigsten Herrscher, den das Reich je gehabt, ein bereits zum König gekröntes Kind auf dem Throne folgte. Wie einst Theophano für Otto III., so sollte jetzt die Kaiserin Agnes für den jungen Heinrich IV. die Regentschaft übernehmen. Sie that es, indem der Bischof Heinrich von Augsburg ihr Rathgeber war. Aber Neid, Selbstsucht und Treulosigkeit arbeiteten bereits daran, die königliche Macht zu untergraben. Denn waren die Zeiten und Sitten schon unter den ersten Franken rauh und eisern gewesen, so wurden sie jetzt vollends zügellos, und alle Achtung vor Recht und Treue schien aus dem Reiche gewichen.

Bald begann es hier und da von Unruhen zu gären; in Sachsen verlautete von Mordanschlägen, die gegen des jungen Königs Leben gemacht seien. Bald mußte Agnes, um sich Freunde zu gewinnen — die dennoch unzuverlässig blieben — viel nachgeben. Ein sächsischer Großer, Otto, aus

dem den Billingern verwandten Geschlecht der Nordheimer, deren Stammsitze nahe dem heutigen Göttingen lagen, erlangte von der Kaiserin das Herzogtum Baiern, das Heinrich III. an sein Haus gezogen hatte. Ein burgundischer Großer, Rudolf von Rheinfelden, setzte sich besonders in die Gunst der Kaiserin und erhielt von ihr mit der Hand ihrer Tochter das Herzogtum Schwaben. Das Herzogtum Kärnthen verlieh Agnes einem Zähringer, Berthold. Und hätte nur die Kaiserin mit so viel Zugeständnissen Treue erkauft! Aber alle diese Männer blieben unzuverlässig; und die Seele aller geheimen Pläne, die darauf hinausgingen, der Kaiserin vollends alle Macht zu entwinden und dieselbe an die Großen im Reich zu bringen, war Erzbischof Anno von Köln, ein Mann geringer Herkunft, aber ehrgeizig, hart, listig und schlau, wenn auch in äußerlich unverbrüchlicher klösterlicher Heiligkeit lebend, und Gottfried von Tuscien. Natürlich war es, daß indessen die Macht des Reiches nach außen, in Italien, Ungarn und über die Wenden, verfiel: und dies eben machte man der Kaiserin zum Vorwurf, auch behauptete man, sie erzöge den Sohn zu weichlich. Kurz, im Herzen Annos und der ihm verbundenen Fürsten keimte ein verbrecherischer Anschlag. Die Kaiserin war mit ihrem damals zwölfjährigen Sohn zu Kaiserswerth am Rhein, als Anno auch an ihrem Hofe erschien und nach frohem Mahle den jungen König wie zur Kurzweil aufforderte, in seinem schönen Schiff eine Lustfahrt auf dem Rhein zu machen. Arglos stieg der Knabe mit Anno und einigen der Verschworenen ein; da fielen die Knechte in die Ruder, und das Schiff ward eilig davon geführt; die Mutter wehklagte ihm nach vom Balkon, die Räuber verwünschend folgte das Volk am Ufer, der junge König selbst, erschreckt und den Tod fürchtend, sprang in den Rhein, aus dem man ihn nur mit Mühe rettete: der Raub war gelungen, und Anno, in dessen Hand nun der junge König war, ward nun in Wahrheit Regent des Reiches, wenn auch dem Namen nach die Regierung der Gesamtheit der Bischöfe anheimfiel. — Besser ward es dadurch im Reiche nicht. Der Kaiserin — sie zog sich nach der Entführung ihres Sohnes bald ganz von der Welt zurück und endete ihre Tage in frommen Uebungen in Italien — hatte man Schuld gegeben, daß ihre Regierung das Ansehen des Reiches schädige, unter Annos Verwaltung gewann es wahrlich nicht an Achtung. Es war unter Annos Regentschaft, als der junge König 1063 im Dom zu Goslar Zeuge einer Mordschlacht ward, wie sie habersüchtige Geistliche um weltliche Ehren an heiliger Stätte ausfochten.

In des Jünglings Seele erwuchs Mißtrauen, Bitterkeit und Groll bei solcher Erziehung, und als nun auf Beschluß der Fürsten an Stelle

der bisherigen Regierung aller Bischöfe, das Reichsregiment Anno und Adalbert von Bremen in Gemeinschaft übergeben ward, warf er sich dem letzteren ganz in die Arme. Der prachtliebende Adalbert, nicht minder ehrgeizig und noch stolzer als Anno, suchte seine berühmte Metropole, von der noch immer die Mission über die Nord- und Ostsee ausging, zu einem Patriarchat des Nordens zu erheben; einst der Freund Heinrichs III., gewann er jetzt die Freundschaft auch des jungen Heinrich IV. Mit dem 15. Jahre, nach deutschem Recht, machte er ihn durch die Schwertumgürtung mündig, um den unreifen Jüngling noch unumschränkter leiten zu können. Adalbert war in seinen Bestrebungen vielfach mit den sächsischen Großen in Feindseligkeit gerathen. Besonders gegen diese, die ja in der That böse Gesinnungen hegten, nährte er das Mißtrauen des jungen Königs. Aber sein Regiment, seine Verschleuderung der Reichsgüter erfuhr mit Recht den herbsten Tadel, er ward gestürzt, und wieder übernahmen die Bischöfe die Verwaltung. Indes begann aber der König zur Selbständigkeit heranzuwachsen; von der Macht, dem Gute, dem Rechte seiner Vorfahren fand er wenig mehr: sein ganzes Streben ging darauf, alles das wieder zu gewinnen, und darin zeigte er ganz die eiserne Willenskraft seiner Väter. Aber es brauste auch in dem Jünglinge ihr heißes Blut, und dies, in der Jugend nicht durch den festen Willen eines strengen und doch liebevollen Erziehers gezähmt, riß ihn wohl noch in späteren Jahren zu einzelnen Gewaltthaten, damals vor allem zu Ausschweifungen hin, die dann der verleumderische Mund seiner Feinde noch vergrößerte. Zunächst Sachsen suchte er zu bezähmen. Er fiel dabei auf ein Mittel, wie die Normannen es in Unter-Italien und Adalbert in seinem Bistume angewandt hatten, nämlich an hervorragenden Stätten Burgen im Lande anzulegen. Da von diesen aus aber manche Gewaltthat in der Umgegend geübt ward, so reizte er nun auch den ganzen Stamm der Sachsen gegen sich, nicht mehr bloß einzelne Große. — Aber Heinrich that noch mehr, seine Feinde, die so lange geherrscht, zu stürzen. Gegen Otto von Nordheim, den Baiernherzog, trat um diese Zeit ein Mann auf, der ihn beschuldigte, nach des Königs Leben getrachtet zu haben, und dies mit einem Gottesurtheil beweisen wollte: Heinrich entsetzte und ächtete ihn, gab ihm dann aber, als er sich unterwarf, seine Allode zurück. Ottos Freund jedoch, den Billinger Magnus, behielt er in Haft, auch als sein Vater, der Sachsenherzog Ordulf, gestorben war. So schien er das Herzogtum Sachsen ganz aufheben zu wollen; Baiern aber gab er an Welf, einem Verwandten der in der männlichen Linie kürzlich ausgestorbenen Welfen (S. 80). — Adalbert war indessen gestorben, nachdem er alle seine Pläne hatte zusammenbrechen sehen, denn die Wenden,

östlich der Elbe, unter denen er mit Hilfe eines ihrer Fürsten, Godschalk, seine Unter-Bistümer hatte gründen wollen, hatten sich erhoben und auf lange Zeit das Christentum in ihren Gegenden wieder vernichtet.

Heinrich IV. hatte seine Regierung kraftvoll begonnen. Aber um so eher bildete sich jetzt durch das ganze Reich unter den Großen eine Verschwörung. In Sachsen war das ganze Volk, Geistlichkeit, Adel und Gemeine in heftiger Bewegung. Alle klagten über unerträgliche Bedrückung, die von Heinrichs Burgen ausgehe. Es waren zunächst sächsische Fürsten, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, die sich zu einem Bunde gegen Heinrich zusammenthaten, aber sie konnten gewiß sein, daß ihnen, wenn sie sich erhoben, Unterstützung nicht fehlen würde: Anno von Köln, die süddeutschen Herzöge Rudolf von Schwaben und Welf von Baiern, ja die meisten andern Großen des Reiches waren von treuer Anhänglichkeit an den König weit entfernt. Auch der Papst, von Hildebrand (S. 119), jetzt Archidiakonus der römischen Kirche, geleitet, galt mehr für einen Gegner denn für einen Freund des Königs, hatte er doch seiner Zeit dem schlimmen Wunsche Heinrichs, der von seiner edlen Gemahlin Bertha geschieden sein wollte, widerstanden, und nicht ohne Hoffnung auf ihnen günstigen Entscheid heischten später die Sachsen seinen Spruch. — Im Jahre 1073 erhob sich der ganze Stamm der Sachsen und zog, bei 60,000 Mann stark, unter die Harzburg bei Goslar, die der König auf weitschauender Bergesspitze stattlich sich zu einer Residenz erbaut hatte. Kaum entging ihnen Heinrich, nach nutzlosen Unterhandlungen, durch eilige Flucht. Als er dann seine Fürsten berief, erschienen sie wohl, aber Hilfe gegen die Empörer fand er bei ihnen nicht, ja sie waren geneigt, ihn zu entsetzen, und fanden bald einen Vorwand, ihn ganz zu verlassen. Alles schien für Heinrich verloren, zumal er gerade damals schwer erkrankte. Aber er genas, und die Treue der Städte, namentlich von Worms, rettete ihn. Zwar mußte er den Sachsen im Frieden zu Gerstungen an der Werra 1074 die Niederreißung der Burgen zusichern, aber als die sächsischen Bauern im Uebermuthe auch die Kirche der Harzburg verbrannt und die dortigen Gräber entweiht hatten, da wandte sich die Stimmung aller gegen die Frevler. Die Fürsten schlossen sich an Heinrich an, Welf von Baiern, Berthold von Kärnthen, Gottfried von Lothringen, der Erzbischof von Mainz drängten sich an seinen Hof; derselbe Rudolf von Schwaben, der noch kurz zuvor die schändlichsten Pläne gegen ihn geschmiedet, war jetzt der eifrigste Förderer des Rachekrieges gegen die Sachsen, und im Sommer 1075 zog Heinrich IV. mit einem so glänzenden Heere, wie es selten vor ihm ein Kaiser geführt hatte, gegen seine Feinde, obwohl sie nun Sühne und Unterwerfung anboten. Heinrich hatte

eine friedliche Ausgleichung, ihm selbst wie seinem Volke zum Heile, in seiner Macht. Aber seine gereizte Seele dürstete nach Rache: er überraschte die Sachsen und die ihnen verbündeten Thüringe auf den Wiesen an der Unstrut, unweit Langensalza, bei Hohenburg 1075. Sein Heer, ähnlich geordnet, wie das Ottos des Großen am Lech, erfocht hier einen blutigen Sieg: aber es hatten Deutsche gegen Deutsche gestritten, und noch am Abend der Schlacht brach der Schmerz über so viele Gefallene, selbst von verwandter Hand Gefallene, in des Königs Heere in laute Klagen aus. Doch die Sachsen waren gedemüthigt, im Herbst des Jahres unterwarfen sich die letzten sächsischen Großen, Heinrich war nun wirklich Herr im Sachsenland und Herr in ganz Deutschland; er schien seinen Thron wieder festgestellt zu haben. Und so wäre es wohl geblieben, hätte er sich nicht unvorsichtiger Weise alsbald in einen viel schwereren Kampf gestürzt.

Kampf Heinrichs IV. und Gregors VII.

Es ist oben (S. 119) gezeigt worden, wie unter der unsäglichen Verwilderung, dem Elend und der Gewaltthätigkeit des zehnten und elften Jahrhunderts vom Kloster Cluny eine, wenn auch in düster-mönchische Formen gekleidete, sittliche Reformation ausging, und wie Kaiser Heinrich III. diese selbst befördert hatte. Durch Hildebrand war diese Reformation nach Rom getragen, an den Hof der Päpste, die fast zwei Jahrhunderte hindurch ihres hohen Berufes, den der Glaube der Zeit ihnen beimaß, völlig vergessen hatten. So lange Heinrich III. lebte, hatten die Römer, von denen damals noch die Wahl des Papstes abhing, auf Hildebrands Rath sich diesen stets vom Kaiser bezeichnen lassen. Während Heinrichs IV. Minderjährigkeit aber war zuerst die Wahl an das Kardinalkollegium gebracht worden, 1059, und endlich war, 1073, Hildebrand, fortan Gregor VII. genannt, zum Papst gewählt worden. Dieser reichbegabte, gewaltige Mann begann nun seine Ideen auszuführen. Die Kirche sollte fortan völlig frei von jedem weltlichen Einfluß, auch von dem des Kaisers sein. Was er aber Freiheit der Kirche nannte, war auch die Herrschaft derselben. Deshalb setzte er zunächst ein Gebot durch, das zwar schon durch frühere Konzilien hie und da aufgestellt, aber noch nirgend durchgeführt war, nämlich die Ehelosigkeit der Geistlichen, den Cölibat. Losgerissen von Weib und Kind und aller weltlichen Sorge, sollte künftig sich der Geistliche nur als Mitglied jener mächtigen kirchlichen Gemeinschaft fühlen, die ihre Befehle aus Rom, von dem Nachfolger Petri, dem Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden, erhielt. Schien dieses Gebot, so tief es in das Leben

einschnitt, vielleicht den Kaiser weniger zu berühren, so griff ein zweites an die Wurzeln seiner Macht. Hinfort sollte nicht mehr der Kaiser und überhaupt kein weltlicher Fürst die Bischöfe einsetzen, oder, wie man es ausdrückte: die Investitur, d. i. die Bekleidung mit Ring und Stab, den Zeichen der bischöflichen Würde, sollte nicht mehr von Laien geschehen. Die Domkapitel, d. i. das Kollegium von Geistlichen bei jeder Kathedrale, sollten sie wählen, der Papst sie bestätigen; kein Geschenk, kein Kauf sollte bei der Erlangung des heiligen Amtes stattfinden, oder man machte sich der Simonie schuldig, wie man dies Vergehen mit Bezug auf Apostelgeschichte 8, 18 bezeichnete.

Dies Gebot traf besonders die deutschen Könige hart; denn gegen die anwachsende Macht ihrer Fürsten hatten diese, wie gezeigt (S. 103, 111), ihre Stütze in den Bischöfen gesucht und gefunden. Der geistliche Länderbesitz betrug einen bedeutenden Theil des ganzen Reichsbodens: über diese Territorien und ihre Einkünfte verfügte der König, wenn er die Bischöfe ernannte, wie dies bisher stets geschehen war. — Heinrich IV. hatte nun oft Bischöfe gesetzt, nicht mit der kirchlichen Strenge seines Vaters, sondern in der Noth, in der er sich befand, nach seinem Nutzen. Einzelne dieser Bischöfe hatten Heinrichs Räthen dafür Geld gezahlt, und diese wie die Räthe that 1075 Gregor VII. wegen Simonie in den Bann und verlangte vom Könige, er solle sie entlassen, ja drohte im Weigerungsfalle mit Kirchenstrafen gegen ihn selbst vorzugehen. Längst aber schon hatte Heinrich den Uebergriffen des Papstes unwillig zugesehen; nachdem ihm der Sieg über die Sachsen die Gewalt im Reiche wiedergegeben, versuchte er es, nach dem Beispiele seines Vaters, Gregor zu entsetzen — ohne zu bedenken, wie viel schwächer seine Macht als die seines Vaters, und wie viel gewaltiger Gregors VII. Geist war als der der früheren Päpste. Zu Worms, 1076, hielt er ein Nationalkonzil deutscher Bischöfe, die freilich meist weder durch würdiges Leben noch durch Bildung Spiegel der Kirche waren, und ließ durch diese Gregor VII. auf leichtsinnige Anklagen hin entsetzen. — Da antwortete Gregor VII. mit dem Banne, 1076. Zum ersten Male wagte dies ein Papst gegen einen deutschen König. Und Heinrich sollte bald inne werden, was ein Bann, der zugleich alle Bande des Lehnsgehorsams löste, besonders in seiner damaligen Lage bedeute. Es war das Signal für die Fürsten, die mit scheelen Augen auf die wiederhergestellte Königsmacht blickten, von ihm abzufallen. Schon im Herbst desselben Jahres hielten sie eine Tagfahrt zu Tribur und ließen dem Könige sagen: wenn er nicht in Jahr und Tag vom Bann gelöst sei, könnten sie ihn nicht mehr als ihren Herrn ansehen.

Heinrich sah sich von allen verlassen; er hörte, Gregor VII. sei schon auf der Reise nach Deutschland, um seine Sache zu richten. Dem entschloß er sich vorzubeugen; und das Heilsamste schien, sich mit dem Papste zu versöhnen. So reiste er, im harten Winter, als im eisernen Frost die Flüsse fast bis auf den Grund erstarrt waren, über die schneebedeckten Alpen, nicht wie seine Vorfahren mit gewaltigem Heere, sondern als Büßer, nur von seiner edelmüthigen Gemahlin, einigen treuen Dienern und den Mitgebannten begleitet. In der Lombardei, in welcher noch ein starkes Widerstreben gegen Gregors Neuerungen herrschte, hätten sich ihm Mittel zum Widerstande geboten, aber er verschmähte sie und eilte nach Canossa, der südlich von Reggio gelegenen Burg der mächtigen Markgräfin Mathilde von Tuscien, einer Tochter jener Beatrix (S. 120), die einst schon Heinrich III. so schwere Sorge gemacht. Diese war mit ganzer Seele Gregor VII. wie einem geistlichen Vater ergeben und hatte ihm jetzt beim Herannahen des Königs ihr Schloß zum schützenden Aufenthalt geboten. Aber Heinrich kam nicht als Angreifender, sondern als Flehender: und drei Tage ließ Gregor VII. ihn und seine Mitgebannten im Büßerkleide an der Thür der inneren Burg harren, ehe er ihn aufnahm und nach langer Verhandlung vom Banne löste.

Aber während Heinrich noch in Italien weilte, und noch ehe die gesetzte Frist abgelaufen war, koren die deutschen Fürsten einen andern König, jenen Rudolf von Schwaben, seinen Schwager — der freilich sofort der Kirche das Recht, die geistlichen Stellen zu besetzen, einräumte und für seine Nachkommen ausdrücklich auf jedes Erbrecht verzichtete. Der Papst maßte sich an, entscheiden zu wollen, wer von beiden König zu sein verdiene. Doch so hatte Heinrich seine Buße in Canossa nicht gemeint. Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche hatte er als reuiger Sünder bei dem Vertreter Gottes auf Erden gesucht, die Rechte seiner Krone hatte er nicht einen Augenblick aufgegeben. Er eilte auf die Kunde von Rudolfs Wahl über die Alpen und begann den Kampf gegen den Räuber seines Thrones. Wieder hat ihn im Laufe des Kampfes, 1080, der Bann getroffen, aber mit unermüdlicher Kraft rang er in Deutschland. Das ganze Land ward voll Verheerung und Blutvergießen, das Glück schwankte lange, die meisten Großen schwankten mit ihm von einer Seite zur andern. Aber Heinrich fand in dem jugendlichen Friedrich von Staufen, einem schwäbischen Edlen, der hier zuerst sein Haus berühmt machte, und dem er seine Tochter zur Ehe und das Herzogtum Schwaben zu Lehen gab, eine treue Stütze. Auch Böhmen, dessen Herzog er bald darauf mit dem zunächst nur persönlich ertheilten Königstitel belohnte, stand treu im Kampfe zu ihm. Endlich, 1080, fiel Rudolf in einem für ihn sonst siegreichen Gefechte beim Sumpfe

Grona nördlich von Zeitz, wie man sagte, durch die Hand des jungen Gottfried von Bouillon, des lothringischen Fürstensohnes, auf den später noch schönere Ehren warteten. Der Tod des Gegenkönigs war für Heinrich ein großer Erfolg, er konnte jetzt sogar daran denken, einen Römerzug gegen Gregor VII. zu unternehmen und den zu Brixen 1080 gewählten Gegenpapst nach Rom zu führen. Hart ward Gregor in Rom bedrängt, der größte Theil der Stadt kam in Heinrichs Hände, in der Engelsburg ward der Papst belagert, aber mit eiserner Festigkeit schlug er jeden Vertrag mit dem Gebannten aus. Endlich, als seine Noth am höchsten gestiegen, retteten ihn die herbeieilenden Normannen unter ihrem Herzog Robert Guiscard vor der Gefangenschaft. Als Flüchtling ist er bei ihnen gestorben, 1085, zu Salerno, ohne den Bann von Heinrich zu nehmen, mit dem Bewußtsein eines Märtyrers. Sein unbeugsamer Geist, seine hohe Idee vom Papsttum erbte auf seine Nachfolger über. Heinrich IV. war, äußerlich betrachtet, Sieger geblieben, hatte aus der Hand seines Papstes die Kaiserkrone empfangen und hielt sich länger als ein Jahrzehnt auch in Deutschland in Ansehen. Aber mannigfaches Unglück zerrüttete seine Familie und gegenseitiges Mißtrauen das Verhältnis zwischen ihm und seinen Fürsten: und noch war der Kelch des Unglücks nicht halb geleert, der ihm beschieden war.

Heinrich IV. und seine Söhne.

Die religiöse Begeisterung, welche von Cluny ausgegangen und durch Hildebrand und die Seinen herrschend in der Kirche geworden war, fand bald auch ein äußerlich sichtbares Ziel: die abendländische Christenheit erhob sich, um das heilige Grab aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Viele Tausende nahmen auf die feurigen Ermahnungen Papst Urbans II. und auf die Predigt des Eremiten Peter von Amiens das Kreuz. Die Bewegung erfaßte auch Deutschland, besonders Niederlothringen. Doch ging sie an der Mehrzahl des Volkes und an Kaiser Heinrich IV. selbst noch spurlos vorüber: fast staunend sah man die ersten zügellosen Schwärme der Kreuzfahrer durch Deutschland ziehen und ihren wilden Glaubenseifer zunächst in Ermordung der Juden kund thun. Dann kam unter Führung seiner Fürsten das geordnete Kreuzheer, das 1099 wirklich das heilige Grab eroberte und damit den Grund zu dem neuen Königreich Jerusalem legte (S. 160).

Diese neue kirchliche Bewegung steigerte nur noch die vereinsamte Stellung des immer noch gebannten Kaisers. Schon 1093 hatte sein ältester Sohn Konrad, von seiner eigenen Stiefmutter, der lasterhaften zweiten

Gemahlin des Kaisers verführt, und von Mathilde von Toscana und der kirchlichen Partei in Italien unterstützt, einen Empörungsversuch gegen den Vater gemacht. König von Italien war er geworden, aber aller Macht bar, von Reue und Gram erfüllt, hatte er früh seine Tage beschlossen, 1101. Die Liebe und Hoffnung des alternden Vaters richteten sich nach Konrads Abfall auf seinen jüngeren Sohn Heinrich. Aber auch über dessen Herz gewannen die heimlichen Feinde des Vaters Macht, sowohl die Anhänger Roms als auch viele deutsche Fürsten meinten, wenn man ihm zur Krone verhülfe, würde er aus Verpflichtung gegen sie noch größere Opfer bringen; dazu stellte man ihm vor, daß der Vater im Bann, und Empörung gegen ihn nicht Sünde sei. Der junge Heinrich aber war noch viel versteckteren Gemüthes, als sein Vater in seiner Jugend gewesen: die Härte des ganzen Geschlechtes paarte in ihm sich mit Kälte und lauernder Berechnung. Vielleicht fürchtete er, unter dem schwächer werdenden Vater würde noch mehr von der Königsmacht eingebüßt werden; vielleicht konnte er ehrgeizig die Zeit nicht erwarten, wo ihm selbst die Krone zufallen mußte, oder er fürchtete, die Wahl würde dann einen anderen als ihn treffen: kurz, auch er schritt 1104 zur Empörung. Die meisten süddeutschen Fürsten traten auf seine Seite. Der verzweifelnde Vater aber raffte sich gleichfalls zum Kampfe auf, und ein Bürgerkrieg, abscheulicher denn alle früheren, zerrüttete das Reich.

Am Flusse Regen standen sich Vater und Sohn gegenüber. Drei Tage war bereits ohne Entscheidung scharmützelt, der alte Kaiser war entschlossen eine Schlacht zu wagen, da brachten ihm Liutpold von Oestreich und der Böhmenherzog, die auf seiner Seite standen, die Kunde, daß das Heer unzuverlässig sei, eine Botschaft des jungen Heinrich warnte ihn vor Verräthern, — der Kaiser gab seine Sache verloren. In der Nacht floh er, sein Heer zerstreute sich nach allen Seiten. Aber ihm trug das Wohlwollen, das seine Vorfahren und besonders er den Städten zugewandt hatte, jetzt schöne Früchte. Diese waren durch Rechte und Freiheiten, die ihnen seit Konrad II. die Kaiser gewährt und gemehrt hatten, jetzt schon blühende Gemeinwesen geworden, und besonders längs der großen Handelsstraße des Rheins erhoben sich ihre reichen, wohl ummauerten Sitze. Sie alle erklärten sich für den alten Kaiser: von seinem ruchlosen Sohne schien das Glück zu weichen. Da kam er mit der Maske der Heuchelei nach Coblenz unterwürfig zum Vater und bat um Vergebung: die Fürsten, die in Mainz versammelt waren, sollten den letzten Streit schlichten. Der Vater vergab und umarmte unter Thränen den Sohn; dann ritt er arglos mit ihm zum bestimmten Platz der Zusammenkunft. Aber der Sohn wußte ihn

mit böser List auf eine Burg, Böckelheim im Nahethale, zu locken; hinter dem eintretenden Kaiser fiel das Gatter und er sah sich als Gefangener des Sohnes. Dieser verlangte nun mit seinen Fürsten freiwillige Entsagung und Auslieferung der Reichskleinodien. Vom Unglück gebrochen, fügte sich der Greis auch in diese Forderung. Aber neue Mißhandlungen, zuletzt gar Todesgefahren, bedrohten ihn: da entfloh er aus der Gefangenschaft des Sohnes, und wieder rüsteten sich für seine Sicherheit die treuen Städte. Schon begann von neuem der Krieg, und sein Ausgang war schwer vorherzusagen: da kam von Lüttich die Kunde, daß der alte Kaiser gestorben sei. Selbst noch im Tode lastete auf ihm der Bann, denn sein Sarg blieb noch fünf Jahre unbegraben an ungeweihter Stätte; aber das Volk klagte laut über den hochgeliebten Herrscher, den nach kurzen Verirrungen der Jugend so langes und so schweres Unglück geheiligt hatte.

Heinrich V. (1106—1125) und der Investiturstreit.

Heinrich V. ward nun im ganzen Reiche anerkannt. Er dankte die Krone der päpstlichen Partei und den Fürsten: aber sobald er im Besitz der erstrebten Macht war, zeigte er, daß er starken Willens genug war, gegen niemand etwas von seinem Ansehen zu vergeben. Nach außen hin gelang es ihm, in Flandern des Reiches Ansehen wieder aufzurichten und die Westgrenze zu sichern: gegen Osten hin, gegen Polen, Ungarn, Böhmen, hatten seine Feldzüge geringere Erfolge. Im Innern, den Fürsten gegenüber, war wenig mehr an den Zuständen, wie sie unter Heinrich IV. geworden, zu ändern. Die Lehen, große wie kleine, waren längst erblich; das Königsgut war sehr geschmolzen; fast nirgend mehr herrschte der König unmittelbar: galt es einen Kriegszug, so entbot er seine großen Vasallen, diese entboten erst ihre kleineren Lehnsleute und Ministerialen d. h. Dienstmannen (S. 162), und bildeten mit diesen das Reichsheer. So war jetzt bis in die untersten Kreise hin der Lehnsstaat durchgebildet: aber der König galt doch als gebietendes Haupt desselben, und ein kräftiger König konnte an der Spitze dieses vielgegliederten Körpers immer noch mehr ausrichten als die anderen Herrscher Europas, die in ihren Ländern nicht minder durch ihre großen Vasallen beschränkt waren. — Heinrich V. aber, herz- und treulos wie er war, ermangelte doch keineswegs der Klugheit und Herrscherkraft seiner Vorfahren. Er war entschlossen und kühn, aber heftig und übereilt, so daß er durch seine Gewaltthätigkeit seinen eigenen großen Zielen schadete. Die päpstliche Partei sah bald ein, daß sie sich in ihm geirrt hatte. Denn noch entschiedener als sein Vater bestritt er den Päpsten die Investitur der Bischöfe:

und schon 1110 unternahm er deshalb einen glänzenden Römerzug. Als er in der Lombardei auf den roncalischen Feldern bei Piacenza einen Reichstag hielt, erkannten die Städte Italiens, die noch rascher und stolzer als die deutschen aufgeblüht waren, mit Ausnahme von Mailand und Pavia, seine Oberhoheit an: auch die Markgräfin Mathilde huldigte ihm als Oberlehnsherrn. Im Jahre 1111 kam er nach Rom, wo um seine Krönung und um die Investitur neuer Streit mit Papst Paschalis II. entbrannte: endlich gab der Papst nach und führte unter Lobgesängen und Festesjubel nach alter Sitte den König in St. Peters Dom. Diesen aber hatte Heinrich bereits von seinen Deutschen umstellen lassen, und als dann wegen der Krönung noch einmal die Unterhandlungen begannen, rief ungeduldig einer aus Heinrichs Umgebung: „Wozu die vielen Worte? Mein Herr, der König, will gekrönt sein wie einst Karl der Große!" Von dem Augenblicke an war der Papst Gefangener der Deutschen. Heinrich führte ihn, trotz eines wüthenden Aufstandes der Römer, die er mit Schwertern auseinander treiben ließ, mit sich davon. Aber Gregors VII. Geist lebte in der Kirche fort: als der Papst, durch die Gefangenschaft gebeugt, dem Könige die Investitur der Bischöfe und Aebte zugestand und dann, der Gefangenschaft entlassen, Heinrich wirklich krönte, bannten die Kardinäle und der französische Klerus den Kaiser und führten den Streit mit ihren geistlichen Waffen weiter. Heinrich V. war nach Deutschland zurückgekehrt, und sein Feldherr Hoier von Mansfeld schlug die sächsischen und thüringischen Großen, Ludwig den Springer, Wiprecht von Groitzsch u. a., die in altem Trotz sich gegen das Kaiserhaus wieder erhoben hatten, bei Warnstedt nördlich vom Harz, 1113.

Der Kaiser stand jetzt, wo er sich in glänzender Hochzeit mit Mathilde von England vermählte, auf dem Gipfel seiner Macht. Aber gleichwohl gelang es ihm nicht, das königliche Ansehen in Norddeutschland, wo besonders die Sachsen eine immer selbständigere Stellung zum Reiche zu nehmen suchten, dauernd aufrecht zu erhalten. Zunächst erhob sich bei einem Zuge Heinrichs gegen die Frisen die Stadt Köln und mit ihr im Bunde die niederrheinischen Fürsten. An den Mauern dieser Stadt brach sich Heinrichs Glück. Allenthalben erhoben die Gegner ihr Haupt. Die Gefangennahme des Grafen Ludwig von Thüringen durch Heinrich V. hatte unter den sächsischen und thüringischen Großen heftige Erbitterung erregt. In einem neuen Aufstand brachen sie los und diesmal besiegten sie den Kaiser am Welfesholze bei Mansfeld am Harz, 1115. Nun fiel ganz Norddeutschland und fast die ganze deutsche Kirche von ihm ab. Dagegen hielt in Süddeutschland sein Neffe, Friedrich von Staufen, Herzog von Schwaben, die kaiserliche Sache aufrecht; ebenso blieb Baiern unter Welf treu.

Heinrich selbst war wieder nach Italien gezogen, 1116—1118, da zu dem Investiturstreit, der noch immer fortdauerte, ein anderer Streitpunkt mit dem Papste gekommen war. Die Markgräfin Mathilde war gestorben und hatte all ihr Land und Gut dem Stuhl Petri vermacht. Das Land aber war zum großen Theil Lehn des Reiches, mußte also nach ihrem kinderlosen Tode dem König heimfallen: und auch auf ihr Eigentum, ihre Alode, machte Heinrich V. wegen naher Verwandtschaft für sich Anspruch. Während seiner Anwesenheit in Italien starb Paschalis II. Sein Nachfolger Gelasius, den der Kaiser nicht anerkennen wollte, starb bald, und nun bestieg zum ersten Male seit Hildebrand ein Papst, der nicht Mönch gewesen, den Thron, Guido von Vienne, als Papst Calixt II., ein vornehmer Burgunde und Heinrichs eigener Verwandter. Mit diesem klugen und weitschauenden Manne bot sich dem Kaiser Aussicht auf eine Versöhnung, obwohl er bisher der Führer seiner Gegner unter den Kardinälen gewesen war, und Verhandlungen begannen. Calixt begab sich nach Frankreich, das jetzt, seit den Kreuzzügen frisch emporstrebend, des Papstes eifrige Schutzmacht wurde. Zu Reims wurde ein großes Konzil gehalten, das Frankreichs König selbst durch seine Gegenwart verherrlichte. Doch die von hier aus mit Heinrich gepflogenen Verhandlungen führten noch zu keinem Resultate, eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers und Papstes ward zwar geplant, aber das langjährige Mißtrauen und die Erinnerung an die Gefangennahme Paschalis' II. ließen sie nicht zustande kommen. Calixt behielt in Italien, Heinrich in Deutschland die Oberhand. Beide aber, auf der Höhe ihrer Erfolge, waren doch geneigt, ihre Ansprüche zu mäßigen. Die deutschen Fürsten traten als Vermittler ein, und endlich ward nach 50jährigem Hader der Investiturstreit durch das Konkordat von Worms 1122 geschlichtet. Es ward bestimmt, daß der Papst zwar die Bischöfe mit Ring und Stab bekleide, daß aber die Wahl derselben in Gegenwart des Königs oder seines Bevollmächtigten geschähe, und sie — wenigstens in Deutschland — zuvor mit dem zu ihrem Stuhl gehörigen Reichsgebiet durch des Kaisers Scepter belehnt würden, ehe sie die Ordination empfingen. Der Kaiser hatte also noch viel behauptet, aber die Bischöfe waren hinfort doch mehr von Rom als von ihm abhängig, und so fiel die stärkste Stütze des Thrones. — Heinrich starb zu Utrecht, 1125, ohne Kinder: das Volk, das ihn nie geliebt, sah darin die Vergeltung für seinen Krieg gegen den Vater, dem er einst die Kindespflicht gebrochen.

Das fränkische Herrscherhaus hatte von Heinrich II. ein wieder befestigtes Reich überkommen, in welchem freilich die großen Lehen schon erblich waren; die ersten Herrscher, Konrad II. und Heinrich III., an Größe keinem der

deutschen Kaiser nachstehend, hatten die Königsmacht so gestärkt, daß beide noch einmal an ein Kaisertum im Sinne Ottos des Großen, ja an eine Art Weltherrschaft denken konnten. Da kam die Gewalt an ein Kind, und die zu straff angezogenen Zügel der Herrschaft wurden nun von den Großen um so schneller zerrissen. Zugleich trat die *Kirche* als neue Macht auf, mit Kräften, die besser geordnet waren und tiefer im Sinne der Völker wurzelten als das Kaisertum, und mit Mitteln, die gewaltiger wirkten als selbst das Schwert. Im Kampfe mit beiden Mächten, den Fürsten und der Kirche, unterlag Heinrich IV., der in seinem Charakter selbst so manche Angriffspunkte darbot. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts waren *alle Lehen erblich*, die Bistümer aus des Kaisers Hand gewunden, und dieser nur noch auf seine unmittelbare Hausmacht und seine moralische Würde angewiesen. In den Sitten, in der Bildung blieb Deutschland im 11. Jahrhundert gegen die eben jetzt geistig erwachenden romanischen Völker zurück. Erst mußte die große Wirkung der Kreuzzüge sichtbar werden, ehe eine neue Zeit, die Blüte des Mittelalters, kommen konnte.

Kaiser aus dem Staufischen Hause.

Welfen und Staufer.*) Lothar von Sachsen. 1125—1137. Konrad III. 1138—1152.

Als die natürlichen Erben des ausgestorbenen fränkischen Herrscherhauses erschienen die Staufer, die Brüder Friedrich und Konrad. Sie waren die Neffen Heinrichs V., und was er an eignem Gut besessen, ging als Erbe auf sie über. Es war das edle Geschlecht, das zuerst durch seine Treue gegen den unglücklichen Heinrich IV. seine Macht begründet hatte. Seine Heimat war der Staufen in Schwaben, der hoch über dem waldigen Thale der Rems empor ragt und in das schöne Land mit seinen Rebenhügeln und seinen Thälern, die einem ununterbrochenen Obstwalde gleichen, hinausblickt; sein Stamm war der sinnige, gesangreiche, hoch-

---

*) Welf von Baiern † 1101. — Söhne: Welf † 1119; Heinrich der Schwarze von Baiern † 1126.
Heinrich der Schwarze: Kinder: Heinrich d. Stolze v. Baiern † 1139, Gem.: Gertrud, Lothars Tochter; Welf † 1191; Judith.
Heinrich d. Stolze: Sohn: Heinrich d. Löwe v. Sachsen u. Baiern † 1195.
Heinrich d. Löwe: Söhne: Otto IV. † 1218; Wilhelm.
Wilhelm: Sohn: Otto das Kind 1235 Hrz. v. Braunschweig.

Friedrich von Büren.
|
Friedrich von Schwaben. Gem.: Agnes, Heinrichs IV. Tochter.
Söhne: Friedrich v. Schwaben † 1147 (Gem.: Judith); Konrad III. † 1152.
Friedrich v. Schwaben und Judith: Sohn: Friedrich I. Barbarossa † 1190. 2. Gem.: Beatrix v. Burgund.
Söhne: Heinrich VI. † 1197, Gem.: Constanze; Friedrich v. Schwaben † 1191; Philipp † 1208.
Philipp: Tochter: Beatrix † 1212. Gem.: Otto IV.
Heinrich VI.: Sohn: Friedrich II. † 1250.
Friedrich II.: Söhne: Heinrich † 1242; Konrad IV. † 1254; Enzio † 1272; Manfred † 1266.
Konrad IV.: Sohn: Konradin † 1268.
Manfred: Tochter: Constanze. Gem.: Peter III. v. Aragonien.

begabte der Schwaben, dem unsere besten Dichter alter und neuer Zeit entsprossen sind, die Wiege so vieler herrlicher Geister. Friedrich war Herzog dieses schönen Landes, Konrad waren die Besitzungen in Franken zugefallen: auf einen von beiden — man meinte auf Friedrich — schien die Wahl fallen zu müssen. Aber schon wünschten die Fürsten wie die Kirche keinen zu mächtigen Herrscher, am wenigsten einen solchen, den man als den Erben des waiblingischen*) Geistes d. h. als einen Kämpfer gegen Papst und Fürstentum ansehen könnte. Als solchen aber glaubte man den Staufer Friedrich betrachten zu müssen. Dazu kam, daß die Wahl Friedrichs wie eine Anerkennung seines Erbrechtes auf den Thron angesehen werden konnte, den deutschen Fürsten aber galt seit der Erklärung Rudolfs, des Gegenkönigs Heinrichs IV. (S. 127), Deutschland als Wahlreich. Endlich war der Erzbischof von Mainz, der sich in den Besitz der Kroninsignien gesetzt, Friedrichs persönlicher Gegner. So lenkte sich die Aufmerksamkeit der Kardinäle, die im Namen des Papstes der Wahl mit beiwohnten, wie der Fürsten auf ein anderes Geschlecht. An der Spitze der gegen Heinrich V. aufständischen Sachsen hatte Lothar von Supplinburg**) gestanden, der 1106 nach dem Aussterben der Billinger Herzog in Sachsen geworden war und durch Verwandtschaft und Heirat die Güter der ausgestorbenen Nordheimer (S. 122) um Göttingen und der Brunonen um Braunschweig in seiner Hand vereinigt hatte. Er hatte nach der Schlacht am Welfesholze fast mit königlicher Gewalt in Sachsen geherrscht, mit unveränderlichem Glücke die Sache der Fürsten wie der Kirche gegen den Kaiser verfochten und schien deshalb dieser Partei trotz seines Alters — er hatte das 60. Jahr schon erreicht — der geeignete Mann für die deutsche Krone.

Am bestimmten Tage fanden sich bei Mainz aus den verschiedenen Stämmen unter ihren Fürsten an 60,000 Mann ein. Aber in der That wählten doch nur die Großen: aus ihnen bildete man einen Ausschuß von vierzig Wählern nach den vier Hauptstämmen, den Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern. Als dies geschehen, leitete der Erzbischof Adalbert von Mainz unter stürmischem Verfahren und, wie es scheint, gegen den eigenen Willen des Betreffenden, die Wahl auf Lothar. Die großen Geistlichen hofften offenbar, daß der neue König die ihm durch das Wormser Konkordat bei der Wahl der Bischöfe verbürgten Rechte aufgeben würde. Aber thatsächlich hat Lothar in dieser Beziehung alle Rechte seiner Vorgänger während seiner ganzen Regierungszeit geübt. Freilich fragte er, wie die früheren

*) Waiblinger wurden zuerst die Franken und nach ihnen die Staufer genannt.

**) Jetzt ein Dorf im Braunschweigischen.

während des Investiturstreites gewählten Gegenkönige, bei dem Papste um die Bestätigung seiner Wahl an.

Zeigte er sich so der Kirche fügsam, so trat er um so fester wider seinen Gegner auf. Friedrich von Schwaben hatte sich der Wahl nur widerwillig gefügt; jetzt verlangte Lothar von ihm auch das Königsgut zurück, das er zugleich mit Heinrichs V. Erbe an sich gezogen. Friedrich glaubte sich mächtig genug zum Aufstand, Lothar ächtete ihn. Anfangs war letzterer im Kampfe nicht sehr glücklich, bis er einem der mächtigsten Großen, Heinrich dem Stolzen von Baiern, einem Nachkommen jenes Welf, dem Heinrich IV. Baiern gegeben hatte (S. 123), seine einzige Tochter Gertrud, die Erbin aller seiner Güter in Sachsen, vermählte, und dessen Hilfe gewann. Durch diese Verbindung war der Einfluß des uralten Welfischen Hauses (S. 80) — wie die Staufer aus Schwaben entsprossen, außerdem aber auch in Baiern wie in Italien hochangesehen und reichbegütert — nun auch in Sachsen festbegründet, wo auf Heinrich ohnehin schon durch seine Mutter Wulfhild der größte Theil der Billingischen Güter übergegangen war*). Auch das Herzogtum Sachsen zu seinem Herzogtum Baiern bestimmte ihm später Lothar — ob er es ihm sterbend noch übergeben, ist zweifelhaft —, und stiftete so dem Welfen, dem er augenscheinlich den Thron baute, eine im Reiche bisher unerhörte Macht.

Im Jahre 1132 unternahm Lothar mit einem kleinen, fast nur aus Sachsen bestehenden Heere seinen ersten Römerzug, auf Anmahnung des Papstes Innocenz II., den ein Gegenpapst unter Beistand des römischen Volkes und der Normannen vertrieben hatte. Lothar diente ihm mit aller Ehrfurcht, nahm von ihm die Mathildische Erbschaft (S. 132) für sich — später auch für seinen Schwiegersohn Heinrich von Baiern — zu Lehen, wodurch er nicht bloß das Eigentumsrecht des Papstes auf diese Güter anerkannte, sondern auch Anlaß gab, daß die Päpste bald versuchten, auch das Kaisertum überhaupt wie ihr Lehen zu betrachten. Bald nach seiner Rückkehr ordnete sich das Reich, indem endlich die Staufer 1135, Friedrich zu Bamberg, Konrad zu Mühlhausen, sich fügten. Der Kaiser gab ihnen die Erbgüter Heinrichs V. zu Lehen, nicht zu Eigentum. — Lothars Regierung in Deutschland war glänzender, als die seiner beiden Vorgänger; die Fremden ehrten ihn, es herrschte Ordnung im Reich, und nur der Kirche gegenüber zeigte Lothar sich schwach. Selbst die Unternehmungen, die seit Ottos des Großen Zeiten geruht, wurden wieder aufgenommen. Ein junger Freund

*) Der kleinere Theil kam durch Eilike, die Schwester Wulfhildens, an Otto den Reichen von Ballenstedt, den Vater Albrechts des Bären, Ahnherrn der Askanier.

und Waffengefährte Lothars, Albrecht, zubenannt der Bär, aus dem edlen sächsischen Geschlechte der Askanier, die nördlich vom Harz in Aschersleben, Ballenstedt und auf Burg Anhalt im Selkethal einheimisch waren, erhielt 1134 von ihm die sächsische Nordmark (S. 102), von wo aus er bald die deutsche Kultur weiter über die Elbe zu tragen begann. Als Lothar 1136 einen neuen Römerzug unternahm, da bestand das Heer, das er über die Alpen führte, aus Deutschen aller Stämme und aller Gauen, nicht bloß aus Sachsen, und Konrad von Staufen selbst war des Kaisers Bannerträger. Mit allem Glanze des Reiches trat Lothar auf, ja er konnte sogar einen siegreichen Zug gegen Roger II., den König der Normannen, der noch immer gegen den Papst sich feindselig hielt, bis nach Unteritalien durch Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern ausführen lassen. Auf dem Rückwege, als er kaum die Alpen überschritten, starb er, den 3. Dezember 1137. Seine Leiche ward nach Sachsen geführt und in der auf seinem Erbgut gestifteten Klosterkirche zu Königslutter begraben. „Dem Kaiser Lothar", so berichtet bewundernd ein sächsischer Chronist, „bezeugten Könige und Königreiche die höchste Verehrung. Von Ungarn, Russen, Dänen, Franzosen und den übrigen Völkern und Königen wurde er mit Geschenken und Gesandtschaften beständig aufgesucht. Denn unter ihm war das Reich von Frieden beglückt, der Wohlstand in Fülle verbreitet, die Gerechtigkeit führte das Scepter, die Ungerechtigkeit kam zum Schweigen."

Als Erben der Kaiserkrone sah sich Heinrich der Stolze an, dem Lothar sterbend die Reichskleinodien übergeben hatte. Und in der That war kein Mächtigerer im Reich. In Italien war er mit den Mathildischen Gütern (fast ganz Tuscien) belehnt und seine Alode erstreckten sich durch Baiern bis nach Sachsen; dazu war er Herzog in beiden großen Ländern (doch vgl. S. 136); mithin gehorchte ihm fast das halbe Reich. Aber eben derselbe Grund, der einst die Wähler Friedrich dem Staufer entfremdet und Lothar zugewandt hatte, die Furcht vor einem zu mächtigen Kaiser, machte dieselben jetzt wieder seinem Staufischen Nebenbuhler geneigt. Dies war Konrad, der schon früher einmal gegen Lothar in Italien als König aufgetreten war. Noch ehe der ausgeschriebene Wahltag kam, mehr als zwei Monate früher, rief diesen der Erzbischof Albero von Trier zu Coblenz zum Könige aus, und ein päpstlicher Legat krönte ihn zu Aachen. Wie einst Lothar und noch minder ehrenvoll war der erste Staufer, Konrad III., 1138—1152, „im Winkel" erwählt, durch Nachgeben gegen Fürsten und Geistliche auf den Thron gelangt. Heinrich der Stolze sah sich überflügelt und lieferte unwillig die Reichskleinodien aus. Nun aber sprach ihm Konrad Sachsen ab, da zwei Herzogtümer nicht in einer Hand sein dürften, und verlieh es Albrecht

dem Bären. Da freilich griff Heinrich der Stolze zu den Waffen. Nun ächtete ihn Konrad und nahm ihm auch Baiern, das er seinem Halbbruder, dem Babenberger (S. 118) Leopold von Oestreich, gab. Heinrich sah sich von den baierischen Großen verlassen und wollte mit den sächsischen den Widerstand versuchen, — aber eben als das Glück sich wieder zu ihm wandte, starb er plötzlich, 1139. Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den nachmaligen Heinrich den Löwen, mitten unter Feinden; doch vertheidigten Heinrichs Wittwe, Gertrud, und deren Mutter, die Kaiserin Richinza, Frauen von männlichem Sinn, Sachsen gegen Albrecht den Bär; in Baiern focht für ihn sein Oheim Welf. Der erbitterte Kampf der Welfen und Waiblinger begann, der ein Jahrhundert lang*) das Reich zerrissen. Zunächst währte die Fehde bis 1142, in welchem Jahre die Mutter Heinrichs des Löwen, die verwittwete Gertrud, sich mit des inzwischen verstorbenen Leopold Bruder Heinrich von Oestreich (von seiner oft gebrauchten Betheuerungsformel Jasomirgott genannt) vermählte und diesem Baiern zuwandte. Bei dem Frieden, der nun 1142 zu Frankfurt geschlossen ward, sprach König Konrad dem jungen Heinrich Sachsen wieder zu, Albrecht der Bär verzichtete auf das Herzogtum, erhielt aber die Nordmark und seine Erbgüter, aus denen ihn die Welfen vertrieben, zurück und warf sich nun ganz auf den Kampf gegen die Wenden. Als Markgraf von Brandenburg, wie er sich seit 1157 nannte, legte er hier den Keim zu einer neuen deutschen Macht für die fernste Zukunft.

Unterdessen rüstete sich die abendländische Christenheit zu einem neuen Kreuzzug. Denn schon war die neugegründete Christenmacht im Morgenlande und selbst Jerusalem aufs ernsteste wieder von den Sarazenen bedroht. Ludwig VII. von Frankreich durch Kriegsgreuel, die er veranlaßt, in seinem Gewissen geängstigt, regte den Gedanken einer neuen Kreuzfahrt an, der Papst billigte ihn, und in seinem Auftrage rief nun der heilige Bernhard von Clairvaux, gewaltig durch Beredsamkeit, durch innigen Glauben und Gottesliebe, die Völker und Fürsten zum Kreuzzuge auf. Noch einmal wie beim ersten Kreuzzuge erfaßte die von Frankreich ausgehende Bewegung mehr denn eine Million Menschen. Wie auf einer neuen Völkerwanderung schien das Abendland sich gegen Osten zu wälzen. Konrad III. aber, ohnehin vom Papste zu einer Romfahrt gemahnt, zeigte wenig Lust zu der fernen Unternehmung. Doch durch Bernhards feurige Beredsamkeit wie im Sturme gewonnen, entschloß auch er sich. Es begleiteten ihn, 1147, viele Fürsten, unter andern sein junger Neffe Friedrich und sein früherer Gegner Welf.

*) Als Parteiname hat Welf und Waiblinger noch viel länger gedauert.

Leider aber verlief die fromme Unternehmung ohne jeden Erfolg; nur halfen Kreuzfahrer des nordwestlichen Deutschlands, die zur See ausgezogen, mannhaft mit zur Eroberung von Lissabon; andere Norddeutsche kämpften mit schwankendem Erfolg gegen die Wenden östlich von der Elbe. Nach seiner Rückkehr ward Konrad III. in neue Kämpfe mit Welf verwickelt, er starb, ohne die Kaiserkrone erlangt zu haben, 1152, indem er den Fürsten seinen Neffen, den eben erwähnten Friedrich von Schwaben, zum Nachfolger empfahl.

Friedrich I., Barbarossa. 1152—1190. Höhepunkt der Stauferzeit.

In Friedrich, von den Italienern Barbarossa (Rothbart) genannt, war dem Reiche wieder ein Kaiser gefunden, der an Bedeutung neben Karl und Otto dem Großen zu stehen verdiente. Damals 30 Jahre alt, hatte er sich schon vielfach ausgezeichnet, und ganz Deutschland jauchzte seiner Wahl zu. Man hoffte von ihm zunächst Aussöhnung des alten Haders zwischen Welfen und Staufern, da seine Mutter selbst eine Welfin war. Und in der That war es Friedrich nicht um Familienzwiste zu thun, da er seine Würde höher faßte. Zu Frankfurt a. M. gewählt, empfing er zu Aachen mit dem festen Entschlusse die Krone, die Macht Karls des Großen im Reiche zu erneuern. Wohl war die Stellung des deutschen Königs nicht mehr eine so unmittelbar gewaltige, wie ehedem, aber noch galt der König als der Quell aller Gewalt, er war der oberste Kriegsherr und erste Richter für alle Stämme, und die Fürsten unter ihm, obwohl erblich, waren doch seine Vasallen. Auch war an die Stelle der Roheit und Verwilderung des 11. Jahrhunderts unter der Einwirkung der sittlich erstarkten Kirche ein edlerer Sinn getreten, der sich wieder großen, allgemeinen Zielen willig hingab. Ein thatkräftiger Kaiser konnte also, indem er die bereits bestehenden Rechte der Fürsten willig anerkannte, auch ihre Pflichten gegen das Reichsoberhaupt um so eher betonen und so alle Gewalt in fester Hand zusammenfassen. Friedrich war entschlossen, so zu handeln. Und das Glück begünstigte ihn. Während er den Welfen auf alle Weise entgegen kam, die Zähringer den Staufern versöhnte, konnte er schon auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg als Schiedsrichter in dem dänischen Thronstreite auftreten und durch die Belehnung Svends mit der Krone Dänemarks einen Einfluß in den nordischen Staaten gewinnen, wie ihn lange kein deutscher Herrscher besessen. Noch hielt sich der Böhmenherzog fern, aber durch Verleihung der Königskrone — schon Heinrich IV. hatte dasselbe gethan (S. 127) — fesselte Friedrich Böhmens Herrscher bald eng an seine und Deutschlands Interessen. Und auch Burgund trat unter ihm dem Reiche wieder näher, weil die zweite Gemahlin Friedrichs, Bea-

trix, hier reich begütert war. So waren schon seine ersten Regierungsjahre vielversprechend, und nicht lange währte es, da war Friedrich der Herrscher, vor dem sich als dem Ersten ohne Widerstand die Fürsten Europas neigten.

Aber Friedrich ward in seiner Seele von der Würde und der Hoheit des Kaisertums vor allem angezogen, und sein Ziel war deshalb nicht bloß die Ordnung Deutschlands, sondern Rom und Italien. Freilich, als er 1154 zum ersten Male mit einem Heer die Alpen überschritt, fand er in Italien andere Verhältnisse, als seine Vorgänger. Nicht bloß waren die Normannen in Italien unter ihrem Könige völlig unabhängig vom Reiche; sondern auch in Norditalien hatten sich die Städte zu selbständigen, mächtigen Gemeinwesen entwickelt, die zum Gehorsam gegen einen fremden Herrscher nicht sehr geneigt waren. In früherer Zeit hatten sie meist unter bischöflicher Herrschaft gestanden: aber allmählich, besonders in den Zeiten der Kirchenstreitigkeiten und zwiespältigen Papstwahlen, hatten sie das Recht gewonnen, sich ihre Burgemeister (Konsuln), ihren Rath und ihre Schöffen selbst zu wählen: dem Kaiser noch besondere Hoheitsrechte einzuräumen, waren sie wenig willens. Aber noch ein anderer Umstand bewegte gerade damals Italien. Ein begeisterter Kleriker, Arnold von Brescia, hatte gegen den weltlichen Besitz der Kirche gepredigt und hatte den Italienern, besonders den Römern, mit dem Ruhme der alten römischen Republik und mit dem Traume ihrer Wiederherstellung geschmeichelt. Zuletzt war er in Rom selbst zu höchster Macht gekommen, und das empörte Volk hatte den Papst Hadrian IV. zur Flucht genöthigt. Das war die Lage Italiens, als Friedrich in der Lombardei erschien. Auf den roncalischen Feldern (S. 131) hielt er seine Heeresmusterung, und hier hatten nach alter Sitte die deutschen Herzöge und Fürsten die erste Nacht um sein Zelt die Ehrenwache. — In die verwirrten Angelegenheiten der lombardischen Städte, von denen einige zu ihm standen, andere wie das stolze Mailand ihm widerstrebten, griff er diesmal noch nicht tief ein; nur Chieri, Asti und Tortona erfuhren die strenge Hand des Herrschers. Auf dem Marsche nach Rom bei Sutri traf Friedrich mit dem Papste, dem er bei der Begegnung wie einst Lothar den Steigbügel hielt, zusammen und beide zogen nun gegen Rom. Für Geld wollten den König die Römer das Hoheitsrecht und die Kaiserkrone erkaufen lassen, doch er zwang sie mit gewaffneter Hand und „gab ihnen Eisen statt des Goldes“. Ihren Führer und Propheten, Arnold von Brescia, der in seine Gewalt gerathen war, lieferte er dann dem Papste aus, und der Stadtpräfekt ließ ihn erhängen und den Leichnam verbrennen. In der Peterskirche empfing Friedrich im Jahre 1155, den 18. Juni, die Kaiserkrone; als

an demselben Tage auf der Tiberbrücke das römische Volk ihn wüthend anfiel, rettete ihn der junge Heinrich der Löwe mit eigener Lebensgefahr. Gleiche Treue begleitete ihn auf dem Rückwege: durch die Engpässe des Etschthales oberhalb Verona brach ihm das tapfere Schwert Ottos von Wittelsbach Bahn.

Nach der Rückkehr strafte er mit starker Hand die Landfriedensbrecher und wachte über die Sicherheit im Reich. Vor allem aber fesselte er den mächtigen Heinrich den Löwen noch enger an sich. In Regensburg, 1156, gab er diesem früheren Abmachungen gemäß auch sein Herzogtum Baiern zurück, indem er Heinrich Jasomirgott dadurch entschädigte, daß er die bisherige Markgrafschaft Oestreich zu einem erblichen Herzogtum erhob und mit ganz besonderen Vorrechten begabte. Die Welfische Macht war somit wieder hergestellt; Heinrich der Löwe gebot über die beiden mächtigsten Herzogtümer des Reiches und, wie es schien, nicht zum Nachtheil des Kaisers. Denn die strebende Thatkraft des jugendlichen Helden wählte sich andere Bahnen. Er hatte schon damals, als Konrad III. seinen Kreuzzug nach dem Morgenlande gemacht hatte, gegen die Heiden in seiner Nähe, gegen die wendischen Stämme in Mecklenburg und Pommern, gestritten. Und diese Länder waren auch jetzt sein Ziel: er eroberte und kolonisirte Mecklenburg, indem er sächsischen Adel in das Land führte und sächsische Dörfer gründete; er baute Lübeck von Grund auf neu und machte es bald zur mächtigsten deutschen Stadt an der Ostsee: ein weites Gebiet, wie es einst die sächsischen Kaiser der deutschen Thätigkeit aufgeschlossen, lag hier vor ihm, auf welchem er mit seinem Nebenbuhler, dem ebenfalls gewaltigen Albrecht dem Bären, wetteifern konnte. Denn so sang später in Niederdeutschland der Volksmund:

> Hinrik der Leuw und Albrecht der Bar,
> Dartho Frederik mit dem roden Har,
> Dat waren dree Heeren,
> De kunden de Welt verkehren.

Friedrich störte ihn in diesen Unternehmungen nicht, denn sie waren ja zugleich auch Erweiterungen seiner eigenen Macht; er erließ es ihm sogar, auf den späteren Römerzügen ihn zu begleiten.

Ein Streit mit dem Papst und die noch nicht geschlichtete Sache der lombardischen Städte machten eine zweite Romfahrt nöthig. Der Papst hatte mit einem zweideutigen lateinischen Wort das Kaisertum als sein Lehen (beneficium) bezeichnet und hatte damit Kaiser und Fürsten beleidigt. Mit glänzender Heerfahrt stieg der Kaiser diesmal über die Alpen, 1158, und mit größerem Glanz als je zuvor hielt er, nachdem sich selbst Mailand ge-

demüthigt, die roncalischen Tage. Hierher berief er von der eben damals aufblühenden Rechtsschule zu Bologna die vier bedeutendsten Rechtsgelehrten, die das alte römische Recht wieder dem Staube der Vergessenheit entzogen, und ließ sie im Verein mit je zwei Vertretern von vierzehn italischen Städten eine Zusammenstellung aller Hoheitsrechte des Königs (Regalien) machen. Diese Regalien nahm er dann ohne Rücksicht auf das geschichtlich Gewordene als sein Recht in Anspruch und suchte sie überall durchzuführen. Die Städte, die sich bisher ihre Konsuln selbst gewählt, bekamen nun kaiserliche Bevollmächtigte, Podestas, meist Deutsche, die sie mit fast unbeschränkter Gewalt beherrschen sollten. Sie trugen es mit Unwillen; die erbitterte Empörung von Crema und die blutige Strenge, mit der der Kaiser es strafte, zeigten, wie heftig schon die Feindschaft sei. Da der Kaiser um diese Zeit auch ohne des Papstes Willen über die Mathildischen Erbgüter (S. 132) verfügte und sie Heinrichs des Löwen Oheim Welf zu Lehen gab, so war dies ein neuer Punkt des Haders mit dem Papst. Schon drohte Hadrian IV. mit dem Banne, als er starb. Die kaiserliche Partei unter den Kardinälen wählte Victor IV., die Mehrzahl aber den strengen, eifrigen, in Hildebrands Weise auftretenden Alexander III., den dann auch Frankreich und England anerkannten. Dieser bannte den Kaiser und leistete den Städten allen möglichen Beistand. Unterdessen hatte sich Mailand, das bei Anfang des zweiten Zuges widerwillig sich gebeugt, von neuem empört. An diesem Haupt der italienischen Städte beschloß Friedrich das strengste Beispiel seines Zornes zu zeigen. Nach langer Belagerung, im März 1162, ergab sich Mailand: die Bürgerschaft und ihre Behörden zogen im Bußgewande hinaus, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte und Kreuzen in den Händen, und wie ihr Banner vom großen Fahnenwagen (dem Carroccio S. 118) sich senkte, sanken sie alle auf die Erde und flehten weinend um Gnade: aber in Friedrichs strengem Auge war kein Mitleid. Er ließ die Stadt bis auf den Grund zerstören: und freilich waren es italienische Hände — die Bewohner der Mailand feindlichen Städte Lodi, Pavia, Cremona und Como — die den harten Befehl ausführten. Erschreckt unterwarfen sich nun alle anderen Städte: überall wurden die kaiserlichen Podestas anerkannt, und Italien schien unterworfen.

Nach Deutschland zurückgekehrt, that er ein neues Werk für die Ausbreitung deutschen Wesens. Er trennte, 1163, bei Erbstreitigkeiten im polnischen Herzogshause, Schlesien von Polen, welches dann im Laufe der Zeit unter diesem neubegründeten Nebenzweige der Piasten allmählich auch in deutsche Bildung einging. Aber schon im selben Jahre befand er sich, freilich von keinem Heeresaufgebot begleitet, auf einem dritten Zug nach

Italien. Als der von ihm aufgestellte Papst starb, versäumte er es, mit dem mächtigen Alexander III. sich zu versöhnen und erkannte einen neuen Gegenpapst an. Schon aber hatte die allgemeine Entrüstung der italischen Städte über die kaiserlichen Podestas und die deutsche Herrschaft zum offenen Aufstande geführt. Verona hatte Padua, Vicenza, Treviso und die Städte der veronesischen Mark um sich vereint und dieser veronesische Bund erhob jetzt, mit Venedig verbündet, die Waffen. Der Kaiser, ohne Heer, mußte nach Deutschland heim, um einen neuen Zug vorzubereiten.

Im Jahre 1166 erschien Friedrich zum vierten Male mit großer Heeresmacht in Italien. Da auch jetzt die Bitten der lombardischen Städte um Erleichterung ihrer Lasten ungehört verhallten, so traten 1167 Cremona, Brescia, Mantua u. a. zu einem lombardischen Bunde zusammen. Mailand ward wieder aufgebaut, ohne daß Friedrich, der gegen den inzwischen nach Rom zurückgekehrten Alexander III. vorrückte, dies hindern konnte. Zwar Rom kam schnell in des Kaisers Hand, aber hier tödtete die Pestluft des Sumpffiebers den schönsten Theil seines Heeres, und er mußte sich rasch nach Oberitalien zurückbegeben. Von dem kaiserlich gesinnten Pavia aus ächtete er nun die Städte des Bundes. Aber so wenig war er jetzt im Stande, seinem Wort Nachdruck zu verschaffen, daß er nur heimlich und sogar mit Lebensgefahr durch das überall empörte Land wieder in die Heimat gelangte, ja die Lombarden gründeten nun, ihm zum Hohne, auf dem rechten Ufer des Po am Tanaro eine dem Papst zu Ehren Alessandria genannte Stadt. So schwer waren die Verluste gewesen, daß er sechs Jahre ruhte, bis er einen neuen Zug unternahm. Indessen beschäftigten ihn ernstliche Verwicklungen in Deutschland. Heinrich der Löwe nämlich war im Norden durch seine Eroberungen unter den Wenden in Holstein, Mecklenburg und Pommern so mächtig geworden, daß er über die norddeutschen Bischöfe und Grafen, die ihm als Herzog von Sachsen zwar untergeordnet, doch nicht unterthan waren, eine unmittelbare Gewalt in Anspruch nahm. Es hieß, er spräche in seinem Stolze: „Von der Elbe bis an den Rhein, von dem Harz bis zur See ist mein.“ Gegen diese Macht des Löwen verbanden sich jene kleinen Fürsten und sein älterer Feind, Albrecht der Bär. Aber Heinrich hatte seine Gegner schon gedemüthigt, ehe noch Barbarossa zu seinen Gunsten, wie er wollte, einzuschreiten brauchte. Der Kaiser stiftete nun völlig Frieden und Versöhnung, und so fest stand Heinrich in seiner Macht, daß er unbesorgt einen Kreuzzug nach Jerusalem unternehmen konnte, von dem dann die Sage so manches wunderbare Abenteuer zu berichten weiß.

Erst 1174 machte Friedrich einen neuen, den fünften Römerzug. Voraus war ihm sein treuer kriegerischer Freund, der Erzbischof Christian von Mainz, gegangen; aber wie dieser vor Ancona, so wurde der Kaiser schon vor dem trotzigen Alessandria gehemmt, das er nicht erobern konnte. Die Zeit zog sich hin ohne Entscheidung: da griff Friedrich zu seiner letzten Stütze, indem er Heinrichs des Löwen Hilfe anrief. Dieser aber war zu sehr mit seinen Unternehmungen im Norden beschäftigt und war außerdem gereizt, da sein alter Oheim Welf sein Erbe dem Kaiser überwiesen hatte. Auch mochte der Papst, der wie zu Heinrichs IV. (S. 126) Zeiten die Fürstenmacht gegen die Kaisermacht reizte, verführend auf seinen Sinn gewirkt haben. Er kam zwar endlich bis an die Alpengrenze — aber ohne Heer, und verweigerte unter allerlei Vorwänden die Heerfolge; zuletzt, wird erzählt, sank ihm der Kaiser bittend zu Füßen: aber obwohl der erschrockene Heinrich ihn aufhob, blieb er doch unbeweglich — und so trennte sich wieder Welf und Waiblinger, und der Kaiser mußte den Entscheidungskampf mit unzureichenden Kräften versuchen. Im Heer seiner Gegner aber, der italienischen Städte, herrschte zum ersten Male das Vollgefühl der Ueberzeugung, daß ihre Nation eine selbständige und keiner anderen zum Dienst verpflichtet sei — ein Gefühl, das der Idee des Kaisertums völlig entgegen war, die in ihrer Herrschaft über alle Nationen nur auf die Einheit im Christenglauben sich berief, nicht nach deren natürlichem Rechte fragte. Die Begeisterung der italienischen Jugend, der Heldenmuth der Mailänder, die sich jetzt wieder um das Carroccio scharten, siegte über die gefürchtete deutsche Tapferkeit, bei Legnano, nordwestlich von Mailand, 1176. Der Kaiser selbst galt für todt, und erst drei Tage nach der Schlacht stieß er in Pavia wieder zu den Seinen.

Die Schlacht bei Legnano bildet einen Wendepunkt in Barbarossas Leben. Auch darin zeigte er sich groß, daß er Zielen, die sich als unerreichbar erwiesen, nicht länger nachjagte. Er begann mit dem Papste Alexander III. zu unterhandeln, und der Friede mit der Kirche ward geschlossen. Im Jahre 1177 hatte der nun wieder vom Banne gelöste Kaiser mit dem Papst in Venedig eine Zusammenkunft. Der Kaiser sank hier dem Nachfolger Petri zu Füßen, aber dieser hob ihn thränenden Auges auf und gab ihm den Friedenskuß. Wiederholt gelobte dann Friedrich feierlich diesen Frieden zu halten ebenso wie den Waffenstillstand mit den lombardischen Städten, den Alexander vermittelt hatte. Der Friede mit den Städten folgte 1183 zu Constanz, und Friedrich gab ihnen, indem er seine Oberhoheit wahrte, die volle Wahl ihrer Stadtbehörden und freieste Selbstverwaltung im Innern. So waren fortan die italienischen Städte

kleine Republiken, nur noch mit einem Schatten kaiserlicher Oberhoheit über sich.

Friedrich aber war nach Deutschland zurückgekehrt, um Heinrich den Löwen für seinen Abfall zu strafen: gegen denselben erhob sich auch die Klage vieler deutscher Fürsten, denen er in den Tagen seiner Macht Unrecht gethan. Friedrich forderte ihn vor, indem er ihm nacheinander drei Tage setzte, zu Worms, Magdeburg und Kayna (bei Altenburg) — als er auf keinem derselben erschien, ächtete ihn der Kaiser, 1179, und der Reichstag zu Würzburg 1180 erkannte als Strafe: Verlust der Reichslehen und Allode, Landesverweisung. Noch im selben Jahre verlieh dann Friedrich die so erledigten Herzogtümer, Sachsen (zu Gelnhausen unweit Hanau) an einen Sohn des inzwischen verstorbenen Albrecht des Bären, den Askanier Bernhard, und Baiern (zu Regensburg) an Otto von Wittelsbach. Aber er folgte dabei dem Grundsatz, die großen Herzogtümer möglichst zu zerstückeln, da er von kleineren Fürsten weniger Widerstand gegen die Reichseinheit voraussetzte als von großen und mächtigen. So vergrößerte er mit Theilen des Herzogtums Baiern kirchliche Gebiete wie Salzburg, Passau, Regensburg und weltliche wie Meran u. a. Vom Herzogtum Sachsen kam Westfalen und alle herzoglichen Rechte über das Land an das Erzbistum Köln, und nur im Lande der Engern (S. 67) erhielten die Nachkommen Bernhards die durch Vergabungen an Bischöfe sehr beschränkte Stellung eines Herzogs. Sie haben dann den Namen Sachsen auf ihre Erblande um Wittenberg übertragen. — Heinrich der Löwe hatte in seinen Welfischen Erblanden Widerstand leisten wollen: aber Barbarossa drang bis in das Herz derselben vor. Die von Heinrich stets mit Herrscherstolz behandelten kleinen Fürsten seines Herzogtums, besonders die geistlichen, erhoben sich gegen ihn, und endlich mußte sich der Löwe demüthigen. Dies geschah zu Erfurt 1181. Der Kaiser verzieh; aber über die Lehen Heinrichs war bereits verfügt, Friedrich hätte sie nicht zurückgeben können, auch wenn er gewollt: Heinrich erhielt nur die Allode seines Hauses, die Brunonischen, Billingischen und Nordheimischen Güter (S. 135, 136) (die später braunschweigisch-lüneburgischen Lande) zurück und mußte drei Jahre in die Verbannung gehen; er begab sich nach England, zum König Heinrich II., seinem Schwiegervater.

Friedrich hatte seine Macht wieder hergestellt: ein glänzender Spiegel seiner Herrlichkeit war das große Fest, das er zu Pfingsten 1184 in Mainz veranstaltete. Der höchste Glanz der ritterlichen Zeit vereinte sich hier: Fürsten, Bischöfe und Herren, fremde Gesandte, Sänger und das Volk aller Stände strömten hier zusammen; man zählte allein an 70,000 Ritter und

Krieger. Denn der Kaiser wollte an diesem Tage seine beiden ältesten Söhne durch die Schwertleite wehrhaft machen und dabei den vollen Glanz des nun wieder in Frieden geeinigten Reiches der ganzen Welt zeigen. Am schönen Rheinufer erhob sich, da Mainz die vielen Gäste nicht fassen konnte, eine bunte, bewegliche Stadt von Zelten: in deren Mitte ein rasch hergestellter kaiserlicher Palast und eine zierliche Kapelle. Der Kaiser, noch immer schön und edel von Gestalt und Haltung, thronte inmitten alles dieses Glanzes, ja ritt noch selbst mit in die Schranken, seine ritterliche Fertigkeit zu zeigen; auch seine Gemahlin, freundlich und huldreich, und fünf herrlich erblühende Söhne, von denen der älteste, Heinrich, schon die Königskrone trug, waren Zierden des Festes, welches die damaligen Minnesänger mit König Artus' fabelhaftem Hoflager verglichen.

Würdig und groß war dann der Abend dieses Heldenlebens. Friedrich zog noch einmal, zum sechsten Mal, nach Italien, 1184, jetzt mit dem Papste und den Städten versöhnt und überall ehrfurchtsvoll aufgenommen. Im Jahre 1186 vermählte er zu Mailand seinen Sohn Heinrich mit Constanze, die das so lange feindliche Normannenreich einst erben mußte: ein Erfolg, so konnte es scheinen, unermeßlich groß für die Kaisergewalt, denn nun war das Papsttum seiner Stütze beraubt und in des Kaisers Hand gegeben — und wie anders die wirklichen Ergebnisse dieser Erwerbung! Dem Kaisertum hat sie eher geschadet als genützt, dem letzten Staufer selbst den Untergang auf dem Blutgerüst gebracht.

Indessen erschütterte die Kunde vom Fall Jerusalems, das der ägyptische Sultan Saladin wieder erobert, das christliche Abendland. Die mächtigsten Herrscher desselben nahmen das Kreuz: Richard Löwenherz von England, Philipp August von Frankreich; aber allen voran betrat Friedrich Barbarossa noch einmal die Heldenbahn seiner Jugend. Nachdem er Deutschland geordnet, seinen Sohn, den König Heinrich, zum Regenten bestellt und Heinrich den Löwen, um die Ruhe zu wahren, noch einmal zur Selbstverbannung nach England genöthigt, zog er mit einem herrlichen Heere wohlgerüstet und fürsorgend aus, 1189, kam trotz vieler Schwierigkeiten wohlbehalten nach Konstantinopel und durch die öden, heißen Hochebnen Kleinasiens. Vor Iconium suchte ihn der Sultan dieser Stadt und des gleichnamigen Reiches aufzuhalten. Barbarossa griff Heer und Stadt des Feindes zugleich an, schlug jenes und eroberte diese, 1190. Vor allem bewahrte er auch jetzt einen hohen, frommen Sinn. Einst bekam er fälschlich die Kunde, sein Sohn sei umgekommen. „So weh mir, ist mein Sohn todt?" — rief er, und Thränen rannen in seinen weißen Bart — „Mein Sohn ist erschlagen! doch Christus lebt noch, nur zu, ihr Männer!" Endlich

erreichte man Cilicien und den Kalikadnus oder Seleph, welcher nahe dem Cydnus strömt, jenem Flusse, der vor langen Zeiten einmal dem Leben des jungen Heldenkönigs Alexander gefährlich geworden war. Der Strom ging hoch von Regengüssen; Friedrich suchte mit wenigen Begleitern eine Furt und wagte sich, als sei er noch ein Jüngling, in die Flut, um das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Aber in der Mitte des Stromes verließ ihn die Kraft und er rief um Hilfe. Einer der Begleiter erfaßte ihn, mußte ihn aber wieder los lassen, um nicht selbst zu sinken. Ein anderer trieb rasch sein Pferd in die Flut, ergriff den Kaiser, zog ihn noch athmend ans Ufer — aber tödlich ermattet hauchte er bald seinen Geist aus.*) Die Getreuen brachten den Leichnam trauernd bis Antiochien; bald starb auch des Kaisers trefflicher Sohn Friedrich. Da kehrten viele in die Heimat zurück, viele waren schon den Mühen und Gefahren erlegen, und nur kümmerliche Reste vereinigten sich mit Richard Löwenherz und dem Könige von Frankreich vor Akkon.

Kein deutscher Kaiser hat seine Stellung großartiger und mit freierem Blick aufgefaßt als Friedrich Barbarossa; seine Ziele lagen zum Theil hoch über der Wirklichkeit der Dinge; aber herrlich in seinem Streben hat er erhebend und veredelnd auf sein Volk gewirkt, dessen schönste Zeit in Sitte, Poesie, Bildung und fröhlichem Volksleben mit ihm anbricht — und er ist das Bild deutscher Größe geblieben, und es klang fort in Sage und Lied: er sei niemals gestorben, er schlafe dort im Kyffhäuser nur den langen Schlaf und werde hervorgehen zu seiner Zeit, um des Reiches und seines Volkes alte Herrlichkeit zu erneuern.

Das ist nun geschehen in unseren Tagen! —

Heinrich VI. 1190—1197. Philipp von Schwaben. 1198—1208. Otto IV. 1198—1215.

So mächtig hatte Friedrich I. in Deutschland gewaltet, daß der alte Gegensatz der Fürsten gegen die Kaisergewalt erdrückt zu sein schien. Bei der plötzlichen Nachricht von seinem Tode aber brach der lang bezähmte Widerstand mit Macht hervor. Haupt und Führer aller Unzufriedenen schien nun Heinrich der Löwe wieder werden zu wollen, zumal dieser bald nach des Kaisers Abreise zurückgekehrt war und im Vertrauen auf die Freundschaft des Königs Richard Löwenherz von England mit stürmender Hand sich wie-

*) So die geläufigste Erzählung. Am glaubwürdigsten scheint die Ueberlieferung, daß ein Schlagfluß beim Bade im Seleph dem Leben des Kaisers ein Ende machte.

der in den Besitz seiner Lande zu setzen versuchte. — Große Gefahren traten also dem jungen Kaiser Heinrich VI. entgegen. Dieser, erst 25 Jahre alt, hatte die Kraft und den hohen Sinn, nicht aber den Edelmuth des Vaters geerbt. In seiner Seele wohnte nur die eine Begierde, die der Herrschaft. Einst in der Jugend hatte er auch den ritterlichen Minnegesang gehegt und gepflegt, ja, wie man glaubte, selbst geübt, jetzt trat bei ihm als Herrscher jedes zarte Gefühl vor der strengen Staatskunst zurück, die, wenn es nöthig schien, auch die Grausamkeit nicht scheute. Doch war er den Armen ein ebenso gerechter, wie den Reichen und Mächtigen ein strenger Herr. — Heinrich wollte eben einen Zug nach Italien antreten, um sein Normannenreich, das ihm als Gemahl der Constanze (S. 146) zufallen mußte, einzunehmen, als die Nachricht von des Vaters Tode eintraf. Sein Regierungsanfang war nicht leicht. Die Normannen verwarfen seine Herrschaft und stellten einen natürlichen Sohn Rogers, des verstorbenen Bruders der Constanze, den Tancred von Lecce, an ihre Spitze; Krankheit und mißlungene Belagerung von Neapel nöthigten ihn zur Rückkehr nach Deutschland, wo ähnliche Gefahren der Empörung sich aufthürmten. Da aber wandte sich das Glück. Richard Löwenherz, der schon im heiligen Lande deutsche Kreuzfahrer mit empörendem Uebermuth behandelt und beharrlich alle Feinde des Kaisers unterstützt hatte und deshalb schon längst als Reichsfeind bezeichnet war, ward von Leopold von Oestreich bei seiner Durchreise nach Norddeutschland, wo er sich mit Heinrich dem Löwen verbinden wollte, gefangen genommen und dem Kaiser ausgeliefert, 1193. Dieser behandelte ihn als Geisel, um seine Feinde zum Frieden zu zwingen, und wollte ihn nur gegen ein hohes Lösegeld, und wenn er sich als sein Lehnsmann bekenne, frei geben. Der König von Frankreich machte ihm sogar große Versprechungen, wenn er ihm diesen seinen Hauptfeind ausliefern wolle. Lange zögerte Heinrich. Da löste eine unerwartete Begebenheit die Verwirrung. Ein Sohn Heinrichs des Löwen war in den alten guten Tagen der Einigkeit beider Häuser an die Staufin Agnes, eine Tochter von Heinrichs VI. Oheim, Konrad, verlobt gewesen; jetzt hatte der Kaiser diese seinen Plänen opfern und sie dem Könige von Frankreich vermählen wollen. Mutter und Tochter aber zogen den ritterlichen Welfen vor, heimlich ließ ihn die erstere kommen und mit der Tochter trauen. Der Kaiser mußte, trotz seines anfänglichen Zornes, in das Geschehene sich fügen, und diese Verbindung ward die Brücke nicht nur zum Frieden zwischen beiden Häusern, sondern auch Richard Löwenherz erhielt nun, auf Fürbitte fast aller Fürsten, seine Freiheit, 1194. Heinrich der Löwe aber ruhte nun von seinen Thaten; und ihm, der selbst einst so viel Geschichte gemacht hatte, war es nun in seinen letzten

Tagen der größte Genuß, alte Chroniken und Heldenlieder zu sammeln und sich vorlesen zu lassen, bis er auf seiner Burg zu Braunschweig verschied, 1195: unstreitig ein großer Mann, der für Deutschland Heilsames und Dauerndes gewirkt hat; nur daß ihn ein schlimmes Geschick neben einen gleich großen — Friedrich Barbarossa — gestellt und beider Männer Bahnen feindlich gegeneinander gekehrt hat.

Der Kaiser war unterdessen wieder nach Italien gezogen, 1194. Diesmal gewann er mit leichter Mühe sein Königreich und führte die Familie Tancreds — Tancred selbst war Anfang 1194 gestorben — gefangen nach Deutschland. Zurückgekehrt, faßte er den großen Gedanken, die Erblichkeit seiner Krone festzustellen, und so die verderbliche Einrichtung des Wahlreiches zu beseitigen; den weltlichen Fürsten bot er dafür das Versprechen, daß ihre Lehen nicht bloß — was längst feststand — auf die männliche, sondern beim Aussterben derselben auch auf die weibliche und auf Nebenlinien übergehen sollten, den geistlichen die Aufhebung des Spolienrechtes. Er stand nahe an der Verwirklichung seines Planes, denn die meisten Fürsten waren gewonnen. Da rief ihn noch einmal eine Empörung nach Sicilien, die er diesmal mit äußerster, grausamer Strenge und Rachsucht bestrafte. Immer kühner, immer weiter schweiften seine Pläne auf Weltherrschaft. Frankreich begann er wie einen Lehnsstaat des Reiches zu behandeln; auf die spanischen Reiche, besonders auf Castilien, warf er sein Auge; mit eiserner Hand pochte er an das griechische Ostreich und forderte als normannisches Erbe große Theile von Epirus und Macedonien; eine Eroberung von Konstantinopel schien die Vorbedingung eines neuen Kreuzzuges, zu dem die Scharen schon aus ganz Deutschland nach Unteritalien zusammenströmten: da durchschnitt der Tod die weiten Entwürfe; zu Messina starb 1197 der 32jährige Herrscher und nahm den Traum einer deutschen Weltherrschaft mit sich ins Grab.

Am Rhein, so erzählt das Volk, war kurz vor des Kaisers Tod auf schwarzem Rosse die riesige Gestalt des alten Dietrich von Bern (S. 37) erschienen, Unglück dem Reiche verkündend. Und schnell kam und furchtbar das Verderben nach so vielem Glanz. Zum dritten Mal ging die Krone, gerade auf der Höhe der Kaisermacht, auf ein Kind über, wie nach Ottos II., nach Heinrichs III. Tode. Denn Heinrich VI. hinterließ seine Wittwe Constanze mit einem dreijährigen Sohne, Friedrich. — Von den Söhnen Friedrich Barbarossas war nur noch Philipp übrig, der eben das Königskind von Italien nach Deutschland holen wollte, um dasselbe jetzt schon krönen zu lassen, als die Kunde von des Kaisers Tode kam. Nun durfte er auf keine Anerkennung desselben rechnen, und um die Krone wenigstens seinem Hause zu bewahren, ließ er zu, daß seine Anhänger ihn selber, zu Mühl-

hausen in Thüringen, wählten. Die zahlreichen Feinde aber der Staufer und eines mächtigen Kaisertums, vor allem die Erzbischöfe von Köln und Trier, traten ihm entgegen und erhoben auf fremden, besonders des Papstes und Richard Löwenherz' Einfluß, den Welfen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, der vom Kölner Erzbischof zu Aachen gekrönt ward. So hatte das Reich wieder Gegenkönige und Bürgerkrieg, gerade in einer Zeit, wo Innocenz III., 1198—1216, nach Gregor VII. der gewaltigste und hochstrebendste der Päpste, auf Petri Stuhl saß. Dieser behauptete, bei zwiespältiger Wahl stände ihm das Recht der Entscheidung zu, erklärte sich für den Welfen und bannte den widersprechenden Philipp. Dieser aber rang ritterlich um seine Krone; auf ihn, „schön und tadelsohne", war der hochstrebende Sinn des Vaters ohne die Härte des Bruders, die Ritterlichkeit wie der poetische Sinn seines Geschlechtes vererbt. Beide Könige verschleuderten, um sich Freunde zu verschaffen, mit vollen Händen das Reichsgut. Die Fremden, noch eben von Deutschland mit Abhängigkeit bedroht, mischten sich entscheidend in seine Angelegenheiten, namentlich der König Philipp August von Frankreich, der nun der mächtigste weltliche Fürst geworden. Doch blieb zuletzt der Staufer Sieger, nachdem er auch Köln, „der römischen Kirche getreue Tochter", erobert hatte. Otto war nur noch in Sachsen anerkannt und auf Englands Hilfe verwiesen. Da ward Philipp 1208 zu Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach um einer persönlichen Beleidigung willen ermordet.

Nun gewann Otto IV. von Braunschweig die Oberhand und allgemeine Anerkennung. Zunächst ächtete und strafte er den Mörder und seine Mitverschworenen. Dann, um auch die Staufische Partei im Reiche zu gewinnen, verlobte er sich mit der ältesten der hinterlassenen Töchter Philipps, Beatrix. Bald war er mächtig genug, einen Römerzug zu unternehmen. Aber bisher „König von Gottes und des Papstes Gnaden", konnte er doch die Freundschaft mit Innocenz III., von dem er jetzt die Kaiserkrone empfing, auf die Dauer nicht bewahren. Als Kaiser und als Welfe forderte er die Mathildischen Erbgüter (S. 132) zurück, auf die er erst verzichtet hatte, wollte im Kirchenstaat mit der alten kaiserlichen Vollmacht gebieten, ja er suchte sogar die Staufische Erbschaft, das Normannenland, als Reichsgebiet an sich zu reißen. Da brach Innocenz III. mit dem neuen „Saul" und bannte ihn, 1210.

Unterdessen war Heinrichs VI. Sohn, Friedrich, zu einem an Leib und Geist gleich ausgezeichneten Jüngling herangewachsen. Seine Mutter Constanze hatte bei ihrem Tode, 1198, den Papst als seinen Vormund eingesetzt, und dieser unterstützte ihn jetzt gegen den Welfen. Er rüstete ihn

mit seinem Segen wie mit seinem Golde, und so eilte der Staufer mit geringer Begleitung, aber auf die Anhänger seines Hauses und den Zauber seines Namens bauend, über die Alpen, 1212. Um dieselbe Zeit starb, vier Tage nach der zu Nordhausen gefeierten Hochzeit, die blühende Beatrix, Philipps Tochter, und Schwaben und Baiern verließen nach dem Tode ihrer „Herrin, der Kaiserin" heimlich das Hoflager Ottos. Dieser hatte in der That durch Härte, Geldgier und durch das Hervorkehren seiner absolutistischen Grundsätze nicht nur die alten Feinde, sondern auch viele seiner ehemaligen Freunde gegen sich gereizt. Alles fiel dem Kaisersohne zu, der fast ohne Schlag das Reich eroberte. Und doch waren es nicht diese Erfolge Friedrichs, die über die Geschicke des Reiches entschieden, den Ausschlag gab — soweit war es mit Deutschland schon gekommen — das Ausland. Otto hatte von Anfang an auf Englands Hilfe sich gestützt, natürlich, daß Friedrich wie schon sein Oheim Philipp der Bundesgenosse des Königs von Frankreich, des alten Gegners der Engländer, war. Die Niederlage, welche der mit England und seinem Schwiegervater, dem Herzog von Brabant, verbündete Otto durch Philipp August von Frankreich bei Bouvines unweit Lille erlitt, 1214, sicherte dem Staufer die Krone; Otto gab zwar seine Ansprüche auf den Thron nicht auf, aber ohne wieder Macht zu erlangen, starb er 1218 auf der Harzburg. Schon 1215 war Friedrich II. mit großer Pracht zu Aachen gekrönt worden.

Friedrich II. 1215—1250.

Friedrich II., in Italien erzogen, war seinem ganzen Wesen nach Südländer, nicht Deutscher. Geistreich, begabt, glänzend wie kaum ein anderer seiner Vorgänger, hatte er doch für das deutsche Land an sich keine Neigung und besann sich wenig, die Interessen desselben für seine Erblande Sicilien und Neapel zu vernachlässigen oder aufzuopfern. Otto IV. hatte von dem Dänenkönig Waldemar II. zurückfordern wollen, was dieser während des Bürgerkrieges vom Reiche an sich gerissen, und hatte ihn sich deshalb zum Feinde gemacht, Friedrich nahm keinen Anstand, um denselben zum Bundesgenossen zu gewinnen, ihm alles Land jenseits der Elbe und Elde, Holstein mit Hamburg und Lübeck, dazu Mecklenburg, Pommern, also Länder, die bereits durch deutsche Kolonisation gewonnen waren, preiszugeben. Die Krone dankte er dem Papste, dem mächtigen Innocenz III., der die päpstliche Gewalt auf ihren Höhepunkt erhob. Was ursprünglich das Kaisertum sein sollte, die leitende oberste Gewalt in der abendländischen Christenheit, das war nun das Papsttum geworden. Italien, Ungarn, Spanien und

Portugal, England, die skandinavischen Länder, sie alle standen unter Innocenz III. in einer engeren oder weiteren weltlichen Abhängigkeit vom Papst. Der Wiederherstellung der Macht Barbarossas und Heinrichs VI. hatte dieser gleichfalls vorzubeugen gesucht, indem Friedrich hatte schwören müssen, seine italienischen Erblande seinem jungen Sohne Heinrich abzutreten und mit der deutschen Krone zufrieden zu sein, damit die Reiche nie in einer Hand vereinigt würden. Außerdem hatte Friedrich II. auch einen Kreuzzug gelobt. Beides hatte er versprochen mehr im Drange des Augenblickes als in dem ernstlichen Willen, sein Wort zu halten. Doch blieb er anfangs mit der Kirche in Frieden, da Innocenz III. schon 1216 starb und sein Nachfolger Honorius III. ein milder, nachgiebiger Mann war, Friedrich II. aber einen Streit zu vermeiden suchte. Listig wußte er den Kreuzzug immer hinauszuschieben, und jedes Jahr brachte ihm neue Erfolge: sein Sohn Heinrich, noch ein Knabe, ward zum deutschen König gewählt; ihn selbst krönte der Papst auf seinem ersten Römerzuge 1220.

Friedrich wandte nun seine Hauptthätigkeit auf Italien und besonders auf sein normannisches Königreich; die Sarazenen, die bisher das Reich mit Räubereien beunruhigt hatten, siedelte er nach ihrer Besiegung in Unteritalien an und gewann in ihnen treue Soldaten, die um den Bann des Papstes sich nicht kümmerten. Dann suchte er auch die Städte des lombardischen Bundes, die wieder unter Mailands Führung standen und deren Freiheit und Unabhängigkeit seit dem Constanzer Frieden (S. 144) nur noch gewachsen war, zu unmittelbarem Gehorsam zurückzuführen. Indessen war Papst Honorius III. gestorben und Gregor IX., ein Neffe Innocenz' III., ein 80jähriger Greis voller Starrsinn und voll Eifer für die Unabhängigkeit der Kirche, ihm gefolgt. Dieser verlangte ernstlich den Kreuzzug, den Friedrich II. endlich 1227 von Unteritalien aus festsetzte. Hierhin strömte auch eine Menge Kreuzfahrer zusammen. Nicht lange aber war der Kaiser in See gegangen, als eine Krankheit ihn überfiel und er zurückkehrte. Nun traf ihn des erzürnten Papstes Bannfluch; und als er dann 1228 den Kreuzzug wirklich unternahm, ward ihm als einem Gebannten, dies zu einem neuen Verbrechen gemacht: der Papst selber wirkte ihm durch Mönche, die er ihm nachsandte, im heiligen Lande entgegen, ja griff des Abwesenden Königreich an. Der Kaiser aber erhielt durch persönliche Unterhandlungen mit dem Sultan Alkamel von Aegypten einen 10jährigen Waffenstillstand, und Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und den Berg Karmel eingeräumt; zu Jerusalem empfing er die Königskrone, auf die er ohnehin durch seine Gemahlin, Jolanthe, einen Erbanspruch hatte. Zurückgekehrt, zwang er den Papst, dessen Schlüsselsoldaten er leicht vor sich hertrieb, zum Frieden von

San Germano (1230) und zur Aufhebung des Bannes. Und nun folgte für ihn eine ruhige, glänzende Zeit, in welcher er sein Königreich Neapel und Sicilien in einer trefflichen Weise ordnete und daraus inmitten all der Lehnsstaaten, die ihn umgaben, einen fast modernen Staat machte, mit geordneten Finanzen, besoldeten Heeren und einer Sicherheit des einzelnen, wie sie wohl damals in keinem Staate zu finden war. Sein Hof war der Sitz der Freude und Lebenslust, die freilich dem ernsten Sinn der Kirche und selbst des Christentums nur noch wenig verwandt war: sarazenische, provençalische und deutsche Lieder wurden hier gehört, und der Kaiser, der sechs Sprachen leicht beherrschte, glänzte selbst unter den Dichtern seines Hofes. Die Thätigkeit einer schlauen und weitblickenden Staatskunst, in welcher ihm sein Kanzler, Peter de Vineïs, eine starke Stütze war, wechselte mit fröhlichen Festlichkeiten, und aus des Kaisers eigener Feder besitzen wir ein Werk über das Falkenbeizen, eine Hauptbelustigung dieser ritterlichen Zeit.

Aber in Deutschland nahmen die Dinge einen verderblichen Lauf; man gewöhnte sich allmählich, keinen Herrn zu haben und gefiel sich in diesem Zustande. Zwar war des Kaisers Sohn, Heinrich, als Stellvertreter des Vaters in Deutschland. Dieser aber, ohne Aussicht auf eine baldige Selbstständigkeit, da der Vater selbst noch jung war, zudem gegen die Verträge desselben mit dem Papste (S. 152) um sein Königreich betrogen und bei der langen Trennung ohne persönliche Zuneigung zum Vater, sann auf Empörung und verständigte sich mit den lombardischen Städten. Auch die kleinen Vasallen des Reiches brachte er auf seine Seite, da diese von den größeren bereits Angriffe auf ihre Selbständigkeit fürchteten. Dafür traten nun auch die letzteren auf Friedrichs II. Seite. Dieser kam 1235 ohne Heer nach Deutschland und schlug durch sein bloßes Erscheinen die Empörung nieder. Der Sohn erhielt Verzeihung, blieb aber trotzig und ohne Reue und endete in einem süditalischen Gefängnis. Die deutschen Fürsten erhielten eine landeshoheitliche Stellung in ihren Ländern, die fast an volle Unabhängigkeit grenzte. Friedrich, bereits zum zweiten Male Wittwer, vermählte sich in diesem Jahre mit der Königstochter Isabella von England. Zu ihrem Empfange boten die reichen Städte am Rhein, die auch jetzt noch gut kaiserlich gesinnt waren, besonders Köln, alle Pracht und Herrlichkeit auf. Der Kaiser sammelte seinerseits noch einmal, wie sein Großvater (S. 145) zu Mainz allen Glanz des Reiches um sich, erließ ein auch in deutscher Sprache veröffentlichtes Landfriedensgesetz und söhnte sich mit den Welfen aus, indem er Otto das Kind (S. 134, Anm.) in seinen Aloden Braunschweig-Lüneburg zum Herzog erhob. Nachdem noch der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare von Oestreich, geächtet war, verließ Friedrich das Reich. Sein Sohn Konrad wurde bald

darauf, 1236, zum König von Deutschland erwählt; aber durch einen feierlichen Wahlvertrag sorgten die Fürsten, daß ihre Rechte unverkümmert blieben.

Friedrichs II. weitere Geschichte gehört fast ausschließlich Italien, nicht Deutschland an, das er von nun an nicht wieder betrat. Aber unwillkürlich fesselt uns seine glänzende Persönlichkeit, die für die Weltgeschichte erst jetzt anfängt, recht bedeutend zu werden, so daß wir ihn, wenn auch nur in seinen wichtigsten Erlebnissen, begleiten müssen. Im Jahre 1237 gelang es ihm, den lombardischen Städten bei Cortenuova am Oglio eine schwere Niederlage beizubringen: weil er aber wie einst Friedrich Barbarossa jetzt seine Ansprüche zu hoch spannte, dauerte der Krieg fort, und der Papst Gregor IX., abermals mit den Städten gegen den Kaiser verbündet, sprach von neuem den Bann über ihn. Gegen den Papst und seine Bannflüche begann nun Friedrich II. einen Kampf, wie vor ihm noch kein Herrscher: er wies in Schriften mit flammender Beredsamkeit auf den weltlichen Ehrgeiz der Päpste, die sich der geistlichen Waffen nur aus Herrschsucht bedienten, er wies auf das Unheil der Vermischung der beiden Schwerter (S. 73) hin. Der Papst hingegen verglich ihn in seinen Breven mit dem Thiere der Lästerung in der Offenbarung und nannte ihn einen Ketzer und Lästerer Christi und alles Heiligen.*) Der Kampf endigte nicht, als Gregor IX. fast 100jährig starb, und Innocenz IV., ein bisheriger Freund des Kaisers, gewählt ward. „Daß kein Papst Ghibelline sein könne", — der Kaiser selbst soll es ausgesprochen haben — zeigte sich bald, denn aus dem Freunde ward ein noch viel heftigerer Feind. Nach längeren, vergeblichen Verhandlungen mit dem Kaiser begab er sich nach Lyon, wohin er eine allgemeine Kirchenversammlung ausgeschrieben hatte, und erklärte hier den schon von Gregor IX. wieder gebannten Kaiser des Thrones unwerth und verlustig, 1245. Noch gewaltiger und majestätischer erhob sich nun Friedrich. Fürsten und Völker rief er in seinen Manifesten auf gegen die ungerechte Gewalt. In Italien, wo der Papst unablässig ihm Verschwörungen erregte, ward er aus einem ehemals milden Herrn fast ein Tyrann. Noch war die Zeit nicht gekommen, daß die Völker gegen die Kirche Partei genommen hätten: die Scharen der Bettelmönche zogen aus und predigten durch Italien und Deutschland Haß

*) Dieser Zwist zerriß die italienischen Gemeinwesen, die ohnehin zu Parteiungen nur zu geneigt waren, in Guelfen — Welfen, Anhänger des Papstes — und Ghibellinen — Waiblinger, Anhänger des Kaisers. — Friedrichs II. Freunde, wie der furchtbare Ezzelino di Romano, Herr zu Verona, und des Kaisers Söhne, der schöne König Enzio, der zuletzt nach 23jähriger Gefangenschaft in Bologna starb, und der ritterliche Manfred, spielen in diesem Kampfe neben dem Vater eine nicht minder glänzende Rolle.

und Aufstand gegen den Kaiser. Noch rang dieser in ungebrochener Kraft, als der Tod ihn auf dem Schloß Fiorentino in Apulien ereilte — am 31. Dezember 1250.

Deutschland war in den letzten 13 Jahren von dem Geschick seines Kaisers wenig berührt worden, ebenso wie dieser selbst Deutschlands Geschicken keine Theilnahme mehr zuwandte. Zwar saß in seinem Namen sein Sohn, Konrad IV., in Deutschland als König, aber dessen Macht bedeutete nichts mehr: Fürsten, Herren und Städte lebten ohne gemeinsames Band für sich dahin, wie sie am besten mochten. Fehden, ja auch Raub und Gesetzlosigkeit rissen ein. Im Jahre 1241 brachen die Mongolen, ein furchtbarer Schwarm heidnischer Barbaren, die, vom wüsten Hochland des inneren Asiens kommend, bis zum Euphrat und Ganges, ja bis zum fernsten China hin, unter ihrem Tschingiskhan ungeheure Reiche gegründet und dann auch Rußland erobert hatten, unter den Nachfolgern des Tschingiskhans in Schlesien ein. Weder Kaiser noch König kümmerte sich um dieses drohende Geschick: es waren die schlesischen Fürsten, die unter Heinrichs des Frommen Führung auf der Wahlstatt bei Liegnitz zwar keinen Sieg erfechten konnten, aber durch ihren Heldentod doch dem Feinde solche Achtung vor dem deutschen Muthe einflößten, daß er vorzog umzukehren, und nachdem er sich noch über Ungarn verwüstend ergossen, Europa mit Ausnahme Rußlands räumte. Als der Kaiser entsetzt ward, stellte die kirchliche Partei im Reiche, besonders die rheinischen Bischöfe, einen Gegenkaiser auf: es war Heinrich Raspe, dessen Güter in Hessen und Thüringen lagen. In offener Schlacht besiegte er den König Konrad, seine Burgen und Städte vermochte er nicht zu nehmen. Als er 1247 starb, trat Graf Wilhelm von Holland, wie Heinrich besonders von den geistlichen Fürsten gewählt, an seine Stelle, und der Kampf der beiden Könige ließ keinen rechte Macht gewinnen. In diesem Zustande völliger Herrenlosigkeit ließ Friedrichs II. Tod das deutsche Reich.

Ausgang der Staufer. Zustände im Reiche.

Die weitere Geschichte der Hohenstaufen gehört, streng genommen, nicht mehr Deutschland, sondern Italien an. Aber für dies glänzende, hochbegabte und edle Herrscherhaus hat von je her das deutsche Gemüth eine solche Zuneigung empfunden, daß es unerläßlich scheint, sein letztes Schicksal zu verfolgen. Innocenz' IV. Haß gegen das „kirchenräuberische Geschlecht" der Staufer suchte ihnen wie die deutsche so auch die normannische Krone zu entreißen. Aber Manfred, ein nicht vollbürtiger Sohn Kaiser Friedrichs II., bemächtigte sich Siciliens und Neapels. Zu ihm kam auch Kon-

rad IV., der in Deutschland gegen Wilhelm von Holland machtlos war. Doch schon 1254 starb er, und jetzt beherrschte Manfred Neapel und Sicilien als König, mit Uebergehung des kleinen Konradin, des Sohnes Konrads IV., der in Schwaben erzogen ward. Lange bot der Papst umsonst dieses Königreich, das doch erst erobert werden mußte, förmlich aus. Endlich fand sich in Karl von Anjou, dem jüngern Bruder König Ludwigs IX., des Heiligen, von Frankreich, ein Abnehmer, den der Papst mit seinem Segen und seinem Golde zu der ungerechten Unternehmung ausrüstete. Er gewann, vom Verrathe vieler Edlen des Landes unterstützt, den Sieg über Manfred, der in der Schlacht bei Benevent 1266, da alles verloren war, den Heldentod suchte und fand.

Nun herrschte der finstere und grausame Karl von Anjou über das eroberte Land. Aber dem Konradin, dem „jungen König", wie ihn daheim die Sänger nannten, mit denen er in der edlen Liederkunst schon früh wetteiferte, ließ die Größe und der Heldensinn seiner Ahnen keine Ruhe bei der Mutter daheim. Der 16jährige Jüngling verpfändete, was seinem Geschlechte noch an Hausgut in Schwaben geblieben war, um jenseits der Alpen das königliche Erbe seiner Vorfahren zu gewinnen. Und von seinem Freunde Friedrich von Baden begleitet, zog er 1267 mit einer kleinen geworbenen Schar, er der Enkel so großer Kaiser, in das Land, welches nun schon seit Jahrhunderten die Sehnsucht und das Verderben des deutschen Blutes gewesen. Die Ghibellinen, besonders die seit Alters kaiserlich gesinnten Pisaner, fielen ihm zu; fast wie ein Kaiser ward er in Mittelitalien, selbst in Rom aufgenommen. So erreichte er sein Königreich. Schon hatte er bei Scurcola nahe dem alten Fucinersee 1268 den Sieg über Karl von Anjou erfochten, als nach ihrer üblen Gewohnheit seine deutschen Söldner sich zum Plündern zerstreuten, und ein hervorbrechender Hinterhalt des schlauen Karl ihm den Sieg entriß. Konradin und sein Freund flohen zum Meeresufer und wurden hier von einem Edlen, der sein ganzes Glück den früheren Staufern zu danken hatte, an Karl von Anjou verrathen. Dieser ließ ihnen den Prozeß auf Hochverrath machen, und obwohl nur ein Ritter das Todesurtheil zu fällen wagte und die französischen Ritter selbst murrten, daß der edle und fürstliche Jüngling in ehrlichem Kampfe und nicht in Büberei unterlegen sei, ließ Karl mit eigenwilliger Tyrannei das Todesurtheil vollziehen. Im Angesicht von Neapel, inmitten aller Herrlichkeit seines angestammten Reiches und aller Schönheit der Erde, erhob sich das Schafott. Konradin, so wird erzählt, warf seinen Handschuh unter die Menge des Volkes, den ein Ritter aufhob und zu Peter III. von Aragonien brachte, dem Gemahl von Manfreds Tochter, Constanze, dessen Geschlecht später wenigstens Sicilien

erworben hat: dann kniete er nieder und empfing gefaßten Muthes den Todesstreich. Laut auf schrie Friedrich in unnennbarem Schmerz, als das Haupt des Freundes fiel, und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an; — dann kniete auch er nieder zu gleichem Lose, 29. Oktober 1268.

So endete das Geschlecht der Staufer. An Herrlichkeit, poetischer Schönheit, an Größe und Glanz ist kein Königsgeschlecht auf der Erde wieder ihm zu vergleichen gewesen: auch die sächsischen und salischen Kaiser erreichen es in dieser Beziehung nicht. Aber um so erschütternder ist sein Untergang: ein Sturz ohnegleichen, in welchem dieses Geschlecht und mit ihm der Ruhm des Kaisertums in kaum einem Menschenalter von der höchsten irdischen Höhe heruntersinkt. Denn unter ihm vollendet sich, trotz alles Glanzes, die innere Auflösung des Reiches. Beim Ausgange der sächsischen Kaiser waren die großen Lehen, die Herzogtümer, erblich; beim Ausgange der Staufer waren die Fürsten in ihren Gebieten selbständige Herren, die fürstliche Landeshoheit war geschaffen. Geflissentlich hatten die Staufer die großen Herzogtümer, die der obersten Reichsgewalt am bedenklichsten sein mußten, in kleine geistliche und weltliche Territorien zerschlagen (S. 145). Noch blieb die herrschend gewordene Vereinzelung ohne rasch fühlbare schlimme Folgen: in Nothfällen wie bei dem Mongolenangriff (S. 155) oder bei den Eroberungsversuchen der Dänen im Norden thaten sich die Nächstwohnenden und Zunächstbedrohten zum freien Bunde zusammen, und die Tüchtigkeit, die in allen Gliedern lebte, war noch immer mächtig genug, Hilfe zu schaffen. Aber Deutschlands Gesamtmacht war vorüber, und sechshundert Jahre vergingen, ehe unsere Nation wieder an einheitliche Thaten denken durfte, und das alte Reich sich erneute.



Deutsches Volksleben in dieser Periode.

Die Kirche. Die Kreuzzüge und ihre Folgen.

Die Kirche bildete, wie bereits früher (S. 55, 63, 119, 139) angedeutet, in den wilden und gesetzlosen Zeiten des Mittelalters eine erziehende und schirmende Macht. Sie umschloß mit ihren Formen und Einrichtungen das ganze Leben der damaligen Menschen, und der Höchste wie der Niedrigste beugte sich ihr und ihren Dienern in gleicher Ehrfurcht. Für begangene Sünden legte sie ihre Bußen auf, Almosen, Wallfahrten, Fasten, manchmal selbst Geißelungen; Königen und großen Edeln bestimmte sie für schwere Vergehen auch wohl Kirchenbau, Gründung von Klöstern und dergleichen. Ein Leben ohne die Kirche, in deren Hand die furchtbare Gewalt war, der Seele nach dem Tode den Himmel zu öffnen oder zu verschließen, hielt der fromme Glaube der Zeit für unerträglich; daher der Bann, der den einzelnen vom Körper der Kirche trennte, so furchtbar erschien. Furchtbarer aber war noch das Interdikt, das wegen schwerer kirchlicher Vergehen auf ganze Städte oder Länder gelegt ward, und das jedem Gottesdienst, jeder kirchlichen Handlung Stillstand gebot; dann verstummten die Glocken, die Kirchen schlossen sich, kein Geistlicher folgte mit Kreuz und Gesang dem Sarge der Todten, selbst die Ehen wurden auf dem Friedhof eingesegnet. Selten ertrug das Volk lange solche Schrecken, und Bann und Interdikt waren eben deshalb die furchtbaren Mittel, durch welche allein schon das Papsttum allgewaltig war. In tausend Lebensformen und sinnbildlichen Zeichen stellte sich die Kirche auf jedem Schritt vor das Auge der Gläubigen: sie mahnte zur Andacht durch das Kreuz oder das Marterbild am Wege, durch Kirchlein und Kapellen mitten im Gewühl der Straßen wie tief in der Einsamkeit des Waldes und Gebirges, durch majestätische Dome, deren Thürme meilenweit in die Ferne winkten. Sie mahnte im Klange der Betglocke, in den vorgeschriebenen Bekreuzigungen, im Morgen- und Abendsegen, im Abbeten des Rosenkranzes, im Gesange der Prozessionen,

wie im heiligen Geheimnis des Sakramentes. Mancherlei Feste luden eben sowohl zur Andacht, wie sie das Leben heiter und bunt gestalteten. So hegte die Kirche manche harmlose, fröhliche Sitte, neben dem Schrecken, welchen sie übte. Freilich wucherte der Aberglaube nicht minder üppig neben diesen heiteren und oft so wohlthätigen Gebräuchen. Die Wundersucht kannte keine Grenzen und fand in immer neuen Zeichen immer neue Nahrung. Der alte heidnische Götterglaube (S. 18) lebte, verdunkelt aber nicht verdrängt, in Geister- und Zauberspuk weiter. Die Schrecken der Hölle ängsteten die Gemüther. Dennoch wußte die ungebrochene Lebenskraft des Volkes selbst über diese Schauer sich zu erheben, und so schwarz der Teufel auch gemalt ward, so war er doch in der Volkssage meist der dumme und betrogene Teufel. — Für Kranke, Pilger und Arme that die Kirche ihre reichen Schätze, die durch Schenkungen und Vermächtnisse sich fortwährend mehrten, meist immer, und besonders in Zeiten des Elends, bereitwillig auf, während sie andererseits in ihren Reichtümern zugleich die lockende Versuchung zu schwelgerischem und ungeistlichem Leben fand, der sie denn auch nicht lange widerstand.

So war die Kirche ohne Zweifel in dieser ihrer besten und größten Zeit eine wohlthätige Macht für die Völker; kein Wunder, daß diese ihr anhingen. Am vollsten offenbarte sich die Hierarchie d. i. die kirchliche Herrschaft, in den Kreuzzügen. Schon Sylvester II. (S. 109) hatte daran gedacht, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen, Gregor VII. hatte sich mit dem Plane eines großen Krieges gegen die Sarazenen getragen, Urban II. war es vorbehalten, den Gedanken zur Ausführung zu bringen und damit den Anstoß zu einer Bewegung zu geben, die man als den Höhepunkt des Mittelalters bezeichnen muß. Zu Clermont in der Auvergne hielt Urban II. im Jahre 1095 das Konzil, wo er selbst in begeisterter Rede die Christen zur Fahrt ins heilige Land aufforderte. „Gott will es!" war der allgemeine Ruf, mit dem die Anwesenden, voran viele edle Fürsten und Bischöfe Frankreichs, sich zur Annahme des Kreuzes, das als Zeichen auf die Schulter geheftet ward, heran drängten. Die Bewegung ergriff zuerst Frankreich; erfaßte dann die lothringische Ritterschaft; dann die Normannen in England und in Süditalien. An Deutschland ging sie, da Heinrich IV. mit der Kirche und das Reich mit sich selber zerfallen war, vorläufig fast wirkungslos vorüber. Aber nicht bloß die Großen und Ritter, noch mehr die niederen Volksklassen regte die Kreuzpredigt auf. In Nordfrankreich zog der Einsiedler Peter von Amiens, in Pilgerkleidung auf einem Esel reitend, umher, erzählte von der Schmach und Bedrängnis der Christen, die er in Jerusalem geschaut, erzählte, daß ihm, als er am heiligen Grabe betete,

Christus erschienen sei und ihm befohlen habe, die Christenheit aufzufordern, sein Grab aus den Händen der Türken — die seldschukischen Türken waren 1072 in den Besitz Jerusalems gekommen — zu befreien, und die Hörer schlossen sich dem Eremiten an, schnell wuchs der Schwarm. Schon 1096 führte Peter seine wüste Masse durch Deutschland nach dem Morgenlande, das jedoch nur die wenigsten erreichten. Später kam das geordnete Kreuzheer, meist aus Franzosen und Normannen bestehend, geführt von verschiedenen mächtigen Fürsten, deren tapferster und gerechtester Gottfried von Bouillon war, ein lothringischer, mithin ein dem deutschen Reiche angehöriger Fürst (S. 128). Nach unendlichen Beschwerden ward am 15. Juli 1099 Jerusalem erobert; das Schwert der Christen wüthete gleich furchtbar unter Sarazenen wie Juden; dann lobte man den Herrn am Grabe des Erlösers und wählte Gottfried von Bouillon zum Könige, der es aber in seinem frommen Sinn verschmähte, da die goldene Krone zu tragen, wo sein Heiland die Dornenkrone getragen; erst sein Bruder Balduin nahm sie an nach Gottfrieds Tode (1100). Das neu eroberte Morgenland glich nun einer förmlichen Kolonie; es siedelte über, wer sein Glück zu machen hoffte, und Frömmigkeit wie Lust zu Abenteuern zog manchen Fürsten und Ritter einzeln oder in größerer Begleitung zu einer Fahrt ins heilige Land. Besonders aber beuteten die italienischen Städte, Genua, Pisa, Venedig, die neue Handelsverbindung aus. So entstand nun ein reger Verkehr zwischen dem reichen, kunstfertigen Morgenlande und dem ihm noch weit nachstehenden Abendlande. Köstliche Gewebe, seidene Stoffe, feine Waffen, edle Gewürze u. dergl. bot der Orient; bald lernte man sie im Abendlande kennen, und das 12. und 13. Jahrhundert bezog seine glänzende, zum ritterlichen Leben gehörende Kleiderpracht vor allem aus diesen Quellen. Bald wußte auch der christliche Ritter die Tapferkeit und Gastfreiheit, manchmal auch den Edelmuth des Sarazenen zu ehren; er lebte wohl, war er flüchtig oder verbannt, am prächtigen Hofe eines muhamedanischen Fürsten; und so bildete sich das echt ritterliche Verhältnis gegenseitiger Achtung von Feind gegen Feind — ja der stolze Christ begann zu prüfen, worin er dem Heiden vor- oder nachstand. Saladin, der 1187 Jerusalem wieder eroberte, erwarb durch seine Milde, Freigebigkeit und seinen Edelmuth selbst die Bewunderung abendländischer Könige wie deutscher und französischer Minnesänger. — Besonders Italien gewann an Reichtum und Glanz des Lebens, bald auch an geistiger Bildung durch den Verkehr mit den Sarazenen: denn Mathematik, Arzneikunde, ja auch die Schriften des im Mittelalter als einziger Philosoph bewunderten Aristoteles bekam man von ihnen. Aber freilich drangen nun auch die Fehler der muhamedanischen Religion, Genußsucht und irdischer Sinn,

in die Gemüther: ein rechtes Bild sarazenischer Einwirkung bietet der lebensfrohe, aber auch üppige Hof Friedrichs II. in Sicilien.*)

Mit der größeren Bildung, den neuen Lebensanschauungen und Grundsätzen trat auch eine neue Gefahr für die Kirche ein. Meist gleichfalls vom Morgenlande eingeschleppt, begann der Zweifel an den Lehren und Einrichtungen derselben, manchmal sogar schon an den Grundwahrheiten des Christentums unter den Völkern einzureißen. Die Kirche bezeichnete jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei. Ketzerische Richtungen tauchten zuerst in der Lombardei auf, von wo auch Arnold von Brescia (S. 140), der erste Bekämpfer der Hierarchie, ausgegangen war; sie fanden dann weiter im südlichen Frankreich, aber auch in Deutschland, besonders am Rhein, mannigfachen Anklang. Schon auf dem Gipfel ihrer Macht, unter Innocenz III. (S. 152), sah die Kirche die neue Gefahr so furchtbar angewachsen, daß sie ihre schärfsten Maßregeln dagegen traf. Damals wurden die furchtbaren Glaubensgerichte der Inquisition eingesetzt. In Deutschland bot sich als Ketzermeister zum Werkzeug der Inquisition ein Mönch, Konrad von Marburg, der durch grausame Büßungen und fromme Marter das Ende der heiligen Elisabeth, Tochter des Ungarnkönigs und Wittwe des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, beschleunigt, freilich damit auch ihre Erhebung unter die Heiligen angebahnt hatte. Dieser forderte strenge Maßregeln gegen die überhandnehmende Ketzerei und übte auf eigene Hand mit seinen finstern Gesellen, Konrad Dorso und Johann mit einem Auge und einer Hand, gegen arme Leute am Rhein, im Hessenlande und in Thüringen die Greuel der Inquisition. Da er sich zuletzt auch an Vornehme und Edle wagte, so erklärten sich die deutschen Bischöfe selbst gegen ihn und verlangten vom Papste seine Abberufung. Ehe er aber von der Vernichtung seiner Vollmacht erfuhr, ward er von dem ergrimmten Volke erschlagen, 1233. Die Inquisition gewann nie einen Boden in Deutschland.

---

*) Die Geschichte der übrigen Kreuzzüge ist theils, soweit sie in die deutsche Geschichte eingreift, bereits behandelt, theils gehört sie nicht in dieses Buch. Nur kurz mag eine Uebersicht folgen: 1. Kreuzzug: 1096—1099, Eroberung von Jerusalem. 2. Kreuzzug: 1147—1149, unter Konrad III. (S. 138) und Ludwig VII. von Frankreich. 3. Kreuzzug: 1189—1192, nachdem Saladin Jerusalem den Christen entrissen, unter Friedrich Barbarossa (S. 146), Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich. Eroberung von Akkon. 4. Kreuzzug: 1202—1204, französische und flandrische Ritter unter Balduin von Flandern erobern Konstantinopel und gründen dort ein abendländisches (lateinisches) Kaisertum (—1261). 5. Kreuzzug: Zug Friedrichs II. 1228—1229 (S. 152). 6. Kreuzzug: 1248—1254. Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, zieht nach Aegypten, wird gefangen. 7. Kreuzzug: 1270, Ludwig der Heilige zieht vor Tunis und stirbt dort. 1291 wird Akkon, die letzte Besitzung der Christen im Morgenlande, von den Ungläubigen erobert.

Das Rittertum und die ritterliche Dichtung.

Schon im altgermanischen Gemeindeleben fanden wir neben den Freien auch Edle (S. 16) vor. So weit sich aus diesen durch Besitz großer Alode oder durch Erlangung der großen Lehen Fürstenfamilien (Dynastien) gebildet hatten, war ein hoher Adel entstanden. Manche Edle aber standen an Besitz so nach, daß sie zu eigentlichen Dynasten nicht werden konnten; sie gaben den Stamm des niedern Adels ab, zu dem aber bald auch die Ministerialen hinzukamen (S. 130). Letztere waren die bei Fürsten und hohen Geistlichen mit besondern Aemtern beauftragten und gleichfalls mit (bald erblichen) Lehen besoldeten Leute; häufig waren sie sogar hörig, obgleich auch Freie in ein solches Dienstverhältnis eintraten. Vermochten diese Ministerialen zu Roß ihren Heerdienst zu leisten, so waren sie viel angesehener als derjenige arme Freie, der dies nicht vermochte, und bildeten zugleich mit dem niederen Adel die Ritterschaft. Neben diesem Ritterstande keimte erst eben in den Städten ein Bürgerstand, und unter ihm befand sich ein Bauernstand, der im 12. und 13. Jahrhundert freilich oft wohlhabend, frisch und an der allgemeinen Lebensluft der Zeit sich betheiligend, doch aber vielfach schon unterthänig war und mehr und mehr in Gedrücktheit hinabsank. Was an geistigem Leben noch außer der Kirche vorhanden war, das ruhte damals allein im Stande der Ritter.

Der Ritter (rîter, Reiter) war also meist ein Lehnsmann oder Ministeriale; Treue und Dienstpflicht banden ihn an seinen Lehnsherrn; sie zu verletzen, galt als Felonie d. i. Abfall und Verrath. Daher ist es die Diensttreue, die nun an die Stelle des alten Freiheitstrotzes der Germanen tritt; Treue bis in den Tod, ja bis in das Verbrechen hinein, wie es sich z. B. an Hagen im Nibelungenliede zeigt. Dazu kam dann der Einfluß der Kirche, so daß gewisse christliche Tugenden: Rechtgläubigkeit, Beschirmung der Schwachen, der Frauen und der Waisen, als Ritterpflicht galten. Muth und Ehrenhaftigkeit verstanden sich von selbst. Dies war der geistige Gehalt des Rittertums, das sich bei Franzosen und Normannen, bei Italienern und Deutschen in fast ganz gleicher Weise entwickelte. Durch die ganze Christenheit bildete das Rittertum einen Stand, den die gemeinsame Sitte und Lebensanschauung enger noch als Nation und Vaterland band. Durch die Kreuzzüge trat dieses Rittertum in die schönste Blüte.

Aeußerlich schon erkannte man die Ritter an Wehr und Waffen. Ein Ring- oder Schuppenpanzer — Halsberg oder Harnasch genannt — umschloß Brust, Leib, Arme und Beine; erst später trug man den Plattenpanzer regelmäßig noch darüber. Das Haupt deckte der Helm, von dem

das Visir auf das Gesicht zum Schutz herabgelassen ward, und auf dem die Zimier, ein Federschmuck oder ein metallenes Wappenschild, prangte. Dazu kam der dreieckige Schild, der am linken Arm getragen wurde, und als Angriffswaffe die Gleve (Lanze) und das gerade Schwert. Ueber dem Harnisch trug man den bis zum Knie herabfallenden Wappenrock — so genannt von dem Wappen, das in ihm eingestickt war. Dasselbe Wappen führte man auch im Schilde; doch wurden Wappen überhaupt erst mit dem 12. Jahrhundert allgemein.

Ein ritterbürtiger Knabe wuchs bis zum siebenten Jahre unter der Pflege der Frauen auf; dann that man ihn aus dem Hause, gewöhnlich an den Hof des Lehnsherrn, wo er bis zum 14. Jahre als Junkherlin oder Garzûn Pagendienste verrichtete d. h. bei Tische diente, Botschaft trug u. dergl. Schon jetzt unterwies man ihn, daß Gott lieben und Frauen ehren die ersten Pflichten des künftigen Ritters seien. Zugleich aber bekam er seine ritterliche Erziehung: er lernte sein Pferd tummeln, die Armbrust spannen, das Schwert handhaben; er rang, klomm, lief und sprang, bis zur völligen körperlichen Ausbildung; auch Singen und Saitenspiel, manchmal sogar fremde Sprachen, wurden mitgelehrt. Vom 14. Jahre an folgte er als Knappe seinem Herrn in den Kampf, dem er die schwere Rüstung und Bewaffnung trug und das Roß vorführte. Endlich ward er im 21. Jahre durch die Schwertleite selbst zum Ritter gemacht. Dann bekam er unter vielen Förmlichkeiten den Ritterschlag, es wurden ihm Schwert und Sporen umgegürtet, und das Roß ihm zugeführt: von nun an gehörte er dem Ritterstande an, und alle Pflichten desselben lagen ihm ob. — Auch das Fräulein ward in jungen Jahren an einen fremden Hof, gewöhnlich den des Landesherrn, gethan: hier trat sie bei Festen und feierlichen Gelegenheiten im Gefolge ihrer Herrin einher, kredenzte den Wein bei Tafel, empfing fremde Ritter und gürtete ihnen die Waffen ab; in gewöhnlicher Zeit verließ sie selten das Frauengemach — die Kemenâte — und webte hier und spann.

Die Wohnung des Ritters war die Burg, bei den ärmeren klein, eng und unwohnlich. Ein Graben, über den eine Zugbrücke führte, umschloß sie; sie lag meist auf steiler, windiger Höhe, oder, wohnte man im Flachlande, inmitten von Wasser- und Sumpfbefestigungen. Im Innern war der Burghof, von den Ställen der Pferde, Hunde und dergl. umgeben, über den es in den Saal ging, in das Hauptgemach der Burg, den gewöhnlichen Aufenthalt der Männer. Höher lagen die Kemenâten, und den Abschluß der Befestigung bildete der Thurm (turn). Größere, besonders fürstliche Burgen, hatten auch größeren Gelaß, oft bis zu drei Höfen, in denen man selbst Ritterspiele halten, stechen und buhurdiren konnte.

Wenn ein Aufgebot zur Hofreise oder zu einem Kriegszuge nicht den Ritter hinausrief, so war das Leben in der engen Burg ein einsames und einförmiges, nur durch die Freuden der Jagd in den großen wildreichen Forsten, selten durch Besuch und fröhliches Zechgelage im Saal unterbrochen, denn auf den „Stegreif" zog ein ehrenwerther Ritter nicht aus; noch galt Raub und Wegelagerung für schändend und des Stranges werth. Oeder und trauriger noch ward das Leben im Winter, wenn die weglosen Straßen von den Lasten des Schnees verschüttet waren. Um so mehr ward das erste Nahen des Frühlings ersehnt und mit jugendlichem Jauchzen begrüßt:

Ich hôrte gern ein vogellîn,
daz hüebe wünnneclîchen sanc;
Der winter kan niht anders sîn
wan swære und âne mâze lanc.
Mir wære lieb, wolt er zergân:
waz fröide ich ûf den sumer hân!
dar stuont nie hôher mir der muot:
daz ist ein zît diu mir vil sanfte tuot.*)

„Ich bin worden gewar niuwen loubes an der linden!" hieß es dann etwa in dem Liede des Minnesängers, und die „senfte süeze sumerzît" wurde fröhlich gefeiert, denn nun ging es hinaus, und die heiteren Hoffeste der Fürsten und Könige begannen. Darum preisen die ritterlichen Lieder den Frühling vor allem und die Hoflust, wo stolze Degen und schöne Frauen sich zu Scherz und Freude zusammenfanden und die prächtigen Turniere gehalten wurden.

So entwickelte sich zugleich mit dem Rittertum seit der Stauferzeit eine erste Blüte der deutschen Poesie, der ritterliche Gesang. Da er neben Frühlings- und Festeslust besonders die Liebe (minne) feierte, wird er auch der Minnegesang geheißen. Er ist frisch und lieblich und unschuldig, wenn auch eintönig, gleich „der vogellîne schallen", gleich dem Lied, das „diu sælige nahtegal, daz liebe süeze vogellîn", aus dem von Blüten umdufteten Gebüsch hören läßt. In dieser Weise soll Kaiser Heinrich VI. selbst gesungen haben (S. 148) und fast alle Staufer, bis zu dem jungen König, dem unglücklichen Konradin, hinunter; so sang unter den Minnesängern der größte, Herr Walther von der Vogelweide, der Zeitgenosse Philipps von Schwaben (S. 150), dem aber neben Liebe und Frühling auch seines Vaterlandes Schmerz zu Herzen ging:

*) Von Herrn Heinrich von Rugge.

Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mugge*) ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât,
bekêrâ dich, bekêre!

Nicht minder aber feiert er seines Volkes Preis:

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungarlant
Sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz unt lîp,
sem mir got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint dann ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân;
Swer sie schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

Der Dialekt, der dieser neuen Schriftsprache zu Grunde liegt, ist der schwäbische, und man nennt diese Periode unserer Sprachentwicklung die mittelhochdeutsche (S. 84). Sie beginnt mit dem 12. Jahrhundert und hat ihre Blütezeit vom Ende desselben bis zur Mitte des 13ten. Mit dem Interregnum beginnt auch in der Poesie der Verfall. Damals schirmten, begünstigten und beschenkten edle Fürsten die Sänger, die, selber adlige „Herren", von Hof zu Hof durch das Land wanderten und gerngesehene Gäste waren. So zeichneten sich durch Pflege der Poesie aus alle Staufer, dann aber auch die östreichischen Herzöge aus dem Babenbergischen Hause, besonders Leopold VII. „aller fröiden hêrre", die Landgrafen von Thüringen, die auf der weitschauenden Wartburg ihren freudigen,

*) Die Mücke (d. h. alle Wesen, auch die kleinsten, haben ihr Oberhaupt, du aber, deutsches Volk, nicht).

freigebigen Hof hielten, und unter ihnen besonders „der Düringe bluome", Landgraf Hermann; ebenso Heinrich der Löwe, einzelne Askanier u. a. m. Außer den Minneliedern wurden kunstvoll gedichtete Erzählungen gesungen, die z. B. von Karls des Großen gefabelten Abenteuern, vom Trojanerkriege, von Alexanders Zügen handelten und die Wunderwelt des Morgenlandes, die durch die Kreuzzüge erschlossen war, widerspiegelten. So sang ein Pfaff Konrad ein Rolandslied; ein Pfaff Lamprecht ein „Alexanderlied"; Herr Heinrich v. Veldeke eine „Eneit"; unbekannt sind die Dichter von „König Rother" und „Herzog Ernst" (S. 116). — Die größten dieser mittelhochdeutschen Dichter aber knüpften ihre Dichtungen an den Sagenkreis von König Artus (S. 31) und seiner Tafelrunde an: so Herr Hartmann von der Aue seinen Iwein mit dem Löwen und seinen Erec, Herr Wolfram von Eschenbach seinen Parzival und Meister Gottfried von Straßburg sein glänzendes Gedicht Tristan und Isolde. — Auch der alten unvergleichlich großartigen Heldensage (S. 37) gedachte man wieder: und so wurde endlich durch einen unbekannten Sänger, wahrscheinlich am östreichischen Hofe, das Nibelungenlied, das gewaltige Lied von Sigfrids Tod und Kriemhildens Rache, in die Gestalt gebracht, wie wir es jetzt kennen. Auf der andern Seite spiegelt sich das Kampfesleben der Nordseevölker in dem Gedicht Kudrun ab, das um dieselbe Zeit nach alten norddeutschen Sagen und Volksliedern gedichtet wurde. Es war eine poetisch reiche Zeit, deren herrlichste Früchte innerhalb vierzig Jahre reiften, zwischen 1190—1230, und die ebenso schnell wieder hinwelkte: eine erste Blütezeit unserer deutschen Poesie, der erst spät, am Ende des vorigen Jahrhunderts, eine ähnliche und noch größere folgen sollte.

Mönchs- und Ritterorden.

Aus dem Morgenlande war schon früh, im 5. Jahrhundert, das Einsiedler- und Mönchsleben auch nach dem Abendlande verpflanzt. Die ältesten Verbreiter desselben sind der heilige Martin von Tours (S. 56), ums Jahr 400, und Benedikt von Nursia, der um 529 mit drei jungen Raben in die Bergwildnis des Apennins zog und dort das Kloster Monte Casino nahe dem Garigliano (S. 58) gründete. Von letzterem stammte der erste und älteste Orden, der Benediktiner-Orden, der durch seine schwarze Tracht kenntlich war. Wer die Mönchsregeln über sich nahm, leistete das Gelübde der Ehelosigkeit, der Armuth und des Gehorsams; ersteres übertrug Gregor VII. aus dem Mönchsleben in das Priestertum überhaupt. Er selbst, der gewaltige Papst, gehörte der Kongregation der

Cluniacenser (S. 119) an, welche die Regel des heiligen Benedikt noch verschärften und eifrige Streiter des Papsttums gegen die Kaiser waren. Und mit dem großen Aufschwung der Kirche seit Gregors VII. Zeiten trieb der neu erwachte Eifer zu immer neuen Ordensbildungen. So entstand der Cisterzienser-Orden — sein eifrigster Förderer war der heilige Bernhard von Clairvaux (S. 138) — der seine Klöster zugleich zu Musterschulen der Landwirthschaft machte und so für die Kultur des Bodens im weitesten Kreise segensreich ward. Es gab in Deutschland Klöster dieses Ordens, deren Güter so zahlreich waren, daß man sprichwörtlich behauptete, ein Mönch, der von ihnen aus nach Rom reise, könne bis zu den Alpen hin auf eigenem Grund und Boden übernachten. In ähnlicher Weise wirkte der fast gleichzeitig zur Blüte gelangende Prämonstratenser-Orden — er trug wie der Cisterzienser-Orden weißes Gewand — der sich besonders wohlthätig in den ostsächsischen und brandenburgischen Gebieten erwies, wo eine Menge Kirchen und Ortschaften durch ihn begründet wurden. Aber so streng auch die Regeln dieser Orden sein mochten, sie erschienen noch immer nicht streng genug. Der schnell wachsende Reichtum der Klöster schien das Verderben der Mönche, es entstanden die Orden, die Armuth nicht bloß dem Mönche, sondern auch dem Kloster zur Pflicht machten, so der Orden der Franziskaner, der grauen Mönche, gestiftet zu Innocenz' III. Zeiten von dem heiligen Franz von Assisi, und der Orden der Dominikaner, der schwarzen Mönche, gestiftet von St. Domingo, einem Spanier. Die Franziskaner nahmen sich vor allem der Volkspredigt an und in den immer größer werdenden Städten übten sie freiwillig die Armen- und Krankenpflege. Daher ihre ersten Klöster gewöhnlich die engen, ungesunden Winkel und Gassen mitten unter dem Elend einer eng zusammengepreßten städtischen Bevölkerung aufsuchten. Feurige Liebe zum Heiland und zu der nothleidenden Menschheit beseelte sie gleich ihrem Stifter lange Zeit, bis auch sie entarteten. — Die Dominikaner, auch Predigermönche genannt, setzten sich besonders die Bekehrung der Ketzer (S. 161) zum Ziel; ihnen ward die Inquisition übertragen; aber auch die bedeutendsten Männer der kirchlichen Wissenschaft gingen aus ihnen hervor.

Während der Kreuzzüge entstand eine Verbindung von Mönchs- und Rittertum in den geistlichen Ritterorden. Zunächst zur Krankenpflege und zum Schutze der Pilgrime im heiligen Lande bildeten sich die Orden der Johanniter — sie trugen ein weißes Kreuz auf schwarzem Mantel — und der Tempelritter, mit rothem Kreuz auf weißem Grunde. Da beide Orden meist aus welscher Ritterschaft bestanden, so ward bei dem dritten Kreuzzuge, während der Belagerung von Akkon, ein deutscher

Ritterorden gegründet, der das schwarze Kreuz auf weißem Grunde führte. Alle diese Ritterorden nahmen die Mönchsgelübde (S. 166) über sich, fügten aber das des beständigen Kampfes gegen die Ungläubigen mit hinzu. Durch Geschenke und Stiftungen wurden sie bald so wohlhabend, daß sie zahlreiche Knechte, ja selbst Laienritter in Dienst nehmen konnten. Auch in Deutschland wurden Johanniter wie Tempelritter ansessig, besonders in Gebieten, die man erst noch kolonisiren wollte, so z. B. im Brandenburgischen. Doch ist für unsere deutsche Geschichte aus mehrfachem Grunde eben der deutsche Orden der wichtigste geworden. Sein vierter Ordensmeister, der edle, kluge und ritterliche Hermann von Salza, leistete Kaiser Friedrich II. bei seinem Kreuzzuge (S. 152) und auch später so wesentliche Dienste, daß er von ihm in die Zahl der deutschen Reichsfürsten mit aufgenommen wurde und sich seitdem Hochmeister nannte. Unter ihm ward der Orden, während schon im Morgenlande die Christen immer mehr Boden verloren, nach Preußen gerufen, in die noch wilden Länder um die Weichselmündung. Hier hatte der heilige Adalbert gelehrt und gelitten (S. 109). Von den heidnischen Preußen erschlagen, war er vornüber mit ausgebreiteten Armen in Kreuzgestalt zu Boden gesunken und hatte so gleichsam das Land im voraus dem Christentum geweiht. Jetzt nun vereinigten sich hier die deutschen Ritter mit den Schwertbrüdern, einem Orden, der gleichfalls aus deutschem Adel bestand und zur Bekämpfung des heidnischen Livlands und Esthlands gegründet war. Im langen Kampfe, in welchem die altpreußische Bevölkerung fast ganz ausgerottet wurde, unterwarfen die Ritter das weite Land und füllten die verödeten Strecken mit deutschen Kolonisten, 1230—1283; zuletzt siedelte, als im Morgenland jede weitere Thätigkeit abgeschnitten war (S. 161 Anm.), der ganze Orden über, 1309; in der prächtigen, damals eben vollendeten Marienburg nahm der Hochmeister seinen Sitz. So ward hier ein „Kleindeutschland“, wie man es wohl nannte, durch das deutsche Schwert und den deutschen Pflug erobert, und die Wiege zukünftiger großer Geschicke aufgestellt.

Die deutschen Städte. Die deutsche Baukunst.

Während an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels das ritterliche Leben sich entfaltete, ward in den aufblühenden Städten auch ein bürgerliches Treiben und Behagen wach. Die Städte haben den alten germanischen Freiheitssinn, sie haben die beste treibende und bildende Kraft durch die Zeiten des Mittelalters bewahrt und der Neuzeit zugetragen. Wir sahen oben (S. 21), wie aus römischen Kastellen und Kolonien

sich die ersten Städte am Rhein, an der Mosel und Donau entwickelten; wie diese blühenden römischen Gründungen dann zwar während der Völkerwanderung in Trümmer sanken (S. 28), wie aber später aus den Bischofssitzen, besonders den von Bonifazius gegründeten (S. 63), die häufig auch die alten römischen Orte wieder zu Ehren brachten, neue städtische Schöpfungen erblühten: so im Rheinlande Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Constanz; an der Mosel Trier; in den Niederlanden Utrecht (S. 62) und Lüttich; in Westfalen und Sachsen (S. 69) Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, Verden, Hildesheim, Halberstadt, Magdeburg (S. 100); nördlich von der Elbe Hamburg (S. 78) und Lübeck (S. 141); in Thüringen (S. 63) Erfurt; in Franken (S. 63) Würzburg, Eichstedt, Bamberg (S. 112); in Baiern (S. 63) Regensburg, Passau, Salzburg; in Schwaben Augsburg; im welschen Tirol Brixen und Trient und in böhmischen Landen Prag. Zu diesen, zum Theil schon in der Karolingerzeit gegründeten, Bischofssitzen kamen dann die Städte, die um Heinrichs I. Burgen erwuchsen, wie Quedlinburg, Merseburg (S. 96), und weiter fürstliche Städteanlagen: so gründete und hob besonders Heinrich der Löwe in seinen Herzogtümern Städte, München in Baiern, Braunschweig in seinem Sachsen; um Wien machten sich etwa zur selben Zeit die Babenberger verdient. Endlich blühten auch einzelne Städte aus kaiserlichen Pfalzen oder ganz durch sich selbst zu Reichtum und Wohlhabenheit heran: so Frankfurt, Nürnberg, Ulm, Nordhausen, Soest, Dortmund, Gent, Brüssel u. a. m.

Nicht mit einem Male sind diese Städte äußerlich und innerlich fertig gewesen. Eine Stadt noch in der ersten Zeit der fränkischen Herrscher bot, den stattlichen Dom und die Pfalz des Bischofs etwa ausgenommen, einen dürftigen Anblick. Noch waren die Straßen ungepflastert und die Häuser von Holz; oft fehlten gar noch die Ringmauern, und in der Winternacht schweiften die Wölfe bis in die Vorstädte. Die Bevölkerung bestand fast ausschließlich aus zinspflichtigen, nicht vollfreien Leuten, Handwerkern oder Ackerbürgern, die dem Bischof oder sonstigen Stadt-Oberherrn zu persönlichen Leistungen verpflichtet waren, auch bestimmte Abgaben an Geld zahlten. Aus diesen Leuten erwuchsen die Gemeinen oder die niedere Bürgerschaft. Außerdem zogen freilich auch Freie, selbst Ritterbürtige (S. 162) der Sicherheit oder des Gewinnes halber in die Städte; diese, meist Kaufleute oder große Grundbesitzer, bildeten später einen städtischen Adel, die Geschlechter oder das Patriziat. Seine Oberhoheitsrechte d. i. Gericht, Führung des Heerbannes und dergl., ließ der Oberherr durch einen Vogt oder Burggrafen ausüben, der gewöhnlich auf einer Burg innerhalb der

Stadt wohnte. So finden wir z. B. in der kaiserlichen Stadt Nürnberg seit den Zeiten Heinrichs VI. das edle Geschlecht der Hohenzollern in einem solchen Burggrafenamte. Städte, die als Herrn keinen Bischof oder Fürsten, sondern nur den Kaiser hatten, wurden Reichsstädte genannt. In ihrer innern Verfassung unterschieden sie sich jedoch wenig von den andern. Da die deutschen Städte nicht, wie die italienischen, in offener Auflehnung groß wurden, sondern meistens in gutem Einvernehmen mit ihren bischöflichen und fürstlichen Herren standen und Förderung von ihnen erfuhren, so blieben die Rechte der letzteren lange Zeit unverkümmert. Unter dem Vorsitze des Vogtes oder Burggrafen fand das Schöffenkollegium das Urtheil in Rechtssachen, die eigentlich städtischen Angelegenheiten verwaltete wohl ein Rath, an dessen Spitze Bürgermeister standen. Die Städte selbst theilten sich wieder in Quartiere; was zu ihrem Gebiete gehörte, stand unter dem Stadtrecht, dem Weichbild. Schöffen, Rathmannen und Bürgermeister gingen in dieser Periode noch allein aus dem städtischen Adel, den Geschlechtern, hervor und wurden wohl meist noch vom Landesherrn ernannt. Die Gemeinen aber wuchsen allmählich auch an Wohlstand und Bedeutung, die Frohnden wurden abgelöst oder erlassen, und mit der zunehmenden Freiheit und dem größeren Selbstgefühl kam auch das Verlangen, an der Verwaltung und Regierung der Stadt theilzuhaben. Sie theilten sich, je nach den Berufsarten, in Zünfte (Tuchscherer, Brauer, Bäcker, Schlächter &c.), die sich streng abgeschlossen hielten, keinen Unehrlichen (z. B. keines Henkers Sohn, keinen unehelicher Geburt, keinen wendischer Abkunft) unter sich duldeten und die gemeinsamen Angelegenheiten ihres Gewerbes wahrnahmen. — In dem Streit der Kaiser gegen die Bischöfe oder Fürsten waren die Städte meist auf Seiten des Kaisers. Früh erkannten diese die große Stütze, die sie in diesen tüchtigen Gemeinwesen gewinnen könnten, mehrten die Rechte und Freiheiten derselben und trugen so nicht unwesentlich zu ihrem Aufblühen bei. So schon Heinrich III., besonders aber Heinrich IV. und Heinrich V.; die Staufer, die im ganzen städtischer Freiheit nicht hold waren, blieben doch aus Noth dem Beispiel ihrer Vorfahren treu.

In dem so lebensvollen 13. Jahrhundert fingen auch die Städte an, stattlicher emporzublühen. Höher und fester, mit Thürmen und Zinnen versehen, erhoben sich ihre Befestigungsmauern; auch die Bürgerhäuser wurden bequemer und prächtiger aufgebaut. Dennoch beginnt die eigentliche Blüte städtischen Lebens in Deutschland erst in der folgenden Periode. Aber der fromme Sinn der Zeit wollte schon jetzt Reichtum und Macht durch Werke zu Ehren Gottes heiligen; deshalb wurden die Kirchen mit besonderer

Schönheit gebaut, und noch heute sind ihre hochragenden Thürme der Schmuck unserer Städte. So bildete sich bald ein eigener Kirchenbaustil. Die ältesten kirchlichen Gebäude in Deutschland hatte man den griechischen Basiliken (öffentliche Gebäude, Börsen) nachgebildet, und so hatte sich der sogenannte romanische Rundbogenstil entwickelt, kenntlich an den halbkreisrunden Bögen der Fensteröffnungen, Säulenkapitäle, Portale u. s. w. Die ältesten kirchlichen Gebäude in diesem Stil, dem 10. Jahrhundert angehörig, z. B. die Pantaleonskirche zu Köln, die Münsterkirche zu Essen, die Stiftskirche zu Gernrode (ein Bau des Markgrafen Gero (S. 100) und die etwas spätere zu Königslutter (S. 137) zeigen neben der ruhevollen Majestät ihrer gewaltigen Massen doch im ganzen genommen noch eine Gebundenheit der Phantasie, während im 11. Jahrhundert unter den fränkischen Kaisern dieser Stil sich in strenger Erhabenheit und doch zugleich in glänzender Mannigfaltigkeit entwickelt, so daß er, entsprechend der Zeit, in welcher Deutschland an der Spitze der Nationen stand, als der eigentlich deutsche erscheinen darf; so in den Domen zu Trier, in den prachtvollen Kaiserbauten zu Mainz, Speyer, Worms, in St. Maria im Kapitol zu Köln, in den Domen zu Limburg, Bamberg, Braunschweig, in St. Michaelis zu Hildesheim. Aber allmählich bildete sich am Niederrhein und im nördlichen Frankreich ein eigner Baustil, den man den gothischen nennt, in welchem der Spitzbogen an die Stelle des Rundbogens trat. Er entspricht dem Vorherrschen des französischen Geistes im Zeitalter der Kreuzzüge. Noch schlanker und kühner stiegen nun Säulen, Chor und Thürme empor. Eins der ältesten Denkmale dieser Art ist die Elisabethkirche zu Marburg (S. 161), ferner der Dom zu Magdeburg; das höchste Kleinod derselben ist der Kölner Dom, der, zu unvergleichlicher Herrlichkeit entworfen, im Jahre 1248 begonnen wurde, dann aber seit etwa 1500 unterbrochen gelegen, bis die Neuzeit die fromme Erbschaft der Väter und den Ausbau dieses großartigen Werkes übernommen und in diesen Tagen vollendet hat. Der Dom zu Freiburg, der von Erwin von Steinbach entworfene Dom zu Straßburg, der zu Ulm, zu Regensburg, der St. Stephan zu Wien, die Lorenzkirche zu Nürnberg u. a. m. sind Werke desselben Stils und von ähnlicher Großartigkeit. — Außer in diesen heiligen Werken zeigte sich aber auch der blühende Reichtum der Städte und die fröhliche, derbe Lebenslust dieser bewegten Zeit in den mannigfachen Festen, Aufzügen, schönen Sitten und Bräuchen, ja schon in Kleiderpracht und Ueppigkeit. Ein rechtes Bild solches städtischen Glanzes bot zum Beispiel Köln beim Empfange der kaiserlichen Braut Friedrichs II. (S. 153).

Der deutsche Handel.

Die deutschen Städte wurden die wichtigsten Stationen eines weitverzweigten Handels. Seit der frühesten Berührung mit der Römerwelt hatte ein solcher geblüht (S. 22) und war kaum in den wildesten Zeiten der Völkerwanderung ganz erstorben. In Karls des Großen Weltreiche lebte er von neuem auf (S. 76). Schon unter seinen nächsten Nachfolgern geht nachweisbar ein Handelsweg vom Rhein aus über Soest, Korvei, Gandersheim, Braunschweig und Magdeburg nach dem Osten in die Slavenländer, wo das alte sagenverherrlichte Vineta (Julin, Wollin?) einen lebhaften Verkehr mit Kiew, ja mit Griechenland und Konstantinopel vermittelte. Wichtiger aber sind noch die uralten Handelsstraßen, die von Italien über die Alpenpässe, den Gotthard, Bernhardin, Splügen, Brenner nach Deutschland führten. Eine derselben folgte dem Rheinthal nach Constanz und Basel, ging dann stromabwärts auf Straßburg, Mainz und Köln, nahm die wichtigsten Nebenwege vom Main und von der Mosel her in sich auf und endete in den Niederlanden, doch nur um von dort aus den Weg über das „deutsche" Meer nach England weiter zu nehmen. Ein anderer Weg ging auf Regensburg oder Augsburg, dann über Nürnberg (seit etwa 1050) dem Main und Rhein zu oder über Erfurt nach Norddeutschland, auf Magdeburg, Braunschweig, Lüneburg, Bardewiek, Bremen und Hamburg. Noch eine dritte Straße kam direkt vom griechischen Reich und seiner Hauptstadt die Donau aufwärts durch Ungarn über Wien und verzweigte sich, theils über Regensburg zum Rhein, theils nach Norden über Böhmen — wo Prag herrlich erblühte — durch das Meißensche Land auf Magdeburg und Braunschweig, theils über Breslau in das wendische Land. Köln und die niederländischen Städte, Gent, Brügge, Brüssel hatten dann vorzugsweise den Handel Englands in der Hand, welches damals der deutschen Handelsthätigkeit und Kunstfertigkeit weit nachstand und fast alle Industrie- und Luxusgegenstände von Deutschland eingeführt bekam, während der deutsche Kaufmann die Rohprodukte des herdenreichen Landes, Wolle, Felle und dergl. ausführte.

Von Italien her, das zu allen Zeiten mit dem Morgenland in Verkehr geblieben, kamen nun, besonders seit der Zeit der Kreuzzüge, die Kostbarkeiten des Orients: Seide aus China, Zimmet aus Indien, Würze aus Arabien, kunstvolle Waffen aus Damaskus und dergl. Italiens reiche und stolze Städte, Venedig, Genua, Pisa, zogen den ersten Vortheil dieses Handels, in zweiter Linie aber schlossen sich die deutschen an. Sie vermittelten

diese Güter weiter nach dem Norden, Nordwesten und Osten Europas und fügten ihre eignen Handelsartikel hinzu, ihre Tuche und Linnen, ihre Weine und Biere, die der Norden nicht selbst erzeugte oder bereitete, aber doch nicht entbehren konnte. Lübeck vor allem — seit Heinrichs des Löwen Sturz, dem es seinen Aufschwung dankte, eine freie Reichsstadt — war Inhaberin dieses Handels: es hielt ihn bald an der Spitze der norddeutschen Städte so ausschließlich fest, daß in den skandinavischen Ländern eine eigene Schiffahrt und eigener Verkehr kaum sich entwickeln durfte. Sehr rege ward ferner, je mehr das wendische Land östlich von der Elbe theils unterworfen, theils wenigstens erschlossen wurde, der Handel nach Osten und Nordosten. Polen wie das Ordensland, zum Theil selbst Rußland war auf Deutschland angewiesen; auf der Ostsee fuhr der Kaufmann von Lübeck, Wismar, Rostock, aber auch durch deren Vermittelung der binnenländische Kaufmann von Soest, Braunschweig u. s. w. bis zu den äußersten Gebieten, in welchen der Schwert- und Deutschordensritter der deutschen Kultur vorgearbeitet hatte: Danzig, Riga, Dorpat, Nowgorod waren hier ferne, aber vielbesuchte Stapelplätze. So war der Grund für den gewaltigen nordischen Verkehr bereits gelegt, der sich in der folgenden Periode durch das Bündnis der Hansa so mächtig entfaltete.

Noch waren in der Blüte der Kaiserzeit diese Handelsstraßen mit manchem Zoll belegt, doch im ganzen ziemlich sicher und von Wegelagerern verhältnismäßig wenig beunruhigt; denn das Raubrittertum in seiner vollsten Entwickelung ist erst eine Erscheinung des 14. und 15. Jahrhunderts. Doch mußte der Kaufmann bewaffnet ziehen, die Waren gingen karawanenweis in größeren Zügen, auf Saumrosse oder große Wagen gepackt, die dann freilich, da keine Chausseen, ja nicht einmal überall Knüppeldämme oder roh gepflasterte Straßen vorhanden waren, oft Mühe hatten vorwärts zu kommen. Bewaffnete Knechte folgten zur Deckung. Eine bequemere Fahrt boten die herrlichen Wasserstraßen, besonders die des Rheins und der Donau.

Deutsche Kolonisation.

Kaum hatte sich die Kraft der Germanen in Karls des Großen Reiche wieder geeint, als auch schon Versuche zur Rückeroberung des Gebietes jenseits der Elbe gemacht wurden (S. 71), jenes Gebietes, das einst Deutsche besessen (S. 9), das in der Völkerwanderung aber die Slaven an sich gerissen hatten (S. 28). Mit dem Sinken der Karolingermacht endeten die Versuche, um mit der neu erweckten deutschen Kraft unter Heinrich I.

(S. 96) wieder zu beginnen, und unter Otto I. mit glänzendem Erfolge gekrönt zu werden (S. 100), bis dann der naturgemäße Zug deutscher Eroberung nach Osten und Norden hin leider dem Süden zu Gefallen abgelenkt wurde. Zwei Jahrhunderte ruhte nun die Ausbreitung der Deutschen nach Osten hin. Doch lebte besonders in den Sachsen der Trieb dieses kräftigen Vordringens fort und erwachte sogleich wieder, als nochmals ein Herrscher aus ihrer Mitte, Lothar (S. 136), den deutschen Königsthron bestieg, und der heilige Norbert den von ihm gegründeten Prämonstratenser-Orden (S. 167) in zahlreichen Klöstern von Magdeburg aus hier ansiedelte. Besonders aber beginnt seit den Zeiten Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen das so frisch und kräftig auflebende Deutschtum gleichsam eine neue Völkerwanderung zur Kolonisirung des slavischen Ostens. Es lassen sich dabei mehrere Hauptrichtungen unterscheiden.

Von den sächsischen Marken aus — der Nordmark d. i. die heutige preußische Altmark auf dem linken Elbufer und der Ostmark, südlich von Magdeburg zwischen dem Harz, der Saale, Mulde und Elbe, welcher die Lausitz sich anschloß (S. 102), beginnt das kräftige Vordringen der Askanischen Fürsten. Schon oben (S. 137) ist die rastlose Thätigkeit Albrechts des Bären, des Ahnherrn dieses Hauses, des ersten Markgrafen von Brandenburg, geschildert worden, welcher zu der sächsischen Nordmark, die von nun an die Altmark hieß, noch die Priegnitz und einen Theil des Havellandes eroberte, und unter dem die alten Bistümer Havelberg und Brandenburg (S. 100) wieder ins Leben traten. Sein Geschlecht herrschte in diesen Landen bis zu seinem Aussterben, 1320, in großen Ehren und gewann zu den genannten Marken, der Altmark, Priegnitz und Mittelmark, noch die Uckermark d. i. das Land an der Ucker fast bis zur Oder und zum Haff hin und die Neumark d. i. das an Pommern gelehnte Land jenseits der Oder, wozu dann noch das Bistum Lebus kam. Auch die Ober- und Niederlausitz, ursprünglich böhmische Lehen, gehörten zum brandenburgischen Gebiet und füllten sich gleichfalls nach und nach mit deutschen Ansiedlern. Diese Marken waren bis zu Ende des 13. Jahrhunderts fast schon ganz deutsch kolonisirt. In den Eroberungskriegen, die die Markgrafen geführt, war die alte wendische Bevölkerung sehr zusammengeschmolzen: die wüstgewordenen Länderstrecken sowie überhaupt ein Theil der Ländereien der Unterworfenen fiel den Markgrafen zu, so daß diese beinahe Herren des gesamten Grund und Bodens waren. Sie zogen nun in dies Land deutsche Kolonisten aus Westfalen und besonders den Niederlanden, führt doch heute noch der Höhenrücken, auf dem sich die Flamländer niederließen, nach ihnen den Namen des Flä-

ming. Sollte ein Dorf gegründet werden, so vergabten sie 30—60 Hufen (zu je 30 Morgen) an einen Unternehmer, der Kolonisten herbeizog, und der dann in dem neugegründeten Dorfe Schulze ward, die Steuern eintrieb (die jedoch, so lange der Boden noch urbar zu machen war, erlassen blieben) und die niedere Gerichtsbarkeit ausübte. Städte wurden an passenden Orten in ähnlicher Weise, gewöhnlich von mehreren Unternehmern zusammen, gegründet oder alte wendische Städte in deutsche umgebildet. Bald füllte sich das Land mit deutschen Bauern, die sich einer fast unbeschränkten Gemeindefreiheit erfreuten und mit deutschem Fleiß die Scholle unter den Pflug nahmen, sowie mit handelsthätigen, gewerbfleißigen Bürgern, die ihre Städte nach altsächsischem Recht und nach schon bestehenden Stadtverfassungen (der magdeburgischen u. a.) einrichteten und ein reges Leben entfalteten. So entstanden oder wurden doch erweitert die Orte Genthin, Seehausen, Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Havelberg, Spandau, ferner wurde die Doppelstadt Berlin-Cölln an der Spree (von denen Berlin schon 1225 von Brandenburg aus mit Stadtrecht begabt wurde, doch deren Aufblühen erst in die Zeit der beiden Brüder Johann I. und Otto III., der glänzendsten des Askanischen Geschlechtes, fällt) gegründet, östlicher noch Frankfurt an der Oder, Küstrin, Landsberg an der Warthe u. a. m.

An die brandenburgische Kolonisation schließt sich eine andere in dem gleichfalls slavischen Pommern und Mecklenburg und die Gründung von Bistümern wie Lübeck, Ratzeburg, Schwerin. Christentum und deutsches Wesen schritten auch hier Hand in Hand vorwärts. Es war namentlich der Kaiser Lothar, der, Sachsen durch Geburt angehörig, den benachbarten Slavenländern sein Interesse zuwandte. Durch den Bischof Otto von Bamberg ward das Christentum auf zwei Reisen 1124 und 1127 (1128?) in Pommern, dessen Apostel Otto heißt, fest begründet. Freilich kehrten Abfall und Aufstand wieder, aber was dem Kreuzzuge, den Heinrich der Löwe in Verbindung mit Albrecht dem Bären und anderen Fürsten 1147 (S. 139) in die Wendenlande unternahm, nicht gelang, das führte nachher Herzog Heinrich in den langen Kämpfen der späteren Jahre zum glücklichen Ende. Die Länder wurden völlig bezwungen, die slavische Bevölkerung beinahe ausgerottet, und an ihrer Statt sächsischer Adel und niederdeutsche Bauern angesiedelt. Längs der Küste blühten nun die deutschen Städte Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Wolgast, Stettin im Laufe des 13. Jahrhunderts frisch empor. Mecklenburg und Pommern behielten ein slavisches Fürstenhaus, wurden aber Lehen Heinrichs des Löwen. Nach dessen Sturze, so wird erzählt, wurden sie vom Kaiser an das Askanische Haus gegeben. Mecklenburg wußte sich bald diesem

Abhängigkeitsverhältnis zu entziehen, während Pommern lange darin verblieb.

In derselben Zeit schlug Christentum und deutsche Sitte zuerst in Livland und Esthland feste Wurzeln. Theils über das fast ganze deutsche Wisby auf der Insel Gothland, theils von Deutschland, besonders von Bremen unmittelbar her, ward der Verkehr mit Nowgorod angeknüpft, wo die russisch-griechischen Handelsstraßen ausliefen. Dann ward Riga gegründet, Dorpat und Reval erobert, und die Ordensritter vollendeten zuletzt die Unterwerfung dieser Länder, in welchen fortan der Adel und die Städte deutsch waren. In Preußen, dessen Bevölkerung nicht slavisch, sondern, ein Zweig des großen lithauischen Stammes, den heidnischen Germanen der alten Zeit in Leben und Sitte nicht unähnlich war, nahm ein Mönch (später Bischof) Christian von Oliva gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Bekehrungswerk wieder auf, in welchem einst der heilige Adalbert von Prag (S. 168) den Märtyrertod erlitten hatte. Bald sah er, daß er mit friedlicher Predigt nichts ausrichtete; er zog deshalb im Verein und im gleichen Interesse mit dem Herzog Konrad von Masovien den deutschen Orden ins Land. Im Jahre 1226 kamen die ersten Ordensritter, 1230 brachte der erste Landmeister Hermann Balke Verstärkungen, bald folgten den Rittern Scharen von Kreuzfahrern. In blutigen Kämpfen bezwangen sie, wie oben (S. 168) gezeigt, die Preußen und gründeten hier eine eigene Herrschaft. In dem ganz verödeten Lande wurden Dörfer und Städte auf dieselbe Weise gegründet wie in den Marken (S. 175). Es entstanden Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg, Heilsberg, Königsberg und Memel. So war die ganze Ostsee mit einem Kranz deutscher Städte wie umflochten; ihre Freiheit, ihre deutsche Volkstümlichkeit schützten sie, mitten unter Feinden und fern von der Heimat, durch ihre strenggeschlossenen städtischen Körperschaften, in denen sich die schöpferische und gestaltende Kraft deutschen Wesens wunderbar offenbarte.

Die deutschen Ansiedlungen in Meißen, in den Gegenden des heutigen Königreichs Sachsen, gehen theils von der ostthüringischen Mark, dem Osterlande, aus und reichen bis in die Zeiten der sächsischen Kaiser zurück, theils danken sie dem früh hier ansessigen Fürstenhause Wettin ihre Gründung. Aeltester Ort war hier Meißen; erst später erblühten Altenburg, Zwickau, Leipzig und Freiberg, in welches besonders Bergleute vom Harz das deutsche Wesen trugen.

In Böhmen hatten sich schon früh, schon zur Zeit der sächsischen Herrscher Deutsche theils in Prag, wo sie ausgezeichnete Vorrechte genossen, theils

in den Gebirgsrändern wie in Eger, Leitmeritz u. s. w. niedergelassen. Seit dem 12. Jahrhundert ging hierher derselbe Strom norddeutscher Einwanderer, und Städte und Dörfer wurden auf dieselbe Weise gegründet, wie in den nördlicheren slavischen Gegenden. Die letzten böhmischen Herrscher aus dem Hause der Premysliden begünstigten entschieden deutsche Sprache, Poesie, deutsche ritterliche Bildung; der czechische Adel nannte seine Burgen, mithin auch seine Geschlechter, mit deutschen Namen. Besonderer Vergünstigungen erfreuten sich die seitdem zur vollen Blüte sich entwickelnden deutschen Städte in Böhmen wie in Mähren. Prag war mehr als zur Hälfte deutsch, ja Ottokar II. vertrieb hier böhmische Vorstädter, um Deutsche anzusiedeln. —

Schlesien, das ehemals zu Polen gehörte, war durch Kaiser Friedrich I. ein selbständiges Herzogtum unter einem Zweige der polnischen Königsfamilie der Piasten geworden (S. 142). Auch sie erwiesen sich deutscher Kultur günstig, und unter ihnen ward das schöne Land gleichfalls deutsch kolonisirt: Breslau, Liegnitz, Landeshut, Brieg, Glogau, Oppeln, Reichenbach u. a. m. wurden deutsche Städte. Besonders nach dem Einfalle der Mongolen und den furchtbaren Verheerungen derselben (S. 155) begehrte man überall hin, nach Schlesien, Böhmen, Mähren und Ungarn, deutsche Anbauer. Welche Aussichten für das Reich, hätten nicht damals die Kaiser nutzlos die deutsche Kraft nach Italien gelenkt! —

Die südöstlichen Kolonien endlich knüpfen sich an die Geschichte der Mark Oestreich. Seit Karl dem Großen breiteten sich die deutschen Ansiedlungen im Donauthal auch abwärts von Passau aus. Später wirkte hier besonders jener bairische Heinrich, der Bruder Kaiser Ottos I. (S. 101), für Verbreitung deutscher Herrschaft. Aber erst das Babenbergische Haus, seit 1156 zu herzoglicher Würde erhoben (S. 141), ward der eigentliche Verbreiter deutscher Nationalität hier im Südosten des Reichs. Schon unter Heinrich Jasomirgott erwuchs Wien, bald der glänzende Stapelort des venetianischen und morgenländischen Handels. Später gelangte der Strom der deutschen Einwanderung auch hierher; bis in die östlichen Alpenthäler, bis an den Karst und bis nach Istrien hinein mischten Deutsche sich mit der ursprünglichen slavischen Bevölkerung. Als letzte Ausstrahlung dieser deutschen Kolonisation können die Vorposten in Siebenbürgen, sächsischer und schwäbischer Abstammung, angesehen werden; aber auch die Südabhänge der Karpathen bevölkerten sich mit fleißigen deutschen Bewohnern, besonders Bergleuten. — Freilich ist im Oestreichischen die Kolonisation nicht so durchgreifend wie im Norden, in den Marken und in Preußen, geschehen: dort blieb eine Mischung von altslavischen Elementen, während hier eine neue

rein-deutsche Bevölkerung ins Leben gerufen ward. Doch beruhen beide späteren Großmächte, Preußen wie Oestreich, auf der Kolonisation dieser Jahrhunderte, jenes mehr von sächsischer, dieses mehr von bairischer Stammeseigentümlichkeit ausgehend. So weit in Europa die deutsche Zunge klingt, so weit ist sie damals verbreitet worden; später kaum noch weiter. Also wahrlich eine große Zeit, nicht bloß des Glanzes unsrer Kaiser, sondern auch der Kraft unseres Volkstums wegen! —

Dritte Periode.

Vom großen Interregnum bis zur Reformation. Von 1254—1517.
Zerfall des Reiches, Bildung der östreichischen Großmacht.

Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

Die Kaiser dieser Periode.

Gestalt des Reiches nach dem Fall der Staufer. Das Interregnum, 1254—1273.

Beim Fall der Staufer war in Deutschland bereits die Auflösung des Reiches in landesherrliche Gewalten (Territorien) entschieden. Die alten Herzogtümer waren zersetzt (S. 157), und mit ihnen die alte Gaueintheilung (S. 74) verschwunden. Die Fürsten, in der Blütezeit des Reiches nur Lehnsträger und Beamte des Kaisers, waren selbständige Landesgebieter, die kaum mehr als den Namen der Abhängigkeit von einem Reichsoberhaupte bewahrten. Sie zusammen bildeten Reichsstände und stuften sich in mannigfachen Graden nach unten hin ab. Voran standen die Fürsten, auf die das Recht, den deutschen, oder wie man sich später ausdrückte, den römischen König zu wählen, damals sich zu beschränken anfing (S. 114, 135). Es waren ihrer sieben, die mit dem bald nachher aufkommenden Namen der Kur- (d. i. Wahl-) Fürsten bezeichnet wurden: drei geistliche Stimmen, die von Mainz, Trier und Köln, und vier weltliche, Böhmen, Baiern, Sachsen und Brandenburg; bei den drei letzteren stritten jedoch noch verschiedene Linien um das Recht der Wahl. Für diese Kurfürsten, besonders die geistlichen, erwuchsen nun fortwährend die größten Vortheile aus

der sinkenden Reichsgewalt. Durch besondere Wahlkapitulationen ließen sie sich bei jeder neuen Wahl neue Rechte und Vortheile gewähren. Die Könige (Kaiser) hatten bei so geschwächter Gewalt bald weder die Macht noch auch nur den Willen, für das Ganze zu wirken. Sie richteten ihr Streben auf Begründung und Erweiterung ihrer Territorial- oder Hausmacht, wozu durch Einziehung eröffneter Lehen, durch vortheilhafte Heiraten u. dergl. immer noch Gelegenheit genug war. Dagegen wieder, weil man kein mächtiges Kaisergeschlecht mehr wollte, halfen sich die Kurfürsten, indem sie selten die Krone vom Vater auf den Sohn übergehen ließen, damit kein Erbreich sich bilde, sondern das allen so bequeme Wahlreich fortdauere; daher die nun folgenden Kaiser aus verschiedenen Häusern.

Außer diesen Kurfürsten gab es Herzöge d. h. Herren größerer Territorien, die von den alten Stammesherzögen (S. 90) eben nur den Namen hatten: dann Mark-, Land-, Pfalz- und andere gefürstete Grafen; endlich reichsfreie Ritter in großer Zahl. Zu diesen weltlichen Gewalthabern kamen die geistlichen: Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsäbte, Ordensherren u. dergl.; man zählte ihrer über 100, ebenso wie man, sogar mit Ausschluß der Reichsritter, jetzt schon über 100 weltliche Stände zählte, darunter über 60 Reichsstädte, deren Zahl aber noch im Wachsen war. Ländliche Gemeinwesen, die in altgermanischer Weise frei geblieben (S. 16), gab es nur noch in den sieben frisischen Seelanden und im schweizer Hochlande (Uri): doch waren sie von den umwohnenden Dynasten (Landesherren) stets bedroht.

Aber der einmal betretene Weg der Zersetzung ward folgerecht und wie mit einer gewissen inneren, vergeltenden Gerechtigkeit weiter verfolgt. Wie die einst das Ganze umfassende oberherrliche Kaisergewalt vor der aufstrebenden Selbständigkeit der Reichsstände unterlegen war, so sahen sich diese bald ebenso beschränkt durch ihre Landstände d. i. durch Adel, Geistlichkeit und die Städte, die nicht unmittelbar reichsfrei, sondern einer bestimmten landesherrlichen Gewalt, etwa einem Herzog, Markgrafen oder Bischof, untergeben waren. Auch diese strebten nach möglichst großer Selbständigkeit, und die innere deutsche Geschichte dieses Zeitraums ist wesentlich ein Kampf der größeren Reichsstände unter sich um Macht und der kleineren Reichsstände und Landstände gegen jene um das, was sie ihre Libertät, ihre Freiheit, nennen. Der ursprüngliche Trieb der Deutschen, sich in spröder, eigenwilliger Selbständigkeit zu vereinzeln (S. 14), der seit Karl dem Großen durch die Reichsgewalt gezügelt war, trat mit alter, eingeborner Gewalt wieder hervor, mit dem Unterschiede jedoch, daß er jetzt nur noch einem Stande, dem Adel — und außer ihm höchstens noch den ummauerten

Städten — eigen sein konnte. Trotz des oft erneuten Landfriedens, der die Selbsthilfe des einzelnen verbot, nahmen die Reichsstände schon längst das Fehderecht in Anspruch d. h. das Recht, nach zuvor geschehener ordnungsmäßiger Aufkündigung des Friedens sich mit gewaffneter Hand zu dem angesprochenen Recht zu verhelfen. Bald aber forderten auch die Landstände ein Gleiches; jeder Ritter auf seiner Burg, zuletzt fast jeder freie Mann, wollte seine Absagebriefe senden können. Natürlich waren solche Fehden oft nur die schlecht verhüllenden Masken für die Raublust der Muthigen und Starken. Je mehr das Rittertum entartete, ward „vom Stegreif leben" adliges Handwerk. Die meisten Burgen wurden Raubnester, die über den Land- und Wasserstraßen lauerten, und von ihnen herab überfielen gewappnete Haufen den friedlich daherziehenden Kaufmann. Niemand war da, solchen Frevel zu strafen, und nur durch Bünde konnten die Schwachen wieder gegen den Feind sich schützen. Ein Krieg aller gegen alle schien die Losung zu werden: das war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit", die Zeit des Faustrechts, wie man sie bezeichnend genannt hat. Das Gefühl für Ordnung und Recht, das Gefühl für die gemeinsame deutsche Ehre hörte auf. An die Stelle der Freiheit war die Willkür, an die Stelle der natürlich gewachsenen Stämme dynastische Zersplitterung, an die Stelle der alten Macht völlige Bedeutungslosigkeit unter den Völkern Europas getreten.

Eine Zeit lang blieb nach dem Falle der Staufer das Reich ganz ohne Oberhaupt, wenngleich dem Titel nach mehrere Kaiser vorhanden waren. Dies ist das sogenannte große Interregnum. Nach Konrads IV. Tode (S. 156) blieb sein Gegenkönig Wilhelm von Holland (S. 155) allein übrig, ein schöner junger Mann, den der Papst „unser Pflänzlein" nannte, der aber im Reiche ohne Bedeutung war. Als er, im Interesse seines gräflichen Hauses, einen Zug gegen die Westfrisen unternahm, brach er mit seinem schweren Schlachtroß durch das Eis, und die ergrimmten Bauern, die ihn nicht kannten, schlugen ihn todt — 1256. Keiner der mächtigen deutschen Fürsten bewarb sich jetzt um die entwerthete Krone; Fremde lockte der Glanz des alten Titels. So verkaufte der Erzbischof von Köln seine Stimme und die seines Anhangs an den Bruder des englischen Königs, Richard von Cornwall; der Erzbischof von Trier die seinige an den König Alfons von Castilien, einen Verwandten des Staufischen Hauses. Es bestanden also nun zwei fremde Könige nebeneinander. Von ihnen kam Alfons nie nach Deutschland. Richard kam einige Male, verschenkte Königsrechte in Menge und fand Anhang, so lange er auf seine und des Reiches Kosten zu schenken hatte: als ihm, so erzählte man, bei seiner Fahrt rheinaufwärts zu Basel das Geld ausging, verließen ihn alle, und „er zog auf

einem anderen Wege wieder in sein Land", wie eine Chronik der Zeit spöttisch sagt. So tief war das Gefühl für des Reiches Ehre bei den Fürsten gesunken! An zwanzig Jahre dauerten diese Zustände.

Rudolf von Habsburg. 1273—1291.

Im Jahre 1272 starb Richard von Cornwall. Theils von Rom aus, wo die Päpste darauf ausgingen, in dem deutschen Königtum sich ein Gegengewicht zu schaffen gegen die französischen Uebergriffe, die sie doch selbst durch Verleihung von Neapel an die Anjous (S. 156) hervorgerufen, theils durch die immer lauter werdende Stimme des deutschen Volkes, das seit 500 Jahren an einen gebietenden Herrn gewöhnt war, ward auf eine neue Königswahl gedrungen. Zugleich saß ein kluger und besonnener Mann, Werner von Eppenstein, auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Mainz, der gleichfalls erkannte, was dem Reiche noth sei. Er und der vaterländisch gesinnte Burggraf von Nürnberg, Friedrich III. von Hohenzollern, lenkten die Stimme der Wähler auf einen Grafen im Schweizerlande*), der bereits durch ritterliche Thaten wohl bekannt und mächtig genug war, um mit einigem Ansehen auftreten zu können, ohne daß deshalb die Fürsten für ihre Unabhängigkeit zu bangen brauchten. Rudolf von Habsburg stand, als er im September 1273 zu Frankfurt gewählt ward, bereits in seinem 56. Jahre, hatte unter Friedrich II. tapfer die kaiserliche Partei mit unterstützt, war ein Kriegsmann voll Muth und sinnreicher Anschläge und Erfindungen, sonst einfach, fromm und wohlmeinend. Die schlanke, ungewöhnlich hohe Gestalt, die gewaltige Adlernase in dem mageren Antlitz, kennzeichneten ihn für Freund und Feind. Was noch außerdem ihn den weltlichen Wählern — die zufällig meist ledig waren — empfahl, war, daß er eine Reihe Töchter hatte, von denen sein Schwager, der gewandte Burggraf, im voraus jedem eine zur Ehe zusicherte. Ihn wählte man: und redlich hat er sich bemüht, das Ansehen des Königtums wiederherzustellen. Nur in beschränktem Maße ist ihm das gelungen, wohl aber ist er der Schöpfer der östreichischen Hausmacht geworden.

Nachdem er zu Aachen die Krone empfangen und die Fürsten — da eben das Scepter fehlte — auf das Kruzifix hatte huldigen lassen, begann er sein Regiment. Manches Hindernis trat ihm entgegen, aber für ihn war der Papst, dem er bei einer persönlichen Zusammenkunft in Lausanne

---

*) Die ursprünglichen Besitzungen der Habsburger waren: Habsburg im Aargau, Kiburg (S. 116), Baden und Lenzburg, dazu die Landgrafschaft im Elsaß.

die umfassendsten Zugeständnisse gemacht und einen Kreuzzug gelobt, für ihn waren die mächtigsten Kurfürsten, für ihn endlich seine eigene Milde und Klugheit. Mit solchen Bundesgenossen zerbrach er auch die Macht seines trotzigsten Widersachers. König Ottokar von Böhmen, aus dem glänzenden Hause der Premysliden (S. 177) hatte zu seinem Böhmen und Mähren noch Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain erobert; seine Macht reichte weit nach Ungarn und Polen hinein; selbst im fernen Preußen hatte er an der Spitze eines Kreuzzuges sich Ehre erworben. Ein großes Reich im Osten, selbständig und unabhängig von Deutschland, wollte er aufrichten. Vielleicht hat er selbst einen Augenblick daran gedacht, die deutsche Krone zu gewinnen, jetzt, da Rudolf gewählt war, focht er die Giltigkeit der Wahl an und verweigerte sowohl dem „armen Grafen" die Anerkennung, als auch die Herausgabe der deutschen Herzogtümer, die er an sich gezogen. Mit geringer Heeresmacht (da an ein Reichsaufgebot nicht mehr zu denken war) und noch geringeren Geldmitteln zog Rudolf gegen ihn; aber von dem zu ihm übergehenden östreichischen Adel unterstützt, drohte er, mit einer — von ihm selbst erdachten — Schiffbrücke über die Donau zu setzen. Da hielt Ottokar es für gerathen, sich zu unterwerfen, Oestreich und die übrigen deutschen Gebiete abzutreten, um Böhmen und Mähren zu retten. Mit ausgesuchtester Pracht kam er zur Huldigung, um die Armuth des Königs zu beschämen. Dieser aber empfing ihn mit absichtlicher Einfachheit in seinem grauen Kriegskleide. „Oft hat der Böhmenkönig über meinen grauen Rock gelacht, jetzt soll mein Rock über ihn lachen" — und jener war der Beschämte und zog voll Ingrimm von dannen. Es war nur ein Waffenstillstand, den er mit Rudolf geschlossen, kein Friede. Unter den deutschen Fürsten gewann er Bundesgenossen. Bald griff er von neuem zu den Waffen. In einem heißen Treffen auf dem Marchfelde (bei Dürnkrut) 1278 siegte Rudolf, und Ottokar, tapfer kämpfend, fand seinen Tod. Sein Sohn Wenzel erhielt Frieden und vermählte sich später mit einer Tochter Rudolfs.

Oestreich und Steiermark gab nun der Kaiser seinen Söhnen Albrecht und Rudolf (bald ersterem allein) zu Lehen, brachte also diese Länder an sein Haus und begründete so die Habsburgisch-östreichische Macht. Kärnthen erhielt sein treuer Helfer Meinhart von Görz und Tirol. Nach fünfjährigem Aufenthalt in den neuerworbenen Ländern kehrte Rudolf 1281 ins Reich zurück, erneuerte die Landfriedensgesetze in Schwaben, wo harte Kämpfe, besonders mit dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, auszufechten waren, dann in der Schweiz und Burgund, schützte die Westgrenze gegen Frankreich, brach die Raubburgen in Thüringen und am Rhein,

bestrafte die adligen Räuber mit dem Strang und sorgte überhaupt für Herstellung der Ordnung. Nur die Pläne auf weitere Ausdehnung seiner Hausmacht über Ungarn und Burgund scheiterten, ebenso wie der Plan, noch bei seinen Lebzeiten — wie dies früher stets geschehen — seinen Sohn Albrecht als seinen Nachfolger im Reich erwählen zu lassen.

Rudolf hat entschieden und mit Bewußtsein den Gedanken des alten Kaisertums zurücktreten lassen. Viel höher stand ihm die Herstellung des deutschen Königtums. Freilich auch dies hat er nur in sehr bescheidenem Maße erreicht, hatten sich doch die Kurfürsten gleich bei der Wahl einen Einfluß auf die Handlungen des Königs durch ihre „Willebriefe" gesichert. Aber doch dankt ihm Deutschland die Anbahnung neuer Ordnung im Innern, dankt ihm eine Königsgewalt, die wieder dem Lande und Volke nahe stand. Die glänzenden, aber fruchtlosen Römerzüge wurden aufgegeben, Rudolf hat während seiner Herrschaft weder Italien betreten noch die Kaiserkrone auf seinem Haupte gesehen; aber gerade dadurch vermied er ein abermaliges, verderbliches Zerwürfnis mit dem Papste. So lenkte er in neue Bahnen volkstümlicher Schöpfungen ein. Er selbst war in Sinn und Wesen eine echt volkstümliche Persönlichkeit. Heiter, voll unverwüstlicher guten Laune, immer Herr des treffenden Wortes oder Scherzes, frisch bis ins hohe Greisenalter: so hat man ihn wohl an der Spitze seiner darbenden Soldaten eine Rübe aus dem Acker ziehen, sie schaben und essen sehen, um jenen neuen Muth zu machen; oder er hat wie Alexander der Große einen Trunk Wasser zurückgewiesen, da nicht zugleich auch alle seine dürstenden Krieger trinken konnten; oder er ist im grauen Soldatenmantel zu Mainz an das Kohlenfeuer eines Bäckerhauses getreten, um sich zu wärmen, und hat herzlich des Irrtums sich gefreut, als ihn die keifende Hausfrau wie einen Tagedieb wegjagen wollte. So umspielt an Stelle des mangelnden ritterlichen Glanzes der Staufer ihn ein Zug bürgerlicher Gemüthlichkeit als ein Merkmal der umgewandelten Zeit. — Er war auf dem Wege von Mainz nach Straßburg, als die Aerzte ihn auf das rasche Sinken seiner Kräfte aufmerksam machten. „Wohlauf denn nach Speyer!" — zur alten Grabstätte der Kaiser — sagte er. Aber noch auf dem Wege dahin starb er, bei Germersheim, 1291.

Adolf von Nassau. 1291—1298. Albrecht von Oestreich. 1298—1308.

Obwohl nach des Vaters Tode Albrecht von Oestreich nochmals als Thronbewerber auftrat, so verwarfen ihn doch auch diesmal die Kurfürsten. Vielmehr wußte der ränkevolle Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, ein Neffe jenes edleren Werner (S. 182), die Wahl auf seinen Verwandten, Adolf von Nassau, zu lenken, 1291—1298. So hatte man wieder einen Grafen an der Spitze, diesmal wirklich einen „armen Grafen", der noch dazu gegen die geistlichen Wähler, und besonders gegen den Mainzer, die drückendsten und unmäßigsten Verpflichtungen hatte übernehmen müssen. Aber Adolf, ein kühner, rücksichtsloser Mann, hoffte auf sein gutes Glück und folgte dem Vorbilde Rudolfs. In der That stellte er in den ersten Jahren seiner Regierung den Landfrieden in Oberdeutschland her; verdrießlich huldigte selbst Albrecht und fügte sich. Dem Könige von Frankreich, der seine Hand immer kecker nach deutschem Reichsgebiet ausstreckte, entbot er trotzige Fehde; und da auch der König von England gegen denselben einen Krieg begann, so führte dies zu einem Bündnisse beider. Aber mit dem Gelde, das Adolf von diesem und für verkaufte Reichsrechte aus Italien erhielt, suchte nun auch er eine Hausmacht zu erwerben. Zu der Markgrafschaft Meißen, die er als erledigtes Reichslehen in Anspruch nahm, erkaufte er in wenig rühmlichem Handel von Albrecht dem Entarteten von Thüringen, der in beständigem Hader mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann lebte, um den Preis von 12000 Mark Thüringen und führte seine Söldnerscharen, die aufs fürchterlichste hausten, in beide Länder. Doch leisteten die Brüder muthigen Widerstand.

Unterdessen hatte Adolf, um die Städte für sich zu gewinnen, die Zölle am Rhein freigegeben. Damit aber verstieß er gegen die ungerechten Verpflichtungen, die er gegen die geistlichen Kurfürsten übernommen hatte und die er ohnehin in ihrer unmäßigen Ausdehnung weder halten wollte noch konnte. Albrecht von Oestreich stand in alter Feindschaft. So verständigte sich Gerhard von Eppenstein leicht mit ihm; Albrecht dagegen gewann seinen bisher feindlichen Schwager Wenzel von Böhmen, ja auch seinen Schwiegersohn, den König von Ungarn, und brach mit einem Heere gegen den König auf. Indessen versammelten sich die Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg und erklärten Adolf für abgesetzt. Albrecht war mit seinem Heer auf das linke Rheinufer und dann stromabwärts gegen den König gezogen. Bei Göllheim am Donnersberge trafen sich beider Scharen. Adolf stritt wie ein Held: endlich traf er seinen Nebenbuhler selber im Getümmel: „Hier mußt du mir das Reich lassen!" rief er, auf ihn lossprengend. „Das

steht in Gottes Hand", gab Albrecht zur Antwort und stach den schon Verwundeten vom Pferde, der nun vor seinen Augen erschlagen ward. So erzählt man; fest steht, daß Adolf mit einer Anzahl seiner Getreuen im Anreiten auf eine Schar Oestreicher, unter denen Albrecht selbst war, seinen Tod fand.

Obwohl Albrecht von Oestreich (1298—1308) schon bei Adolfs Entsetzung von einem Theil der Kurfürsten gewählt war, schien dennoch die Art, wie er die Krone erworben, so ungerecht, daß er noch einmal in aller Form Rechtens gekoren und erst dann zum König gekrönt wurde. Ohne Maß gab auch er für diese Wahl Bewilligungen und Vorrechte an die Kurfürsten. Dann aber ging er mit eiserner Beharrlichkeit seinem Plane nach, eine deutsche Königsmacht zu gründen. „Hart wie ein Diamant war sein Gemüth," sagt die östreichische Reimchronik von ihm; geliebt hat ihn niemand; er war finster, kalt berechnend und als Einäugiger, nach der Meinung seiner Feinde, schon von der Natur gezeichnet. So verwarf auch der Papst, der herrschsüchtige Bonifazius VIII., sofort seine Erwählung: er habe durch Verrath seinen Herrn erschlagen, sei ungestaltet, und seine Gemahlin sei aus dem Otterngezücht der Staufer entsprossen; deshalb sei er des Reiches unwürdig, und der Papst verfüge einstweilen darüber. Albrecht aber behauptete entschlossen, durch die Wahl der deutschen Fürsten, nicht durch des Papstes Bestätigung trage er die Krone, und näherte sich dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, der auch gerade damals seinen Kampf gegen die Anmaßung des Papstes erhob. Dem neuen Bundesgenossen gab er willig, was dieser vom Reiche im Westen an sich gerissen. Dagegen protestirten die rheinischen Kurfürsten, welchen die Erwählung Albrechts bereits leid that. Erzbischof Gerhard rühmte sich, er habe noch manchen König in seiner Jagdtasche. Aber als sie Miene machten, Albrecht wie Adolf zu entsetzen, demüthigte er sie in einem neuen Kriege, nahm alle Zugeständnisse zurück und suchte ihre Macht völlig zu brechen. —

Zu dem Ende näherte er sich dem Papste wieder. Dieser begann in dem Kampfe gegen den immer kecker auftretenden König von Frankreich zu erliegen; das Papsttum sank von der weltbeherrschenden Höhe, die es zwei Jahrhunderte hindurch eingenommen. Jetzt war ihm der deutsche König als Bundesgenosse willkommen. Andererseits kostete es Albrecht keine Ueberwindung, ihm die unmäßigsten Zugeständnisse zu machen: die deutschen Kurfürsten hätten nur vom Papste das Recht, den römischen König zu wählen. Folglich, bezweckte Albrecht, durfte auch der Papst dieses Recht zurücknehmen und Albrechts Krone, wie er versprach, erblich erklären. Weiter suchte Albrecht gegen die Fürstenmacht die Städte zu heben, indem er die Rheinzölle wieder

abthat, ja er suchte die Landstände der einzelnen Fürsten (S. 180) mit der lockenden Versprechung der Reichsfreiheit für sich zu gewinnen; kein Mittel verschmähte er, um die Fürstengewalt niederzubrechen. Außerdem war er unabläßig bestrebt, seine Hausmacht zu mehren: Holland, Seeland und Frisland, woselbst das Grafenhaus in männlicher Linie erloschen war, gedachte er für eröffnetes Lehen zu erklären; doch mißlang dieser Plan, und Albrecht konnte die Nachfolge der Grafen von Hennegau, aus dem Hause Avesnes, nicht hindern. In Böhmen erlosch 1306 mit Ottokars (S. 183) Enkel, Wenzel III., das Haus der Premysliden: auch dieses Land suchte Albrecht an sein Haus zu bringen, und wirklich gelang es ihm, seinen Sohn Rudolf als König von Böhmen gewählt zu sehen; endlich machte er, wie sein Vorgänger, der König Adolf, Ansprüche auf Meißen und Thüringen, und ließ, als Friedrich und Diezmann Widerstand leisteten, gewaffnete Macht in das Land einrücken.

Aber, obwohl er in kleinen Erwerbungen glücklich war, mißriethen ihm doch alle diese Pläne. Papst Bonifazius VIII., von dessen Hilfe er sich so viel versprochen hatte, ward auf Befehl Philipps des Schönen gefangen genommen, verhöhnt, mit dem Tode bedroht und starb in Raserei, da er den tiefen Fall von so unermeßlicher Höhe herab nicht ertragen konnte, 1303. In Böhmen starb Albrechts Sohn Rudolf, und laut erklärten die Stände, sie wollten keinen Oestreicher wieder zum König. In Thüringen erlitten seine Truppen bei Lucka unweit Altenburg, 1307, eine Niederlage. Endlich fiel Albrecht selbst durch Meuchelmord. Sein Neffe Johann, der rechtmäßige Erbe der sog. vorderen Länder — der Habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, Schwaben und im Elsaß, — hatte schon lange und immer dringender von dem Oheim, seinem bisherigen Vormunde, sein Eigentum gefordert. Immer zurückgewiesen und vertröstet, verband er sich mit mehreren seiner Ministerialen, und in der Schweiz, angesichts der Stammburg seines Hauses, ermordeten sie den König an der Reuß, 1308. Johann, wegen seiner entsetzlichen That Parricida (Vatermörder) genannt, floh mit seinen Helfern in alle Ferne und ist 1313 zu Pisa als Flüchtling gestorben. Gegen Schuldige und Unschuldige wüthete dann die Rache von Albrechts Tochter und Gemahlin. Doch meinte man im Reiche, Johann habe seine „Kainsthat“ nicht ohne Mitwissen mancher Fürsten ausgeführt, denen Albrechts Haupt zu hoch gewachsen. Denn Albrecht hatte gewaltig geherrscht, den Landfrieden geschirmt, die Städte gefördert, die Fürsten gedemüthigt, seine trotzigen Stände im Zaume gehalten, Steuern erhoben in einer Weise, wie man bisher es nicht kannte, und regiert, mehr im Sinne moderner Staatsklugheit als nach üblicher Art der Lehnsherrschaften. Es war ein furcht-

bares Verbrechen, dem er erlegen, eine Bluttat, die ärger war als jener Königsmord gerade hundert Jahre früher (S. 150), und die da zeigen konnte, zu welcher Höhe in Deutschland die Verwilderung der Geister gestiegen war.

Heinrich VII. von Lützelburg. 1308—1313.

In der blutigen Schlacht von Woringen (zwischen Köln und Neuß), 1288, wo der Herzog von Brabant in Verbindung mit den Kölner Bürgern gegen den Grafen von Geldern und seine Verbündeten, den Kölner Erzbischof und die Grafen von Nassau und Lützelburg, um die Limburger Erbfolge gestritten hatte, war auf letzterer Seite der tapfere Graf von Lützelburg gefallen. Sein Sohn Heinrich war diesem in der Grafschaft gefolgt, die ein kleines Gebiet am rauhen Ardennerwalde bildete, ein Mann, so vorzüglich an Geist wie ausgezeichnet in jeder ritterlichen Uebung, der den Landfrieden in seinen Grenzen so trefflich schützte, daß diese wildeste Gegend des Reiches für den Kaufmann damals die sicherste war. Sein Bruder Balduin hatte, so lautet die herkömmliche Erzählung, durch seinen klugen Arzt, Peter Aichspalter, beim Papste um das erledigte Bistum Mainz geworben; Peter aber, der den Papst von einer schweren Krankheit rettete, gewann dasselbe für sich selbst, verschaffte aber Balduin bald darauf Trier. Nun kam die Erledigung des Kaiserthrones, und da die weltlichen Wähler einstweilen nur einverstanden waren, wen sie nicht wählen wollten — z. B. nicht den unruhigen Eberhard von Wirtenberg — so durften Balduin und Peter um so mehr hoffen, im Einverständnis die Wahl zu lenken. Ein anderer Umstand noch begünstigte sie. Philipp der Schöne, König von Frankreich, hatte, wie oben (S. 187) gezeigt, Bonifazius VIII. und in ihm das Papsttum von der alten Höhe herabgestürzt. Papst Clemens V., Bonifazius' zweiter Nachfolger, ein Franzose von Geburt, durch Philipp zu seiner Würde erhöht, ging nie nach Rom, sondern verlegte seit 1308 den päpstlichen Sitz nach Avignon, woselbst er siebenzig Jahre verblieben ist. Von der Zeit an stand das Papsttum im Dienste Frankreichs. Nun warb Philipp für seinen Bruder, Karl von Valois, um die deutsche Kaiserkrone, damit, wie er sagte, das Kaisertum von den Deutschen, auf die es der Papst übertragen habe, wieder an die ursprünglichen Inhaber, die Franken, und auf die Nachfolger Karls des Großen zurückfiele. Der Papst mußte sich seinem tyrannischen Herrscher fügen und diese Wahl empfehlen. Heimlich aber, da er selbst das französische Königshaus — dessen einer Zweig in Neapel herrschte und von da aus auch die ungarische Krone erworben hatte — nicht zu mächtig sehen wollte, trieb er die geistlichen Kurfürsten zu einer

anderen Wahl. Nun brachte Peter Aichspalter Balduins Bruder, jenen Lützelburger Grafen Heinrich, in Vorschlag und erwarb ihm auch die Stimmen der anderen Wähler. Am Königsstuhl zu Rense, von wo der Schall eines Jagdhorns in vier Kurfürstenländern gehört werden konnte,*) im Schatten der Nußbäume des Rheinthals, geschah die Wahl. So die Ueberlieferung. Die Geschichtsforschung unserer Tage weiß von alledem nur, daß durch das besondere Bemühen seines Bruders Balduin von Trier Heinrich von Lützelburg zu Rense zum König ausersehen ward, und daß auch der Erzbischof Peter von Mainz, nach seinem Geburtsort von Aspelt genannt, dem Grafen Heinrich seine Stimme gab, trotzdem Clemens V. für Karl von Valois allen Ernstes eintrat.

Das blutige Ende Adolfs von Nassau, noch mehr das Albrechts von Oestreich, wobei Königsmord mit Verwandtenmord sich gepaart, hatten im Reiche einen erschütternden Eindruck hinterlassen. Es war Zeit, in sich zu gehen und nicht mehr bloß nach Grundsätzen niedriger Habsucht zu verfahren. Und so faßte Heinrich VII., 1308—1313, seine Aufgabe: ein Kaiser zu sein im alten Sinne des Wortes, hoch stehend über den Parteien, Frieden und Gerechtigkeit verwaltend kraft seines geheiligten Ansehens als oberster Schiedsrichter der Christenheit. Um so mehr konnte auch er mit vollen Händen seinen Wählern schenken: er glaubte, in seiner Würde und seinem edeln Willen allein die Bürgschaft zu haben, sein Amt erfüllen zu können; und in der That hat er noch einmal das Kaisertum im vollsten Adel seines großen Berufes dargestellt.

Und gerade ihm, der am wenigsten nach Hausmacht strebte, brachte ein günstiges Geschick sie im vollsten Maße. Noch immer waren seit Wenzels III. Tode (S. 187) in Böhmen Kämpfe um die Thronfolge. Nur eine ganz kleine Partei war für Oestreich; die Macht besaß Heinrich von Kärnthen, der Wenzels älteste Schwester Anna zur Ehe hatte. Aber auch er war gehaßt und hielt seiner Frau jüngere Schwester, Elisabeth, auf die mehr und mehr sich die Hoffnungen der Böhmen wandten, in strenger Haft, ja wollte sie, wie man sagte, absichtlich unter ihrem Stande verheiraten. Aber sie entkam, flüchtete zum Kaiser und rief seine Hilfe an. Dieser vermählte sie seinem jungen Sohne Johann und sandte denselben unter der Leitung Peters von Aspelt nach Böhmen, um das Königreich in Besitz zu nehmen, das nun über ein Jahrhundert seinem Hause verblieb und unter demselben zu hohem Glanze gelangte.

*) Hier, oberhalb Coblenz, stießen Köln, Trier, Mainz und die Pfalz nahe zusammen.

Dann waltete Heinrich des Landfriedens, verständigte sich mit den stolzen Söhnen König Albrechts, Leopold und Friedrich, und ächtete den alten Landfriedensbrecher Eberhard von Wirtenberg. Damit der Haß beruhigt und die Parteien versöhnt wären, ließ er im Dom zu Speyer sowohl Adolfs von Nassau Leiche als auch die Albrechts feierlich beisetzen: so einte das Grab, was im Leben sich feindlich entgegengestanden. — Aber schon zog es ihn nach Italien, dem das Kaiseramt nach alter Anschauung nicht minder galt und dem es nicht minder noth that als Deutschland. Hier war, seit durch den grimmigen Haß der Päpste die Staufische Macht erlegen, alles in zuchtlosestem Treiben verwirrt und verwüstet; Guelfen und Ghibellinen nannten sich die Parteien, obwohl sie wenig mehr von den alten Merkmalen an sich trugen. Gesandte des aus Mailand vertriebenen Matteo Visconti forderten den König zum Zuge auf, auch die jetzt in Mailand herrschenden Torre sandten Boten; überall rüsteten sich die Parteien auf des Herrschers Ankunft. Als ein Heiland des zerrissenen Italiens begrüßte ihn der große Florentiner Dichter Dante. So zog er, mit des Papstes Einwilligung, über die Alpen; von allen Seiten kam ihm Zuzug; in Mailand, das ihn mit großem Gepränge empfangen, ward er mit der eisernen Krone geschmückt. Als er aber in echt kaiserlichem Sinne erklärte, er komme für alle, nicht für diese oder jene Partei, so verbanden sich bald alle in ihren selbstsüchtigen Hoffnungen Getäuschten gegen ihn; die furchtbare viermonatige Belagerung von Brescia zeigte, daß der alte Nationalhaß nicht erloschen sei; zuletzt fanden alle Gegner ihren leitenden Mittelpunkt in König Robert von Neapel, dem Enkel jenes Karl von Anjou, der einst Konradin gerichtet. Unterdessen war Heinrich nach Rom gekommen und hatte durch Abgesandte des in Avignon weilenden Papstes die Kaiserkrone empfangen; war darauf vor Florenz gezogen, ohne diese mächtige Stadt unterwerfen zu können. Dann ächtete er von dem treuen Pisa aus den König Robert und bereitete im Bunde mit Friedrich von Sicilien (S. 156) einen Feldzug zu Wasser und zu Lande gegen ihn. Da gebot ihm der Papst, als willfähriges Werkzeug des französischen Königs, Stillstand, ja drohte mit dem Bann, wenn Heinrich zu gehorchen sich weigern sollte. Der Kaiser ließ sich durch solches Drohen nicht beirren; er war auf dem Marsche gegen Neapel, als ihn der Tod ereilte. In Buon-Convento bei Siena war er gestorben, wie man allgemein glaubte, an Gift, das ihm ein Mönch im Spülkelch des heiligen Abendmahles gereicht, 1313. Zu Pisa ward er bestattet. Keine reinere und edlere Gestalt zeigt die Geschichte; selbst der Neid seiner Feinde hat keinen Flecken auf seinen Charakter geworfen. Dennoch liegt gerade in dieser Hoheit seines Strebens und in

seinem tragischen Ausgange der deutlichste Beweis, daß die Zeit des alten Kaisertums wie der mittelalterlichen Ideen überhaupt unwiderbringlich dahin war.

Ludwig der Baier. 1314—1347.

Noch immer hielt sich das Habsburgisch-östreichische Haus für das nächstberechtigte zur deutschen Krone. An seiner Spitze standen damals Friedrich der Schöne und Leopold, Söhne König Albrechts, beides ritterliche Herren, Feinde städtischer und bäuerlicher Freiheit. Schon dem Lützelburger Heinrich hatte Friedrich sich nur unmuthig gefügt. Jetzt war das von jenem gegründete Haus neben dem Habsburgischen emporgewachsen und drohte es sogar zu überflügeln. Da aber König Johann von Böhmen (S. 189), der Sohn Heinrichs VII., erst ein 17jähriger Jüngling war, so durfte die Lützelburgische Partei nicht hoffen, ihn auf den Thron zu erheben. Sie wandte deshalb ihr Augenmerk auf das Wittelsbachische Haus, in welchem zwei Brüder, Pfalzgraf Rudolf zu Heidelberg und Herzog Ludwig zu München in Oberbaiern seit lange schon feindlich sich gegenüberstanden. Letzterer war ein tüchtiger, ritterlicher Mann und hatte erst kürzlich Friedrich dem Schönen von Oestreich — einst der Freund seiner Jugend, jetzt sein erbitterter Feind — an der Spitze der bairischen Städte ein siegreiches Treffen bei Gamelsdorf, 1313, geliefert. Auf ihn lenkte man die Wahl, und wirklich vereinten sich im Dom zu Frankfurt auf ihn die Kurstimmen von Mainz, Trier, Böhmen, Sachsen-Lauenburg und Brandenburg. Man bezeichnete ihn als Ludwig IV. von Baiern, 1314—1347.

Aber am andern Ufer des Mains hatte sich Friedrich der Schöne mit seinem Anhange eingefunden, unter welchem Pfalzgraf Rudolf, Ludwigs eigner Bruder, der Hervorragendste war. Auch Friedrich hatte einige Stimmen für sich, besonders aber den Kölner Erzbischof. Dieser salbte ihn, da Ludwig ihm bereits auf dem Wege nach Aachen zuvorgekommen war, zu Bonn, während Ludwig einen Tag später zu Aachen vom Erzbischof von Trier gekrönt wurde. Bald standen sich beide Könige mit den Waffen gegenüber, ohne daß es jedoch in den nächsten Jahren zu einer ernstlichen Entscheidung kam. Zunächst suchte der Papst, der schlimme Johann XXII., von dem abermaligen Zwist in Deutschland Nutzen zu ziehen. Mit bisher unerhörter Anmaßung erklärte er, bei streitiger Wahl stehe ihm nicht bloß die Entscheidung zu (S. 127, 150), sondern sogar Verwaltung und Regierung des Reiches, wenigstens Italiens. Aber das Glück der Waffen entschied für

Ludwig. Zuerst schlugen die Schweizer (s. unten) Friedrichs unruhigen, rastlos für ihn arbeitenden Bruder Leopold am Morgarten, 1315. Dann ward Friedrich selbst 1322 in der Schlacht von Ampfing oder Mühldorf am Inn, die er gewagt hatte, ohne seinen Bruder Leopold abzuwarten, geschlagen und gefangen genommen. Die Entscheidung dankte Ludwig dem rechtzeitigen Anrücken des Nürnberger Burggrafen, Friedrich IV. von Hohenzollern.*) Friedrich der Schöne ward auf die Burg Trausnitz an der Naab gebracht. In fast vierjähriger Haft ergrauten, so erzählt man, seine blonden Locken, während seiner Gemahlin, einer aragonischen Königstochter, von den Thränen um ihn die Augen erblindeten. Indessen stritt sein Bruder, der trotzige Leopold, für ihn weiter und schloß sich sogar dem König von Frankreich an, der selbst nach der deutschen Krone trachtete und sich dabei auf einzelne Kurfürsten, vor allem aber auf den in Avignon thronenden Papst stützte, der jetzt, da Ludwig Miene machte, den Ghibellinen in Italien zu Hilfe zu ziehen, Bann und Interdikt (S. 158) gegen Ludwig und seine Anhänger schleuderte. In dieser Noth bot der König seinem Gegner Friedrich selbst die Hand zur Versöhnung, entließ ihn, nachdem Friedrich der Königswürde entsagt, seiner Haft, verpflichtete ihn aber, wenn er Leopold und dessen Anhang nicht zum Frieden stimmen könne, sich ihm wieder zu stellen. Und treu seinem Wort kehrte Friedrich, da ihm dies nicht gelang, unbekümmert um des Papstes Verbot und Zorn, zu Ludwig zurück; dieser aber hielt ihn fortan als seinen Freund, und wie einst in den Tagen der glücklichen Knabenzeit, theilte er mit ihm wieder Wohnung, Tisch und Lager; auch die Reichsgeschäfte führten beide gemeinsam. Doch starb Friedrich schon 1330; sein Bruder Leopold war bereits 1326 seinen rastlosen Anstrengungen erlegen.

Ludwig von Baiern war nun Herr im Reich und unternahm im Jahre 1327 mit einem kleinen Söldnerheere seinen Römerzug. In Italien empfingen ihn die Ghibellinen, und mit ihrem Beistand gelangte er nach Rom. Hier nahm er die Kaiserkrone aus den Händen des römischen Volkes, erklärte den Papst Johann XXII. für abgesetzt und erhob einen frommen Bettelmönch auf den Stuhl Petri. Aber Ludwigs Geldforderungen für seine Soldtruppen empörten die wankelmüthigen Italiener gegen ihn, und sein Rückzug aus Rom und Italien glich fast einer schimpflichen Flucht. Dennoch führte er eine Zeit lang seinen Kampf gegen den Papst von Avignon muthig weiter. Auf seiner Seite standen die um ihres Gelübdes der Armuth

*) Die Gegenwart des viel erwähnten Seifried Schweppermann ist nur bei Gamelsdorf unbestritten.

willen hart mißhandelten Franziskaner=Bettelmönche (S. 167), und diese besonders legten nun in Predigten und Schriften alle Schäden und Gebrechen der damaligen Kirche ohne Schonung bloß; Ludwig appellirte, wie schon Kaiser Friedrich II. gethan (S. 154), an ein allgemeines Konzil, welches höher stehe denn der Papst: und so trug dieser Kampf bereits viel dazu bei, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche unter den Völkern Raum gewann. Bald freilich zeigte sich Ludwig unmännlich schwankend, zum Widerruf, zu jedem Zugeständnis, selbst zur Niederlegung seiner Krone bereit; auch sein Papst that demüthig Buße und beugte sich vor Johann. Als es aber unter Johanns Nachfolger, dem milden und versöhnlichen Benedict XII., immer klarer zu Tage trat, daß der Papst ganz in der Gewalt des französischen Königs stehe und nicht nachgeben dürfe, selbst wenn er wollte, da ward der Unwillen in Deutschland allgemein, die Kurfürsten aber, durch des Papstes Anmaßung in ihren eigensten Rechten gekränkt, erhoben sich zu einer mannhaften, entscheidenden That. Bei dem alten Königsstuhl zu Rense (S. 189) traten sie zusammen — nur der französisch gesinnte Johann von Böhmen fehlte — zu einem Kurverein, 1338, und beschworen: ein deutscher König habe seine Würde allein von Gott und durch die Wahl der deutschen Kurfürsten; dem Papste stehe dabei keine Entscheidung, Bestätigung oder Verwerfung zu. Zum ersten Male seit langer Zeit hatten sie sich erinnert, was sie deutscher Ehre und Unabhängigkeit schuldig waren. Ludwig aber ließ noch im selben Jahre durch den Reichstag zu Frankfurt, auf dem nicht nur die Fürsten, sondern auch die Reichsritterschaft und die Städte vertreten waren, die Renser Beschlüsse bestätigen und erklären, daß der gewählte König auch zur Führung des Kaisertitels berechtigt sei.

Doch Ludwigs ungemessenes Streben nach Vergrößerung seiner Hausmacht verletzte nur zu bald wieder die deutschen Fürsten. Schon 1324 hatte er Brandenburg nach dem Aussterben der Askanier (S. 174) an seinen Sohn Ludwig gegeben. Jetzt bot sich ihm auch die Gelegenheit, Tirol zu gewinnen. Diese Grafschaft nämlich hatte die Tochter Heinrichs von Kärnthen (S. 189), Margarete Maultasch, so genannt von einem Schlosse in Tirol, ihrem ersten Gemahl, einem Sohne König Johanns von Böhmen, zugebracht, während Kärnthen freilich den Oestreichern überlassen werden mußte. Die Ehe war keine glückliche. Margarete wandte sich von ihrem Gemahl ab, und der Kaiser ließ eigenmächtig ihre Ehe trennen und vermählte 1342 Margarete mit seinem oben erwähnten Sohn Ludwig, dem er so auch Tirol erwarb. Hierdurch reizte er das mächtige Lützelburgische Haus gegen sich; als er dann 1345 auch Holland, Seeland, Frisland

und Hennegau als Erbe seiner Gemahlin, einer Avesnes (S. 187), an sich zog, so empörte diese Ländergier alle Fürsten. Der Papst (Clemens VI.) bannte ihn von neuem, weil er durch die oben erwähnte Ehescheidung in die Rechte des Oberhauptes der Kirche eingegriffen. Er entsetzte ihn, gewann mehrere Kurfürsten für sich und auf derselben Stelle, wo sie vor noch nicht langer Zeit die Unabhängigkeit der deutschen Königswahl beschworen hatten, zu Rense, koren diese den jungen Freund des Papstes aus dem Lützelburger Hause, Karl, Johanns von Böhmen Sohn. Ihn beschützte auch der französische König, während sich Ludwig in Deutschland besonders auf die von ihm stets begünstigten Städte stützte. Der Kampf war noch unentschieden, als Ludwig der Baier 1347 auf einer Bärenjagd plötzlich, vom Schlage getroffen, starb.

Karl IV. von Böhmen (Lützelburg). 1346—1378.

Karl IV., der Enkel Heinrichs VII. aus dem Lützelburgisch-böhmischen Hause, hatte seine Wahl durch große Versprechungen und Geldgeschenke von den Kurfürsten erkauft, hatte dem Papst geloben müssen, weder die Bestimmungen des Kurvereins von Rense (S. 193), noch die früheren Ansprüche der Kaiser auf Italien geltend zu machen, und nahm nun ebensowenig Anstand, auch den Städten große Verheißungen zu geben, um sie für sich zu gewinnen. Dennoch fehlte ihm, dem „Pfaffenkönig", lange Zeit die allgemeine Anerkennung. Vor allem wirkte ihm das Wittelsbachisch-bairische Haus entgegen, an dessen Spitze nun König Ludwigs Sohn, Ludwig von Brandenburg, stand. Als nun Karl den Markgrafen Ludwig mit Hilfe der Feinde Brandenburgs bedrängte und einen plötzlich auftretenden Pilger, der sich für den letzten Askanier Waldemar ausgab (den falschen Waldemar), als Markgrafen von Brandenburg anerkannte, da stellten die Wittelsbacher in dem Grafen Günther von Schwarzburg, einem geraden, ritterlichen Mann, einen Gegenkönig gegen Karl IV. auf. Ein neuer Bürgerkrieg sollte nun, so schien es, Deutschland verwüsten und das in einer Zeit, wo schon schweres Unheil das unglückliche Land heimsuchte. Eine furchtbare Pest nämlich, der schwarze Tod genannt, ging durch die Länder Europas und wüthete auch in den deutschen Gebieten. — In Deutschland war, da Karl IV. von den bedeutenderen Reichsstädten noch immer nicht anerkannt wurde, alles voll Streit und Parteiung. Aber Karl gelangte durch Unterhandlungen weiter als durchs Schwert. Er vertrug sich mit Ludwig von Brandenburg, gab den falschen Waldemar, den er bisher unterstützt hatte, auf, und Günther, nun von seinem Anhange verlassen,

ohnehin dem Tode sich nahe fühlend, gab gegen 22,000 Mark Silber seine Kronansprüche auf. Zwei Tage darauf war er todt, man glaubte, von seinen Feinden vergiftet, 1349. Dann gewann Karl IV. auch die Städte, indem er auch ihnen die größten Rechte zugestand.

Karl IV. war also nun Alleinherrscher. Er hatte es sich viel Geld kosten lassen, um zum Ziele zu gelangen, hatte ohnehin dem Golde mehr als dem Schwert vertraut. Kalt, überlegsam, fein und schlau in seinen Unterhandlungen, gelehrt und geistreich, war er gleich fern von dem edlen Sinn seines Großvaters (S. 189) wie von dem abenteuerlichen Geist seines Vaters (S. 240). Seine große Kunst war, in einer Zeit, wo fast kein Fürst verstand, mit seinen Einkünften auszukommen, stets bei Gelde zu sein. So mehrte er durch beständigen Kauf und Erwerb seine Hausmacht, die sich zuletzt durch den ganzen Osten Deutschlands erstreckte (S. 241); ebensowenig aber trug er Bedenken, auch noch die letzten Rechte und Einkünfte des Reiches zu vergeben, vorausgesetzt, daß solch ein Handel ihm Geld brachte. Doch hielt er auf äußere Würde und Majestät. Auch Romfahrten hat er gemacht, aber mit geringer Begleitung und ohne den stolzen Sinn seiner Vorfahren. Er verkaufte auch hier, in Italien, die letzten Reichsrechte, bald Städten, bald Tyrannen, empfing zu Rom die Kaiserkrone, 1355, blieb aber, wie er dem Papste versprochen hatte, nur einen Tag, nicht einmal eine Nacht in Rom. Die römischen Patrioten, Männer wie der kurz vorher getödtete Cola Rienzi, der sich voll prahlerischen Stolzes den Tribunen der römischen Republik nannte, und Schwärmer für die alte Kaiserherrlichkeit wie der Dichter Petrarca, der wie einst Dante (S. 190) durch den Kaiser über Italien und die Christenheit Friede und Ordnung verbreitet sehen wollte, fühlten sich schwer getäuscht in diesem Herrscher, der nicht im entferntesten gesonnen war, eitlen Träumen untergegangener Größe zu huldigen.

Für Deutschland aber hat Karl IV., von seiner ersten Romfahrt zurückgekehrt, eine folgenreiche Schöpfung ins Leben gerufen. Auf den Reichstagen zu Nürnberg und dann zu Metz erließ er 1356 ein Reichsgrundgesetz, die sog. goldene Bulle. In der Ueberzeugung, daß für Deutschland der rechtlose Zustand aufhören müsse, ordnete er durch dieselbe zunächst die Wahl der deutschen Könige. Denn, so beginnt die goldene Bulle, „Ein jeglich Reich, so in ihm selbst uneins ist, wird zu Grunde gehen. Denn seine Fürsten sind der Räuber Gesellen, darum hat Gott die Leuchten ihres Geistes von ihrer Stelle gethan, sie sind blinde Blindenleiter geworden und mit blinden Gedanken begehen sie viel Missethat.“ Durch die goldene Bulle wurden zunächst die sieben Kurfürsten bestimmt: die drei geistlichen von Mainz, Trier und Köln (noch im Sinne des alten Reiches als Erz-

Kanzler für Deutschland, Burgund und Italien) und die vier weltlichen: der König von Böhmen als Erzschenk, der Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer.*) Diese Kurfürsten wurden vor den übrigen Reichsfürsten durch besondere Ehren und Rechte ausgezeichnet. Ihre Länder sollten stets ungetheilt auf den Erstgeborenen forterben; in denselben sollten sie die höchste Gerichtsbarkeit haben, von ihrem Rechtsspruch sollte man nicht einmal an den Kaiser appelliren dürfen; sie erhielten in ihren Territorien das Münzrecht, die Bergwerke, den Judenzoll, was alles bisher Regal d. h. königliches Eigentum gewesen war; sie sollten alljährlich zum Rath des Königs sich versammeln. Als Wahlstadt ward Frankfurt, als Krönungsstadt Aachen bestimmt. Gesetze zur Aufrechthaltung des Landfriedens schlossen sich diesen Bestimmungen an. Des Papstes und seines angeblichen Bestätigungsrechtes war in der goldenen Bulle mit keinem Worte gedacht. — Es war der erste Schritt zu einer neuen Ordnung Deutschlands, die aber nicht weiter entwickelt worden ist. Die nächste Folge war nur die schrankenlose Landeshoheit der Kurfürsten, der auch bald andere Fürsten nachstrebten.

Karl IV. hatte in seiner ganzen Regierung gezeigt, daß er ein praktischer Politiker sei und nicht gewillt, durch starres Festhalten an seinen Grundsätzen sich Vortheile entgehen zu lassen, er scheute sich deshalb auch nicht, gegen die Bestimmungen seines gerühmtesten Werkes, der goldenen Bulle, zu verstoßen, als er seinem Sohne Wenzel nach langen Bemühungen endlich wirklich die Wahl zu sichern wußte. Und als in Schwaben sich die Ritter wie die Städte, die sich zum schwäbischen Städtebunde geeint, gegen den vom Könige begünstigten Eberhard von Wirtenberg zusammenthaten, da erkannte der Kaiser, der stets mehr die größeren Fürsten denn die Städte im Reiche begünstigt hatte, derselben goldenen Bulle zuwider diesen Städtebund an. Es waren schwere Jahre diese letzten seiner Regierung. Im Reich zeigte der Städtekrieg 1377—1389 (s. unten), wie wenig doch Ordnung und Ruhe in Deutschland geschaffen sei. In der Kirche, wo eben die große Spaltung begann, ja fast in allen Ländern der Christenheit schien alles in innerer Auflösung; von Osten her drohten die Türken über das zerrüttete Europa hereinzubrechen, als Karl IV., schon lange hinsiechend, auf seinem Schlosse zu Prag starb, 1378. Für Böhmen wie

*) Kurpfalz vertrat mithin von nun an das Wittelsbachische Haus, dessen herzogliche Linie von der Kur ausgeschlossen blieb. Ebenso ward bei Sachsen für Sachsen-Wittenberg, nicht für Sachsen-Lauenburg entschieden. In beiden Häusern war bisher das Kurrecht in den verschiedenen Linien streitig gewesen (z. B. S. 191).

für alle seine Erblande ein Vater, ist er dem Reiche — um den Ausspruch eines späteren Kaisers, Maximilians I., zu benutzen — ein Stiefvater gewesen, an Gesinnung mehr Böhme als Deutscher.

Wenzel von Böhmen. 1378—1400. Ruprecht von der Pfalz. 1400—1410.

Wenzel, der seinem Vater Karl IV. folgte, war von diesem gelehrt erzogen und früh in die Regierungsgeschäfte eingeweiht; aber er war von heftigem, aufbrausendem Charakter, und nach und nach arteten seine Sitten zu wüster Rohheit aus. Dennoch waren seine Anfänge gut und vielverheißend. Er nahm sich der Beseitigung der Kirchenspaltung, ferner des Landfriedens, der Münzverbesserung eifrig an. Aber im südlichen Deutschland wüthete noch der Städtekrieg; der große schwäbische Städtebund, verschiedene Ritterbünde wie die brimmenden Löwen, die von St. Georg, St. Wilhelm und andere, endlich die aufstrebenden Fürsten, wie Eberhard von Wirtenberg und (in den vorderen Landen) Leopold von Oestreich, — alles stand sich hier feindlich gegenüber. Bei so schwerer Verwirrung blieb es erfolglos, wenn Wenzel, dem schon von seinem Vater gegebenen Beispiel folgend, ernstlich um die Ordnung sich mühte, Deutschland in Kreise, „Parteien", wie man damals sagte (zunächst in vier), zu theilen und Schiedsgerichte für Streitigkeiten einzusetzen begann. Es sind dies die ersten Anfänge einer Kreiseintheilung in Deutschland. Aber Ruhe ward darum mit Nichten. Während die Schweizer bei Sempach, 1386, und bei Näfels, 1388, ihre Selbständigkeit vertheidigten (s. unten), ward auch in Schwaben und am Rhein zwischen Städtern und Fürsten gekämpft. Doch hier war der Erfolg auf der Seite der letzteren. Bei Döffingen, 1388, siegte Eberhard von Wirtenberg, bei Worms im selben Jahre Ruprecht von der Pfalz (s. unten). Der Kaiser verbot nun zu Eger jede Einung der Städte und verkündete einen allgemeinen Landfrieden, freilich ohne rechten Erfolg, 1389.

Bald aber gewann eine ungezügelte Wildheit mehr und mehr in Wenzel die Oberhand. Mit seinen böhmischen Ständen zerfiel er und war einige Zeit sogar Gefangener derselben. Gegen Adel und Pfaffen in seinem Lande erbittert, übte er am liebsten schnelle, grausame Rache oder Gerechtigkeit: daher erzählte man von ihm, der Henker, den er seinen Gevattersmann nenne, sei sein liebster Begleiter. „Venceslaus alter Nero" schrieb man ihm einst an seine Thür: er aber, wie er denn weder des rasch treffenden Verstandes noch einiger Gelehrsamkeit entbehrte, schrieb darunter: „Si non

fui adhuc, ero."*) Der Jagdlust leidenschaftlich zugethan, war er stets von großen und wilden Doggen begleitet, von denen, wie man glaubte, seine erste Gemahlin zerrissen ward; ihren Beichtvater, den heiligen Nepomuk, erzählte später die fromme Sage, ließ er von der Moldaubrücke stürzen, da jener ihm die Beichtgeheimnisse derselben nicht hätte verrathen wollen. Vor allem aber war wüste Trunksucht sein Laster. Trotzdem war er beim niederen Volke nicht unbeliebt, und erst die späteren Aufzeichnungen, besonders Geistlicher, gefallen sich darin, ihn als Tyrannen hinzustellen.

Keineswegs waren es seine unköniglichen Laster, die endlich seine Entsetzung durch die Kurfürsten herbeiführten, obwohl man natürlich dieselben zu betonen nicht unterließ. Die Gründe lagen vielmehr in der Ränkesucht des Erzbischofs von Mainz, in dem Mißtrauen der rheinischen Kurfürsten gegen die scheinbar zu Frankreich neigende Politik des Königs, in der durch florentinisches Gold genährten Unzufriedenheit der Fürsten über Wenzels Maßnahmen in Italien. Dazu kamen die unklaren kirchlichen Verhältnisse. Seit Wenzels Regierungsantritt war die Kirche in ein Papsttum von Rom und ein Papsttum von Avignon gespalten (S. 200). Diese Kirchentrennung zu beseitigen, kam Wenzel 1398 mit dem französischen Könige zu Reims zusammen. Beide verabredeten, beide Päpste zur Abdankung zu bringen, und natürlich war nun der in Deutschland anerkannte Papst Bonifaz IX. eher gegen denn für Wenzel. Im August 1400 entsetzten die vier rheinischen Kurfürsten den König Wenzel zu Oberlahnstein, indem sie selbstsüchtige Zwecke schlecht mit dem Mantel der Tugend und Vaterlandsliebe deckten. Sie warfen ihm seine Laster vor und vor allem, daß er den Galeazzo Visconti für 100,000 Goldgulden als Herzog von Mailand und aller von hier aus eroberten Ortschaften bestätigt und so, als ein „Entgliederer" des Reiches, Gebiete desselben vergeben habe. Sie erklärten ihn für abgesetzt und koren aus ihrer Mitte den Pfalzgrafen Ruprecht. Wenzel erkannte diesen Beschluß natürlich nicht an, schien sich jedoch leicht über den Verlust der deutschen Krone zu trösten.

Ruprecht von der Pfalz, 1400—1410, ein Wittelsbacher, war kein untüchtiger Mann, aber im Reich zu Ansehen zu kommen ist ihm nicht gelungen. Kaum daß er mit Wenzel noch einen matten, erfolglosen Krieg um die Krone führte. Dann schien es ihm besser, nach Italien zu ziehen und für sich zu gewinnen, was Wenzel hier vergeben hatte: aber von der neuen Kriegskunst der Bandenführer (Condottiere) geschlagen, kehrte er noch

*) „Wenzel, ein zweiter Nero." — „„War ich's bisher noch nicht, so werd' ich's.""

ärmer und ungeehrter zurück, als er gegangen. Bald galt er auch im Südwesten Deutschlands, wo er allein anerkannt gewesen, nichts mehr. Alle Macht raffte hier der gewaltthätige, ehrgeizige Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, „der beißende Wolf", an sich, der aus Fürsten und Reichsstädten den Marbacher Bund zusammenbrachte „zu Schutz und Trutz gegen jedermann, wer es auch wäre" — eine Verbindung, die trotz aller formellen Versicherungen doch nur gegen den König gerichtet sein konnte. Und so tief gesunken waren beide Könige, daß sie bald wetteifernd um die Gunst dieses Bundes sich bemühten. Als Ruprecht endlich Miene machte, den Druck des Mainzers abzuschütteln und ihn nach Gebühr zu züchtigen, ereilte ihn der Tod, 1410.

Die deutschen Zustände waren in völliger Auflösung: im ganzen Norden Deutschlands, vom Rhein bis zur Elbe, lebte man wie außer dem Reich; im Osten hielten sich die größern Territorien: Brandenburg, Meißen, Böhmen, Oestreich, gleichfalls in einem gesonderten, um das Reich unbekümmerten Dasein; und in Franken und Schwaben war alles in Verwirrung. Dennoch traten um diese jetzt so entwerthete Krone wieder drei Bewerber auf, alle drei noch dazu aus dem Lützelburgischen Hause. Wenzel von Böhmen hatte in seine Absetzung noch immer nicht gewilligt. Der alte Jost von Mähren, sein Oheim, mochte in seinem geizigen Sinn das Reich immer noch für eine Einnahmequelle mehr halten und bemühte sich deshalb gleichfalls um die Krone. „Er galt für einen großen Mann", sagt ein alter Chronist, „aber es war nichts groß an ihm als sein Bart." Endlich trat Wenzels Bruder, Sigmund, der von des Vaters Gebiet die Mark Brandenburg ererbt und durch Heirat Ungarn bekommen hatte, gleichfalls als Bewerber hervor. Auf ihn setzten, die es noch mit dem Reiche wohlmeinten, ihre Hoffnung. Zu diesen gehörte der kluge und reichstreue Friedrich VI. von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg; und dem Eifer wie dem Geschicke dieses Mannes gelang es wirklich, die Wahl Sigmunds, wenngleich nur mit drei Kurstimmen, durchzusetzen, 1410. Glücklicherweise starb Jost um diese Zeit; und Wenzel ließ sich mit dem Titel eines römischen Königs abfinden. Nun wählten auch die Kurfürsten, die sich von der ersten Wahl fern gehalten, Sigmund, 1411.

Sigmund 1411—1437. Das Konzil zu Constanz. Hussitenkriege.

Noch einmal schien es, als könne eine Genesung in den deutschen Zuständen eintreten. Sigmund, Karls IV. zweiter Sohn, im besten Mannesalter, schön, ritterlich, hoch begabt und gebildet, brachte eine Hausmacht mit, die allein schon Achtung gebot: ihm gehörten die Kronen von Ungarn, Bosnien, Dalmatien, und in Deutschland die brandenburgischen Marken. Indem er sich auf diese Hausmacht stützte, sich mit dem bairischen Hause verständigte, Friedrich von Hohenzollern als innigsten Freund und Berather gebrauchte und auch sonst mit Klugheit und Geschick auftrat, schien es noch einmal möglich, wieder eine allgemeine Reichsordnung herzustellen. Außerdem aber trat er auch wie ein Kaiser wieder in die großen Fragen der Christenheit ein. Der Zustand der Kirche, die damals drei Päpste hatte, erheischte eine schleunige Reform, und war auch der Kaiser in Deutschland so gut wie machtlos, noch galt bei allen Völkern sein Titel als der höchste der Christenheit; und je weniger man von dem Papste hoffen durfte, um so mehr erinnerte man sich daran, daß der Kaiser das weltliche Oberschutzamt der Kirche habe. Diese seine Aufgabe ergriff Sigmund mit Eifer, und so kam es, daß für kirchliche und Reichsangelegenheiten zugleich das Constanzer Konzil, 1414—1418, berufen wurde.

Fast siebenzig Jahre war, seit Philipp der Schöne, König von Frankreich, den Papst Bonifaz VIII. von seiner Höhe herabgestürzt, der Sitz der obersten kirchlichen Gewalt in Avignon gewesen, 1308—1376 (das sog. babylonische Exil der Kirche). In dieser Zeit war das Ansehen des päpstlichen Hofes durch Sittenlosigkeit und Schwelgerei, durch Aemterhandel und Gelderpressungen tief gesunken. Als endlich einmal wieder in Rom ein neuer Papst gewählt ward, zeigten sich viele Kardinäle mit dieser Entscheidung unzufrieden, stellten aus ihrer Mitte einen andern Papst auf, der sich bald wieder nach Avignon begab. So begann die Kirchenspaltung oder das Schisma, 1378—1417. Beide Päpste thaten sich gegenseitig mit den ihnen anhängenden Ländern und Völkern — ihren Obedienzen — in den Bann, der Streit verwirrte die Gemüther der gläubigen Christenheit mehr und mehr, und da beide Päpste Geld brauchten, so mehrten sich ebenso die Erpressungen und die schändlichen Künste, womit man es erlistete. Dieser Zeit gehörte jener Bonifaz IX. (S. 198) an, welcher zuerst den Ablaßhandel, der jetzt zur Vergebung der Sünden um Geld herabsank, ins Große trieb und besonders aus Deutschland ungeheure Summen zusammenscharrte. Bei allen Einsichtigen und Wohlmeinenden erhob sich unter diesen Umständen

laut und lauter der Ruf nach einem allgemeinen Konzil. Ein solches, behauptete man, das in seiner Versammlung die ganze Kirche darstelle, müsse deshalb auch nach Christi Verheißung unmittelbar vom heiligen Geiste geleitet werden, sei mithin unfehlbar, stehe über den streitenden Päpsten und sei allein im Stande, die Reformation an Haupt und Gliedern zu vollziehen. Endlich entschlossen sich die Kardinäle in Rom wie in Avignon und beriefen ein solches Konzil nach Pisa, 1409. Dieses entsetzte beide Päpste und wählte einen neuen; da aber jene nicht wichen, so hatte man nur das Uebel verschlimmert und drei Päpste geschaffen, wie man um dieselbe Zeit drei Kaiser hatte. — Diese Verwirrung beschloß nun Sigmund zu schlichten. Da der mächtigste der drei hadernden Päpste, Johann XXIII. (Balthasar Cossa), vor den Waffen des jungen Königs von Neapel eben aus Rom hatte flüchten müssen und bei Sigmund Hilfe suchte, so gelang es diesem, ihn zu bestimmen, ein neues Konzil, und zwar nach Constanz, auf deutschem Boden, auszuschreiben.

Das Konzil zu Constanz, 1414—1418, vereinte noch einmal die ganze abendländische Christenheit zu einer großen Gemeinschaft. Prälaten aus Italien, Deutschland, Frankreich, England, den nordischen und östlichen Reichen, zuletzt auch aus Spanien, kamen hier zusammen; selbst der Patriarch des damals schon von den Türken gefährdeten Konstantinopels schickte Botschaft. Anwesend waren ein Papst und ein Kaiser, die meisten deutschen Reichsfürsten mit adligem Gefolge, das an Zahl der Diener und Pferde wetteiferte; Gesandte der fremden Könige, zum Theil prinzlichen Geblüts; Abgeordnete verschiedener Universitäten, besonders von Paris; Vertreter von Domkapiteln und Klöstern; endlich eine unzählige Menge von Wechslern, Kaufleuten, Krämern, Abenteurern aller Art und aller Länder, die in dem großen Menschenstrome ihr Glück suchten: das alles in einer Zeit, die mehr denn irgend eine andere dem Aeußerlichen zugewandt, in augenblicklichem Genuß und in fröhlicher Pracht ihre Befriedigung haschte. Jetzt feierliche Hochämter und Prozessionen, jetzt Turniere und fürstliche Einzüge; hier prächtige Bischofsgewande, Mitra und Infuln, dort der rothe Hut der Kardinäle, der violette Talar der Doktoren, die schwarzen, braunen und weißen Kapuzen der Aebte und Mönche; dazwischen der Gold- und Silberschmuck der Ritter, ihre wallenden Federbüsche, ihre von Schellen klingenden Gewande, ihre mit Decken gezierten Pferde, ihre Falken und Hunde; die Sprachen des Abendlandes durcheinander rauschend — das alles in eine enge, mittelalterliche Stadt und in ihre mit Zelten bedeckte Umgebung zusammengedrängt, bot das bunteste, belebteste Bild. Und auch die geistlichen Geschäfte schien man gleich von Anfang mit Eifer zu erfassen. Die Versammlung stimmte, um

den übermächtigen Einfluß der zahlreich erschienenen italienischen Geistlichkeit zu brechen, nach Nationen. Man entsetzte den lasterhaften Johann XXIII., der durch schlaue Winkelzüge, zuletzt durch die Flucht, das Konzil aufzulösen versucht hatte, fand sich auch mit den beiden andern Päpsten ab (Kaiser Sigmund hatte, um den kirchlichen Frieden so gewisser zu vermitteln, eine abenteuerliche und nicht ganz gefahrlose Reise nach Aragonien, Paris und London gemacht), ernannte zuletzt einen neuen Papst, Martin V., und stellte so die Einheit der Kirche glücklich wieder her. Aber man hatte nicht, wie Sigmund und die deutsche Nation gewollt, zuvor die Reform berathen und durchgeführt, und der neue Papst wußte denn auch das Konzil um die beste Frucht zu betrügen, indem er mit den einzelnen Nationen Einzelverträge abschloß. — Eine besondere Wichtigkeit aber hat das Konzil noch durch die Verurtheilung des Johann Hus erlangt.

Johann Hus, geboren 1369, ein Böhme, hatte, als er bereits beliebter Prediger und Lehrer an der Universität Prag und Beichtvater der frommen Gemahlin König Wenzels war, die Schriften des englischen Reformators Wiclif kennen gelernt, hatte sich deren Grundsätze angeeignet und war als strenger Bußprediger, als kühner Tadler kirchlicher Mißbräuche und besonders des Ablaßhandels aufgetreten. Zugleich hatte er, als eifriger Böhme, während er Rektor der Universität war, den böhmischen Stimmen das Uebergewicht verschafft und war so den Deutschen, die deshalb die Universität verließen und meist nach Leipzig (Gründung der Universität noch im selben Jahre, 1409) wanderten, verhaßt geworden. Der Papst berief ihn zur Verantwortung vor sich, und als er nicht kam, ward er entsetzt und gebannt. Nun appellirte Hus an „den besser zu unterrichtenden Papst", wandte sich mit begeisterter Predigt ans Volk und berief sich auf Christus, das Haupt der unsichtbaren, wahren Kirche; sein Freund Hieronymus verbrannte eine päpstliche Kreuzzugs- und Ablaßbulle am Pranger. Immer tiefer ward die Kluft zwischen Hus und der bestehenden Kirche. Ausgestattet mit einem Geleitsbrief Sigmunds, der ihm sichere Hin- und Rückreise verbürgte, war Hus zur endlichen Entscheidung seiner Sache vor dem Konzil erschienen, ward aber bald nach seiner Ankunft auf Befehl des Papstes verhaftet und in ein ekelhaftes, ungesundes Gefängnis geworfen. Sigmund, der erst später ankam, war zwar über den Bruch seines Geleits heftig erzürnt, überließ aber dann doch den Ketzer dem Urtheilsspruch des Konzils. Dieses, zwar selbst auf Reform bedacht, wollte doch in keiner Weise die Unfehlbarkeit der Kirche und mithin (S. 201) des Konzils selber angezweifelt sehen: Hus aber berief sich auf die heilige Schrift und die ältesten Kirchenväter. Und so weigerte er sich, die ihm vorgehaltenen oder aufgebürdeten Irrtümer

zu widerrufen. Da verdammte ihn das Konzil. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen wurden ihm die Priesterweihen genommen, sein Leib dem Tode und seine Seele dem Teufel übergeben. „Und ich, sprach Hus, befehle sie in die Hände meines Herrn Jesu Christi!“ Betend, unter Psalmen und Lobgesängen, schritt er durch eine unzählige Menge zum Scheiterhaufen. Als die Gluth um ihn emporstieg, rief er laut: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ aber als er es zum dritten Male rief, schlug ihm die Lohe ins Angesicht; man sah seine Lippen noch, wie im stillen Gebet, sich bewegen; dann senkte er das Haupt und starb, 6. Juli 1415. Seine Asche ward in den Rhein gestreut. Ein Jahr später endete sein Freund Hieronymus, nachdem er seinen durch die Angst ihm entpreßten Widerruf zurückgenommen, an derselben Stelle und mit demselben Muthe. Kein Philosoph des Altertums, schrieb damals ein gelehrter Italiener, hat je den Tod mit solcher Standhaftigkeit erlitten, wie diese Männer. Hus aber hatte gesagt, hindeutend auf seinen Namen, der im Böhmischen Gans bedeutet: „die Gans ist ein schwaches und zahmes Thier und erhebt sich nicht zu hohem Fluge: aber stärkere Vögel, Falken und Adler, werden nach ihr kommen und werden, sich hochschwingend, alle Schlingen durchbrechen.“

Die Böhmen, schon seit Jahren in inneren Unruhen und Aufständen gegen Wenzel verwildert, ergriff bei der Nachricht von dieser Hinrichtung ihres geliebten Lehrers wilder Zorn. Sie wandten sich nun um so bereitwilliger den Lehren Hussens und seiner Freunde zu, deren Hauptforderung der Kelch beim Abendmahl ward. Die Erbitterung war um so größer, da, wenn Wenzel starb, ihm, dem Kinderlosen, Sigmund folgen mußte, dem die Böhmen den Bruch des freien Geleites und die Ermordung ihres Propheten vorwarfen. Gleich nach den ersten Aufständen der Hussiten, an deren Spitze der gewaltige Johann Ziska von Trocnow trat, starb Wenzel, vom Schlag getroffen, 1419; und nun verwarfen die Böhmen Sigmund als seinen Nachfolger. Der Geist des Zornes, der Empörung, des religiösen Eifers ging durch das ganze Land. Prediger mit dem Kelch in der Hand riefen zum Kampfe für die heilige Sache, in ihren Fahnen flatterte gleichfalls das Bild des geheiligten Kelches, von welchem sie auch den Parteinamen Utraquisten empfingen.*) Vergebens führte Sigmund ungarische und Reichsheere gegen sie, vergebens predigten die päpstlichen Legaten gegen die gefährlichen Ketzer das Kreuz. Zum ersten Male seit Jahrhunderten stand für Religion und Vaterland hier in diesem Hussitenkriege ein ganzes Volk wieder in den Waffen, Bauern und Handwerker, nicht bloß der ritter-

*) Weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque forma) forderten.

liche Stand. Vor dem Rollen ihrer Wagen, die sie nach alttestamentlicher Weise zu Wagenburgen um ihr Lager schlugen, vor dem Brausen ihrer begeisterten Kampfgesänge, vor ihren gerad geschmiedeten Sensen, vor ihren Keulen, Dreschflegeln und Morgensternen wichen alle Heere, oft ehe sie ihrer nur ansichtig wurden. Und so siegten sie unter dem nun ganz erblindeten Ziska in mancher Schlacht, am entschiedensten bei Deutschbrod, 1422. Der altberühmte Kriegsgeist schien von der deutschen Nation gewichen: es zeigte sich, wie gefährlich die zügellose Freiheit und Selbstsucht der einzelnen Fürsten und Städte war einem solchen Feinde gegenüber. Denn auch jetzt kam es, trotz vieler Versuche, weder zu einem dauernden Landfrieden noch zu gemeinsamen Maßregeln. Einzelne unterhandelten, andere entzogen sich dem Reichsaufgebot, die Städte schoben die Fürsten, diese die Städte vor; und wenn auch einmal ein buntgewürfeltes Reichsheer wirklich zusammenkam, so floh es vor der Entscheidung; beim Passe von Taus, 1431, soll der päpstliche Legat, ein geborener englischer Königssohn, im Zorn über die Feigheit des Heeres die Reichsfahne zerrissen und die Fetzen den Fürsten vor die Füße geworfen haben — ohne Nutzen — denn Muth und Ehre schien gewichen, und so wurde es offenbar, daß die deutsche Nation durch die Auflösung der Reichsverfassung auch um die letzte Tüchtigkeit gekommen war.

Bei dieser Lage im Reich verlor Sigmund die Lust, dasselbe zu reformiren; er überließ es als einen unheilbaren Körper sich selbst und wandte seine Thätigkeit ausschließlich seinen Erblanden zu. Zwar empfing er auf seinem Römerzuge, 1431—1433, sowohl die eiserne Krone der Lombarden zu Mailand, als die Kaiserkrone zu Rom, aber, gleich seinen Vorfahren, benutzte er seine hohe Würde nur noch, um für sich und seine Erbländer Nutzen zu ziehen. Philipp dem Guten aus dem zu hoher Macht erwachsenen burgundischen Herzogshause konnte er nicht wehren, erst Luxemburg und Namur, zuletzt auch gar Holland vom Reiche zu reißen. Mit seinem alten Freunde, Friedrich von Hohenzollern, dem er auf dem Konzil zu Constanz sein Kurfürstentum abgetreten hatte, war er gleichfalls seit lange zerfallen (s. unten). Was er für sein Haus an Macht erworben, das suchte er, da mit ihm das Haus der Lützelburger ausstarb, seinem Schwiegersohn und einzigen Erben, Albrecht von Oestreich, zuzuwenden. Das Konzil von Basel, 1431—1443 (1449), von dem die Völker sich die Durchführung der zu Constanz vereitelten Reformation versprachen, trat zwar sehr muthig gegen alle kirchlichen Mißbräuche in die Schranken; der Papst aber wußte es nach Italien, erst nach Ferrara, dann nach Florenz zu verlegen, und auch der kühnste Theil der Väter, der zurück-

blieb und einen neuen Papst wählte, ermattete zuletzt, und das Konzil zerrann ohne Frucht. —

Die Hussiten waren zwar, nachdem sie ihren Führer Ziska durch den Tod verloren, 1424, unter sich in Parteien zerfallen, aber trotzdem blieben sie den deutschen Scharen überlegen und schlugen sie aus Böhmen hinaus, ja drangen in wilden Plünderungszügen tief in das deutsche Reich bis zur Donau, weit nach Baiern und Franken, nach Schlesien und Sachsen. Das Konzil von Basel vermittelte zuletzt zwischen der gemäßigten Partei der Böhmen, den Calixtinern, und Sigmund: die Prager Kompaktaten, 1433, gestatteten den Böhmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen, und durch den Vertrag von Iglau, 1436, ward Sigmund nun endlich, kurz vor seinem Tode, von ihnen als König angenommen.

Die deutschen Kaiser aus dem Habsburgischen Hause: Albrecht II. 1438—1439. Friedrich III. 1440—1493.

Zwei Fürstenhäuser waren durch Sigmund zu hohem Ansehen gehoben worden; in der ersten Hälfte seiner Regierung die Hohenzollern, denen er die Kurwürde von Brandenburg zugewandt; in der späteren Hälfte die Habsburger, aus deren Stamm er seinen Schwiegersohn gewählt, und deren Erblande mit den seinen wie von selbst zu einem Ganzen sich schlossen. Diese beiden Häuser schienen dem Kaiserthron am nächsten zu stehen. Für Friedrich von Brandenburg sprach ein langes Leben voll Arbeiten und Aufopferung für das Reich; für den in voller Manneskraft stehenden Albrecht von Oestreich die Verwandtschaft mit Sigmund und die größere Hausmacht. Bei den Kurfürsten aber fiel für Albrecht ins Gewicht, daß seine von Sigmund ererbten Territorien außer Deutschland lagen, mithin die Thätigkeit des neugewählten Kaisers mehr diesen, weniger dem Reiche zugewandt sein würde; und eben einen Kaiser, der das Reich sich selber überließe, wollte man. So entschieden sich die Kurfürsten für Albrecht II., 1438—1439, mit dem nun die ununterbrochene Reihe der Kaiser aus östreichischem Hause beginnt. An sich war Albrecht ein tüchtiger Mann, ebenso sparsam und bedächtig wie unternehmend und kühn. Die Ungarn, die anders dachten als die deutschen Wähler und ihren König für sich haben wollten, hatten sich zwar eidlich geloben lassen, Albrecht solle die Kaiserkrone nicht ohne ihre Bewilligung annehmen; aber das Konzil zu Basel vermittelte ihm ihre Beistimmung. Albrechts kurze Regierung hatte für Deutschland besonders Herstellung des Landfriedens im Auge, und man kam deshalb auf die schon unter den Lützelburgern gepflegte Idee

zurück, das Reich in Kreise zu theilen: denn nach Kreisen konnte man eine Reichssteuer und ein Reichsaufgebot erheben, und diese waren für das Reich wie für Albrechts Erblande höchst nöthig, da die Türken bereits gegen Ungarn und Deutschland vordrangen. Schon bezeichnete man die vier Kreise, in welche Deutschland mit Ausnahme von Oestreich und Böhmen zerfallen sollte; aber wieder waren es die Städte, die nicht mit Unrecht Uebervortheilung fürchteten und der neuen Einrichtung widerstrebten. Albrecht stand mit einem östreichisch-ungarischen Heere gegen die Türken an der Theiß, da erkrankte er auf den Tod und starb, erst zweiundvierzig Jahre alt, ehe er noch sein Wien erreichen konnte, und ohne zu Aachen die Krone bekommen, ja ohne das deutsche Reich als Kaiser betreten zu haben. Er hinterließ das Andenken eines ehrenhaften, in seinem Glauben streng katholischen Fürsten, der selten gelacht, seltener noch den Degen von seiner Seite gethan hatte.

Immer schamloser trat die Selbstsucht der Kurfürsten hervor: jetzt wählten sie Albrechts II. Vetter, Friedrich von Steiermark, obwohl man ihn kannte und nichts Gutes von ihm hoffen konnte. Friedrich III., 1440—1493, war ein Sonderling wunderlichster, steifster Art, ein Jüngling mit dem Sinn eines Greisen, ein Mann von zähester Trägheit, der weder selbst etwas that noch andere etwas für sich thun ließ, sondern wartete, bis die Erfolge ihm zureiften. Sehr päpstlich gesonnen, einst Pilger nach Jerusalem, war er niemand willkommener als dem Papst, dem er denn auch alle günstigen Rechte, welche die deutsche Nation durch das Constanzer und Baseler Konzil erstritten, bereitwillig preisgab. Verfolgung weitaussehender Pläne und dabei Schwäche und Hilflosigkeit in den zunächstliegenden Dingen waren ihm eigentümlich. Unter ihm geschah im Reiche gar nichts. Man sprach zwar ohne Unterbrechung von dem Landfrieden, aber erst 1442 kam Friedrich zu einem ersten Reichstage nach Deutschland, dann dauerte das alte blutige Fehderecht und die Zerrüttung fort bis 1466, dann griff man zu einem vom Kaiser gebotenen Landfrieden auf 5 Jahre, dem niemand gehorchte; ebenso ward ein oberstes Gericht im Reiche, ein Reichskammergericht, vorgeschlagen, aber vom Kaiser selbst nicht angenommen. Zwar hat Friedrich III. auf einem Römerzuge auch die Kaiserkrone empfangen, 1452, sogar mit viel Pomp, aber ohne Ehren und Nutzen.

Im Innern Deutschlands aber herrschte die wildeste Verwirrung. Um für sein Haus wiederzugewinnen, was dasselbe kurz vorher während des Konzils von Constanz an die Schweizer verloren (s. unten), rief der Kaiser selbst die wilden Kriegsbanden, die damals Frankreich verwüsteten, die Ar-

magnacs (die „armen Gecken“) gegen sie ins Land, unter der Führung des französischen Dauphins (Kronprinzen), der schon damals das linke Rheinufer als Frankreichs natürliche Grenze in Anspruch nahm. Durch den Heldentod der 1600 Schweizer, die bei St. Jakob an der Birs unfern Basel fielen (1444), hier abgeschreckt, warfen sich diese Raubscharen auf Schwaben und Elsaß und zogen erst nach gräßlichen Verwüstungen wieder ab. Der Kaiser aber blieb noch länger in fruchtlosem Kampfe gegen die Schweizer. — Unter den verschiedenen Zweigen des bairischen Hauses wüthete Haß und Krieg. Der Hohenzoller Albrecht Achilles (s. unten) tummelte sich in langen Fehden gegen die süddeutschen Städte und gegen das bairische Haus. In Kurpfalz behauptete sich Friedrich der Siegreiche, trotz Kaiser, Papst und Nachbarfürsten, so lange er lebte, in der Gewalt, die er widerrechtlich seinem Neffen entrissen (S. 216). In Thüringen und Meißen kämpften die beiden Brüder Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm einen langen erbitterten Krieg gegeneinander (S. 231), und in Westfalen ward zwischen den Bürgern von Soest und dem Kölner Erzbischof die Soester Fehde (1444—1449) gestritten (S. 223). Alles dies geschah innerhalb weniger Jahrzehnte, und ohne daß der Kaiser vermocht und versucht hätte, dem Uebel zu steuern.

Zugleich erbebte des Reiches Grundbau durch gewaltige Stöße von außen. Seit dem 14. Jahrhundert waren die Türken in Europa erschienen und bedrohten das morsche oströmische Reich; bald drangen sie auch erobernd gegen Ungarn vor. Schon 1396 hatte Sigmund an der Spitze eines aus der ganzen abendländischen Christenheit gebildeten Heeres eine schwere Niederlage an der unteren Donau bei Nikopolis erlitten. Endlich, 1453, fiel Konstantinopel, und die Türken gründeten südlich von der Donau auf europäischem Boden ihr Reich. Immer häufiger überschwemmten sie Ungarn und drangen 1469 zum ersten Male bis über die deutschen Grenzen. Das Reich wie des Kaisers eigene Lande waren gefährdet: aber bei der allgemeinen Zerrüttung, bei der völligen Gleichgiltigkeit gegen das Reich, zu der der Kaiser selbst das Beispiel gab, zog kein Reichsheer zur Vertheidigung aus: man hielt Reichstag über Reichstag, ohne etwas zu beschließen*), und wich den Türken wie einst den Hussiten ohne Kampf und Ehre. — In Böhmen und Ungarn standen die Dinge nicht besser für das Reich. Erst nach König Albrechts II. Tode war diesem ein Sohn geboren, Ladislaus Posthumus (der Nachgeborene). Dieses Kindes Erbe hätte Friedrich III., der bei all seiner Untüchtigkeit gierig nach Land und in der

*) Besonders die Städte zeigten sich selbstsüchtig und lau.

Erwerbung desselben ebenso schlau wie gewissenlos war, gern an sich gezogen. Aber in beiden Ländern brachen Unruhen aus. Ladislaus starb jung, 1457, und nun bemächtigten sich eingeborne Männer der Herrschaft. In Böhmen, welches, obwohl meist von Slaven bewohnt, doch Reichsland war, erhob sich, auf die alten Utraquisten (S. 203) gestützt, König Georg von Podiebrad zu einer Macht, die allen deutschen Nachbarlanden gefährlich wurde; die Ungarn setzten den klugen, glänzenden Matthias Corvinus auf den Thron, der zuletzt im Kampfe gegen Friedrich diesen sogar von Land und Leuten und aus seiner Hauptstadt Wien vertrieb und dieselbe besetzt hielt, bis er starb. Im Nordosten hatten sich Polen und Lithauer unter dem Königshause der Jagiellonen geeinigt und bedrängten das Land des deutschen Ordens, über welchen sie schon 1410 bei Tannenberg (s. unten) einen großen Sieg davongetragen hatten, und den sie, ohne daß Kaiser und Reich sich seiner annahmen, endlich 1466 völlig überwältigten. Slaven und Ungarn, so lange den Deutschen unterworfen, waren die Herren des Ostens und gefährliche Nachbarn des Reiches geworden. Im Norden ging Holstein an die Dänen verloren. Ein Glück war es, daß wenigstens in Brandenburg der Hohenzoller Friedrich II., genannt der Eiserne, mit Ernst an der Macht, die ihm sein Vater Friedrich I. hinterlassen, weiter baute und ein Bollwerk gegen das Vordringen der Slaven aufrichtete.

Der gefährlichste Feind aber erwuchs dem Reiche im Westen. Ein Seitenzweig der französischen Königslinie, die Herzöge von Burgund (S. 221 Anm.), hatten sich durch Erbschaft und Eroberung in Besitz fast aller der Länder gesetzt, die einst Niederlothringen gebildet hatten; alle Länder um die Rheinmündung, die Maas- und Scheldegegend gehörten zu diesem Herzogtum Burgund, das unter Herzog Karl dem Kühnen die höchste Macht erreichte. Dieser strebte sein Gebiet rheinaufwärts auszudehnen: alles, was auf dem linken Ufer dieses deutschen Stromes lag, wurde von ihm mit welscher Herrschaft bedroht. Vom Erzbischof von Köln zu Hilfe gerufen, belagerte er 1474 die Stadt Neuß am Rhein, und nur dem heldenmüthigen Widerstande dieser Stadt, die sechsundfünfzig Stürme abschlug und eine zehnmonatige Belagerung aushielt, und nicht dem trägen Zuzuge der Reichsarmee war es zu danken, daß dem Herzoge hier halt geboten wurde. Denn, was das Schlimmste war, der Kaiser selbst war in geheimer Unterhandlung mit dem Reichsfeinde, da es ihn gelüstete, seinen Sohn Maximilian mit der einzigen Tochter des reichen Herzogs zu vermählen. Schon das Jahr zuvor war er mit ihm in Trier zusammengekommen und hatte sich von ihm an Glanz und Pracht beschämen lassen. So rührte es den Kaiser auch wenig, als Karl der Kühne die Schweizer angriff. Aber hier machte deutsche

Tapferkeit welsche Prahlerei zu Schanden; die Schweizer, die vergebens beim Reiche um Hilfe gebeten, schlugen allein das stolze Ritterheer bei Granson und bei Murten, 1476, und bei Nancy, 1477,*) (S. 278) — Siege, die vom ganzen deutschen Volke bis zur Ostsee hin mit lautem Jubel begrüßt wurden, aber keinem weniger willkommen waren als dem Kaiser.

Eins gewann Friedrich durch seine träge Zähigkeit und schleichende Berechnung: obwohl Deutschland tiefer gesunken war denn je zuvor, und Friedrich selbst klagen mußte, daß in dem heiligen römischen Reich und sonderlich in deutschen Landen „vil vnrats gewalticlicher auch anderer vnziemlicher vnd vneerlicher angriff vnd beschedigung bescheen seind vnd noch teglichs gescheen mit rowb, mord vnd brandt, davon das heilig reich, des wir ein merer genannt sein, gar schadlichen gemynnert" sei, und obwohl er, der Kaiser, der seinem Titel nach ein Weltbeherrscher sein sollte, aus seinem Erblande lange Zeit verjagt, als Flüchtling im Reiche umherzog, sein Mahl in Städten und Klöstern nahm, wo man ihn umsonst bewirthete, ja gelegentlich mit einem Gespann Ochsen seine Straße fuhr; doch erweiterte er schließlich seine östreichische Hausmacht. Denn wirklich ward sein Sohn Max Gemahl der Maria von Burgund, und die großen Gebiete Karls des Kühnen kamen so, wenigstens zum Theil, an das östreichische Haus. Friedrichs III. Wort, das er einst selber niedergeschrieben: „alles ertreich ist ostreich untertan" begann zur Wahrheit zu werden, als er nach langer, verderblicher Regierung starb, 1493.

Maximilian. 1493—1519. Der ewige Landfriede.

Maximilian, der seinem Vater schon im Jahre 1486 zum Nachfolger gegeben und in Frankfurt a. M. gekrönt war, war von edler Gesinnung und feiner Bildung. Wunderlich, liebenswürdig, vielseitig, unermüdlich wie er war, hat man ihn wohl Deutschlands letzten Ritter genannt. Seine hohe Gestalt, durch jede körperliche Uebung gestählt und gekräftigt, das muthige blaue Auge, die lang herabwallenden blonden Locken ließen ihn als ein echtes Königsbild erscheinen. Sein Muth ward oft zur Tollkühnheit; so, wenn er den Bären in seiner Höhle aufsuchte und mit ihm kämpfte, wenn er in den Käfig des Löwen trat und ihn scheuchte, vor allem, wenn er in den Tiroler Alpen Gemse und Steinbock bis zu den höchsten Felsenspitzen verfolgte. Auch Soldat war er, durch Anstrengungen und Entbeh-

*) „Bei Granson verlor ich den Muth — bei Murten das Gut — bei Nancy das Blut."

rungen nicht zu zermürben, und, wie sein Ahn Rudolf (S. 182), voll listiger Anschläge und neuer Erfindungen; er wußte seinen Harnisch und sein Schwert selbst zu schmieden, und ist oft, den Speer auf der Schulter, zu Fuß vor seinen Landsknechten hergezogen. Zu seinen körperlichen Vorzügen gesellte sich eine umfassende geistige Bildung, die ihm sein Vater hatte angedeihen lassen; so daß es einem so reich ausgestatteten Menschen wohl zustand, noch einmal an Karls des Großen Vorbild, an eine Erneuerung der alten Kaiserherrlichkeit zu denken. — Aber leider war sein Geist mehr abenteuerlichen Plänen, als dem Nächsten und Nöthigsten zugewandt; und auch er fand bald seine Thätigkeit mehr außer als in dem Reiche.

Friedrich III. war noch nicht begraben, als die Türken schon wieder bis Laibach schweiften. In Italien verwickelte sich Maximilian durch seine zweite Vermählung mit Blanca Maria aus dem Hause Sforza, das in Mailand regierte, in neue Kriege und Streitigkeiten. Eben fingen (seit 1494) die Franzosen an, auch hier ehrgeizig und erobernd einzudringen. Gegen die Türken wünschte Maximilian die Kräfte des Reiches zur Abwehr heranziehen zu können, in Italien suchte er, bald in Fehde und bald in Bündnis mit den Franzosen, zwischen den Mächten, die hier sich um die Herrschaft stritten, die Stellung der früheren Kaiser wieder einzunehmen; obwohl er weder je in Rom die Kaiserkrone erhalten, noch überhaupt hier mit glücklichem Erfolge gekämpft hat. Zu allen diesen Unternehmungen bedurfte er Truppen und Geld vom Reiche. Die deutschen Fürsten waren sonst nicht sehr bereit, solchen Forderungen zu entsprechen, diesmal zeigten sie sich geneigt, gegen Bedingungen Geld und Truppen zu gewähren. In den Stürmen und dem Unglück der letzten Zeiten (S. 206) war nämlich in Deutschland ein tüchtigeres Geschlecht, besonders vaterlandsliebender Kurfürsten erwachsen, die erkannten, daß dem Reiche eine endliche Ordnung dringend nöthig sei. So zeichneten sich vor allem aus: Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, dann Friedrich der Weise von Sachsen, Johann Cicero von Brandenburg und auch Eberhard im Bart, der erste Herzog in Wirtenberg. Sie wollten eine Reform des Reiches: erklärlich, daß sie die Gelegenheit, die sich ihnen bot, benutzten, um dem König Zugeständnisse abzudringen. Die Reichsstände erklärten also ihre Bereitwilligkeit den Kaiser zu unterstützen, wenn er als Gegenleistung ein Reichsregiment d. h. eine Mitregierung der Reichsstände zulasse und ein oberstes Reichsgericht, das von ihm unabhängig sei, einsetze. So war man auf dem Wege, eine durch die Stände d. i. den fürstlichen Adel des Reiches beschränkte Monarchie herzustellen, und auf dem Reichstage vom Worms, 1495, gestand Maximilian zwar noch nicht, wie gefordert, die Errichtung

eines Reichsregimentes zu (erst 5 Jahre später zu Augsburg bewilligte er auch diese Forderung der Reformpartei), aber ein sog. ewiger Landfriede wurde verkündigt, kraft dessen nicht bloß auf Jahre, wie bei den bisherigen Landfrieden, sondern für alle Zeit jede Selbsthilfe im Reiche verboten, also das seit Jahrhunderten geltende Fehderecht aufgehoben ward. Zur Entscheidung sich erhebender Streitigkeiten wurde ein oberster Gerichtshof, das sog. Reichskammergericht, eingesetzt. Alle Jahre sollte, um über den Landfrieden, die Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile und über des Reiches Wohl überhaupt zu wachen, ein Reichstag zusammentreten. Um aber das Kammergericht zu unterhalten und zugleich die Anfänge zu einer Reichswehr herzustellen, mußte zum ersten Male eine allgemeine Reichssteuer ausgeschrieben werden, der sog. gemeine Pfennig, und um denselben zu beschaffen, mußten sowohl die eigentlichen Grenzen des deutschen Reiches gegen die Nebenländer schärfer wie bisher gezogen, als auch dieses selbst in übersichtliche Kreise getheilt werden. So kam man auf die schon lange besprochene Eintheilung des Reiches in Kreise zurück, deren Zahl anfangs, 1500, auf 6, später, 1512, auf 10 festgesetzt wurde. Es waren die folgenden: der östreichische, der bairische, der schwäbische, der fränkische, der kurrheinische, der oberrheinische, der burgundische, der niederrheinisch-westfälische, der niedersächsische, der obersächsische. Böhmen mit seinen Nebenländern d. h. Mähren, Schlesien, Lausitz ward als slavisches Land nicht einbegriffen; von den deutschen Gebieten fehlte die Schweiz.

Die Schweizer nämlich, stolz und unabhängig geworden durch ihre Siege und mit dem Könige von Frankreich in Friede und Freundschaft, wollten zur Erhaltung des Reichskammergerichts nichts beisteuern. Maximilian, der deshalb einen Krieg unternahm, konnte sie nicht überwinden und mußte ihre Unabhängigkeit anerkennen; damit begann auch die Lostrennung dieses Gliedes vom deutschen Reichskörper. Ueberhaupt schienen die neuen, wohlgemeinten Einrichtungen doch bald wieder wie Flugsand zu verwehen. Maximilian selbst haßte die Beschränkungen seiner Macht, die ihm das Reichsregiment auflegte. Als im Jahre 1504 in dem Wittelsbachischen Hause um das Landshuter Erbe der sogenannte Pfälzerkrieg ausbrach, nahm Maximilian, nachdem der von ihm geächtete Kurfürst von der Pfalz von seinen zahlreichen Feinden besiegt und gedemüthigt worden war, diese Gelegenheit, bei der er zum ersten Male seit langer Zeit wieder eine entscheidende Rolle in Deutschland gespielt hatte, wahr, um die 1495 und 1500 getroffenen Einrichtungen des Reichsregimentes und selbst auch des Reichskammergerichtes einschlafen zu lassen. Zwar nöthigten ihn seine Geldverlegenheiten bald wieder

zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Stände, aber in seinem Herzen war er gegen die Reformbestrebungen, in denen er nur Versuche, die Königsgewalt zu beschränken, sah. Er kümmerte sich überhaupt ernstlich nur noch um seine östreichischen Interessen, seine italienischen Feldzüge und in den letzten Jahren vor allem darum, wie er die Kaiserkrone seinem Enkel, Karl I. von Spanien, zuwenden möge. Dennoch waren unter ihm im Reiche bessere Zeiten angebrochen, und der Grund zu einer deutschen Reichsverfassung gelegt.

Hervorragende Fürstenhäuser.

Stellung der Landesherren im allgemeinen.

Der ewige Landfriede beendigte eine innere Auflösung und Zersetzung des Reiches, die kaum noch weiter gehen konnte. Seit die Fürsten erblich geworden waren; seit aus den Reichslehen selbständige Länder (Territorien) sich gebildet hatten, und die Gaueintheilung aufgelöst war, nahmen die Reichsstände eine fast ganz unabhängige Stellung ein. Diese Reichsstände wurden vorzugsweise durch die Fürsten gebildet; erst gegen den Schluß unserer Periode waren auch die Reichsstädte und die Reichsritterschaft durch Abgeordnete auf den Reichstagen vertreten.*) Seit den Veränderungen unter Maximilian (S. 210) hätte man das Reich, den Kaiser an der Spitze, ihm zur Seite die auf den Reichstagen sich versammelnden Reichsstände, fast wie eine ständische Monarchie betrachten können. Aber leider verkam alles schon in den ersten Anfängen. Die Fürsten sahen ihre Territorien längst als Eigentum an, was sich besonders in der Unsitte der Landestheilungen zeigte, die fast regelmäßig vorgenommen wurden, wenn mehrere Söhne vorhanden waren. So wuchs die Zahl der Landesgebiete immer mehr, und die Zersplitterung ging ins Kleine und Kleinste. Zugleich kamen seitens der Fürsten zahlreiche Versuche vor, Städte und Ritter in ihrer Freiheit zu schädigen, sie zuletzt wohl ganz zu unterwerfen; wohingegen diese wieder voll Muth und Trotz sich ihrer Unabhängigkeit wehrten, oft

*) Die Reichsstädte wurden seit Rudolf von Habsburg oft berufen, da man ihrer Geldmittel bedurfte; förmlich aufgenommen wurden sie erst 1487. Sie ordneten sich nach zwei Bänken, der rheinischen Bank, wozu die Städte der Wetterau, des Elsaß, Thüringens und Sachsens gehörten; und der schwäbischen Bank, wozu die schwäbischen und fränkischen Städte gehörten. — Die Kurfürsten gaben am Gitter der Fürsten ihre „Relation", diese ihre „Korrelation"; diese zusammen gingen an die Vertreter der Städte, welche dann erst um Instruktion nach Hause schreiben mußten. Widersprachen sie, so kam nichts zustande. Wie schwerfällig, ja unmöglich war also ein gemeinsamer Beschluß!

sogar eine herausfordernde Stellung einnahmen. Aber auch die Fürsten fanden eine Schranke ihrer Gewalt in ihren Landständen d. i. ihren abhängigen (nicht reichsfreien) Städten, Adligen und Geistlichen; denn es wiederholte sich (S. 180) nun in den Territorien dasselbe im kleinen, was im Reiche im großen geschehen war: Adel und Städte strebten auch hier mehr und mehr zur Unabhängigkeit empor. Die Fürsten boten ihnen selbst die Gelegenheiten; denn diese brauchten, um mit angemessenem Glanz aufzutreten, oft auch um die Kosten eines wüsten Hoflebens bestreiten zu können, um Kriege zu führen oder ihren Töchtern Hochzeiten auszurichten und Mitgiften zu geben, Geld, das mehr und mehr eine Macht wurde. Abgaben in Geld aber hatte das frühere Mittelalter nicht gekannt, es kannte nur persönliche Dienstleistungen; die Fürsten hatten mithin weder die Macht noch das Recht, ohne weiteres solches zu erheben und mußten sich an den guten Willen ihrer Landstände wenden, mußten ihnen mit einer Bitte (Bede in Norddeutschland genannt) kommen, um von ihnen Geld zu erhalten. Dieses gewährten sie, aber nicht ohne Bedingungen für sich auszumachen, und so geschah es, daß sie sich öfter, zuletzt regelmäßig versammelten; daß sie als erstes Recht die Steuerbewilligung in Anspruch nahmen, dann häufig auch noch eine Beaufsichtigung über die Verwendung der bewilligten Gelder forderten; ja, daß sie bei jeder Abschließung neuer Bündnisse oder Verträge, bei jeder neuen Landestheilung gefragt sein wollten, geschweige bei Verkauf oder Verpfändung einzelner Landestheile, was auch vorkam. So war also die Fürstengewalt nach unten hin ebenso gebunden, wie sie selbst nach oben hin die Reichsgewalt band. Für Gelder, welche die Landstände bewilligten, ließen sich diese schließlich die landesherrlichen Rechte, Gerichtsbarkeiten, Zölle übertragen — und somit fielen fast alle Lasten auf die „armen Leut“, vorzugsweise auf die Bauern, die allmählich in einen namenlos elenden Zustand hinunter sanken. Und doch hatte auch der Ritter, der mit Geld nicht umzugehen verstand, oder der Fürst, der es nur um immer größere Opfer, gleichsam um sein Kapital, kaufte, ebenso wenig Segen von solcher Bedrückung.

Diese Zersetzung des Reiches in Territorialgewalten, und wieder die Zersetzung dieser nach unten hin, hatte in einer Beziehung ihr Gutes; sie nöthigte den Mann, der sich auf allgemeine Ordnung nicht stützen konnte, nach altgermanischer Weise auf sich selber ganz allein zu stehen, Muth, Klugheit und Geistesgegenwart auszubilden; sie gab den kleinen Fürsten und Herren Gelegenheit, ihre Gebiete in eigentümlicher Weise zu regieren und hat später Wissenschaft und Kunst besonders gedeihen lassen. Auf der anderen Seite erwuchs aber noch viel mehr Roheit, Gewaltthätigkeit, Frevel und

Grausamkeit aus diesem im großen ganzen rechtlosen Zustande, und wie er endlich das Reich an den Rand des Abgrunds führte, haben wir bereits zur Genüge gesehen.

Wir suchen nun in den folgenden Abschnitten ein Bild des also veränderten deutschen Reiches in seinen wichtigsten Territorien und regierenden Geschlechtern (Dynastien) zu gewinnen, indem wir bei unserer Uebersicht von der unter Maximilian I. eingeführten Kreiseintheilung ausgehen.

Der Kurkreis und der oberrheinische Kreis. Das Pfälzer Haus. Haus Nassau-Oranien. Haus Lothringen.

In der Mitte des westlichen Deutschlands, wo von rechts der Neckar zwischen Obstgärten und Rebenhügeln, der Main durch reiche Fruchtgebreite und die Lahn unter Fels und Busch ihren Weg zum schönen Rheine nehmen, wo von links die Nahe zwischen den dunklen Höhen des Donnersberges und Idarwaldes und die Mosel zwischen alten Burgen, Städten und Weinbergen hindurch sich gleichfalls zum Rheine winden: hier in den alten Kernlanden des Reichs, einst den Herzogtümern Franken und Oberlothringen angehörig, kreuzten sich zwei Kreise, der Kurkreis und der oberrheinische. Der erste umfaßte die Hauptgebiete der vier Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und von der Pfalz. Die kurpfälzische Residenz war Heidelberg am Neckar, und das Schloß dieser dem Wittelsbachischen Hause angehörenden Herren hob sich, von röthlichem Stein erbaut, am Fuß des mächtigen, waldbedeckten Königstuhls, gar lieblich aus dem Grün der Bäume und blickte über eins der herrlichsten Thäler Deutschlands, das hier gegen den Rhein hin weit sich öffnet. Das Pfalzgrafenamt, (S. 74, 100), ursprünglich für das Herzogtum Franken bestimmt, war von Kaiser Friedrich II. an Ludwig von Baiern (Wittelsbach) gegeben worden, dessen Enkel jener Ludwig der Strenge war, der zur Zeit des Interregnums um ungegründeten Verdacht seine Gemahlin hinrichten ließ. Dessen Söhne waren Rudolf, der Pfalzgraf, und Ludwig, der spätere deutsche Kaiser (S. 191). Von Rudolf leitete sich das pfalzbaierische Haus ab, da Kaiser Ludwig durch den Hausvertrag von Pavia 1329 den Söhnen desselben, Ruprecht I. und Rudolf, die pfälzischen Länder und einem Enkel desselben die Oberpfalz (den alten Nordgau, S. 74) an dem Westabhange des Böhmer Waldes überließ. Von der Kurlinie ward schon 1386 die Universität zu Heidelberg gestiftet. Ihr entstammte auch Ruprecht (III.), der von 1400—1410 deutscher König war (S. 198), ebenso jener Friedrich der Siegreiche (S. 207), der zur Zeit Kaiser Friedrichs III. an Stelle

seines minderjährigen Neffen die Kurwürde sich angeeignet hatte und sie dem Kaiser zum Trotz bis zu seinem Tode 1476 behauptete — damals der entscheidende Herr in Westdeutschland. In seiner ruhmreichsten Schlacht, der von Seckenheim, am Neckar unweit Heidelberg, 1462, nahm er seine Feinde, den Grafen von Wirtenberg, den Markgrafen von Baden und den Bischof von Metz, gefangen, bewirthete sie, so berichtet die Sage, als sie aus langer harter Haft sich theuer gelöst, zuletzt dann prächtig auf seinem Heidelberger Schloß, ließ ihnen aber kein Brot zu den Speisen aufsetzen. Als sie sich darüber wunderten, ließ er ihnen sagen: sie hätten seinen Bauern die Ernte verderbt und verbrannt, nun möchten sie sehen, wie es sich ohne Brot leben ließe. — Diese pfälzische Linie des Wittelsbachischen Hauses ging auch später ihren eigenen Weg; zur Reformationszeit trat sie mit Entschiedenheit dem evangelischen Bekenntnis bei, während die übrigen Wittelsbacher ebenso eifrig katholisch blieben.*)

Kur-Mainz erstreckte sich mit seinem Gebiete über zerstreute Landschaften, wie Aschaffenburg, Lorsch, das Eichsfeld, Erfurt (seit 1392 Universität) sein Mittelpunkt aber war die alte Römergründung (S. 11), das „goldene Mainz", wie es im Volksmunde seines Reichtums wegen genannt ward, am Zusammenfluß von Main und Rhein, und zwar auf der linken Seite des letzteren Flusses gelegen, mit seinem prächtigen Dom, seinen festen Mauern und seiner regsamen Bevölkerung. Seit Bonifazius' Zeiten (S. 62—64) war es der erste Bischofssitz Deutschlands, und sein geistlicher Sprengel erstreckte sich von der Schweiz bis zur Elbe. Der Stuhl war meist von den großen rheinischen Geschlechtern, am häufigsten von den Nassauern oder den ihnen verwandten Eppensteinern, besetzt. Aber auch die Stadt Mainz kam zu großer Blüte und gedieh durch die Tüchtigkeit und Freiheit ihrer Bürger. Doch erlitt dieselbe einen schweren Schlag, als sie für ihren

---

*) Als die gerade Kurlinie 1559 erlosch, ging die Kur auf eine jüngere Linie, Pfalz-Simmern, über. Dieser entstammte der unglückliche Friedrich V., König von Böhmen, der im dreißigjährigen Kriege Land und Leute und auch die Kur einbüßte, welche letztere nun auf die herzogliche Linie, die Nachkommen Kaiser Ludwigs, überging. Doch bekam mit dem westfälischen Frieden das pfälzische Haus die Kurwürde als die achte im Reiche zurück. Abermals waren jüngere Linien abgezweigt: Pfalz-Neuburg, die Jülich und Berg am Niederrhein erwarb und diese 1685 mit dem Kurlande und der Kurwürde von der Pfalz verband, Pfalz-Sulzbach, die 1742 die neuburgischen Länder und 1777 auch die kurbaierischen erbte, Pfalz-Zweibrücken, die durch Heirat sich mit dem schwedischen Königshause verband, und aus der die Könige Karl X.—XII. stammten, und Pfalz-Birkenfeld, welche zuerst Zweibrücken 1731, dann die beiden, unter der sulzbachischen Linie vereinten Kurländer Pfalz und Baiern nebst Jülich und Berg erbte, 1799, und für Baiern 1805 die Königswürde erwarb. Aus ihr entstammt das jetzige baierische Königshaus.

vom Papst entsetzten Erzbischof Diether, einen Verbündeten Friedrichs des Siegreichen (S. 215), wider dessen Gegenbischof Adolf II. von Nassau, stritt. Durch Verrath wurde letzterem ein Thor der Stadt geöffnet, 1462, er drang ein, und trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürger siegte er, als er die Brandfackel in die Häuser der Kämpfenden werfen und einen Theil der Stadt in Asche legen ließ; eine entsetzliche Verheerung folgte, der Reichtum der Bürger war vernichtet, die reichsfreie Stadt, bisher der glänzendsten eine, sank zur Landstadt herab. Daß unter Adolfs Nachfolger, 1477, zu Mainz ebenfalls eine Universität gegründet wurde, war kein Ersatz für das, was die Stadt verloren. Besonderes Ansehen genossen die Kurfürsten dann zu Bertholds (von Henneberg, S. 210) und zu dessen Nachfolgers, Albrechts (von Brandenburg), Zeiten.

Kur-Trier, im sonnigen Gelände der Mosel gelegen, abwärts bis zum Rhein ausgedehnt, wo dem stolzen Ehrenbreitstein gegenüber Coblenz auf grünem Vorsprung zwischen Rhein und Moselmündung sich erhebt, hatte in seiner Hauptstadt Trier gleichfalls einen Ort, dessen Gründung schon vor die Zeiten der Römer fällt, und dessen bischöflicher Stuhl schon in apostolischer Zeit entstanden sein sollte. Der Sprengel des Erzbistums umfaßte im wesentlichen das alte Oberlothringen; auf seinen Stuhl stiegen vorzugsweise Glieder aus den großen rheinischen Geschlechtern. Auch Trier hatte eine Universität, und die Stadt selbst lebte mit ihren Erzbischöfen meist in Freundschaft.

Anders war es in Kur-Köln. Auch Köln reicht in die Römerzeit (S. 9) und sein bischöflicher Stuhl fast in das apostolische Zeitalter zurück. Auf dem linken Rheinufer, schon in der Ebene, erhob sich das „heilige Köln" mit seinem wunderbar schönen, freilich unvollendeten Dome, seinen Kirchen und Kapellen, deren Zahl gleich den Tagen im Jahre war, wie mit seinen Myriaden von Heiligenleibern, ein „deutsches Rom", mit einer trutzigen Bevölkerung, reichem Handel und mancher lieblichen, fröhlichen Volkssitte. Das Territorium von Köln reichte in einem schmalen Streifen den Rhein hinab von Linz bis Kaiserswerth; es gehörten ihm aber auch noch bedeutende Gebiete in Westfalen (S. 145) zu. Der Sprengel umfaßte das ehemalige Niederlothringen, das Land der Frisen und Sachsen bis über die Weser. Die Residenz der Erzbischöfe, die meist rheinischen Fürstengeschlechtern, denen von Mörs, Sayn, Berg, Wied u. a. entnommen wurden, war seit 1263 das von Kastanien umschattete Bonn, dessen „alter Zoll" zugleich mit der malerischsten Aussicht die Schiffahrt des Rheins beherrschte. Seit Konrad von Hochstaden, dem Gründer des Doms (1248), wüthete fast ununterbrochene Fehde zwischen den Erzbischöfen und der Stadt Köln, die ihrerseits wieder durch erbitterten Kampf der Geschlechter und Zünfte verwirrt ward.

Dennoch gedieh Reichtum und Wohlstand, auch hier blühte schon seit 1388 eine Universität, und das Erzstift ward nach der Reformation gerade wegen seiner Machtstellung von dem mächtigsten katholischen Fürstenhause Deutschlands fast wie Erbgut in Beschlag genommen. Mehr als 150 Jahre haben baierische Prinzen hier ununterbrochen residirt, 1583—1761, nur kurze Zeit hat sich dann noch ein Oestreicher der erzbischöflichen Macht in alter Ausdehnung zu erfreuen gehabt. — Durch diese drei kurfürstlichen Erzbistümer hatte der alte Reichsadel eine mächtige, einflußreiche Stellung in Deutschland, die er mit allem Eifer festhielt und ausbeutete.

Zum Kurkreise gehörte auch die Grafschaft Nassau. Das Haus Nassau stammte aus alter deutscher Zeit. Seit 1255 theilte es sich in zwei Linien: die Walramsche und Ottonische; aus ersterer stammte König Adolf von Nassau (S. 185); letztere erwarb seit dem 14. Jhd. bereits Besitzungen im Lützelburgischen und Nordbrabant, und ihre Nachkommen, die Nassau-Oranische Linie, nehmen so später in den Niederlanden eine hervorragende Stellung ein.*) Durch Kaiser Karl IV. ward das Haus gefürstet.

Der oberrheinische Kreis erstreckte sich von Basel an auf dem linken Rheinufer abwärts und setzte sich nördlich von Mainz in den hessischen Gebieten fort. Er umfaßte also das lothringische Hügelland, die reiche Ebene zwischen Wasgau und Rhein, in die der Thurm des Straßburger Domes als ein Wahrzeichen altdeutschen Kunstsinns hineinragt, und die offnen Thäler der Wetterau, der oberen Lahn, der Fulda, das weite Thalbecken von Kassel bis die Waldberge, welche die Weser bespült, im Norden die Grenze bildeten. Zu ihm gehörten die Bistümer Metz, Toul, Verdun, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, die Abtei Fulda und viele kleinere geistliche

*) Aus ihr entstammte nämlich ein Graf Heinrich von Nassau, der 1515 Claudia von Chalons heiratete, auf welche das Fürstentum Orange am linken Rhoneufer vererbt war. Ihr Sohn Renatus verband dieses Fürstentum mit den bereits früher erworbenen niederländischen Besitzungen der Familie. Dessen Erbe aus der Dillenburgischen Linie, von Heinrichs Bruder Wilhelm stammend, war der berühmte Wilhelm von Oranien, der Begründer der niederländischen Freiheit. Dessen jüngster Sohn, Friedrich Heinrich, beerbte seinen kinderlosen Bruder und bestimmte, daß, wenn sein Sohn, Wilhelm II., kinderlos stürbe, seine älteste Tochter, Luise Henriette, Gemahlin Friedrich Wilhelms von Brandenburg, des großen Kurfürsten, ihn beerben sollte. Wilhelms II. Sohn, der kinderlose Wilhelm III. (der berühmte König von England 1689—1702), stieß zwar dies Testament wieder um, doch bemächtigte sich, auf die älteren Ansprüche gestützt, nach seinem Tode König Friedrich I. von Preußen eines Theils dieser oranischen Erbschaft. Einem Seitenzweige, Nassau-Dietz, entstammen die Erbstatthalter (seit 1702) und die Könige der Niederlande (seit 1815). Nassau unter der Walramischen Linie, durch Napoleon vergrößert und zum Herzogtum erhoben, ward 1866 mit Preußen vereinigt.

Territorien; viele freie Städte, unter ihnen vor allem das reiche, handelsthätige Frankfurt; außerdem viele fürstliche, gräfliche und reichsfreiherrliche Gebiete. Unter den Fürsten sind die Herzöge von Lothringen und die Landgrafen von Hessen die bedeutendsten. Hessen erscheint in der früheren Zeit stets mit Thüringen verbunden. Nach dem Aussterben der thüringischen Landgrafen erhielt nach langen Streitigkeiten ein Seitenverwandter derselben, Heinrich das Kind von Brabant, durch Adolf von Nassau 1292 Hessen. Schon dieser theilte das Land unter seine Söhne; Erbtheilungen und Wiedervereinigungen folgten hier, bis im J. 1500 die verschiedenen Linien wieder vereinigt wurden und 1509 auf Landgraf Philipp den Großmüthigen kamen, der so einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands ward.*) — Das Herzogtum Lothringen war der Ueberrest des ehemaligen Oberlothringens. Dieses war vom Kaiser Heinrich III. (S. 120) an einen Grafen Gerhard gegeben, der sich weiblicherseits noch von den Karolingern herleitete. Von diesem stammen die Herzöge von Lothringen, die, in späterer Zeit mit dem Hause Habsburg verbunden, sich in dem Lothringisch-Habsburgischen Kaiserhause von Oestreich noch jetzt fortsetzen.**) — Das Land, in seiner Osthälfte an Sitte und Sprache deutsch, war schon damals ein Ziel französischer Eroberungsgelüste.

---

*) Seit dem Tode desselben 1567 theilte sich das Land wieder in Hessen-Kassel, Hessen-Marburg, Hessen-Rheinfels und Hessen-Darmstadt, von denen jedoch Hessen-Rheinfels und Hessen-Marburg schon mit Philipps Söhnen wieder erloschen, Hessen-Kassel ward 1803 Kurfürstentum und 1866 mit Preußen vereinigt. Hessen-Darmstadt ward 1806 zum Großherzogtum erhoben und mit Landstrichen südlich vom Main vergrößert.

**) Lothringen kam durch Verheiratung an den bekannten König René von Neapel (Anjou). Sein Enkel, René II., der gegen Karl den Kühnen stritt (S. 208), ist der Stifter des jüngeren Lothringischen Hauses, dessen Hauptzweig im Lande fortregierte, während die Guisen in Frankreich als Nebenzweig sich gleichfalls von ihm ableiteten. Endlich, 1735, nach dem polnischen Thronfolgekriege, ward das Land an den Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Lesczinsky, ehemaligen König von Polen, abgetreten, nach dessen Tode 1766 es mit Frankreich vereinigt wurde. Der letzte Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Gemahl der letzten Habsburgerin Maria Theresia und später deutscher Kaiser, ward mit Toscana entschädigt, das bis auf Napoleons Zeit 1802 Secundogenitur von Oestreich blieb. Der östliche Theil von Lothringen ward im Frieden zu Frankfurt 1871 von Frankreich wieder an das deutsche Reich zurückgegeben.

Der burgundische und der niederrheinisch-westfälische Kreis. Die Häuser Burgund, Cleve, Oldenburg.

Der burgundische Kreis war gebildet aus den Ländern, die von Karl dem Kühnen auf Maximilians und Marias Enkel Karl V. vererbt waren (S. 209). Er umfaßte das Land, das von der öden Eifel und dem wilden Ardenner Wald gegen das Meer sich abdacht, die fruchtbaren Niederlande, die von den reichen Wasseradern des hier vielfach zertheilten Rheines, der Maas und der Schelde durchschnitten werden. Seine wichtigsten Bestandtheile waren: die Grafschaft (seit Karl IV., 1354, Herzogtum) Lützelburg mit Limburg, das Stammland eines ruhmreichen Herrschergeschlechtes (S. 188); das reiche Herzogtum Brabant, darin Brüssel mit seinem prächtigen Rathhause und seiner Kathedrale, Löwen mit seiner berühmten Universität, Antwerpen mit seinem Welthandel, Mecheln und andere Städte; dann die Grafschaften Namur, Hennegau und Artois; ferner die Grafschaft Flandern, zum größten Theil französisches Lehen, doch mit niederdeutscher Bevölkerung; ein Land, das durch Dämme und Deiche vor den verheerenden Sturmfluten des Meeres immer aufs neue wieder vertheidigt werden mußte, und aus dem die emsigen Bewohner, oft durch wilde Durchbrüche der Fluten aus ihren Niederungen vertrieben, als Kolonisten ihren Fleiß, ihre Sitten und ihre Rechte bis zum fernen Osten, bis Brandenburg und Preußen, getragen haben (S. 174, 176). In Flandern lagen Städte wie Brügge, dessen Bürgerinnen mit ihrer Pracht Königinnen verdunkelten; wie Gent, dessen Fabriken so zahlreich waren, daß man des Mittags eine Glocke läutete, damit von den heimkehrenden Arbeitern die Kinder auf den Straßen im Gedräng nicht zertreten würden; wie Ypern und viele andere, die sämtlich durch große Freiheiten und alte Rechte und Privilegien ihren Landesherren gegenüber fast unabhängig dastanden. In diesen Städten Flanderns und Brabants blühte neben dem höchsten Kunstfleiß auch Sinn für Volkspoesie, Baukunst, Malerei. — Weitere Theile des burgundischen Kreises bildeten das Herzogtum Geldern, ferner die Grafschaft Holland mit Seeland, das Bistum Utrecht, endlich die Länder Overyssel, Westfrisland und Gröningen, die erst spät ihre Unabhängigkeit an das Haus Burgund und Habsburg verloren. — Weit getrennt von diesen Ländern, westlich von der Schweiz, gehörte infolge der burgundischen Erbschaft auch die Freigrafschaft Burgund (die Franche Comté) zu diesem Kreise. — Der ganze burgundische Kreis war recht eigentlich erst dem Reiche wiedergewonnen durch die burgundische Erbschaft der Habsburger (S. 209); da aber Karl V. ihn vom Reichskammer-

gericht ausnahm, so erhielt er dadurch eine ähnlich getrennte Stellung vom Reich, wie die Schweiz sie hatte (S. 211)*).

Der niederrheinisch-westfälische Kreis lag noch zum Theil auf dem linken Ufer des Niederrheins. Hier gehörte dazu die alte Reichsstadt Aachen, „des Reiches Stuhl", wie man sie nannte, Kaiser Karls Kleinod und Grabstätte, wo die Kaiser gekrönt wurden; dann das lang an der Maas ausgedehnte Bistum Lüttich, ferner das Herzogtum Jülich mit seinem ebenen, reichen Bauernlande, die Grafschaft Mörs und andere kleinere Gebiete, unter ihnen auch Köln (die Stadt, getrennt vom Bistum). Das Herzogtum Cleve lag auf beiden Seiten des Rheins, an der Lippemündung. Der größere Theil des Kreises aber lag auf dem rechten Ufer des Rheines. Zunächst das Herzogtum Berg, ein Hochland mit tief eingeschnittenen, engen Thälern, wo im Walde am aufgestaueten Bach die Eisenhämmer pochen und in tausend verstreuten, einsamen Häuschen der Webestuhl rauscht. Südlich trat es im Siebengebirg mit der stolzen Spitze des Drachenfels gegen den Rhein vor; im Norden ward es begrenzt von der Grafschaft Mark, gleichfalls ein Bergland, reich an Kohlenlagern und Eisengruben, durchströmt von der vielgewundenen Ruhr und der brausenden Lenne, die unter der alten Kaiserfeste Hohen-Syburg sich vereinen; nördlich zur Ebene geneigt, wo die Städte Hamm und Soest noch ihr zugehörten und die Reichsstadt Dort-

*) Ein jüngerer Sohn König Johanns von Frankreich (1350—1364), Philipp der Kühne 1363—1404, vereinigte durch Verheiratung sein (französisches) Herzogtum Burgund (Bourgogne) mit der dem deutschen Reiche entrissenen Freigrafschaft (Franche Comté) wie mit Flandern, Artois, Antwerpen 2c. Sein Sohn Johann der Unerschrockene 1404—1419, war mit Margarete von Baiern vermählt; er war in die Parteikämpfe am Hofe des französischen Königs Karls VI. tief verwickelt und endete durch Meuchelmord. Ihm folgte sein kluger, glänzender Sohn, Philipp der Gute 1419—1467. Er kaufte die Grafschaft Namur, erbte Brabant und Limburg, erwarb als Erbe seiner Mutter Margarete von Baiern (S. 193) Holland, Frisland, Seeland und Hennegau und endlich vom deutschen Kaiser Sigmund das Herzogtum Lützelburg. Seine Herrschaft war damals die glänzendste in Europa, seine Länder die reichsten, sein Hof ein Muster der feineren, ja überfeinerten ritterlichen Sitte und Etikette. Sein Sohn, Karl der Kühne 1467—1477, der Erbe alles dieses Glanzes, erwarb noch Geldern und Zütphen, unterwarf Lüttich und sann darauf, durch Kaiser Friedrich III. sich die Königskrone verleihen zu lassen (S. 208). Aber er erlag den Schweizern und endete bei Nancy 5. Januar 1477. Mit ihm erlosch das Haus Burgund, und es kamen durch seine Tochter Maria diese gesamten Länder an das Haus Habsburg. Doch suchte Frankreich die französischen Lehen einzuziehen, was noch ein Streitpunkt zwischen Karl V. und Franz I. war; Bourgogne kam an Frankreich zurück, die Franche Comté zum burgundischen Kreise. Ebenso beanspruchte Karl V. Geldern, wo nach Karls des Kühnen Tode das einheimische Herzogsgeschlecht wieder zur Herrschaft gekommen und nach dessen Erlöschen 1538 der Herzog Wilhelm von Cleve gefolgt war, für sich und den burgundischen Länderkreis: eine Erwerbung, die ihm auch 1543 gelang (s. unten).

mund an sie grenzte. — Die vier letztgenannten Länder, Jülich, Cleve, Berg, Mark, nebst der Grafschaft Ravensberg waren am Ende unseres Zeitraums, 1511, durch die Vermählung Johanns III. von Cleve und Mark mit Maria von Jülich, Berg und Ravensberg zu einem bedeutenden Ganzen vereint, das sich den mächtigsten Territorien im Reich gleichstellen konnte.*)

*) Zuerst wurden Cleve und Mark vereinigt. Das clevische Grafenhaus erlosch 1368, und seine Besitzungen fielen an die Nachkommen der clevischen Erbtochter Margarete, die mit Adolf IV. von der Mark vermählt gewesen war. Die Grafen von der Mark stammen vom Schloß Altena an der Lenne. Der Enkel dieses Paares, Adolf VI., ward vom Kaiser Sigmund auf dem Konzil von Constanz 1417 zum Herzog von Cleve erhoben; er erwarb auch die Grafschaft Ravenstein an der niederländischen Grenze. Ihm entstammte jener obengenannte Johann III. 1521—1539. — Die Grafen von Berg, von Burg an der Wupper ausgegangen, erloschen schon 1348; ihr Erbbegräbnis ist das prächtige Kloster Altenberge an der Dhün. Eine Erbtochter, Margarete, brachte das Recht auf diese Grafschaft ihrem Gemahl Otto IV. von Ravensberg zu, und durch die einzige Tochter dieses Paares kamen beide Länder an Jülich. Dieses frühere Grafenhaus war durch Kaiser Karl IV. zur herzoglichen Würde erhoben. Nachdem anfangs nur ein Seitenzweig dieses Hauses in Berg regiert hatte, der durch König Wenzel 1380 den Herzogstitel von Berg erhielt, fielen, nachdem der jülichsche Hauptzweig erloschen, 1423, Berg und Ravensberg mit Jülich zusammen, unter Adolf I. von Berg. Sein Neffe, Gerhard II., war sein Erbe, dessen einziger Sohn war Wilhelm III., der eine einzige Tochter hinterließ, jene obenerwähnte Maria, welche ihre Länder, Jülich, Berg und Ravensberg, jenem Johann III. von Cleve, Mark und Ravenstein zubrachte. — Auf die ersteren Länder aber hatte einst Kaiser Friedrich III. dem Herzog Albrecht von Sachsen Anwartschaft ertheilt; Kaiser Maximilian hatte dies erst bestätigt, dann das Erbe auf Maria übertragen. Um das sächsische Haus zufriedenzustellen, vermählte Johann III. seine Tochter Sibylle mit dem Kurprinzen Johann Friedrich unter dem Versprechen, daß, wenn sein Sohn Wilhelm ohne männliche Erben stürbe, die gesamten Länder an Sachsen fallen sollten. Dieser Wilhelm aber, 1539—1592 (vgl. S. 221 Anm.), vermählte sich, nachdem er sich vor Kaiser Karl V. gebeugt, mit einer östreichischen Erzherzogin, Maria, Tochter des römischen Königs Ferdinand I. Dabei ward ihm das Recht verliehen, welches später Maximilian II. und Rudolf II. bestätigten, daß seine Länder nie getheilt werden sollten und auch auf die weibliche Linie erben könnten. Sein Sohn Johann Wilhelm 1592—1609 starb kinderlos, und diese hier vorgreifend behandelten Familienverhältnisse gaben Anlaß zum jülich-clevischen Erbfolgestreit (s. unten). Eine Uebersicht giebt nachfolgende Tabelle.

Wilhelm III.
|
Johann III. von Cleve, Mark und Ravenstein. — Maria von Jülich, Berg und Ravensberg.

Wilhelm 1539—1592.
Gem.: Maria von Oestreich.

Maria Eleonore. Gem.: Albrecht Friedr. v. Preußen.	Anna. Gem.: Philipp Ludw. v. Pfalz-Neuburg.	Johann Wilhelm † 1609.
Anna. Gem.: Joh. Sigismund v. Brandenburg.	Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg.	

Berg und Mark sowie das zum Stift Köln gehörende (S. 145) sog. Herzogtum Westfalen (im Sauerlande, um Arnsberg) lagen noch im deutschen Mittelgebirge. Nördlich von ihnen beginnt die niederdeutsche Tiefebene, nur von dem weitreichenden Arm des Teutoburger Waldes durchzogen, an den sich das Stift Paderborn, die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Tecklenburg lehnten. Die Ebene selbst gewährt im Süden reiches Ackerland; gegen Norden wird sie öder, weite Heiden, sumpfige Moore, oft von Wäldern durchsetzt, beginnen. Diesen Charakter trägt das Münsterland, in welchem das alte Bistum Münster (S. 69) lag, und die ehrwürdige Bischofsstadt mit stolzen Thürmen und Mauern aus der Ebene stieg. Das Bistum umschloß mit seinem Ober- und Unterstift beinahe ganz das kleinere Bistum Osnabrück, dem wieder östlich Minden an der Porta Westphalica folgte. — Alle diese westfälischen Gegenden sind, außer daß viel Wald gerodet und Land urbar gemacht ist, sich fast seit Jahrtausenden gleich geblieben. Noch wie zu Tacitus' Zeit (S. 14) lebt hier der Bauer inmitten seines Hofes, seines Eichenkamps, seiner Feldgemarkung; wenig Städte, dagegen weitausgestreute Dörfer finden sich. Das Lehnswesen hatte hier nie rechten Boden gewonnen. Vom Reiche wußten diese Gegenden wenig oder gar nichts. Doch durchtobte auch sie manche Fehde, am wüthendsten und ausgedehntesten die Soester Fehde 1444—1449. Erzbischof Dietrich von Köln (und Paderborn) wollte die damals ihm noch unterthänige Stadt Soest zur Erlegung einer Steuer, des 10. Pfennigs, bringen. Diese verband sich mit dem Herzog von Cleve und mehreren westfälischen Städten; jener mit den Bischöfen von Münster und Hildesheim, mit dem Grafen von Nassau und anderen Herren. Die Fehde verwüstete Westfalen, doch hielten sich die Soester tapfer, schlugen jeden Sturm ab, und endlich überließ der Erzbischof die Stadt an Cleve und Mark (S. 221). — Nördlich vom Münsterlande, wo die Ems ihren langsamen Lauf nimmt, wird das Land immer öder, oft einer Wüste gleich; Sandsteppen und meilenweite Moore beginnen, bis man an der untern Ems, wo die Leda mündet und der Fluß zum Dollart sich erweitert, eintritt in

> das meerentrungene Land voll Gärten, Wiesen,
> den reichen Wohnsitz tapferer Frisen,

in das üppige, herdenreiche Marschland von Ostfrisland (s. unten). — Am linken Ufer der Weser sind dann noch zu nennen die Grafschaften Hoya und Diepholz, ja der Kreis erstreckt sich in der Grafschaft Schaumburg und im Bistum Verden noch auf das östliche Weserufer. Zu den Fürsten-

geschlechtern des Kreises zählten endlich auch noch die Grafen von Oldenburg, eine Dynastie, die gleich den Häusern Nassau und Lothringen zu den ersten Fürstenthronen Europas emporgestiegen ist.*)

Der niedersächsische Kreis. Die Mecklenburger und Welfen.

Der niedersächsische Kreis war der noch übrige Kern des alten Herzogtums Sachsen. Im Westen von der Weser begrenzt (doch vgl. S. 223), griff er im Osten und Norden noch über die Elbe, indem er das ehemals slavische Mecklenburg und das altsächsische Holstein mit umfaßte. Im Süden reichte er mit den Fürstentümern Grubenhagen, Kalenberg

*) Die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst treten, nachdem Heinrichs des Löwen Herzogtum Sachsen aufgelöst worden (S. 145), als selbständige Landesherren hervor. Ihr kleines Gebiet lag westwärts der unteren Weser; später gewannen sie den größten Theil des Stedinger Landes. Vielfach zertheilt und in kleinen Fehden beschäftigt, wuchs das Haus heran. Endlich kam unter Dietrich dem Glücklichen († 1440) alles oldenburgische Gebiet zusammen. Sein Sohn Christian ward von seinem Oheim mütterlicherseits, Herzog Adolf VIII. von Schleswig-Holstein, zur dänischen Krone empfohlen, die er selber ausgeschlagen. Die dänischen Stände wählten ihn 1448 zu ihrem Könige; 1460 folgte dieser seinem Oheim in Schleswig-Holstein, frei gewählt durch die Stände dieses Landes († 1481). Seine Enkel, König Christian III. († 1559) und Herzog Adolf († 1586), sind die Stammväter, jener der königlichen oder Glückstädtischen, dieser der herzoglichen oder Gottorpschen Linie. Der Mannsstamm der dänischen ist 1863 mit König Friedrich VII. ausgestorben. Von der Sonderburgischen dagegen, einer herzoglichen Nebenlinie der Glückstädtischen Linie existiren noch zwei Zweige, die ältere Augustenburgische und die jüngere, Becksche oder Glücksburgische. Dänemark war ein Wahlreich bis 1660, wo König Friedrich III. es in eine unumschränkte Erbmonarchie verwandelte. Er gab 1665 ein Thronfolgegesetz, nach welchem seine männlichen Nachkommen und nach deren Aussterben (was 1863 mit dem Tode Friedrichs VII. eintrat) der Weiberstamm zum Throne in dem Königreiche kommen sollte. Für die Herzogtümer Schleswig-Holstein galt diese Erbfolge nicht, vielmehr war hier nach altem, stets anerkanntem Recht nur der Mannesstamm des oldenburgischen Gesamthauses (die männlichen Nachkommen des Stammvaters Christians I.) erbberechtigt. Trägerin dieser Ansprüche war die Augustenburger Linie. Diese Umstände führten zu den Kriegen in neuerer Zeit und zu Schleswig-Holsteins Lostrennung von Dänemark im Jahre 1864.

Von der Gottorpschen Linie giebt es gegenwärtig nur noch zwei Zweige: der ältere ist der kaiserlich russische, abstammend von Karl Friedrich, Gemahl der Großfürstin Anna, Tochter Peters des Großen. Der jüngere ist der großherzoglich oldenburgische. Als nämlich Christian I. dänischer König ward, überließ er Oldenburg seinem Bruder Gerhard dem Streitbaren, † 1499. Die Nachkommen desselben erwarben noch das Budjadinger Land und Jeverland, starben aber 1667 mit dem klugen Anton Günther aus. Bis 1772 blieb Oldenburg unmittelbar unter den dänischen Königen. Dann tauschte es Christian VII. an den russischen Großfürsten Paul, der es wieder seinem Vetter, dem Fürstbischof Friedrich August von Lübeck, gleichfalls einem Gottorper, überließ. Kaiser Joseph II. erhob das Land zum Herzogtum und seit dem Wiener Kongreß ist das durch Besitzerweiterungen noch ferner vergrößerte Gebiet Großherzogtum.

und Göttingen und der am südlichsten von allen gelegenen Reichsstadt Mühlhausen noch über den Harz hinaus. Im allgemeinen aber bildete dies Gebirge die Grenze. Nördlich von seinen massigen, rundgewölbten Bergen beginnt reiches Tiefland, nur von den Vorläufern des Harzes, wellenförmigen Höhenzügen, die meist herrlichen Buchenwald tragen, noch hie und da durchschnitten. Reich und fruchtbar ist besonders die gegen Magdeburg hin verbreitete Ebene, ebenso das Kalenbergische, im Winkel zwischen Weser und Leine. Ein kräftiger, wohlhabender Bauernstand bewohnt dieses Land. Nördlich von Braunschweig wird das Land ganz flach; Moore, Eichenwälder, zerstreute Dörfer leiten in die Lüneburger Heide über, die, nur spärlich bebaut, sich gegen die Elbe hin erstreckt. Aber da, wo Elbe und Weser fast meerbusenartig sich erweitern und Ebbe und Flut schon merkbar wird, sind beide Flüsse von einem umdeichten, überaus fetten Rand Marschlands eingefaßt. Den Gegensatz von Marsch und Geest zeigt auch das gegenüber liegende Holstein. Während an der See die stolzen freien Dithmarsen (s. unten) ihre reichen Marschländer (das angeschwemmte Tiefland) mannhaft gegen Fluten und Feinde schützten, war die ärmere Geest (der heidige mittlere Landrücken) seit längst den einheimischen Grafen von Holstein dienstbar. Der Osten des Landes trägt den allgemeinen Charakter der Ostseeländer, den auch Mecklenburg zeigt: die Hügel des sog. baltisch-uralischen Landhöhenzuges, die meist von Buchenwald umkränzten Landseen, die tief einschneidenden Buchten der Ostsee gewähren eine reiche Abwechslung. — In dem Kreise erhoben sich einzelne mächtige Reichsstädte, mit reich bethürmten Mauern und hochragenden Kirchen. An dem freundlichen Südabhange des Harzes blickte Nordhausen in die „goldene Au“ hinaus; an dem wilden, von Tannenwald umdunkelten Nordrande desselben Gebirgs lag das ehrwürdige Goslar, fast noch in die Höhen eingeklemmt, am Fuß der alten Bergwerke des Rammelsberges; fern im Osten wiederholte Magdeburg an der Abendseite der breitströmenden Elbe mit seinem Dom und seinen vielen Kirchen gleichsam noch einmal das Städtebild von Köln. Das Erzbistum Magdeburg lag theils um die Stadt her, weit die Elbe hinabreichend, theils in einzelnen Stücken (Querfurt, Halle, Jüterbogk mit Kloster Zinna) im obersächsischen Kreise verstreut. Oft mit Magdeburg verbunden war das nicht minder alte und ehrwürdige Bistum Halberstadt. Die Innerste entlang zog sich das Bistum Hildesheim. Die Bischöfe in diesen Stiftern waren meist kriegerische Herren, denen wie jenem Hildesheimer die Rüstkammer als beste Bibliothek galt. Im Norden nahm das Erzstift Bremen den ganzen Winkel zwischen Weser und Elbe ein; die Stadt Bremen war von ihrem Erzbischof fast ganz unabhängig, ward aber Reichsstadt erst seit

dem westfälischen Frieden (1648). Auch Hamburg, so reich und mächtig es war, stand in einem lockeren Abhängigkeitsverhältnisse zu Holstein. Weit überflügelte diese beiden jedoch Lübeck als Reichsstadt und Haupt des Hansabundes. Unbedeutender dagegen waren die bischöflichen Gebiete von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin. Vor andern kleinen Dynasten ragten in diesem Kreise die Herzogshäuser der Welfen, Mecklenburger, Lauenburger und Holsteiner hervor.

Die Grafen von Holstein, dem Hause der Schauenburg entsprossen, hatten seit Kaiser Lothar (S. 135) Wagrien, den östlichen, ursprünglich slavischen Theil des Landes, deutsch kolonisirt. Hierzu kam Stormarn, das mittlere Land. In tapferem Kampfe wehrten sie sich lange gegen die stets verhaßte Dänenherrschaft, die endlich durch die Schlacht von Bornhöved 1227 (S. 227) gebrochen wurde. Auch die Holsteiner Grafen spalteten sich in mehrere Linien; aus einer derselben erhielt Graf Gerhard von der Königin Margarete von Dänemark, der Gründerin der sog. Kalmarischen Union (1397)*), das Herzogtum Schleswig zu Lehen. Dieses behaupteten seine Nachkommen trotz den Dänen. Zuletzt fielen alle holsteinischen Linien wieder zusammen und starben dann in Adolf VIII. 1459 aus. Nun wählten die Stände Schleswig-Holsteins den Neffen Adolfs VIII., Christian I. von Oldenburg, der bereits durch Adolfs Empfehlung Dänenkönig war, 1460 zu ihrem Herzoge, doch mit der Bedingung, daß die Lande Schleswig-Holstein ewig zusammen und ungetheilt bleiben sollten (S. 224 Anm.). — In Lauenburg, einem von Heinrich dem Löwen und vom Bistum Ratzeburg aus durch holländische und westfälische Kolonisten urbar und deutsch gemachten Lande, herrschten Askanier (S. 174), die sich von einem Enkel Albrechts des Bären, dem Sohne des zum Herzog von Sachsen erhobenen Bernhard (S. 145), Albrecht, ableiteten und sich deshalb Herzöge von Sachsen-Lauenburg nannten; sie beanspruchten neben Sachsen-Wittenberg eine Kur (S. 195), die ihnen jedoch durch die goldene Bulle nicht zuerkannt wurde.**)

Mecklenburg hatte ein altslavisches Fürstenhaus, das von Heinrich

*) Sie vereinigte die drei nordischen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark.

**) Das Land fiel, nachdem das sehr verarmte Haus 1689 erloschen war, an Lüneburg-Celle (Hannover). 1815 kam es als Ausgleichung gegen die von Preußen an Hannover abgetretenen Länder an Preußen, welches es jedoch gegen das schwedische Pommern austauschte. Letzteres hatte Dänemark von Schweden gegen Norwegen erhalten. So kam Lauenburg an Dänemark; von diesem im Wiener Frieden 1864 nebst Schleswig-Holstein an Oestreich und Preußen abgetreten, fiel es durch den Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 an Preußen zurück.

dem Löwen (S. 175) mit dem einst von ihm unabhängig beherrschten Lande wieder belehnt worden war. Neben diesem bestand das sächsische Haus der Grafen von Schwerin. Seit dem 13. Jahrhundert kam das Land mit Einwilligung Kaiser Friedrichs II. unter dänische Botmäßigkeit, bis ein Graf Heinrich von Schwerin in kühnem Ueberfall den Dänenkönig gefangen nahm, und dann die Schlacht von Bornhöved in Holstein (1227) Freiheit schaffte. Mannigfach theilte sich nun die Mecklenburger Grafenlinie, und einige Fürsten wie Heinrich I. der Pilger, 1264—1302, der 26 Jahre im Morgenlande in Gefangenschaft schmachtete, und sein Heinrich der Löwe benannter Sohn, 1302—1329, sind hervorragendere Namen. Im Jahre 1348 verlieh Kaiser Karl IV. dem Hause, das ihm gegen den bairischen Ludwig von Brandenburg half, den Herzogstitel. Erst gegen Ende unserer Periode fielen unter Heinrich III., dem Dicken († 1477), alle mecklenburgischen Lande zusammen.*)

Die wichtigste Familie aber im niedersächsischen Kreise war die der Welfen. Sie stammte von dem großen Sachsenherzog Heinrich dem Löwen (S. 138 ff.), der nach seinem Sturz (S. 145) wenigstens die Allode seines Hauses, die braunschweigisch-lüneburgischen Lande, rettete. Seine Söhne, unter denen Kaiser Otto IV. (S. 150) war, theilten, aber sein Enkel, Otto das Kind, vereinigte die gesamten Länder des Hauses wieder. Dieser nahm von Kaiser Friedrich II., der ihn lange vergeblich bekämpft und Braunschweig belagert hatte, nach geschehener Aussöhnung, 1235, Braunschweig als Herzogtum zu Lehen (S. 153). Schon Ottos Söhne theilten (1267), und es entstanden nach und nach viele Linien (Braunschweig, Lüneburg, Grubenhagen, Göttingen u. s. w.). Stammvater der späteren Welfen ist Ernst der Bekenner, † 1546. Durch die Theilung seiner beiden Söhne Heinrich und Wilhelm entstanden 1569 die gegenwärtigen Linien: die braunschweigisch-wolfenbüttelsche, die der deutschen Geschichte ruhmreiche Helden verlieh, und die braunschweigisch-lüneburgische (hannöversche), die später 1692 zur Kurwürde, dann 1714 auf den englischen Königsthron gelangte und von 1815—1866 als ein deutsches Königshaus bestanden hat.**)

---

*) Das Haus theilte sich in die Linien Mecklenburg und Werla, nach Heinrichs III. Tode in Schwerin und Güstrow, die bis 1695 neben einander bestanden. Die beiden jetzt bestehenden Linien M.-Schwerin und M.-Strelitz stammen ab von Adolf Friedrich († 1658).

**) Stifter dieser jüngeren Linie Hannover ist der Sohn Ernst des Bekenners, Wilhelm. Schon er erwarb zu seinem Landestheil die halbe Grafschaft Hoya und ganz Diepholz (S. 223). Von seinen 7 Söhnen durfte nur einer, Georg, heiraten, und

Der obersächsische Kreis. Die thüringischen Landgrafen. Das Haus Wettin.

Die ausgedehntesten und mannigfachsten Lande umfaßte unstreitig der obersächsische Kreis. Im Südwesten am Thüringer Wald beginnend, im Südosten vom Erzgebirge, im Nordwesten vom Harz begrenzt, zog er sich nordöstlich weit über die Elbe, bis er, Pommern mit begreifend, erst am baltischen Meere endete. Nur im westlichen Theile des Kreises befanden sich kleinere Gebiete, so die Grafschaften Schwarzburg (S. 194), Reuß, Hohenstein, Mansfeld und die anhaltinischen Fürstentümer; sonst hatten die drei großen Territorien, die Kurfürstentümer Sachsen-Wittenberg (Meißen-Thüringen) und Brandenburg, dazu das Herzogtum Pommern das Uebergewicht. Denn auch die Bistümer des Kreises, Naumburg (Zeitz), Merseburg, Meißen, Havelberg, Brandenburg, Lebus und Kammin, waren landesherrlich, nicht reichsfrei. Drei große Fürstenhäuser sind es, die hier hervortreten: das alte Thüringer Landgrafenhaus, die Wettiner und die Askanier oder Anhaltiner.

Von dem schönen Zuge des Hochkammes des Thüringer Waldes, über den der alte Landgrafenpfad, der Rennstieg*) führt, senken sich frische Wald-

auf diesen fielen die Landestheile seiner Brüder, die inzwischen Grubenhagen, Kalenberg und Harburg erworben hatten, zusammen. Trotzdem daß seine vier Söhne wieder theilten, vereinigte sich doch das, jetzt noch um Lauenburg (S. 226 Anm.) vergrößerte, Land, auf den Sohn des Jüngsten, Ernst Augusts, wieder. Dieser wußte Hannover, trotz des Widerspruchs der älteren Linie von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1692 zum Kurfürstentum zu erheben. Derselbe Ernst August war mit einer Tochter des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz (S. 216 Anm. u. s. unten) vermählt, der eine Stuart, Tochter König Jakobs I. von England, zur Ehe gehabt hatte. Als mit Königin Anna 1714 in England die protestantische Linie des Hauses Stuart ausstarb, folgte deshalb mit dem Sohne Ernst Augusts, Georg I., das hannöversche Haus auf dem englischen Königsthrone. Hannover blieb nun das, freilich begünstigte, Nebenland dieser neuen englischen Könige. Das Land vergrößerte sich noch 1715 durch die Erwerbung der Bistümer Bremen und Verden und 1815, nach der französischen Fremdherrschaft, durch Ostfrisland, Hildesheim, Osnabrück, Meppen, Bentheim, Theile des Eichsfelds, die ehemalige Reichsstadt Goslar; damals ward es Königreich. Als in England die Königin Victoria zum Throne gelangte, kam Hannover, weil in deutschen Landen keine weibliche Erbfolge gilt, an ihren Oheim, den Herzog von Cumberland, der als Ernst August 1837—1851 der erste König von Hannover ward. Sein Sohn Georg V. nahm auf Oestreichs Seite Theil an dem Kriege gegen Preußen, 1866, und verlor darüber Thron und Reich an dieses.

*) Der Rennstieg ist's, die alte Landesscheide,
Die von der Werra bis zur Saale rennt,
Und Recht und Sitte, Wildbann und Gejaide
Der Thüringer von dem der Franken trennt.

thäler sanft verlaufend nach Norden und Osten, in denen der Köhler seinen Meiler schürt, der arme Mann sein Holzgeräth schnitzt oder den gefangenen Vogel abrichtet, um als kleiner Händler damit weit in die Ferne zu ziehen; hier lebt ein schöner, leicht gearteter Menschenschlag, voll Sangeslust und kecken Scherzes in fröhlicher Armuth. Wo aber die Ebene sich im Norden anschließt, am Gebirgssaum, sind liebliche Städte belegen, als Eisenach, Gotha, Weimar, wie geschaffen für kleine Fürstenhöfe, die Lebensheiterkeit mit Geist und Kunst zu paaren wissen. Dies war das Gebiet der alten Landgrafen von Thüringen. Sie gehören der Sage nach einem eingewanderten rheinfränkischen Geschlecht, in der That wahrscheinlich einem einheimischen Centgrafengeschlechte an, das in seinen Stammgütern in den „Lauben" nördlich vom Thüringer Wald unter den ersten fränkischen Kaisern zuerst mit einem Ludwig im Barte hervortritt. Sein Sohn war jener verbrecherische Ludwig der Springer (S. 131), der im Einverständnis mit dem treulosen Weibe seines Nachbars, des Pfalzgrafen Friedrich von Weißenfels, diesen ermordete, und die Ehebrecherin heimführte, und der, der Sage nach, aus dem Thurme des Giebichensteines bei Halle in die Saale hinab den kühnen Sprung gewagt haben soll, um der Gefangenschaft zu entrinnen.*) Er wird als Erbauer der stolzen Wartburg genannt, wie auch des in lieblicher Waldeinsamkeit gelegenen Klosters Reinhardsbrunn, einer alten Kulturstätte Thüringer Landes, wo er am Abend seines Lebens seine Sünden zu büßen suchte, und wo fast alle seine Nachkommen ihr Erbbegräbnis fanden. Sein Sohn, wieder Ludwig geheißen, empfing vom Kaiser Lothar das Landgrafenamt, 1130, und sein Gebiet ward nach Norden hin von der Hörsel bis zur Unstrut erweitert, so daß das alte Thüringen (S. 91) wieder hergestellt und stammgemäß geeinigt erschien. Im sagen- und sangreichen Lande hat die Ueberlieferung fast um jeden dieser Fürsten anmuthige Geschichten gesponnen. So um Ludwig II., den Eisernen, 1140—1172, den einst der Schmied in Ruhla eisern hämmerte, und der dann zum Staunen Kaiser Rothbarts, seines Schwagers, in einer Nacht eine Mauer rings um sein Landgrafenschloß aufführte, nicht aus Mörtel und Stein, sondern aus seinen

---

Du sprichst mit Fug, steigst Du auf jenem Raine:
Hie rechts, hie links! hie Deutschlands Süd, dort Nord! . .
Wenn hie der Schnee schmilzt, strömt sein Guß zum Maine,
Was dort zum Thal träuft, rinnt zur Elbe fort;
Doch auch das Leben weiß den Pfad zu finden,
Was Menschen trennt, daß muß sie auch verbinden.
(Victor Scheffel.)

*) Die Sage scheint aus der Mißdeutung seines Stammnamens, der Salier (Franke), in Saltator, Springer, entstanden zu sein.

ritterlichen Vasallen, denen sein eiserner Arm ehedem vor dem Pfluge Gehorsam beigebracht. Er wie seine Nachkommen waren treue Anhänger der Staufischen Sache. Auch die hessischen Länder waren an das Haus gekommen und wurden meist von jüngeren Söhnen regiert. Die Wartburg, welche unter Landgraf Hermann (S. 166) noch der Sitz der ritterlichen Herrlichkeit und des Minnegesangs gewesen war, ward unter seinem Sohne Ludwig IV., dem Heiligen, 1216—1227, und dessen Gemahlin, der heiligen Elisabeth (S. 161), fast zu einem Spital für Arme und Kranke. Doch lebt beider Name in der Sage wie in der Geschichte fort: Ludwig war, bei staatsklugen Plänen, herrlich durch Gerechtigkeit, Milde und Sittenreinheit, Elisabeth durch unbegrenzte Wohlthätigkeit und himmlische Demuth. Nachdem Ludwig auf dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs II. (S. 152) in Italien gestorben war, erlosch der Stamm; denn sein Sohn, Hermann II., gelangte kaum zur Mündigkeit und ward von seinem Oheim, Heinrich Raspe (S. 155), verdrängt, der als Gegenkönig des Kaisers Friedrich II. und seines Sohnes Konrad 1247 starb, ohne Erben zu hinterlassen. Eine Schwester Ludwigs IV. aber war mit einem Markgrafen von Meißen, einem Wettiner, vermählt gewesen, und ihr entstammte Heinrich der Erlauchte von Meißen, der nach blutigem Erbfolgekampf mit Hermanns II. hinterlassener Schwester, Sophia von Brabant, Thüringen mit Meißen verband. Dem Sohne Sophiens, Heinrich dem Kinde von Brabant, blieben die hessischen Lande als besondere Landgrafschaft (S. 219). So war Thüringen an das Haus Wettin gefallen.

Das Haus Wettin, das noch jetzt in den sächsischen Königen, Großherzögen und Herzögen dauert, stammt aus altsächsischem Geschlechte, das seinen Stammsitz zu Wettin an der Saale hatte. Aus diesem Hause, das zuerst unter den Ottonen hervortritt, vereinigte ein Markgraf Konrad zur Zeit Kaiser Lothars und Konrads III., der Vollender des Klosters auf dem Petersberge nördlich von Halle, fast alle hier im Osten angelegten Marken (S. 102), das Osterland, die Mark Landsberg, Eilenburg, Brehne, Meißen und beide Lausitzen unter seiner Herrschaft, mithin fast mehr als den Umfang des heutigen Königreichs Sachsen. Es war fast das ganze Land, das von den Kämmen des Erzgebirgs nordwärts sich abdacht, das die Elbe, nachdem sie die Felsenwälle des Elbsandsteingebirges, der sächsischen Schweiz, durchbrochen, breit und ruhig durchfließt, und an welches östlich das Oberlausitzer Bergland sich anschließt: Gegenden, schon seit Alters betriebsam in Bergbau, Handel und Gewerbe. Die westlichen Flüsse, die Mulde, Pleiße, Elster und Saale durchströmen in ihrem unteren Laufe ebenes, reiches Ackerland, in dem später Städte wie Leipzig, Halle sich erheben.

Die Elbe begleiten südlich bis Meißen die Berge, an denen, wenngleich kärglich, selbst noch die Rebe gedeihet. Auch jenseits dieses Flusses, wo in der Niederlausitz sumpfige Niederung beginnt, lehnen sich an den Landrücken des Fläming noch reiche, von flandrischen Kolonisten gegründete Dörfer. Dies ganze Land, einst wendisch, dankt deutschen Einwanderern seine Kultur. Es kam nach mehr als hundertjähriger Zersplitterung und Theilung auf Heinrich den Erlauchten 1221 bis 1288, der außer Thüringen (S. 230) auch das Pleißner Land (Altenburg, Zwickau, Chemnitz), bisher unmittelbares Reichsgut, dazu erwarb.

Heinrichs des Erlauchten Sohn war Albrecht der Entartete, der mit einer Staufin, Kaiser Friedrichs II. Tochter, Margarete, vermählt war, sie durch Untreue und Mißhandlung zur Flucht brachte und dann seine und ihre Söhne, Friedrich den Freidigen und Dietzmann zu Gunsten seines Bastards Apitz enterben wollte und deshalb seine Länder an Adolf von Nassau verkaufte (S. 185). Die beiden Söhne aber behaupteten unter vielen Gefahren ihr angestammtes Land sowohl gegen König Adolf, als auch gegen Albrecht von Oestreich, der es gleichfalls in Anspruch nahm, und dessen Truppen sie bei Lucka in der Nähe von Altenburg schlugen (S. 187). Als Friedrich vor dem Auszug zur Schlacht den Helm mit dem thüringischen Löwen sich aufsetzen ließ, sprach er, so erzählen Chroniken, freudig: „Bind fest, bind heut mir drei Lande fest, oder keins!"

Heute bind ich fest Meissen,
Thüringen und Pleissen,
Und alles, was meine Eltern je gewahrt,
So helfe mir Gott auf dieser Fahrt!

Diese Länder blieben fortan dem Wettinischen Hause. Im Jahre 1423 machte dasselbe noch eine Erwerbung: es erlosch nämlich, 1422, das Haus der Askanier in Sachsen-Wittenberg, bei welchem die Kurwürde gewesen war. Kaiser Sigmund verlieh dies Land samt der Kurwürde Friedrich dem Streitbaren von Meißen. Von nun an nannte dieser sich Kurfürst in Sachsen. Unter den Söhnen Friedrichs des Streitbaren, Friedrich dem Sanftmüthigen und Wilhelm, entbrannte ein fünf Jahre währender, heftiger Bruderkampf 1445—1450. Friedrich machte darin seinem Beinamen Ehre; denn als einer seiner Feldhauptleute ihm anbot, er wollte seine große Donnerbüchse auf Herzog Wilhelms Zelt richten und ihn mit einem Schuß zum Herrn aller Lande des Hauses machen, sprach er: „Schieß wohin Du willst, nur triff meinen Bruder nicht". In diesem Kriege hatte ein sächsischer Ritter, Kunz von Kaufungen, für Friedrich bedeutende Kostenaufwände gemacht und sah sich nicht nach Wunsch befriedigt.

So kam er auf den kecken Gedanken, vom Altenburger Schloß des Kurfürsten Söhne, Ernst und Albrecht, mit Gewalt zu rauben, 1455. Dieser sog. sächsische Prinzenraub schien gelingen zu wollen; aber der jüngere Prinz entsprang bei einer Rast im Walde seinem Räuber, welchen wackere Köhler, nachdem sie ihn tüchtig „getrillt", dem Kurfürsten gefangen einbrachten; auch der ältere Prinz ward gerettet, und Kunz von Kaufungen endete auf dem Blutgerüst. Von diesen beiden Prinzen stammten die beiden sächsischen Linien: die ältere, die Kurlinie, die Ernestinische, die in Wittenberg residirte; und die jüngere, die Albertinische, die in Leipzig und Dresden ihre Sitze hatte. Die ältere Linie bildet das in der Reformationsgeschichte ruhmvoll hervortretende Kurfürstenhaus von Sachsen. Sein Glanz beginnt mit Friedrich dem Weisen 1486—1525, der seine Residenz Wittenberg zugleich zu einer Universität machte, 1502, zu jener Universität, an welche bald nachher Luther berufen ward.*)

Der obersächsische Kreis. Das Haus Anhalt (Askanier). Brandenburg und Pommern.

Der Askanier oder Anhaltiner, besonders des Ahnherrn des Hauses, Albrechts des Bären, ist schon oben (S. 137, 141, 174) Erwähnung gethan. Von den Söhnen Albrechts erhielt Otto I. den größten Theil der Marken; ein anderer, Bernhard, erhielt nach Heinrichs des Löwen Sturze die Herzogswürde von Sachsen (S. 145), was jedoch von nun an kaum mehr als ein Titel war. Er hinterließ zwei Söhne, Albrecht und Heinrich. Von dem ältesten stammten die beiden Linien, die den herzoglichen Titel von Sachsen beibehielten: Sachsen-Lauenburg (S. 226) und Sachsen-Wittenberg, welche letztere, nachdem sie zur Kurwürde erhoben worden (S. 195), im Jahre 1422 erlosch, worauf ihre Länder, wie oben

*) Auf Friedrich den Weisen folgt sein Bruder Johann der Beständige, 1525—1532, auf diesen Johann Friedrich, 1532—1554, der nach dem schmalkaldischen Kriege die Kurwürde samt dem Wittenberger Kurkreise an Moritz von Sachsen aus der jüngeren Linie, der Albertinischen, abtreten mußte. Von dessen Bruder August I. 1553—1586, stammten die späteren Kurfürsten von Sachsen, von denen Friedrich August I. († 1733) 1697 zur katholischen Religion übertrat, als er unter dem Namen August II. König von Polen wurde. In dieser Würde folgte ihm sein Sohn als August III., 1733—1763. Des letzteren Enkel Friedrich August bekam im Jahre 1806 die Königswürde. Die ältere (Ernestinische) Linie blieb im Besitz der sachsen-thüringischen Länder, und aus ihr sind hervorgegangen die Häuser Sachsen-Weimar-Eisenach und Sachsen-Coburg-Gotha; später zweigten sich Sachsen-Altenburg und Sachsen-Meiningen-Hildburghausen ab.

gezeigt, an das Haus Wettin fielen und mit Thüringen-Meißen verbunden wurden. Von dem jüngeren Sohn Bernhards, Heinrich, dagegen stammen die heutigen Herzöge von Anhalt, in denen das Askanische Haus noch fortlebt. In mehrere Linien gespalten, die erst 1863 wieder in eine zusammengefallen sind, beherrschten sie das fruchtbare alte Stammland der Askanier am Nordostrande des Harzes, bis zur Saale und Elbe hin, die Gegenden um Ballenstedt, Bernburg, Köthen und Dessau.

Am bedeutendsten aber waren die von Albrecht des Bären ältestem Sohn abstammenden Markgrafen von Brandenburg.*) Sie kolonisirten und beherrschten die weiten Ebenen, die östlich von der Elbe gegen Havel und Spree bis zur Oder, an dieser hinab und über sie hinaus, sich erstrecken. Ein flaches, eintöniges Land, mit grauen Sandstrecken, dürren Kieferwäldern, unscheinbaren Dörfern, auf den ersten Blick ganz arm und reizlos; doch thun sich in der Landschaft an den klaren, fischreichen Seen und dem weit hingegossenen, von Hügeln umsäumten Spiegel der Ströme, besonders der Havel bei Potsdam, Brandenburg und Havelberg, ganz unerwartet die herrlichsten Blicke von Schönheit und Größe auf, und längs den Flüssen, besonders der Oder, lohnt reicher Acker und Wiesengrund dem Fleiße des Landmanns. Dennoch hat im ganzen hier in den „Marken" die Natur wenig für den Menschen gethan. Wenn hier der Boden heute ebenfalls seinen reichen Ertrag bringt, so war es von Alters her der beharrliche Fleiß, der einfache Verstand und die trotzig geschlossene Willensstärke seiner Bewohner, die dies alles geschaffen. Denn so erscheint der Charakter des hier wohnenden Menschenschlags, echte Kolonisten altsächsischer Stammesart (S. 93), die, slavisches Mischblut nicht überall verleugnend, an Schönheit und Poesie andern deutschen Stämmen nicht vergleichbar, doch in ihrer unscheinbaren Weise eine unzerstörbare Federkraft des geistigen und sittlichen Lebens besitzen. — Das Geschlecht der Askanier war ein überaus prächtiges und stattliches. Einst, so erzählt eine alte Geschichte, waren neunzehn Markgrafen des Hauses zusammen auf dem Markgrafenberge bei Rathenow und klagten einander, wie ihrer so viel seien, daß das Land sie kaum standesmäßig zu ernähren vermöchte. Wenige Jahrzehnte, und der ganze Stamm war erloschen. Glänzende Herren waren aus ihrer Mitte hervorgegangen, die sich in Fehden gegen

*) Sie folgen hier in der Uebersicht; zum Theil sind sie schon oben S. 174 erwähnt. Otto I. 1170—1184. Otto II. 1184—1205 und sein Bruder Albrecht II. 1184—1220. Dann des letzteren zwei ausgezeichnete Söhne Johann I. 1220—1266 und Otto III. 1220—1267. Von ihnen entstammten die Linien Stendal und Salzwedel mit zahlreichen Gliedern, die gemeinsam regierten und einen sehr verzweigten Stammbaum bilden.

die Nachbarn, besonders die streitsüchtigen Erzbischöfe von Magdeburg, tummelten; die aber auch des Minnegesangs, der, seit in Schwaben die Ritterharfe verklungen, in die Länder niederdeutscher Zunge sich geflüchtet hatte, wohl kundig waren. So ein Otto IV. mit dem Pfeil, † 1309, und vor allem der glänzende Waldemar, der letzte der brandenburgischen Askanier, der sich im blutigen Kampfe fast aller seiner Nachbarn erwehrte und das Askanische Banner hochhielt. Dann starb er plötzlich 1319, erst 28 Jahre alt, und mit seinem jungen Neffen Heinrich dem Jüngern, erlosch das Haus, 1320. Kaiser sind aus den brandenburgischen Askaniern nicht hervorgegangen, aber von den fürstlichen Geschlechtern im Reich war keins, kaum das der Thüringer oder Babenberger, ansehnlicher gewesen.

An Brandenburg schloß sich nördlich und nordöstlich Pommern an, das in zwei breiten Armen das Haff und die Odermündungen umfaßte, und zu dessen linker Hand Rügen lag, die schöne grüne Insel, die mit dem Kreidefelsen von Arkona als letzte Spitze deutschen Landes in das nordische Meer hinaustritt und erst nach oft wiederholten Kämpfen den heidnischen Ranen und den Dänen hatte abgewonnen werden müssen (ihr selbständiges Fürstenhaus erlosch 1325, und die Insel fiel an Pommern). Pommern selbst ist in seiner Bodengestalt dem oben beschriebenen östlichen Holstein und Mecklenburg ähnlich, nur wird es rechtsseits der Oder einförmiger, mit langer, flacher, von Dünen eingesäumter Meeresküste. Die besseren Häfen, wie namentlich Stettin, liegen im westlichen Pommern. Die feste, tapfere Bevölkerung, die den slavischen Untergrund noch deutlicher als die der Marken erkennen läßt, ist auf der See nicht fremd, doch mehr an Pflug und Scholle gewöhnt. Seit 1295 theilten sich die Lande in Pommern-Wolgast und Stettin. Ihr Herzogshaus war gleichfalls ursprünglich slavisch und seit Heinrichs des Löwen Fall, der zuerst das Land deutscher Herrschaft dauernd unterworfen (S. 175), lehnsabhängig von Brandenburg. Diesem Verhältnis suchten sich die pommerschen Herzöge lange vergeblich zu entziehen, obwohl Brandenburg selbst wenig von dieser Lehnshoheit genoß. Als dieses sie endlich 1529 im Vertrag von Grimnitz (zwischen Prenzlau und Eberswalde) aufgab, ward dafür die Erbfolge Brandenburgs beim etwaigen Erlöschen des pommerschen Hauses festgestellt.

Der schwäbische, bairische und fränkische Kreis. Die Wirtenberger. Zähringer. Wittelsbacher.

Der schwäbische Kreis reichte im Osten bis zum Lech, ging nördlich von der Wörnitzmündung in einem Bogen zum Kocher und mittleren Neckar und ward im Süden und Westen von dem Rhein umfaßt. Innerhalb des großen Winkels, den letzterer Fluß beschreibt, liegt ein kleinerer, den der Schwarzwald und die Rauhe Alb gegeneinander bilden, von diesem eingefaßt ist das Herzland des alten Schwabens, die deutsche Fürstenwiege, die Dichter- und Heldenheimat, das Neckarland. Am steilen Abfall der Alb liegen viele berühmte Burgen: so der Hohenzollern, Lichtenstein, Hohen-Urach; ferner, wie der Dichter singt,

> aller schwäb'schen Berge schönster,
> Der auf dem königlichen Gipfel kühn
> Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt.
> Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
> Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
> Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
> Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
> Des nahen Klosters abendlich Geläut.
> Dann fernhin in den Burgen, in den Städten
> Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
> Die Frauen aber sittig und verschämt,
> Ja, wie uns Walther*) sang, den Engeln gleich.
>
> (Uhland.)

Auch viele reiche, trotzige Städte, dem schwäbischen Bund (S. 267 ff.) angehörig, lagen hier am Fuß des Gebirges. Jenseits bildet die Rauhe Alb mit dem Bodensee und den Algäuer Alpen einen anderen nach Osten sich öffnenden Winkel, die von der Donau durchströmte Hochebene Oberschwabens. Hier befanden sich neben mächtigen Reichsstädten wie Ulm und Augsburg besonders die geistlichen Gebiete des Kreises, die Bistümer von Constanz und Augsburg und die Abtei Kempten. Ueberhaupt bot der ganze Kreis das Bild buntester Zersplitterung; zu den bereits genannten Gebieten kamen die Grafschaften Hohenzollern, Lichtenstein, Oettingen, Helfenstein u. a. und viele reichsunmittelbare ritterschaftliche Besitzungen; kurz man zählte im schwäbischen Kreise 93 Stände. Am mächtigsten aber wurden im Neckarlande die Grafen von Wirtenberg, ein fehdelustiges, aber vom Geiste seltener Sparsamkeit und Klugheit beseeltes Geschlecht. Dieses Fürstenhaus wird, wie so manches andere, zuerst in den

*) Walther von der Vogelweide (S. 165).

unruhigen Tagen Kaiser Heinrichs IV. genannt (um 1090) mit einem Conradus de Wirtineberc. Diese Grafen von Wirtenberg spalteten sich in mehrere Linien. Von ihnen zeichnete sich zuerst aus ein Ulrich mit dem Daumen, der zur Zeit des Interregnums die Grafschaft Urach am obern Neckar gewann. Sein Sohn Eberhard der Erlauchte ist oben (S. 183, 190) als hartnäckiger Widersacher erst Rudolfs, dann nach seiner Aussöhnung mit den Habsburgern, Adolfs und Heinrichs VII. genannt. Er hatte vom König Albrecht die Reichsvogtei über die schwäbischen Städte erhalten, und es gelang ihm auch sonst, bedeutende Erwerbungen zu machen, so Asberg, einen Theil von Calw rc. Sein Enkel war der vielbesungene Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart, 1344—1392, der unter anderem den Rest von Tübingen und Calw erwarb. — Wieder ein Eberhard, der im Bart genannt (S. 210), der Gründer der Universität Tübingen 1477, erhielt vom Kaiser Maximilian für sein Haus den Herzogstitel.*)

Aber auch an den westlichen Abhängen des Schwarzwaldes, von den frischen, tannenumdunkelten Thälern dieses Gebirges und den hoch hinauf bebauten Bergen, die zur reichen Rheinebene blicken, ging ein ruhmreiches Geschlecht aus, das der Grafen von Zähringen. Auch sie treten zuerst unter Kaiser Heinrich IV. hervor. Ihre Stammburg war Zähringen nahe bei Freiburg an der Dreisam, doch erwarb ein Seitenzweig des Hauses die Burg Baden am Oosbach, nahe den warmen Heilquellen, an denen schon die Römer einen stattlichen Ort gegründet. Sie schlossen sich mit treuer Anhänglichkeit den Staufern an und bekleideten unter ihnen wichtige fürstliche Aemter.**) Ein Markgraf Rudolf I. von Baden erweiterte die

*) In diesen Machtverhältnissen blieb das Geschlecht im allgemeinen, bis es 1805 zur Königswürde emporstieg. Das heute herrschende Haus stammt von der Linie der Grafen von Mömpelgard (s. unten).

**) Die älteren Zähringer sind besonders glanzvoll. Schon unter Heinrich IV. kommt ein Berthold I. von Zähringen vor, der Herzog von Kärnthen wurde, doch dies Land bald wieder verlor. Sein Sohn Berthold II. gründete Freiburg im Breisgau nahe der Burg Zähringen, das sein jüngerer Sohn, Konrad, mit Stadtrecht begabte. Derselbe Berthold II. trat an die Staufer seine Ansprüche auf die schwäbische Herzogswürde ab und erhielt dafür die Reichsvogtei über Zürich, die sich bald über den größten Theil der Schweiz ausdehnte, samt der herzoglichen Würde in seinen Erblanden. Hier treten seine Nachfolger als Städtegründer auf: Berthold IV. gründete Freiburg im Uechtlande; dessen Sohn Berthold V. Bern u. a. Städte. Ein Sohn Bertholds I. war Hermann der Heilige, dessen gleichnamiger Sohn bereits im Besitz des Schlosses Baden war. Auch dieser Zweig blieb den Staufern treu ergeben und erhielt die Veroneser Mark und somit auch die Markgrafenwürde, die man später auf Baden übertrug. Die Hausgüter am Schwarzwalde wuchsen durch Tausch und andere Erwerbungen. Markgraf Hermann VI. vermählte sich mit der letzten Babenbergerin und war eine Zeit lang Herzog von Oestreich; sein Sohn, Friedrich „von Baden“ oder

Stammgüter zur Zeit des Interregnums bedeutend, schloß sich dann, nach kurzem Widerstreben, eifrig der Sache Rudolfs von Habsburg an und rundete seine Besitzungen an der Murg und Pfinz zu einem geschlossenen Territorium ab. Er kann als der zweite Ahnherr der Markgrafen von Baden gelten, deren Besitzungen sich in getrennten Stücken nördlich bis über die Pfinz und südlich bis über das Wiesenthal erstreckten.*)

Der bairische Kreis lehnte sich im Süden an die Abhänge der Tiroler Alpen, ja erreichte in seinem südöstlichen Theile, dem Erzstifte Salzburg, den schneebedeckten Hochkamm derselben. Nordöstlich begrenzte ihn der Böhmer Wald und schied ihn von den Ländern slavischer Zunge. Von der Natur war er nicht sehr reich begünstigt. Das Land zwischen Donau und Alpen ist Hochebene, rauh und kalt, in der Nähe der sie durchschneidenden Flüsse von großen Moosen (Hochmooren) durchzogen, der Kultur nicht günstig, von einem starren, abgeschlossenen Volksstamme bewohnt. Nördlich von der Donau freilich thun sich freundlichere Gelände auf; aber das Thal verengt sich bald, so daß selbst die Schiffahrt in älterer Zeit nicht gefahrlos blieb: und auch die mildere, landschaftlich schönere Oberpfalz ist von den Bergzügen des Jura, des Baierschen und Böhmer Waldes eng zusammengeschränkt. Zu dem Kreise gehörten viele geistliche Stifter, die Bistümer Freisingen, Regensburg, Passau, vor allem aber das majestätisch von den Alpen umgürtete, am Fuß des sagenreichen Untersberg gelegene Salzburg; außerdem einige Grafschaften und reichsritterschaftliche Gebiete. Den Kern aber des Kreises bildete das Herzogtum Baiern unter dem Hause Wittelsbach. Dasselbe beginnt mit jenem von Barbarossa 1180 zum Herzog von Baiern erhobenen Otto von Wittelsbach (S. 141, 145). Sohn und Enkel desselben vereinigten die Besitzungen von großen aussterbenden altbairischen Geschlechtern (den Vohburgern, Andechs, Bogen 2c.) mit dem an sich nicht sehr bedeutenden Herzogtum. Auch die Rheinpfalz war an das Haus gekommen, und von der hier sich abzweigenden Linie der Wittelsbacher ist oben (S. 215) die Rede gewesen. Einen plötzlichen Zuwachs an Macht bekam das Herzogshaus, als aus ihm Ludwig der Baier den deutschen Königsthron bestieg. Dieser

„von Oestreich" genannt, blutete mit Konradin auf dem Schafott (S. 157). Der jüngere Bruder Hermanns VI. ist jener oben im Text genannte Rudolf I., der Baden erbte. Sein Geschlecht theilte sich 1527 in die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach; jene, katholisch, starb 1771 aus, diese, protestantisch, vereinigte unter Karl Friedrich alle Länder des Hauses und erhielt 1806 die großherzogliche Würde.

*) Durch die nächste Zeit bis zur Napoleonischen Herrschaft blieb dies im wesentlichen der Besitzstand des Hauses; dann folgte das Aufsteigen zur Kurwürde 1803, zur großherzoglichen 1806.

erwarb, wie oben (S. 193) gezeigt, die Mark Brandenburg, ferner Holland, Seeland, Frisland und außerdem noch Tirol. Alle diese Erwerbungen gingen jedoch unter seinen Nachkommen wieder verloren.

Wir gehen hier nur kurz auf die Geschichte der Mark Brandenburg unter dem bairisch-wittelsbachischen Hause ein. Diese Länder waren, seit 1320 hier das Askanische Haus erloschen war (S. 234), herrenloses Gut geworden, nach welchem die Nachbarn — Mecklenburg, Braunschweig, Pommern, Sachsen (S. 145) und besonders die dem alten Regentenhause entstammenden Anhaltiner — von allen Seiten zugegriffen hatten. König Ludwig der Baier, durch die Schlacht von Mühldorf 1322 (S. 192) Herr im Reiche geworden, zog zuletzt die Marken als eröffnetes Reichslehn ein und verlieh sie seinem Sohne, dem noch unmündigen Ludwig. Unter vielfachen Verwirrungen hat nun das bairische Haus von 1324 bis 1373 in den Marken regiert. Denn nicht bloß, daß diese Länder in der herrenlosen Zeit verkleinert waren, sondern beim Streit des Kaisers mit dem Papste (S. 192) kam Bann und Interdikt und im Gefolge desselben ein fürchterlicher Einfall der Polen und der noch heidnischen Lithauer über die Marken. Im Innern lösten sich die Bande der Ordnung, die Ritterschaft ward „schloßgesessen" (d. h. sie bauete oder erwarb eigene Burgen), ward übermüthig und räuberisch, die Städte erhoben sich zu fast völliger Unabhängigkeit. Als später Markgraf Ludwig des Vaters Plane gemäß sich mit Margarete Maultasch vermählte (S. 193) und so Tirol gewann, dann nach des Vaters Tode an der Spitze der bairischen Partei gegen die Lützelburgische auftrat (S. 194), regte ihm der neue Kaiser Karl IV. in Brandenburg alle möglichen Feinde, die Anhaltiner, Mecklenburger (S. 226), den Erzbischof von Magdeburg u. a. auf. Wieder kam blutige Verwirrung über die unglücklichen Lande. In diesen Zeiten, 1348, trat ein Mann auf, der sich für den 1319 gestorbenen letzten Askanier, Waldemar (S. 194, 234) ausgab — der falsche Waldemar genannt. Er erzählte, sein Tod und Leichenbegängnis seien Trug gewesen, da er um seines Gewissens willen als Pilger nach dem Morgenlande habe ziehen und in unbekannter Armuth sterben wollen; jetzt jedoch sei er durch das Elend seines Landes bewegt worden, wieder hervorzutreten. Er fand viel Anhang, und Karl IV. anerkannte ihn für echt, bis er sich 1349 mit Ludwig aussöhnte; dann gab er ihn als Abenteurer auf, doch ward jener nach seinem 1357 erfolgten Tode im Erbbegräbnis der Anhaltiner beigesetzt. Im Jahre 1351 trat Ludwig der Aeltere freiwillig die Marken an seine beiden jüngeren Brüder Ludwig den Römer, 1351—1365, und Otto den Finner (Faulen), 1351—1373, ab und zog sich nach Oberbaiern und Tirol zurück. Von diesen Brüdern gewann Kaiser Karl IV.,

eine spätere Zwietracht im bairischen Hause, die er selbst angeschürt, klug benutzend, das Versprechen der Erbfolge in den Marken, die er 1373 von dem jüngsten Bruder Otto, den er lange hintergangen und verächtlich behandelt hatte, durch den Vertrag von Fürstenwalde sich erzwang. So kamen die Marken von dem bairischen an das Lützelburger Haus. — Die Linien des bairischen Herzogshauses bieten später nur das Schauspiel beständiger Kämpfe unter sich und gegen die Nachbarn; für die allgemeine Geschichte sind sie ohne Bedeutung. Erst 1506 vereinigte Herzog Albrecht IV. der Weise die wichtigsten bairischen Lande dauernd, und seine Söhne Wilhelm und Ludwig regierten dieselben als Herzöge gemeinsam. Die bairischen Lande bleiben hinfort vereint und Herrscher aus Wilhelms Geblüt sind ihre Herzöge. Die Stadt München, von Heinrich dem Löwen gegründet (S. 169), erhob sich erst durch Ludwig den Baier zu größerer Bedeutung. Ingolstadt war die 1472 gegründete Universität der bairischen Lande.*)

Von dem ehemals großen Herzogtum Franken, dem Hauptlande des Reiches, welches den größten Theil des späteren kurrheinischen und oberrheinischen Kreises umfaßt hatte, war der Name nur dem östlichsten Theile geblieben, jenen Ländern, die zu beiden Seiten des Mains zwischen Rhön, Thüringer Wald, Fichtelgebirge und Jura in den weitgeöffneten, milden und fruchtbaren Thälern der Rezat, Rednitz und Pegnitz, der Itz, fränkischen Saale und anderer Flüsse sich ausbreiteten. In diesem fränkischen Kreise ragten drei geistliche Gebiete hervor mit ihren bischöflichen Residenzen: Eichstedt an der Altmühl, Würzburg (am Stein), dessen viele Thürme mit dem schönen Geläut, dessen hochragende Feste und dessen Weinberge der prächtige Main wiederspiegelt, und Bamberg mit seinem ehrwürdigen Dom. Außerdem zählte der Kreis viele, fast überreiche Klöster und Abteien, acht kleinere Grafschaften und Herrschaften und fünf freie Reichsstädte, deren vornehmste und aller deutschen Städte Krone Nürnberg war. Zu Kaiser Heinrichs IV. Zeit gegründet, rasch emporgewachsen, durch Handel bereichert, im Kampfe mit den umwohnenden Rittern und Dynasten erstarkt, durch manche innere Bewegung und Umwälzung zu bürgerlicher Freiheit gebildet, war sie besonders am Ende unserer Periode durch ihre Staatsmänner, Gelehrten, Maler, Bildhauer und Poeten hoch berühmt; die Lorenzer und die Sebalduskirche, das Rathhaus, der schöne Brunnen und manches andere Denkmal bezeugten den Reichtum wie die Kunstblüte dieser Stadt. Ueber ihr ragte die alte kaiserliche Feste und am Aufgang zu ihr eine kleinere, von der ein welthistorisches Geschlecht, die Hohenzollern, ihren Ausgang zu Macht und

*) Im übrigen vergl. S. 215, 216 und Anmerkung.

Ruhm genommen haben. Diesen gehörten die beiden größten Territorien des Kreises, die Fürstentümer Anspach und Baireuth, denen nur noch die alte Grafschaft Henneberg am Südfuß des Thüringer Waldes an Bedeutung sich vergleichen ließ.

Die Lützelburger in Böhmen.

Böhmen und die ihm angeschlossenen Länder Mähren, Lausitz und Schlesien waren nicht mit eingekreist, theils weil sie als slavischer Zunge zugehörig galten, theils weil zur Zeit der Kreiseintheilung diese Länder fast unabhängig und getrennt von Deutschland waren. Einst in der Urzeit deutsch (S. 10), dann von dem slavischen Stamme der Czechen besetzt, war Böhmen doch bald wieder ein Theil des deutschen Reiches geworden (S. 71, 96) und vielfach von deutschen Elementen durchdrungen (S. 177). Als mit Ottokars (S. 183, 189) Enkel, Wenzel III., das ruhmreiche Haus der Premysliden erloschen war, waren hier zwei Schwestern als Erbinnen vorhanden. Es ist oben (S. 189) gezeigt, wie sich die jüngere derselben, die Prinzessin Elisabeth, um Schutz und Beistand an Kaiser Heinrich VII. wandte, der die Gelegenheit, seinem Hause eine Königskrone zu gewinnen, wahrnahm und sie mit seinem Sohne Johann vermählte.

So kam das Lützelburger Haus auf den böhmischen Königsthron, nachdem dasselbe bereits durch Heinrich VII. aus einem unbedeutenden Grafenhause Lothringens zu der höchsten weltlichen Würde der Christenheit emporgestiegen war. König Johann von Böhmen, sein Sohn, war ein wunderlicher Mann. Sein Leben ist ein fortgesetztes, abenteuerliches Wandern von Turnier zu Turnier, von Krieg zu Krieg, von Unterhandlung zu Unterhandlung. Bald finden wir ihn in Avignon, bald in Paris, dann am Rhein, in Preußen, Polen oder Ungarn, dann in Italien mit weiten Plänen beschäftigt und fast am seltensten in seinem Böhmen. Und doch war sein unstetes Treiben, einige wichtige Erwerbungen in Schlesien abgerechnet, von nur geringen Erfolgen begleitet. Mit dem Kaiser Ludwig dem Baier, dem er einst den Sieg bei Mühldorf (S. 192) hatte erringen helfen, zerfiel er bald; und seit dieser die Ehe von Johanns Sohn mit Margarete Maultasch, der Erbin Tirols, aufgelöst hatte (S. 193), herrschte zwischen beiden bittere Feindschaft. Von der Zeit an schlug sich Johann ganz zum Papste und zum Könige Frankreichs, an den ihn ohnehin Verwandtschaft und Vorliebe für französisches Wesen fesselten. Er war alt geworden und seit den letzten Jahren erblindet. Sein Sohn Karl, am französischen Hofe erzogen und persönlicher Freund des Papstes, ward zum Kaiser erwählt (S. 194). Da

aber die Lützelburgische Partei im Reiche keinen Boden gewinnen konnte, so stützte sie sich ganz auf den französischen König und den Papst. So kam es, daß Vater und Sohn mit theilnahmen an dem Kriege zwischen England und Frankreich und an der blutigen Schlacht bei Crecy (nahe der Somme), 1346. Auch der alte Johann hatte in der Schlacht nicht fehlen wollen und sich deshalb auf seinem Schlachtroß von zwei Rittern in die Mitte nehmen und in das Getümmel führen lassen. Als nun, so heißt es, die französischen Ritter vor den englischen Armbrustschützen dahin sanken, und er die Verwirrung wahrnahm, fragte er seine Getreuen, wie es stünde. „Uebel, Herr, steht es um die Schlacht, denkt auf Eure Rettung!" erwiderten diese. Da sagte Johann: „Fern sei es, daß ein Böhmenkönig fliehen sollte: kein Lützelburger stirbt den Tod im Bett!", ließ sich hinleiten, wo der Kampf am heißesten war, und fiel, seines Vaters und Großvaters würdig (S. 190, 188).

Aus der mörderischen Schlacht entrann sein Sohn, Karl IV., verwundet und kam bald, wenn auch erst mit vielen listigen Künsten, zum anerkannten Besitz der deutschen Kaiserkrone. Dankt ihm Deutschland außer der goldenen Bulle (S. 195) wenig, so hat er desto mehr für seine Erblande, besonders für Böhmen, gethan, das er schon seit seinem 17. Jahre für seinen abenteuernden Vater regiert und geordnet hatte. Er erweiterte und befestigte Prag, schmückte es mit der unvergleichlichen Herrlichkeit seiner Dome, Klöster, Brücken und Thürme, gründete hier, 1348, die erste deutsche Universität und machte diese seine Hauptstadt zum Glanzpunkte des wissenschaftlichen wie gewerbsthätigen Lebens in Deutschland. Rastlos mehrte er seine Erbländer; so gewann er den nördlichen Theil der Oberpfalz, vereinte Schlesien ganz mit Böhmen und erwarb endlich (S. 239) durch Kampf von dem letzten bairischen Markgrafen, Otto, auch Brandenburg. Da aber wieder Brandenburg Ansprüche auf die Lehnsoberhoheit über Pommern und Mecklenburg machte, so konnte man sagen, seine Erblande reichten in ununterbrochenem, breitem Zuge fast von der Donau bis zur Ostsee. Auf der Elbe und Oder, diesen großen, natürlichen Handelsstraßen des deutschen Ostens, gründete und hob er den Schiffahrts-Verkehr; mit der Hansa trat er in freundschaftliche Beziehung und besuchte deshalb selbst das Haupt derselben, Lübeck: das letzte Mal, daß — bis auf unsre Tage — ein deutscher Kaiser den niedersächsischen Norden bereist hat. Den Marken besonders zeigte sich sein Walten segensreich. Gesetz und Ordnung kehrten in diese ganz wüst gewordenen Lande wieder ein; an der Elbe erblühte Tangermünde, der Lieblingssitz Karls in seinen alten Tagen. So ist er ein Segenspender für den deutschen Osten geworden, der ihm Pflege des

Geistes wie der Landeskultur dankt: und hier hinterließ er einen schöneren Namen denn im Reiche, als er, für seine Erbländer zu früh, 1378 zu Prag starb.

Noch während seiner Lebzeiten hatte er, seinen großen Schöpfungen zum Schaden, eine Theilung seiner Erblande bestimmt. Wenzel, sein ältester Sohn (1378—1419), bekam Böhmen und Schlesien; die Lausitz, Neumark und Luxemburg ein jüngerer Bruder Johann; Mähren kam an die beiden Vettern Wenzels, Jost und Prokop; Brandenburg fiel an Sigmund, Kaiser Karls zweiten Sohn. Wenzel ließ bald seine Länder ebenso verwildern, wie er als Kaiser das Reich vernachlässigte (S. 197), und nicht lange, so zerrüttete der wildeste Verwandtenzwist diese noch kurz zuvor so wohl regierten Lande. Sigmund aber verpfändete, weil er für fernere Unternehmungen Geld brauchte, die brandenburgischen Marken bald an seine Vettern, Jost und Prokop von Mähren. Ihm nämlich war durch seines Vaters Klugheit die glänzende Aussicht eröffnet worden, zwei große Königreiche im Osten Europas zu gewinnen. Ungarn und Polen waren bis 1382 ruhmvoll von Ludwig dem Großen beherrscht gewesen, der jenem Hause Anjou entsprossen war, das in Neapel einst die Staufer verdrängt hatte (S. 156). Ludwig hatte zwei Töchter hinterlassen, Maria und Hedwig, und Sigmund, der mit Maria verlobt war, hoffte mit ihr beide Kronen zu gewinnen. Die Polen aber widerstrebten, machten Hedwig zu ihrer Königin, und diese reichte dem Großfürsten von Lithauen, dem Wladislaus Jagiello, die Hand, der erst damals mit seinem Volk zum Christentum übertrat. Dieser Ahnherr des mächtigen polnischen Königshauses der Jagiellonen ward später besonders dem deutschen Orden in Preußen gefährlich. Ungarn aber gewann Sigmund, wenngleich unter vielen Kämpfen und Gefahren, zugleich mit der Hand Marias. Von hier aus ward er, wie wir gesehen (S. 199), 1411 auf den deutschen Thron gehoben und räumte die Marken seinem treuen Freund Friedrich von Hohenzollern ein. Als seine kühnen Verbesserungspläne für Kirche und Reich gescheitert waren, wandte er auch sein Streben nur noch seinen Erblanden zu. Nach Wenzels kinderlosem Hinsterben, 1419, war er auch berechtigter Erbfolger in Böhmen, aber hier wehrten ihm die Hussiten. Da er nur eine Tochter hatte, die mit dem Habsburger Albrecht von Oestreich vermählt war, so arbeitete er in den letzten Zeiten seines Lebens, zumal er mit seinem Freunde Friedrich von Brandenburg (S. 204) zerfallen war, einzig für Mehrung und Erhöhung der Macht Albrechts. Er hatte noch die Freude, Böhmen unter seine Herrschaft zurückkehren zu sehen (S. 205). Als er 1437 starb, vererbte er zwei Königskronen auf das Habsburgische Haus. Konnte

es dieselben damals auch noch nicht behaupten, der Anlaß zur späteren Erwerbung war doch gegeben, und wohl darf man Sigmund einen Mitbegründer der Habsburgischen Macht nennen. Doch ist auch die andere deutsche Großmacht, die der brandenburgischen Hohenzollern, zum Theil auf dem Boden der Lützelburgischen Lande aufgewachsen.

Die Hohenzollern.

In einem der schönsten Theile Schwabens (S. 235), nicht fern von den Stammsitzen der Staufer und Welfen, stand und steht noch heute in erneuerter Pracht die Burg Hohenzollern, die Geburtsstätte eines der mächtigsten und ruhmvollsten Herrscherhäuser der Welt. Grafen von Zollern werden zuerst unter Kaiser Heinrich IV. genannt. Ein Zweig dieser Zollern — von Hechingen und Sigmaringen — blieb in der Heimat, ward zur Zeit des 30jährigen Krieges gefürstet und trat endlich 1849, nachdem ihm hohe Ehren und Würden gewährleistet waren, Land und Leute dem Bruderzweige ab, der seinen Staat inzwischen zur Großmacht emporgehoben hatte. Klein waren auch dieses Bruderzweiges Anfänge. Wie die Zähringer, die Wittelsbacher und Habsburger verdanken auch diese Hohenzollern den Staufern, denen sie treu dienten, ihr erstes Aufwachsen. Von den Staufern erhielten sie um 1190 das kaiserliche Amt eines Burggrafen von Nürnberg; durch Heirat, Erb und Kauf mehrten sie ihre Güter in Franken, auf dem Vogtlande, in Oestreich, und selbst in Burgund; durch Klugheit und Tüchtigkeit begannen sie bald im Rathe der deutschen Fürsten etwas zu gelten. Der eifrigen Bemühung eines Hohenzollernschen Burggrafen dankte Rudolf von Habsburg seine Krone (S. 182) und gab deshalb seinem Hause Erblichkeit in dem genannten Burggrafenamte auch in weiblicher Folge; der Tapferkeit seines Sohnes, Friedrichs IV., von dessen Rittern einer Friedrich den Schönen gefangen einbrachte, dankte Ludwig der Baier den entscheidenden Sieg bei Mühldorf, 1322 (S. 192). Immer hielten sich die Burggrafen treu zu den erwählten Kaisern, deren gleichsam geborne Räthe und Feldherren sie waren. Karl IV. bestätigte deshalb dem Geschlechte den Rang von Reichsfürsten und das Recht, die Bergwerke in ihrem Gebiet auszubeuten, ein Recht, das er sonst nur noch den Kurfürsten zugestand. Schon theilte Burggraf Friedrich V. sein Land unter seine Söhne in den Theil auf dem Gebirg — Baireuth — und den Theil unter dem Gebirg — Anspach. Friedrich VI. aber vereinte nach des Bruders Tode beide Länder wieder in seiner Hand. Er diente Sigmund treu in den verwirrten ungarischen Angelegenheiten; er half ihm durch Klugheit und Kühnheit zur deut-

schen Kaiserkrone. Zum Dank dafür bestellte ihn Sigmund zum obersten Hauptmann, Verweser und Statthalter der Mark Brandenburg und wies dem Burggrafen die Summe von 100,000 Goldgulden, die er später noch um 50,000 vermehrte, auf die Marken an „für den Aufwand von Geld und Mühe, dem er zur Rettung des halbverlorenen Landes sich unterzog", 1411.

So kam 1412 der erste Hohenzoller nach Brandenburg. Die Marken, die seit hundert Jahren in den Händen dreier Fürstenhäuser gewesen waren (der Askanier — 1320, der Baiern — 1373 und der Lützelburger — 1411), waren durch die Schlaffheit und Ohnmacht ihrer Regenten in den beklagenswerthesten Zustand gerathen. Wenn irgendwo, so hatte hier das Rittertum alle Zügel der Zucht und des Gehorsams zerrissen. Friedrich schuf Ordnung, indem er die Schlösser des Adels brach. Dann kehrte er zu Sigmund auf das Constanzer Konzil zurück. Hier übergab ihm Sigmund die Marken 1415, rückkaufbar, wie man damals häufig einen solchen Handel zu schließen pflegte, um 400,000 Goldgulden. Im Jahre 1417 belehnte er ihn feierlich auf dem Markte von Constanz im Angesicht des ganzen Konzils mit diesen Ländern wie mit der Kurwürde. Und als dann das Jahr darauf, 1418, der Kaiser den Kurfürsten zum Statthalter und Verweser des römischen Reichs in Deutschland ernannte, da zweifelte niemand, daß der Hohenzoller ausersehen sei, die Macht und Stellung des Hauses Luxemburg, das dem Aussterben nahe war, auf sein Geschlecht zu vereinigen. So hoch stand Friedrich damals in Sigmunds Gunst. Beide Männer hatten noch einmal den Muth gehabt, zu glauben, es sei in Deutschland eine starke Obergewalt und durch eine solche wieder Ordnung im Innern und Macht nach außen möglich. Wie oben gezeigt, gab Sigmund mißmüthig bald solche Gedanken auf. Friedrich aber kam bei ihm in Ungnade, als er, gestützt auf die neu erworbene Macht, für sein Haus noch weiter strebte. Er verlobte seinen zweiten Sohn Friedrich mit der Tochter des Polenkönigs Wladislaus Jagiello (S. 242), und da dieser ohne Söhne war, glaubte er, seinem Hause in dessen weiten Ländern die Erbfolge eröffnen zu können.*) Sigmund, der selbst einst auf die Krone Polens gehofft, ward eifersüchtig auf die zu hoch steigende Macht des Freundes. Das erste Zeichen der Ungnade war, daß er nicht dem Hause Friedrichs, sondern den Wettinern den Kurkreis Wittenberg und die Kurwürde von Sachsen gab, als hier die Linie der Askanier 1422 erlosch, (S. 231). Auch später hin-

*) Wladislaus Jagiello bekam aus dritter Ehe später noch Söhne, und der ganze Plan zerschlug sich.

derte Sigmund den Hohenzollern mannigfach, selbst in den Angelegenheiten des Reiches, die dieser mit der alten Hingebung betrieb. Erst gegen Ende der Regierung Sigmunds, als dieser längst nur noch für die Habsburger strebte und arbeitete, kam eine kühle Aussöhnung zustande.

Nach Sigmunds Tode durfte Friedrich, gestützt auf die blühende Macht seines Hauses und seine Verdienste um das Reich, auf die Wahl zum deutschen König rechnen. Zum ersten Male standen in Deutschland die Häuser Hohenzollern und Habsburg im Streben nach der obersten Gewalt sich entgegen. Wie und warum damals die Habsburger siegten, ist oben (S. 205) gezeigt. Friedrich starb 1440 nach langem, arbeitsvollem Leben, welches noch mehr dem Reich als seinem Brandenburg gegolten hatte. Er hatte seine Länder getheilt; in den Marken folgte sein zweiter Sohn Friedrich II. Eisenzahn 1440—1470 (nebst einem unbedeutenden jüngeren Bruder), in den fränkischen Fürstentümern der ruhmlos gebliebene älteste Sohn, Johann der Alchymist, und Albrecht Achilles. — Friedrich II., fromm und fest, stellte in den Marken Zucht und Ordnung völlig wieder her, erwarb die Neumark, welche Sigmund dem deutschen Orden verpfändet hatte, zu Brandenburg zurück und baute hier im Osten des Reiches einen festen deutschen Staat auf, welcher den während Kaiser Friedrichs III. schlaffer Regierung weiter und weiter vordringenden Polen und Böhmen einen Damm entgegenwarf. Auch brach er die trotzige Selbständigkeit der brandenburgischen Städte, besonders die von Berlin-Cölln (S. 175), 1443, wo er den Grund zum kurfürstlichen Residenzschloß legte. Albrecht Achilles, tapfer, beredt, schlau, im Zweikampf nie, in der Schlacht selten besiegt, mit Narben an Hand, Fuß, Gesicht und Hals ganz überdeckt, war einer der gewaltigsten Fürsten seiner Zeit. „Frisch angerannt ist halb gefochten“ war sein Wahlspruch. Rastlos tummelte er sich in den fränkischen Fehden, im Städtekrieg, im Kampf gegen die Baiern und Pfälzer (Friedrich den Siegreichen) und diente nach des Vaters Beispiel unablässig dem Reiche und selbst einem undankbaren Kaiser, obwohl er, vor der Wahl Friedrichs III., einst selber auf die deutsche Krone gehofft hatte. Da alle seine Brüder, auch Friedrich, erblos starben, so vereinigte er alle Hohenzollernschen Länder, die fränkischen wie die brandenburgischen, 1470 bis 1486. Als Kurfürst strebte er für regelmäßige Reichstage, für eine Reichsverfassung und den Landfrieden. Für die Hohenzollernschen Lande, in denen er strenges Recht und feste Ordnung pflegte, erließ er 1473 ein Hausgesetz, welches die Theilungen verhindern sollte: dem ältesten Sohne übergab er die Marken, den beiden folgenden Anspach und Baireuth. So wurden drei Linien begründet, die aber keine weiteren Untertheilungen vornehmen sollten. — Auf der Höhe ihrer

Vorfahren, die über die Geschicke Deutschlands mit entschieden hatten, wußten sich die Nachkommen nicht zu halten. Sie sanken, schon von Albrechts Sohne, Johann Cicero 1486 bis 1499, an, zu zwar mächtigen, doch auf das Reich nur noch wenig einwirkenden Territorialherren herab. Erst eine spätere Zeit sollte neue Macht und Ehre auf den Namen der Hohenzollern bringen.

Die Habsburger. Der östreichische Kreis.

Der mächtige Alpenwall, der im Süden Deutschland von Welschland trennt und im weiten Bogen auf die Ortlesspitze, den Brenner und die Gipfel des Hohen Tauern wie auf seine Säulen sich stützt, war schon seit der Völkerwanderung von Stämmen deutscher Abkunft besetzt worden. Selbst bis über diese Scheidewand hinaus, die Thäler der Eisach und Rienz, der Passeier und Etsch hinab, erklang die deutsche Zunge, bis unterhalb Botzen mit der mehr und mehr sich südlich gestaltenden Natur auch allmählich die italienische Sprache und Volksart begann. Nördlich aber von diesem Wall, im weiten Längenthal des Inn und seinen Nebenthälern, wohnt in zahlreichen Dörfern und Gehöften, die oft bis an den Schnee der Alpen emporsteigen, unvermischt und von fremder Sitte kaum berührt, ein Jäger- und Hirtenvolk, abgehärtet, treu, tapfer und genügsam, in engsten Schranken des Herkommens und des Glaubens, doch nicht ohne Sinn für vielgestaltigen Erwerb, der sie oft zu weiter Wanderung in die Ferne lockt. Hier, wie im Norden an der flachen Seeküste, hatte sich ein freier Bauernstand in altgermanischem, selbständigem Gemeindeleben behauptet. Dem bairischen Stamm entsprossen, sonderte sich der Tiroler doch bald spröde und stolz, und es herrschte gegen den Nachbar eher Abneigung als Stammesfreundschaft. — Neben der meist freien Bauernschaft saßen reichbegüterte geistliche Herren und einige große adlige Familien. Aus der Zahl der letzteren heben sich bald die Grafen von Tirol heraus, genannt nach dem alten Römerschloß Teriolis (Tirol) über Meran. Als dieses Geschlecht 1254 erloschen, kamen die Tiroler Lande an Meinhart III. von Görz, den Vater jenes Meinhart IV., dem Kaiser Rudolf von Habsburg für seine treue Hilfe auch noch das Herzogtum Kärnthen verlieh (S. 183). Tirol und Kärnthen erbten so auf Meinharts Sohn Heinrich von Kärnthen (S. 189) und durch diesen auf seine Tochter, die mehrfach erwähnte Margarete Maultasch. Diese, nach ihrer Scheidung von ihrem ersten Gemahl mit Ludwig dem Aeltern von Baiern verheiratet (S. 238), hatte aus dieser Ehe nur einen Sohn, Meinhart. Derselbe war mit einer östreichischen Prinzessin

vermählt, starb aber jung und kinderlos, und Margarete trat nun, früheren Verträgen gemäß, die Grafschaft Tirol an Oestreich ab, 1363. Dann blieb das Land unter einem Seitenzweige der Habsburger, bis es 1493 unter Kaiser Maximilian zum Ganzen der östreichischen Länder geschlagen wurde.

Vom Hohen Tauern öffnen sich nach Osten hin die später sich vereinenden Thäler der Mur und Drau, südlicher das Längenthal der Save. Die schneebedeckten Alpenzüge, welche diese Thäler trennen und begleiten, sinken in ihrer weiteren Fortsetzung zu sanften waldigen Hügelketten herunter, und so verlaufen Flüsse und Thäler in die große ungarische Ebene, über die Grenzen Deutschlands hinaus. Von dem offenen Osten war in diese Thäler der Strom slavischer Volksart gedrungen, und dieselbe ist später von der deutschen wohl durchsetzt, doch nicht völlig überwunden worden. Seit Karl dem Großen (S. 70, 74) und wieder seit den Ottonen bestanden hier Marken mit wechselnden Benennungen und Grenzen (S. 102). Aus ihnen hebt sich früh (S. 106) ein Herzogtum Kärnthen hervor. Doch scheidet sich bald wieder das Land nördlich des kärnthnisch-steierischen Alpenzuges als Herzogtum Steiermark von diesem ab, während der Name Kärnthen dem Draurhale verbleibt und sich südlich wieder gegen Krain (im oberen Savethale und am Karst) abgrenzt. Zwischen diesem weltlichen Gebiet lag viel geistliches, zu Salzburg, Aquileja und anderen Stiftern gehörig. Wohl die bedeutendsten weltlichen Herren waren die Herzöge von Steiermark, die aber schon 1186 aussterben und ihr Land an die östreichischen Babenberger vererben. So war Steiermark früh ein mit Oestreich verschwistertes Land geworden.

Oestreich selbst d. i. das Herzogtum im engeren Sinne entstand aus der baierischen Ostmark. Es ist das Land an beiden Ufern der Donau, durch die Ens in eine westliche und östliche Hälfte, das Land ob und unter der Ens, getheilt. Das fruchtbare, an Naturschönheiten reiche Land, von einem Strome durchflossen, der an Pracht dem Rheine kaum nachsteht, im Norden von den Terrassen Böhmens und Mährens, im Süden von den Schneegipfeln der Alpen begrenzt, deren Ausläufer bald in waldigen Höhenzügen sich verflachen, bald inselartig aus der lachenden Ebene wieder auftauchen, bald wie Vorgebirge noch bis an die Donau vorspringen — war frühzeitig im vollsten Sinne deutscher Art zugeeignet, ward der Schauplatz der Heldensage, der Schauplatz von der Nibelungen Wanderfahrt und ihren Kämpfen und war durch die Babenberger, das alte glänzende Herzogshaus, denen auch Wien sein Aufblühen dankte (S. 169), deutscher Kolonisation, deutscher Kultur, deutscher Sprache und deutschem Liede (S. 165)

weit aufgethan. Der Volksstamm, der hier wohnte, lebenslustigen, treuherzigen Sinnes, war aus einem Zweige des bairischen Stammes, wie die Tiroler, zu eigengearteter Entwickelung gediehen. Auch war Oestreich von Anfang an selbständiger zum Reiche gestellt als die übrigen Herzogtümer (S. 141).

Das Haus der Babenberger erlosch 1246 mit Friedrich dem Streitbaren. Wie darauf Ottokar von Böhmen hier herrschte; wie dann Rudolf von Habsburg ihn besiegte und diese Länder für das Habsburgische Haus*) gewann; wie dann dieser und sein Sohn Albrecht I. regierten, wie des letzteren Söhne Friedrich und Leopold, des Strebens ihrer Vorfahren eingedenk, um die deutsche Krone rangen; das alles bis zur Mühldorfer Schlacht, 1322, ist zugleich Reichsgeschichte und als solche bereits erzählt (S. 182—192). Von da an ist auch die östreichische Geschichte länger denn ein Jahrhundert eine auf engen Kreis beschränkte Landesgeschichte. Doch bleiben die Besitzungen des Hauses Habsburg, besonders durch glückliche Heiraten, in stetem Wachsen. Albrecht II., ein jüngerer Sohn König Albrechts, erwarb von Ludwig dem Baier Kärnthen und Krain (S. 193); von dessen Söhnen erwarb der ältere, Rudolf (der Stifter), 1363 auf die oben (S. 247) angegebene Weise Tirol; der jüngste, Leopold, gewann Triest. Bei den jetzt oft vorgenommenen Theilungen bekam Leopold die vorderen Lande — die alten Erbländer der Habsburger

*) Die Stammtafel der älteren Habsburger:

Rudolf von Habsburg † 1291.

- **Albrecht** I. † 1308.
  - Rudolf † 1307. (König von Böhmen.)
  - **Friedrich der Schöne** † 1330.
  - Leopold † 1326.
  - Albrecht II. der Weise † 1358, erwirbt Kärnthen und Krain 1335.
    - Rudolf IV. erbt Tirol 1363.
    - Margarete. Gem.: Meinhart von Tirol.
    - Albrecht III. (östreichische Linie).
      - Albrecht IV.
        - **Albrecht** V. als Kaiser II. † 1439.
          - Ladislaw Posthumus † 1457.
    - Leopold III. † 1386, erwirbt Triest. (steiermärkische Linie).
      - Wilhelm.
      - Leopold IV.
      - Ernst.
        - Kaiser **Friedrich** III. † 1493.
        - Albrecht VI. —
      - Friedrich IV. mit der leeren Tasche † 1439.
        - Sigmund tritt Tirol ab 1493, † 1496.
  - Otto.
- Rudolf.
  - Johannes Parricida.

um den Bodensee, in der Schweiz, Schwaben und im Elsaß — und fiel gegen die Schweizer in der berühmten Schlacht bei Sempach, 1386 (S. 276). Unter seinen zahlreichen Söhnen und Albrechts III. Sohne, Albrecht IV., begannen von neuem Theilungen und Streitigkeiten; von ersteren ist besonders Friedrich, zubenannt mit der leeren Tasche, bemerkenswerth, der Tirol und die vorderen Lande besaß, von denselben aber einen großen Theil an die Schweizer einbüßte, weil er auf dem Konzil zu Constanz dem Papst Johann XXIII. zur Flucht behilflich war und deshalb vom Kaiser Sigmund in die Acht erklärt ward (S. 201). Albrechts IV. Sohn, Albrecht V., der wie Vater und Großvater zu Wien residirte, ward Kaiser Sigmunds Schwiegersohn und Erbe (S. 204) und 1438 deutscher Kaiser (als solcher II. S. 205). Die beiden Königskronen aber, die Albrecht zuerst an das Habsburgische Haus gebracht hatte, die von Böhmen und Ungarn, gingen demselben noch einmal verloren. Nach dem Tode des Georg von Podiebrad und des Matthias Corvinus (S. 208) vereinigte sie Wladislaw, aus dem polnischen Königshause entsprossen. Das Haus Oestreich vermochte nur die Zusicherung der Erbfolge in Ungarn zu erlangen, die durch Heirat bald noch mehr befestigt wurde.

Kaiser Friedrich III. hatte indessen, so sehr er auch daheim von seinem Bruder, den Wienern und Matthias Corvinus bedrängt wurde, mit zäher Klugheit an der Macht der Habsburger weiter gebaut. Nach dem kinderlosen Tode seines Bruders besaß er die gesamten östreichischen Länder, ausgenommen Tirol. Auch dies vereinigte Maximilian 1493 mit den übrigen Erblanden, und bei der bald erfolgenden Kreiseintheilung des Reiches faßte er die gesamten Lande, die das Haus Habsburg im Reiche besaß, so zersplittert sie lagen, in den einen östreichischen Kreis zusammen. Den Grund aber zu der europäischen Macht der Habsburger legte die Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund (S. 209). Aus dieser Ehe stammte Erzherzog Philipp, auf den die burgundischen Lande (S. 221 Anm.) vererbten. Derselbe vermählte sich mit Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und Isabellas von Castilien. Auf den ältesten Sohn dieses Paares, Karl I. — später als deutscher Kaiser Karl V. genannt — erbten väterlicherseits die burgundischen Lande, mütterlicherseits die spanische Krone, zu der damals auch die von Neapel und Sicilien gehörte, so wie die Herrschaft der durch Columbus 1492 entdeckten neuen Welt. Der jüngere Sohn, Ferdinand, ward durch Maximilians Fürsorge mit Anna, der Tochter des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen, vermählt, während sich der Sohn Wladislaws, der spätere König Ludwig, mit Maria, Ferdinands Schwester,

verheiratete. Ludwigs Ehe blieb kinderlos, und als derselbe 1526 in der Schlacht von Mohacz (an der Donau oberhalb der Draumündung) gegen die Türken fiel, gingen die Rechtstitel auf Ungarn und Böhmen an Ferdinand über, dem sein Bruder Karl V. bereits die gesamten deutsch-östreichischen Länder abgetreten hatte. So entstand hier unter Ferdinand eine östliche europäische Großmacht des Hauses Habsburg, wie unter Karl eine westliche entstanden war. Kein Fürstenhaus Europas konnte sich am Ausgange unseres Zeitabschnitts mit dem der Habsburger vergleichen.*)

---

*) Die Stammtafel der späteren Habsburger ist folgende:

Friedrich III. † 1493.

Maximilian I. † 1519.
Gem.: Maria von Burgund.

Philipp — Gem.: Johanna von Spanien.
Margarete.

Karl V. † 1558.
Ferdinand I. † 1564. Gem.: Anna von Böhmen und Ungarn.
Maria. Gem.: Ludwig von Ungarn und Böhmen † 1526.

Deutsches Volksleben in dieser Periode.

Ritter und Bauern. Raubrittertum. Ritterbünde.

So wenig ruhmvoll die von uns durchwanderte Periode unserer Geschichte nach außen ist, so wichtig ist sie für die Entwickelung unseres Volkscharakters. Denn wenn auch die Grundzüge des deutschen Wesens durch alle Zeiten unverändert geblieben sind, so tritt doch gerade die große Mannigfaltigkeit des Einzellebens, die Fülle freier und innerlich reicher Bildungen jetzt erst im deutschen Volke recht hervor, und dies ist die Grundlage, auf der dann die Reformation erwachsen konnte. Wir beobachten diese Neugestaltung an allen Ständen.

Die poesievolle, schwungreiche Entwickelung des Rittertums (S. 162—165) zur Zeit der Kreuzzüge, wo in ihm sich die christliche Kultur des Mittelalters ausgeprägt und dargestellt hatte, war vorüber. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begann in allen Ländern Europas ein schnelles Sinken dieses Standes. An die Stelle der früheren Ueberschwenglichkeiten im Gottesdienst und Frauendienst trat rohe Selbstsucht, wilde Sitte und wüste Genußsucht. An den Höfen verstummte der ritterliche Minnegesang, denn selbst von des Kaisers Hofe, schon zu Rudolfs Zeit, zogen die Sänger unbeschenkt und ungeehrt. Die große, allgemein zusammenhaltende Idee des Rittertums, ein Stand zu sein, der die Ehre des Glaubens und der Sitte jedem Verächter gegenüber kämpfend aufrecht zu erhalten habe, ging verloren. Dagegen reichte der Blick des adligen Herrn bald wenig über die engen Grenzen seines kleinen Gebietes, ja oft kaum über die vier Pfähle seines Dorfes und seiner Burg hinaus. So wurde alles roher. Roher die Bewaffnung; an die Stelle der zierlichen Ring- und Kettenpanzer traten die schweren Plattenpanzer, die Roß und Mann fast niederzogen und im Kampfe mehr hinderten als schützten; an die Stelle der schönen Kleiderpracht des 13. Jahrhunderts trat ein verderbter Geschmack, der sich in bunten Farben und sonderbarem Schnitt gefiel. Roher ward vor allem die Sitte:

dem übertriebenen, oft gezierten Dienst der Frauen folgte übermüthige Verachtung derselben; die Männer feierten ohne sie ihre wüsten Trinkgelage. Galt es aber am fürstlichen oder kaiserlichen Hofe aufzutreten, so mußte eine ebenso rohe Pracht, ein Einreiten mit vielen geschmückten Rossen und Dienern, den fehlenden inneren Gehalt des Lebens ersetzen. Und so seufzte der Ritter gewöhnlich nicht minder wie der Fürst unter Schulden und Geldverlegenheiten, und um so mehr mußte der Bauer sich in Fronden und Abgaben anstrengen, ihn zu erhalten.

Denn die Freiheit und Selbständigkeit der Dörfer, wie wir sie in der alten Kaiserzeit fanden, das heitere Leben derselben, wie es z. B. in Oestreich gedieh, die weise Einrichtung der Schulzendörfer, wie wir sie in Brandenburg antrafen (S. 175), war dahin. Die Fürsten hatten in Geldverlegenheiten die Gefälle und Einkünfte ihrer Dörfer dem Adel überweisen müssen; dieser verband mit solchen rechtlich erworbenen Ansprüchen Gewalt und Unterdrückung.*) So ward die Bauernschaft fast durch ganz Deutschland hörig und leibeigen und sank in Zustände der Armseligkeit herunter, wie sie bisher noch nie in Deutschland gewesen waren. Sie theilte mithin oder empfand ihrerseits am schwersten jedes Ungemach ihres Junkers. Der Ritter riß, je unabhängiger er sich zuletzt von dem Landesherrn machte, das Fehderecht an sich, und seitdem tobten kleine Kriege unablässig durch die deutschen Länder. Da aber die Burgen schwer zu erobern waren, so beschädigte man sich gegenseitig die Dörfer, um dem Feinde die Einnahmequellen abzuschneiden, „pochte sie aus", trieb die Viehherden fort, verderbte die Feldfrüchte, die Wein- und Obsternte, ja ruinirte manchmal sogar die Aecker durch böswilliges Einsäen von wucherndem Unkraut auf lange Zeit hinaus. So ging über die „armen Leut" die ganze Schwere der Zeit; die Lebenslust erstarb, und seit man an den Hussiten die Macht auch des gemeinen Arms wahrgenommen, begannen Groll und Haß, zuletzt geheime Verbindungen unter dem Bauernstande sich zu verbreiten.

Und doch war auch das Leben des Adels, der allein der „Freiheit" noch genoß, kein beneidenswerthes. Außer Gelagen war es fast allein die Jagd, welche die Freude der müßigen, von Fehden nicht eingenommenen Tage bildete. Denn die gewaltigen Forsten, ja die oft wieder verwilderten

*) Bauernhöfe, auf Lehen gegeben, finden sich früh: auch traten viele freie Männer in Schutzpflichtigkeit (S. 75); diese standen immer noch einen Grad höher, als die eigentlichen Hörigen oder Leibeigenen (Hintersassen). Grundherr über ein freies Eigentum aber war der Bauer in beiden Fällen nicht; dies war der ritterliche Gutsbesitzer, ein Kloster, Stift und dergleichen, von dem er als „Meier" zu „gemessenen oder ungemessenen" Diensten gesetzt war und selbst willkürlich ausgetrieben werden konnte.

ehemaligen Liegenschaften zerstörter Dörfer hegten noch Wild die Fülle; wenn nicht mehr den Ur und Elk, doch noch den Bären und Wolf, und Roth- und Schwarzwild ohne Zahl, die der Bauer nicht erlegen durfte, auch wenn sie seinen dürftigen Acker völlig verwüsteten. Erschien der Ritter zum Hoffest, so warteten sein auch hier Gelage, fürstliche Jagden im größten Stil und auch wohl noch Turniere, die als letzte Reste edleren Rittertums geblieben waren, ja jetzt noch reicher in Formen und Bräuchen ausgebildet wurden. Aber nicht jeder adlige Ritter konnte den Anforderungen seines Standes genügen; oft herrschte bittere Armuth hinter den Mauern einer engen Burg, wo der Ritter oder eine ganze Sippschaft mit einigen Knechten, einigen abgemagerten Rossen und einem Schwarm wilder Hunde hauste. Dann trieb oft die Verzweiflung, meist gepaart mit Roheit und frevelndem Sinne, zu ungerechtem Lebenserwerb, zum Leben „vom Stegreif." Von der Warte spähte der Knecht nach den Kaufmannszügen, die auf der schlechten Landstraße daherzogen oder auf dem Spiegel des Stroms heranglitten; sein Ruf trieb den gierigen Haufen zu Roß; im Waldesdunkel, an den Hohlwegen, an dem mit Ketten gesperrten Fluß lauerte man, bis der Zug samt seinem Geleit niedergeworfen, überwältigt, die Waren geraubt und die Handelsherren in die Burgverließe zu schwerer Lösung und, blieb diese aus, zu martervollem Tode abgeführt waren. Wohl galt solch Gewerbe für unadlig, und edle Kaiser wie Rudolf von Habsburg, oft auch Landesfürsten oder mächtige Städte straften solche Raubritter mit dem Strang auf den Trümmern ihrer gebrochenen Festen; aber so lange kein mächtiger Arm durch das ganze Reich Ordnung schaffte, schossen solche Raubburgen wie giftige Pilze immer neu aus der Erde, wandte sich der heruntergekommene Adel immer neu dieser letzten Erwerbsquelle zu.

Das Bild größter Zügellosigkeit bot z. B. der Adel der brandenburgischen Lande. Einst, unter den Askaniern, hatte er nicht das Recht gehabt — einige wenige Familien von hohem Adel ausgenommen — befestigte Burgen zu besitzen; in der wilden Zeit unter den Baiern und Lützelburgern aber war auch der niedere Adel „schloßgesessen" geworden; er führte seine eigenen Fehden unter sich, gegen die Städte, gegen die benachbarten Landesherren. Ein eigentliches Raubrittertum war dies nicht, aber eine ungemessene Ausdehnung des Fehderechts, welches doch nicht anders als mit Raub und Nahme geübt ward. Als der erste Hohenzoller in die Marken kam und Ordnung und Landfrieden herstellen wollte, trat gegen ihn das Bündnis der Quitzows auf, zweier Brüder, die viele Burgen besaßen und an der Spitze des Landadels — der Putlitze, Rochows, Bredows u. a. — standen. Sie meinten, dem „Tand von Nürnberg" bald die Wege weisen zu können,

Friedrich I. aber brach ihren Trotz, vor allem durch Pulver und Kanonen, durch die er ihre starken Mauern bald in Trümmer legte. Im Süden und Südwesten Deutschlands, in Schwaben und Franken, wo die Ritterschaft zum Theil reichsfrei war oder es zu werden strebte, stieß sie häufig mit den gleichfalls ihre Macht ausdehnenden Fürsten zusammen; so z. B. mit Eberhard dem Greiner, dem kühnen Wirtenberger Grafen (S. 236). Um ihre Macht und Unabhängigkeit zu wahren, schlossen auch sie unter sich Bündnisse. Es waren oft nur Turniergesellschaften, die sich zusammenthaten und sich durch besondere Feldzeichen und Wappen im Schilde auszeichneten; aber bald verfolgten sie kühnere Zwecke und boten Kaiser und Fürsten Hohn. Zu solchen gehörten in Schwaben die Martinsvögel, bekannt als Theilnehmer an dem Ueberfall in Wildbad, 1367, ferner in späterer Zeit die Schlegler, deren drei „Könige" des Greiners Enkel 1395 zu Heimsheim („Heimsen") gefangen nahm, in Hessen die Sterner; weiter sind zu nennen die brimmenden Löwen, die von St. Georg und St. Wilhelm (S. 197). Außer den Landesfürsten hatten sie die Feindschaft der streitbaren Städte zu bestehen; und mehrfach trieb der Haß gegen letztere den Adel in vorübergehende Bündnisse mit den Fürsten. — Dies wilde Rittertum sank dahin nach der Erfindung des Schießpulvers, dem auch die gewaltigsten Mauern nicht Widerstand leisten konnten; erst nachdem diese Erfindung sich verbreitet, konnte in der That und Wahrheit der ewige Landfrieden in Deutschland einziehen.

Der deutsche Orden.

Während der Templerorden in Frankreich schon 1311 grausam unterdrückt wurde, und die Johanniter sich nach Rhodus, später nach Malta zurückzogen, begann für den deutschen Orden in seinen neuerworbenen Gebieten an der Ostsee (S. 168) noch eine glänzende Zeit. Das ganze 13. Jahrhundert sah hier furchtbare Kämpfe der Ordensritter gegen die heidnische Urbevölkerung, die Preußen. Nur dem fortdauernden Zuzuge deutscher Kreuzfahrer dankte der Orden endlich den Sieg. So war hier ein Land gewonnen und kolonisirt (S. 176), das zwar nordisch rauh, voller Seen, Sümpfe und Urwälder, doch dem Ackerbau und der Schiffahrt günstig war, und bald die Heimat eines tüchtigen, tapferen deutschen Sinnes wurde, „ein Schild des Reiches" gegen den slavischen Osten. Da dem Orden im Morgenlande seine Aufgabe schwand, so war schon 1309 der Ordensmeister nach der Marienburg auf dem rechten Nogat-Ufer, die aufs prächtigste ausgebaut war, übergesiedelt. Das 14. Jahrhundert hindurch hielt sich der

Orden in seiner Macht und Blüte. Unter dem Ordensmeister standen die Ordenskomthure an der Spitze von Ordenshäusern, die anfangs gewöhnlich zu 12, später oft zu 30—50 Rittern einen sog. Konvent bildeten. Die Ordensregel ward streng beobachtet und der Geist christlicher Zucht und ritterlicher Tapferkeit bewahrt. Der Orden war der Landesherr in den eroberten Gebieten, die sich westlich bis gegen die Oder, östlich bis Narwa und Reval erstreckten. Die Verwaltung war edel und menschlich, der Bauer reich, die Städte blühend, und das Land durch Straßen aufgeschlossen. Hunderte von Schiffen voll Getreide gingen alljährlich aus dem Hafen Danzigs nach England und den Niederlanden. Besonders unter dem großen Hochmeister Wienrich von Kniprode († 1382) blühte der Orden und mit ihm das Ordensland. Die Städte, die hier erwuchsen, waren entweder vom Orden selbst gegründet wie z. B. Thorn und Kulm, oder von andern deutschen Städten wie z. B. Elbing von Lübeck. Sie wurden zahlreich und bedeutend, schlossen sich zum Theil der Hansa an und begannen allmählich nach völliger Unabhängigkeit von dem Orden, ihrem Landesherrn, zu streben, um eine ähnliche Stellung einzunehmen, wie die deutschen freien Reichsstädte.

Dies war der erste Schritt zum Verderben des Ordensstaates. Mit den deutschen Kolonisten und Bauern waren auch viele Adlige ins Land gezogen, die, ohne selber Ordensbrüder zu sein, in die Dienste des Ordens traten und von diesem Lehen erwarben; auch altpreußische und polnische Familien standen in Lehnsverhältnissen oder hatten noch freien Allodialbesitz; aus diesen Bestandtheilen erwuchs der Landadel, der den Orden als Landesherrn anerkannte, aber bald in dieselben wilden Bahnen gerieth, wie der deutsche Adel (S. 252). Der Orden selbst, reich und übermüthig, gab in sich gleichfalls der Zerrüttung von Sitte und Zucht Raum. So lösten sich auch hier die inneren Bande der Staatsordnung auf. Doch hielt sich der Zustand, so lange es noch heidnische Nachbarn zu bekämpfen gab. Als aber, wie oben erzählt (S. 242), der Großfürst von Lithauen, Wladislaus Jagiello, mit der Hand der jungen Königin Hedwig Polen gewann und nun mit seinem Volke zum Christentum übertrat, wandte sich das Glück. Es entstand unter ihm eine neue slavische Macht, die sich mit dem alten Stammeshaß gegen die Herrschaft der Deutschen an den so wichtigen Strommündungen und Meeresküsten kehrte. Mit einem Heer von mehr als 160,000 Mann, darunter nach sarmatischer Weise ungeheure Reitermassen, zog Wladislaus gegen den Orden, der ihm unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen entgegentrat. Es kam zur blutigen Schlacht von Tannenberg nahe den Quellen der Drewenz und Alle, da wo die Gebiete der

Weichsel und des Pregel sich berühren, 1410. Unter Gewitter, Sturm und Regenfluten rangen die Ritter, ihres Ordens und des deutschen Namens würdig; tapfer kämpfend fiel der Hochmeister und die vornehmsten Komthure, und erst nach heißem Widerstand entschied sich die Niederlage des Ordens. Diesmal jedoch stand noch ein Held und Retter auf, Heinrich von Plauen, der die Marienburg vor Eroberung bewahrte und sogar einen Frieden erlangte, der dem Orden fast sein sämtliches Gebiet wieder verschaffte.

Aber zur Bezahlung der Kriegskosten und zur Auslösung der Gefangenen brauchte der Orden Geld, mußte drückende Steuern auflegen und konnte dies nur, indem er den Städten und dem Landadel ständische Mitregierung einräumte. Diese hofften nun, des deutschen Sinnes vergessend, größere Ungebundenheit unter polnischer Hoheit, und wieder aufs neue schlich sich der Verrath ins Land. Dazu herrschte im Orden selbst Auflösung der Ordnung und Sinn der Auflehnung. Selbst Heinrich von Plauen war der Zuchtlosigkeit der Seinen zum Opfer gefallen. Von den Kaisern war keine Hilfe zu erwarten, weder von Sigmund, noch später von Friedrich III. So begann zuletzt ein offener Aufstand des Landadels und der Städte. Der Orden, um die Söldner zu bezahlen, die er in Dienst nehmen mußte, sah sich genöthigt, diesen seine Burgen, seine letzte Zuflucht, zu verpfänden; und die Pfandinhaber verkauften dieselben wieder dem König von Polen. Endlich verließ 1457 der Ordensmeister Ludwig von Erlichshausen mit weinenden Augen die Marienburg, die von den Soldtruppen nicht eingelöst werden konnte. Noch eine Zeit lang dauerte der Kampf gegen die Polen und die mit ihnen verbundenen Empörer; endlich entschloß sich der Orden zu dem Frieden von Thorn, 1466, durch welchen er ganz Westpreußen, das Bistum Ermeland, die Städte Elbing und Thorn an Polen geben und den Ueberrest seines Landes von Polen zu Lehen nehmen mußte. Mit der Herrlichkeit des Ordens war es aus, ebenso mit der Blüte des Landes, das unter der Herrschaft Polens nie mehr sich erholte. Dagegen wuchs die Slavenmacht im Osten. Es war die Aufgabe des brandenburgischen Staates, derselben sich entgegen zu stemmen (S. 245); und dieser hat später auch wirklich das Ordensland Preußen und von ihm seinen verwandelten Namen gewonnen, den er zu neuen Ehren erhoben hat.

Auch jetzt noch ertrug der Orden nur mit Widerwillen die polnische Oberhoheit. Er glaubte mehr Theilnahme im Reich zu gewinnen, wenn er hinfort seine Hochmeister aus den großen fürstlichen Geschlechtern Deutschlands wählte. So stellte er zuerst einen kursächsischen Prinzen an seine Spitze, darnach 1511 einen brandenburgischen, einen Enkel Albrecht Achilles' (S. 245), gleichfalls Albrecht geheißen. Doch auch diese Maß-

regel fruchtete nichts. Albrecht vermochte nicht einmal, seinen Vetter Joachim I. von Brandenburg zu thätiger Hilfe herbeizuziehen, so lange er auch die Huldigung an Polen verweigerte. Da ihm vom Reich keine Aussicht auf Unterstützung blieb, so unterwarf er sich endlich der polnischen Lehnshoheit, verwandelte aber zugleich das Ordensland in ein weltliches, erbliches Herzogtum; eine Umwandlung, die mit der Einführung der Reformation in seinem Lande zusammenfiel (s. unten).

Deutsches Städtewesen im 14. und 15. Jahrhundert. Meistergesang.

Sehen wir also am Ausgange des Mittelalters einen raschen Verfall des Rittertums und des Adels, so hebt sich dagegen mit um so frischerem Aufschwung das Bürgertum. Die deutschen Städte (vgl. S. 168—171) waren zwar im 13. Jahrhundert reich aufgeblüht, doch erfolgte ihre eigentümlichste und bedeutendste Entwickelung erst in unserer Periode. Die Rechte, die anfangs der Landesherr — in den Reichsstädten der Kaiser, in den andern der Landesfürst — besessen hatte, und die er durch seine Burggrafen und Vögte hatte ausüben lassen, waren bei Geldverlegenheiten und anderen Bedrängnissen derselben meist auf friedlichem Wege von den Städten abgelöst und für sich erworben worden, so daß diese zu ganz freien Gemeinwesen erwachsen waren. Sie waren kleine Republiken mit eigener Regierung und Verwaltung. Noch war dieselbe aristokratisch d. h. von wenigen hervorragenden Geschlechtern, die Patricier, die Ehrbaren genannt, ausgeübt, die allein zu Richtern (Schöffen) befähigt waren und den Rath besetzten. Ihnen schlossen sich aber jetzt die wohlhabenderen Einwohner, Kaufleute, Grundbesitzer, größere Gewerbtreibende an, erlangten mit ihnen gleiche Rechte und bildeten mit ihnen das Altbürgertum, die Rathsgemeinde, im Gegensatz zu der niederen Bürgergemeinde. Noch unter diesem aristokratischen Regiment beginnt die Blüte und die Macht der Städte. Durch den immer weiter sich entfaltenden Handel (S. 172) erwarben sie Reichtümer, durch weise Sparsamkeit in der Verwaltung und Regierung sicherten und mehrten sie dieselben. So besaßen sie die Macht des Geldes, welche den Fürsten und dem Adel meist abging. Sie begannen ihre Grenzen auch über ihre Mauern auszudehnen, benachbarte Ortschaften in ihr städtisches Unterthanenverhältnis zu ziehen und diesen Besitz ebenfalls gegen Fehde und Raub zu behaupten und zu beschirmen. Dieses sog. Pfahlbürgertum drohte aus den Städten kleine Territorien zu machen, die allmählich Rittern und Fürsten über den Kopf wachsen mußten. Um so mehr wurden sie von letzteren ge-

haßt. An dem Kaiser aber fanden sie keinen Rückhalt mehr, denn sich selbst genug, durch ihre Einungen stark, entzogen sich die Städte auch bald den Lasten und den Pflichten des Reichs und führten, wie die anderen kleinen Gewalten, ein selbstsüchtig-vereinzeltes Dasein.

Schon im 13. Jahrhundert nun beginnen fast in allen Städten innere Verfassungskämpfe, die sich im 14. entwickeln und entscheiden. Die Gemeinen d. h. die handwerktreibende, angesessene Bürgerschaft, die je nach den einzelnen Beschäftigungen in Zünfte abgetheilt waren, begannen, wohlhabend und voll Selbstgefühl, nach einer Theilnahme am städtischen Regiment zu streben. Oft auch erregte Stolz und Härte der Geschlechter eine im Stillen um sich greifende Erbitterung. Wohl alle Städte wissen deshalb von blutigen Aufständen und Kämpfen zu erzählen. Fast überall aber endeten diese Bewegungen damit, daß die Zünfte wirklich Sitz und Stimme im Rath und Schöffengericht der Stadt gewannen. An einzelnen Orten wie in Speyer, Zürich, Augsburg ward einfach eine Theilung der Gewalt zwischen den Geschlechtern und Gemeinen vorgenommen, indem letztere nicht nur im eigentlich regierenden engeren Rath der Stadt saßen, sondern oft allein für sich einen größeren Rath bildeten.*) An anderen Orten wie in Regensburg wurden die Geschlechter geradezu ausgetrieben, oder unter der Bedingung geduldet, daß sie mit in die Zünfte eintraten; nur in wenigen wie in Nürnberg blieben die Geschlechter an der Spitze der Stadt. Nach diesen allgemeinen Grundzügen gestaltete sich die innere Verfassung der Städte durch ganz Deutschland in jener freien Mannigfaltigkeit, die ein Merkmal des deutschen Lebens ist.

Mit dem 15. Jahrhundert tritt, nach mehreren vereitelten Bestrebungen und nach den ersten leidenschaftlichen Bewegungen, in den deutschen Städten im allgemeinen eine Zeit der Ruhe, des Glanzes, des Genusses ein, in welcher sich das bürgerliche Leben in voller Behaglichkeit entfaltet. Verkehr und Reichtum flüchteten sich hinter die festen Mauern, denn die Städte blieben Inhaberinnen des Handels, der trotz der wilden Zeiten einen immer größeren Aufschwung nahm und durch die jährlich wiederkehrenden Messen belebt wurde. Zum Schutz desselben wurden gewaffnete Söldner gehalten, um Handelszüge zu decken und Friedensstörungen zu strafen; mehr noch waren die Bürger selbst in allen Ständen waffentüchtig und kampfbereit. Oft erwarben die Städte bis weit in die Ferne hinaus Burgen, um ihre Landstraßen zu schützen; ihr Weichbild, selbst wenn es meilenweit sich dehnte,

---

*) Ein Verhältnis, das sich mit dem kleinen und großen Rath der heutigen Schweizerkantone vergleichen läßt.

umfaßten sie mit Wall und Graben, einer Landwehr, und die Zugänge zu demselben sicherten sie durch Warten und Bergfriede (Thürme). Die Stadt selbst umschlossen tiefe, oft doppelte Gräben, hinter diesen steinerne Mauern mit Zinnen und Thürmen, welche die frühere ärmlichere Palissadenbefestigung ersetzten. Innerhalb war der Raum beschränkt, doch waren die freien Plätze mit öffentlichen Gebäuden, Kirchen und vor allem mit prächtigen Rathhäusern geziert. Letztere, im gothischen Stil (S. 171) aufgeführt, bilden mit ihren Lauben, Gallerien und Säulengängen noch heute die Zierde alter Städte, so in Braunschweig, Lübeck, Aachen, Nürnberg, Köln und an anderen Orten. Der Kirchen, Klöster und Kapellen war überall eine große Menge, theils von der Stadt selbst, theils von den in ihr lebenden geistlichen Genossenschaften errichtet, die durch fromme Stiftungen zu Reichtum gelangt waren; lateinische Schulen schlossen sich frühzeitig an und förderten gelehrte Bildung. Die Straßen wurden später fast überall gepflastert, oft sogar schon mit frisch rinnenden Wasserleitungen versehen. Die Häuser kehrten meist den Giebel zur Straße und hatten einen weit nach innen vertieften Hof. Anfangs waren sie unscheinbar, von Fachwerk mit sehr einfachem Geräth im Innern. Doch wuchs auch hier die Pracht und Zierde. Hoch, mit thurmartigen Dächern, die mit Läden und Luken durchbrochen waren, stiegen sie auf, denn die großen Böden waren meist auch die Warenspeicher. Die höheren Stockwerke ragten über das oft massive Erdgeschoß ein wenig heraus, zierliche Erker sprangen noch weiter vor; das Gebälk des Hauses prangte mit frommen Sprüchen, und Schnitzwerk, die Ecken und Nischen mit Holzbildern, das Eingangsthor mit dem Wappenschilde des Geschlechtes. So bot ein solches Haus schon von außen, wie es in die Straße gleichsam überhing, einen etwas dunkeln, doch zugleich auch ungemein kunstreichen Anblick dar. Den Eintretenden nahm ein großer Hausflur auf, um welchen Treppen und Gallerien liefen; er diente, wie der von den Hintergebäuden umschlossene Hof, in Geschäftshäusern zum Handel und Verkauf; die Wohnzimmer lagen hinten hinaus oder in den oberen Stockwerken. So wohnte man beschränkt, doch nicht ohne Zier und Bequemlichkeit. Nur wenn in die engen, labyrinthisch sich windenden Gassen verwüstend eine Feuersbrunst schlug, oder über die dumpfe Luft die Pest sich lagerte — dann zeigten sich die Schrecken des städtischen Lebens.

Handwerk und Industrie, Gewerbe und Manufaktur, Kunstfertigkeit und Kunst gediehen in diesen Räumen; die Waffenschmiede, die Goldarbeiter, Maler und Bildhauer machten mit ihren Namen zugleich die Vaterstadt berühmt, emsige Gelehrte, oft schon Laien — nicht bloß mehr Geistliche wie einst — forschten und schrieben die Chroniken ihrer Stadt und ihrer

Zeit. Die rathsmännischen Geschlechter, der auf Handel und Grundbesitz stolze Stadtadel, hatte seine Gastereien, Tänze, seine Waffenverbindungen, seine Schmäuse bei den Wahlen, an denen später die Abgeordneten der Zünfte theilnahmen. Aber auch das Handwerk, fest in Gilde und Zunft geschlossen, hatte seinen Stolz und seine Freuden: Fahnen, Abzeichen, besondere Bräuche, unterschieden jedes einzelne, an Schmäusen und Gastereien bei Meistersitzungen und Umschlägen fehlte es auch hier nicht. Der einzelne, von seiner Zunft getragen und geschirmt, konnte auch nur gemeinsam mit ihr etwas gelten; seine Thätigkeit also gehörte ihr und zugleich dem großen Gemeinwesen, ohne welches wieder die Zunft nichts war, nämlich der Stadt. So beugte sich die Selbstsucht größeren Zwecken, die Gewinnsucht dem Opfersinn für das Ganze. Wie jedes Handwerk für seinen Vortheil sorgte z. B. die Ueberzahl der Meister abhielt, so war es auf der anderen Seite auch auf die tüchtige, ehrenhafte Haltung seiner Glieder bedacht. — Für alle Stände waren die kirchlichen Feste, besonders die des Stadtheiligen, der seine feierlichen, prangenden Umzüge erhielt. Außerdem aber brachte jedes Fest seine besondere Freude: Ostern die Palmen, das Ostergelächter, die ersten Frühlingsausflüge; Pfingsten die Maien und der Frühling überhaupt die Maigrafenfeste, bei denen ein schöner, mit Laubgewinden umkränzter Jüngling aus dem Wald — nach altem Glauben als Sieger über den Winter — einzog in die Stadt; ein Fest, das sich später in das waffenfrohe Schützenfest verwandelte, bei dem der Bürger mit seiner gefürchteten Armbrust sich übte. Fronleichnam brachte seine Prozessionen, Weihnachten die hell erleuchteten Straßen, Fastnacht die ausgelassenen Schwänke und Narrenzüge. Freuderüstig, ohne Ermüdung war dies Geschlecht; Sänger und Spielleute, Gaukler und Tänzer waren gern gesehene Gäste. Auch die Frauen hatten ihre Feste; so zogen zu Köln am Johannisabend die Weiber und Mädchen an den Rhein, warfen Blumen in seine Flut und schöpften Wasser, das für besonders heilsam galt; in Braunschweig sammelten am bestimmten Tage die Frauen im Walde Kräuter zu besonders geweihten Zwecken. Zur Mäßigung der Prunklust und des Aufwandes mußte oft der Rath einschreiten. Desgleichen sorgten strenge Erlasse für Zucht und Ordnung, was um so nöthiger war, da das trotzige Geschlecht zur Selbsthilfe und Gewaltthat auch in Städten nur zu geneigt war, und selbst in die schönste Sitte störend die Roheit sich drängte.

Ein kluger und feiner italienischer Schriftsteller, erst Geheimschreiber des Konzils zu Basel (S. 204), dann Kanzler Kaiser Friedrichs III., dann Kardinal und endlich gar Papst, Pius II., einst Aeneas Sylvius genannt, giebt um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine preisende Schilde-

rung der damaligen deutschen Städte. Es seien hier nur einzelne bezeichnende Züge seines Bildes hervorgehoben. „Aachen, der alte Sitz des Reiches, hat einen Palast mit den Steinbildern der Kaiser und einen an Reliquien reichen Tempel. Ueber Kölns Pracht an Kirchen und Bürgerhäusern, seinen Reichtum, seine Wehrhaftigkeit geht nichts in Europa. Am prachtvoll gebauten alten Mainz ist nur die Enge der Gassen zu tadeln. Worms, obwohl kleiner, ist die anmuthigste Stadt. Speyers abgebrannter Dom entsteht schöner wieder aus der Asche und umschließt die Grabdenkmäler der Kaiser. Straßburg, von Kanälen durchzogen, gleicht Venedig, doch ist es angenehmer und gesünder; es hat einen Dom aus Quadersteinen, dessen einer, vollendeter Thurm sein bewunderungswürdiges Haupt in den Wolken birgt; des Stadthauses, der Bürgerwohnungen brauchte sich kein Fürst zu schämen. Basels Ehrbarkeit und Bürgerzucht steht im Preise der ganzen Welt. Auch Bern und Zürich sind reiche, wehrhafte Städte. Augsburg ist schön, wohlhabend und gut verwaltet. Prächtig ist Salzburg; reich an Heiligtümern und frommen Erinnerungen Regensburg. Vor allem herrlich aber ist Wien; vom Stephansthurm äußerten bosnische Gesandte, er allein sei mehr werth als ihr ganzes Königreich; die Häuser sind steinern mit weiten Kellern, die Fenster mit Glas versehen (damals noch ein seltener Luxus); innen prunkendes Geräth, singende Vögel; doch sind die Sitten üppig und gewaltthätig. — Im ehemaligen Slavenlande erhebt sich Breslau, aus Ziegeln erbaut, doch mächtig und ein goldener Bischofsitz. Danzig in Preußen ist so streitbar zu Lande und zu Wasser, daß wohl 50,000(?) Krieger von ihm ausziehen. Prag ist Florenz an Pracht vergleichbar und halb deutsch. Alle Städte aber im Norden übertrifft Lübeck an hohem Gebäu und prächtigen Kirchen; sein Ansehen steht so hoch, daß auf seinen Wink drei mächtige Reiche des Nordens ihre Herrscher annehmen oder verstoßen" (S. 264). Auch die Städte Mecklenburgs, Niedersachsens, Westfalens, Flanderns werden gepriesen; „in Thüringen zeichnet sich Erfurt, am Main Frankfurt aus. Im Frankenlande ragt neben den bischöflichen Orten, Bamberg, Aschaffenburg und Würzburg, vor allem Nürnberg hervor; wenn man von Niederfranken kommt und diese herrliche Stadt von ferne erblickt, zeigt sie sich in wahrhaft majestätischem Glanze, der beim Eintritt in die Thore durch die Schönheit ihrer Straßen und die Nettigkeit ihrer Häuser noch vermehrt wird. Die Kirchen von St. Sebald und St. Lorenz sind ehrwürdig und prachtvoll, die kaiserliche Burg blickt stolz und fest herab, die Bürgerhäuser scheinen für Fürsten erbaut; wahrlich, die Könige Schottlands würden wünschen, wie mittlere Bürger von Nürnberg zu wohnen. Im Schwabenlande ist Ulm die Königin an städtischer Zier;

auch im Baierlande sind angenehme Orte. — In Wahrheit kann man behaupten, daß kein Volk in Europa reinlichere und luftiger belegene Städte bewohnt als das deutsche; ihr Ansehen ist so neu, als seien sie erst gestern erbaut. Durch Handel häufen sie Reichtum; kein Gastmahl, bei dem nicht aus silbernen Gefäßen getrunken wird, keine Bürgerin, die nicht Goldgeschmeide trägt. Dazu sind die Bürger wehrhaft, jeder einzelne hat gleichsam eine Rüstkammer im Hause. Die Knaben in diesem Lande lernen eher reiten als sprechen und sitzen beim stärksten Lauf der Pferde unbeweglich im Sattel; der Mann aber trägt die Waffen so leicht wie seine Glieder. Wer die Rüstkammern der Deutschen gesehen, muß die Waffenvorräthe anderer verlachen." „Wahrlich Ihr könntet noch", ruft er den Deutschen zu, „Herren der Welt sein wie ehedem, ohne Eure Vielherrschaft, über die von je her alle weisen Leute ihr Mißfallen bezeugt haben". — So achtunggebietend zeigte sich, trotz des Verfalls des Reiches, das deutsche Bürgertum dem Fremden.

Seit das höfische Leben entartet, das Rittertum in Roheit versunken war, flüchtete sich auch das geistige Leben in die Städte. Der höfische ritterliche Minnegesang war verstummt; dagegen erhob sich, meist von Geistlichen und Gelehrten ausgehend, die lehrhafte, moralisch und auch satirisch strafende Poesie, deren bekannteste Werke der welsche Gast (1216), die Bescheidenheit des Freidank (1229), der Renner (1300) und Sebastian Brants Narrenschiff (1494) sind. Aber nicht lange, so hatten sich auch die Handwerker der edlen Kunst des Singens bemächtigt; nur daß sie dieselbe, wie ihr Handwerk, nach engen Regeln und zunftmäßig einrichteten. So entstand die Meistersängerkunst. Zwar entbehrt sie der freien Zierlichkeit des Minnegesangs; aber es spricht sich doch der fromme und fröhliche Sinn der wackeren Handwerksmeister, die in einigen Städten sogar ihre Sitzungen auf dem Rathhause oder in der Kirche halten durften, in ihr aus. Sie blühte besonders in Süddeutschland, am frühesten in Mainz, wo der gefeierte Frauenlob den Uebergang vom Minnegesang zum Meistergesang bildet, später auch in Straßburg, Ulm, vor allem aber in dem kunstreichen Nürnberg. Leonhard Nunnenbeck der Weber, Michel Behaim u. a. sind nicht so bekannt wie Hans Sachs, der Schuhmacher von Nürnberg, den man freilich schon der nächsten Periode zurechnen muß, auch nicht streng mehr zu den Meistersängern zählen darf. Doch hat überhaupt der Meistergesang unsere Periode überdauert, und sich das 16. und 17. Jahrhundert hindurch, in Ulm sogar bis 1839 gehalten.

Die deutsche Hansa.

Schon im frühen Mittelalter finden sich Verbindungen solcher Kaufleute, die sich des Handels wegen vorübergehend im Auslande niedergelassen hatten und sich gegenseitig Schutz und Förderung gewährleisteten. Solch eine Verbindung nannte man Gilde oder, mit einem niederdeutschen Worte, Hansa. Vielleicht am frühesten bestand solch eine Hansa unter den Kaufleuten, welche die Insel Gothland bewohnten oder besuchten, von wo man den sehr lebhaften Handel nach allen Ostseeküsten, besonders aber nach Riga und Nowgorod, und mittels dieser Städte nach dem russischen Binnenlande trieb. Eine ähnliche Hansa hatten die Kölner und andere niederdeutsche Kaufleute in England. Kleinere bestanden in den Niederlanden und an andern Orten. Alle diese aber überflügelte ein Bund niederdeutscher Städte, dessen Haupt- und Mittelpunkt Lübeck war, und der seit dem 14. Jahrhundert sich die deutsche Hansa zu nennen begann. Von den sog. wendischen Städten, Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald und von dem gothländischen Bunde geht er aus und nöthigt die anderen Verbindungen zuletzt ihres eigenen Vortheils wegen zum Beitritt. Ein bestimmter Anfangspunkt desselben läßt sich nicht feststellen; denn der 1241 zwischen Lübeck und Hamburg zur gemeinschaftlichen Sicherung des Verkehrs zwischen der Elbmündung und der Trave und auf dem Stecknitzkanal geschlossene Vertrag, den man gewöhnlich als Beginn der Hansa rechnet, ist nur einer unter vielen ähnlichen und ebenso wichtigen. Die „gemeinen Kaufleute aus dem römischen Reiche von Allemannien“ ordneten sich nach drei Dritteln: 1) Das lübisch-wendische mit Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin u. a.; ihnen schlossen sich die Binnenstädte Brandenburg, Berlin-Cölln, Frankfurt a. d. O., Tangermünde, selbst Breslau an; 2) das westfälisch-preußische Drittel mit Köln, Soest, Dortmund, Münster, Minden; ihm schlossen sich einerseits die holländisch-seeländischen Städte, selbst Amsterdam an, andererseits die preußischen, wie Thorn, Elbing, Danzig, Culm, Königsberg, Braunsberg*); 3) das gothländische Drittel umfaßte die Deutschen auf Gothland, in Riga, Dorpat, Reval und anderen Städten Livlands und Esthlands. Hamburg und Bremen nahmen anfangs eine besondere Stellung in diesem Bunde ein; später ging Hamburg zu dem wendischen Drittel, Bremen bildete mit Braunschweig, Magdeburg, Halberstadt, Goslar, Hannover, Göttingen, Hildes-

*) Preußens Deutschtum beruhte zum Theil auf niederländisch-westfälischer Kolonisation, daher die Verbindung.

heim, Halle, Nordhausen, Mühlhausen, Erfurt ein neues, das sächsische Viertel. Man spricht fortan von den vier Vierteln oder Quartieren der Hansa, denen Bestand und Vorort freilich nicht unverändert geblieben sind.*)

Die wichtigste aller dieser Städte blieb Lübeck, der beständige Vorort des Bundes. Hier wurden die großen Hansatage gehalten, in regelmäßigen Zeiträumen oder auch wenn eine augenblickliche Noth es forderte. An die größeren Städte, die selbständig auf diesen Tagsatzungen erschienen, schlossen sich als hintere Orte die kleineren Städte an und ließen sich von ihnen vertreten: so die meisten brandenburgischen Städte durch Rostock. Sie nahmen auf diese Weise an dem Schutz der Gesamtheit wie an allen Rechten Antheil. Zweck des Bundes war einmüthiges Auftreten dem Auslande gegenüber, von dem man so viel Handelsvortheile als möglich zu erreichen suchte; ferner Sicherung der Handelsstraßen vor Räubereien, Anlegung neuer Verbindungen zu Land und Wasser, gemeinsame Maßregeln über Münze, Gewicht, über Strand- und Stapelrecht u. dgl.; endlich Beschützung der Ordnung und aristokratischen Geschlechter-Herrschaft (S. 257) in den Städten selbst. Zur Unterhaltung des Bundes diente eine gemeinsame Abgabe, das Pfundgeld, und in Kriegsfällen ein auf die einzelnen Städte gelegtes Kontingent an Mannschaft und Schiffen, welch letztere übrigens damals zugleich Handels- und Kriegsschiffe waren. So konnte die Hansa bald als die gewaltigste Macht in den nordischen Meeren auftreten. Was einst Heinrich der Löwe schon erstrebt hatte, eine Herrschaft Deutschlands über den gesamten europäischen Norden, das hat die Hansa erreicht, auf eigene Hand, ohne Unterstützung des Reiches, um das sie dann freilich auch ihrerseits unbekümmert blieb. Sie hat es erreicht meist durch die Macht des Geldes bei den stets geldbedürftigen Fürsten, durch die Klugheit ihrer Unterhandlungen, in schlimmeren Fällen durch Absperrung und Versagung des Handels gegen auswärtige Mächte, wie durch Verhansung (Ausschließung aus dem Bunde) gegen ungehorsame Bundesglieder, auch, wo es Noth that, durch das Schwert.

Vergebens bemühten sich die dänischen Könige als die mächtigsten im skandinavischen Norden, die Uebermacht der Hansa zu brechen. Durch innere Unruhen bedroht, mußten sie mehrfach selbst die Hilfe derselben anrufen, um sich auf dem Throne zu erhalten, und diese durch immer neue Handelsvortheile erkaufen. Waldemar III. Atterdag eroberte 1361 Gothland und zerstörte Wisby, wobei 1800 deutsche Bürger und große Reichtümer zu

*) Als Vororte erscheinen später Lübeck im wendischen; Köln im rheinischen; Braunschweig im sächsischen; Danzig im preußischen Quartier.

Grunde gingen. Da beschlossen die wendischen Städte, Lübeck voran, Rache. Die Könige von Schweden und Norwegen traten ihnen bei, geschreckt von ihren eigenen Völkern, welche der Hansa nicht entbehren konnten. Der Burgemeister von Lübeck, Johann Wittenborg, nahm Kopenhagen, wo Waldemars Sohn tödlich verwundet ward, und bedrohte Helsingborg. Unterdessen aber ward die unbewachte Flotte von den Dänen, die der Abfall der Schweden ermuthigt hatte, geschlagen, eine Niederlage, die Wittenborg mit seinem Kopf büßte. Nun aber regte sich — trotz Kaiser und Papst, die der Däne für sich gewonnen — die ganze deutsche Hansa. Auf einem Städtetage zu Köln beschloß man den gemeinsamen Krieg. Von Seeland bis Livland, von Briel und Amsterdam bis nach Riga und Dorpat, ja bis Breslau und Krakau regten sich die Städte gegen den skandinavischen Norden. Eine große Flotte — Deutschland hat nie wieder eine gleiche gesehen — sammelte sich, schreckte Norwegen zum Frieden, stützte in Schweden den Thron des Mecklenburgers Albrecht, eroberte und verwüstete 1368 Kopenhagen. Angstvoll hatte sich Waldemar mit seinen Schätzen aus seinem Reiche geflüchtet. So schlossen 1370 die dänischen Stände einen Frieden mit der Hansa, durch welchen letztere auf lange Zeit eine Art Oberherrschaft über Dänemark erhielt, die es vermöge seiner Machtstellung auch über die skandinavischen Reiche thatsächlich übte.

Die Hansa beherrschte fortan den ganzen nordischen Handel. In Norwegen hatte sie in der Stadt Bergen ein vollständig deutsches Stadtviertel, und die (stets unverheirateten) Kaufleute lebten hier in Ueppigkeit, in stolzem Uebermuth, mit seltsamen Sitten und rohen Spielen. Sie führten ein: Getreide, Bier, Leinwand, wollene Tuche und die kostbaren Waren des Südens (S. 172); sie holten dagegen Felle, gesalzenes Fleisch und Fische, Schiffsbauholz u. dgl. An den Küsten Schonens trieben sie den Heringsfang ausschließlich und brachten dem halben Europa diese bei den häufigen Fastenzeiten so unentbehrlichen Fische zu. Außerdem führten sie aus Schweden Metalle und die andern Nordlandsprodukte aus. In Rußland bildete das mächtige Nowgorod, von dem es hieß: „Wer kann gegen Gott und Nowgorod?" den Stapelplatz; man holte Leder, Honig, Wachs gegen niederländische Tuche und andere Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes. In England, zu London, hatten die Hanseaten ihre eigene Niederlassung, den Stahlhof; man kaufte hier vorzugsweise Wolle, später, als die englische Fabrikation selbständig wurde, feine Tuche ein und brachte den Engländern, was der Norden und Süden dem Menschen gewährte. Im Südwesten bildeten die ebenso handelsthätigen Niederländer (S. 220) die Grenze des Hansa-Verkehrs und vermittelten den Handel nach dem Süden, nach Frank-

reich, Spanien, Portugal und Italien. Letztere Länder blieben deshalb von der Hansa wenig besucht.

So stand die Hansa im 14. und 15. Jahrhundert mächtig und blühend da und bewies allein schon, daß, ob auch das Reich verfiel, doch deutsche Kraft und Unternehmungslust lebendig blieben. Aber es traten je länger je mehr die Mängel, die ein solcher Bund stets zeigen muß, Uneinigkeit, Selbstsucht einzelner Glieder, Schwerfälligkeit in gemeinsamen Maßregeln, hervor. Und so zeigte sich doch, wie schlimm es war, daß diesen einzeln so herrlichen Kräften die zusammenfassende Reichsmacht fehlte. Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts beginnt der Verfall der deutschen Hansa. Allmählich überflügelten die niederländischen Städte, geschützt von den burgundischen Herzögen, dann von den Habsburgern, die „Osterlinge", und als dann die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, die Auffindung Amerikas dem Handel neue Bahnen wies, da war es mit der Hansa Herrlichkeit vorbei. Und wie der Glanz verblich, zerrann der Bund, unmerklich fast, wie er sich gebildet.

Der rheinische und der schwäbische Städtebund.

Neben diesem großen Städtebunde, der das ganze handeltreibende Norddeutschland in weitester Ausdehnung umfaßte, bildeten sich im Reiche je nach Noth und Bedürfnis noch andere städtische Bündnisse. So kommen in Niedersachsen, Westfalen, der Wetterau zeitweilige Bündnisse vor, die jedoch für die allgemeine deutsche Geschichte ohne weitere Wichtigkeit sind. Dagegen bildete sich am Rhein entlang fast mit der Hansa gleichzeitig der sogenannte rheinische Städtebund. Gegen ungerechte Zölle, die auf den Rhein gelegt wurden, traten 1254 unter der Führung des edlen Arnold Walpot die Städte Mainz, Worms und Oppenheim zuerst zu einem Bunde zusammen. Der (Interregnum-) König Wilhelm von Holland bestätigte denselben. Er umfaßte vorzugsweise Basel, Straßburg, Worms, Speyer, Mainz, Köln und Frankfurt; neben diesen aber eine Reihe Städte zweiten Ranges bis Wesel hinab, theils Rheinstädte wie Freiburg, Breisach, Bingen, Oberwesel, Boppart, Bonn, Neuß; theils tiefer landeinwärts liegende Orte wie Oppenheim, Fulda, Gelnhausen, vorübergehend selbst die ferner gelegenen Regensburg, Nürnberg, Colmar, Metz, Trier u. a. Sogar die benachbarten Fürsten schlossen sich ihm und dem von ihm begründeten Landfrieden an; so die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die Herzöge von Baiern, der Pfalzgraf, die Grafen von Wirtenberg u. a. m. Aber, da der ganze Bund locker, seine Glieder zu weit voneinander gedehnt waren, da er seine

Kriege mit Söldnern führte, so war seine Bedeutung bald dahin. Er überdauerte das 14. Jahrhundert nicht, und seine Reste schlossen sich an den bedeutenderen schwäbischen Städtebund an.

In den Städten Süddeutschlands ward das Unabhängigkeitsgefühl durch den Hinblick auf die Schweiz angefacht, wo ebenfalls Bürger und Bauern den fürstlichen Trotz gebrochen hatten. Daß Ludwig der Baier die Städte als seine Hauptstütze angesehen, sie auf alle Weise begünstigt und selbst Anlaß zur Gründung eines schwäbischen Städtebundes gegeben hatte, war ihrem Aufstreben nur förderlich. Seit nun die Städte den Kaiser Ludwig auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1338 (S. 193) so mannhaft unterstützt hatten, erhob sich in den hellsten Köpfen unter ihren Leitern der Gedanke, dem Kaiser die Macht wiederherstellen zu helfen und dann als seine Stände in einer Art Reichsverfassung auch ferner seine Stütze zu bleiben. Aber für solche vaterländische Pläne war der folgende Kaiser Karl IV. (S. 196) nicht der Mann. Kaum zur Alleinherrschaft gelangt, begann er Reichsstädte an fürstliche und geistliche Herren zu verpfänden. Besonders aber verlieh er dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, zubenannt der Rauschebart oder der Greiner, mit der Reichsvogtei über Schwaben eine Art Anrecht auf die dortigen Städte. Später war die goldene Bulle den Städten ungünstig, indem sie ihnen das sog. Pfahlbürgerrecht untersagte und ihre Einungen verbot. Als nun gar Karl IV., um seinem Sohn Wenzel die Krone zuzuwenden, wieder Städte und städtische Rechte an Kurfürsten und Fürsten verlieh und wieder besonders Eberhard begünstigte, kam es im Jahre 1376 zum sog. schwäbischen Städtekriege, in dem 17 schwäbische Städte zur Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten sich verbündeten.*) Bei Reutlingen schlugen sie im heißen Kampfe Eberhards Sohn, Ulrich, an dessen Seite die Blüte der schwäbischen und fränkischen Ritterschaft fiel, 1377.

„Wie haben da die Gerber so meisterhaft gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt.“

Ulrich selbst entrann mit Noth, aber schlimmer als die von den Bürgern empfangene Wunde traf ihn des alten Rauschebarts Hohn, der das Tischtuch zwischen ihm und sich entzwei schnitt.

*) Es waren zunächst, 4. Juli 1376, die 14: Ulm, Constanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Wangen, Buchhorn, Reutlingen, Rotweil, Memmingen, Biberach, Isny und Leutkirch, zu denen später noch Kaufbeuren, Weil und Kempten kamen. Am 1. Jan. 1377 schloß sich auch Eßlingen, an, andere Städte folgten bald.

Der Städtebund ward nun von Wenzel anerkannt und ein vorläufiger Friede geschlossen; er schien sich sogar anfangs der Städte schützend anzunehmen. In der That aber reizte er nur die Fürsten gegen die Städte, die Städte gegen die Fürsten, um so über beide zu herrschen. Die Verwirrung zu mehren, that sich auch der Adel, der nach völliger Ungebundenheit strebte, in Bündnisse zusammen, die feindlich gegen Städte wie Fürsten auftraten. In Schwaben bestand der Bund der Martinsvögel, später der Schlegler. So herrschte Verwirrung überall. Nun verlieh Wenzel die Reichsvogtei über Schwaben an Leopold III. von Oestreich, der die verlorene Macht seines Hauses in der Schweiz, im Elsaß und Schwaben herzustellen suchte. Die Schweizer Städte, in ihrer Freiheit bedroht, näherten sich den Städten des schwäbischen Bundes, die indessen auf 37 angewachsen waren. Leopold aber, inzwischen der Reichsvogtei in Schwaben wieder entkleidet, wußte die schwäbischen Städte wenigstens von einer thatsächlichen Hilfeleistung abzuhalten, als er 1386 gegen die Schweizer zog. Und doch erlitt er die Niederlage von Sempach und fand hier selbst seinen Tod. Dieser Sieg der Schweizer hob auch den Muth der schwäbischen Städte mächtig gegen ihre fürstlichen Nachbarn, die jetzt alle gegen ihre wachsende Macht verschworen waren. Da geschah es, daß die Wittelsbacher Herren den Erzbischof Piligrin von Salzburg, den Verbündeten der Städte, treulos fingen. So entbrannte der Kampf: der große Städtekrieg, 1388. Ganz Süddeutschland füllte sich mit Fehde, Mord, Raub und Verwüstung. In Baiern und Franken hielten sich die Bürger oben; in Schwaben kam es bei Döffingen zur Schlacht gegen Eberhard den Greiner und seinen Sohn Ulrich. Die Bürger belagerten den Kirchhof des Ortes, der von Leuten des Grafen Eberhard besetzt war, als der Greiner zum Entsatze der Seinen nahte. Wacker stritten die Städter gegen das Ritterheer, nicht minder gewaltig Ulrich, der die Reutlinger Niederlage auszuwetzen hatte; er fiel, und schon wankte das fürstliche Heer; da rief der alte Rauschebart: „Der gefallen, ist wie ein anderer Mann!" und als die Schlacht am heißesten stand, fiel der „gleißende Wolf", der Wunnensteiner mit seiner Ritterschar, in das Bürgerheer;*) denn an diesen Tagen machten Fürsten und Ritter, sonst selbst einander bitter feind, gemeinsame Sache gegen die noch verhaßteren Städte — und so erlagen die Bürger in furchtbarer Niederlage, durch welche des Bundes Macht gebrochen wurde. — Dann sank der ähnliche Städtebund der Frankfurter und der Wetterau; die Söldner der rheinischen Städte, ein

*) So melden spätere Berichte, die ältesten Ueberlieferungen nennen als die Ritter, welche den Sieg gewinnen halfen, die Herren von Bitsch und Werner von Rosenfeld.

verrufenes, zuchtloses Gesindel, trieb das Schwert des nachmaligen Königs Ruprechts von der Pfalz (S. 198) auseinander, der auf einmal 60 dieser Gesellen in den Kalköfen verbrennen ließ. Auf dem Tage von Eger 1389 verbot dann König Wenzel, uneingedenk früherer Zusagen, förmlich jede Einung der Städte.

So endigten die Städtebünde Süddeutschlands, schneller und ruhmloser als die norddeutsche Hansa. Doch blieben die einzelnen süddeutschen Städte noch lange Zierden des deutschen Lebens (S. 261). 60 Jahre später noch, 1449, konnten sie einen neuen großen Städtekrieg gegen den streitbarsten Fürsten der Zeit, Albrecht Achilles (S. 207), führen und gingen nicht unehrenvoll aus demselben hervor. Doch zeigten sich auch bei diesen Reichsstädten die üblen Seiten eines nur locker gefügten Bundeswesens. Eine hinderte die andere und jede die Gesamtheit durch Zölle und Stapelrechte, die die einzelnen sich eifersüchtig zu verschaffen und zu bewahren trachteten. Die meisten erlahmten nach und nach, andere zogen die Ruhe und Sicherheit bringende fürstliche Herrschaft der theuren und bedrohten Reichsfreiheit vor. Und so ist am Ausgang des Mittelalters die Blütezeit auch der süddeutschen Städte meist vorüber.

Der Volkscharakter während des 14. und 15. Jahrhunderts.

Das ritterliche Leben war in Barbarei entartet, das bäuerliche in Knechtschaft versunken (S. 252). Nur wo die Waffen noch geführt wurden, blieb auch ein lebenswertheres Dasein. Und so hatte es besser als der arme Bauer sogar der reisige Knecht auf den Burgen, der in seines Junkers Sold stand. Er gehörte wenigstens nicht zu den Niedergetretenen, sondern im Gegentheil, ihm winkte Kampf, Beute, Genuß. Die alte deutsche Tapferkeit blieb in diesen Leuten lebendig; auch manches rührende Beispiel von Treue und Hingebung bis in den Tod weiß die Geschichte zu erzählen. — Andere dieses Standes zogen wohl ein wanderndes Leben vor. Seit dem 13. Jahrhundert ward der Krieg nicht bloß mehr mit dem Aufgebot der Vasallen geführt, die sich von einigen reisigen Knechten begleiten ließen; man nahm Söldner in Dienst, die aus dem Waffenhandwerk eine Lebensaufgabe machten. Auch solch ein Leben, das Leben eines „frummen Landsknechts", winkte nun dem Muthigen und Starken, sobald er sich nur Harnisch, Gleve und das lange Schlachtschwert anschaffen konnte. Diese wüsten Scharen waren es, die den Krieg vor allem mit jener unmenschlichen Verwüstung führten, wie wir mehrfach gesehen haben, die aber auf der anderen Seite auch einen gewissen ritterlichen Sinn, Lust an Kampf, Abenteuer

und Gesang, wenngleich in roherer Gestalt, im Volke lebendig erhielten. Fast jede Waffenthat fand bei ihnen auch ihr Lied; die Lust am Wandern, der fröhliche Scherz, die kecke Spottlust tönten darin wieder.

Das Wandern oder „Fahren" war überhaupt in der willkürlichen und ordnungslosen Zeit eine Auskunft für alle diejenigen, die daheim engen und armseligen Verhältnissen entgehen wollten. Die Helden volksbeliebter Schwänke und Streiche sind solche Fahrende; so der Pfaff von Kalenberg im südlichen, der Till Eulenspiegel im nördlichen Deutschland. Es wimmelte von solchen Leuten. Denn nicht bloß der Handwerksbursch mußte ordnungsmäßig nach den Regeln seiner Zunft eine Zeitlang wandern; viele erkoren das „Vaganten-Leben" freiwillig und für immer. Fahrende Ritter, fahrende Mönche, fahrende Gelehrte und Schüler, fahrende Frauen, Gaukler, Narren und Gauner durchschwärmten das Land. Sie alle hatten nach mittelalterlicher Art ihre besonderen Bräuche, Trachten, Ausdrücke, Rangstufen u. s. w. Zu ihnen kamen seit 1100 vereinzelt, seit Kaiser Sigmunds Zeiten in größeren Haufen die Zigeuner, die man als Kinder des fremden Aegyptens anstaunte.

Der Wanderlust aber gesellte sich das Lied. Nicht mehr jener kunstmäßige Minnegesang (S. 164), das echte Volkslied erwuchs. Die edelsten unter diesen Liedern sind vom Scheiden und Meiden, von treuer Liebe, von Heimweh und Wanderlust. „Inspruck, ich muß dich lassen" — „So viel Stern am Himmel stehen" — „Es stund eine Linde im tiefen Thal" — das sind solche Volkslieder, von denen niemand den Dichter nennen kann, weil sie zugleich mit der Melodie im Volke selber, gleich ungepflegten und doch duftenden Waldblumen, erwachsen sind. Wie solche Lieder entstanden, erzählt uns die „Limburger Chronik", eine der frühesten deutsch geschriebenen, die wir haben. Oft heißt es: „In der Zeit do sang und pfiffe man dieses Lied". Von dem Ursprung solcher Lieder erzählt sie z. B.:

Zu disser zeit, fůnf oder Sechs Jahr davor, war auf dem Mayn ein Münch Barfüser Ordens, der ward von den Leuten aussätzig, vnd war nit rein. Der machte die besten lieder vnd reihen in der welt von gedicht vnd melodeyen, dass im Niemand vf Reinesstrom oder in dissen landen wol gleichen mochte. Vnd was er sung, das sungen die Leut alle gern vnd alle Meister pfiffen, vnd andere Spielleut furten den gesang vnd das Gedicht. Er sang dis Lied:

Ich binn aussgezehlet,
Mann weisset mich armen vor die thür,
Vntreuw Ich spür
Nun zu allen zeiten.

Item sang Er:

May, May, May, die wunnigliche zeit
Menniglichen Freude geit
Ohn mir. Wer mainte das?

Dern lied vnd widergesang machte Er gar viel, vnd war das alles lustiglich zu hören.

Zu diesen Liedern kamen die frischen Trinklieder und launigen Weinsegen und Handwerkssprüche. Aber auch die Pilger auf den Bittfahrten hatten ihre Lieder, und bald entstand neben dem alten lateinischen Kirchenlied auch das deutsche. Noch sang man in diesen Kreisen des Volkes auch die alten Heldenlieder vom gehörnten Sigfried, vom Dietrich von Bern und vom treuen Hildebrand; man sang sie bis über die Zeiten Luthers hinaus. In Norddeutschland dagegen erfreute man sich mehr an den gleichfalls uralten, lustigen und spöttischen Geschichten vom schlauen Reinicke dem Fuchs, die plattdeutsch geschrieben waren; plattdeutsche Volkslieder kamen dazu; unten, bei der Geschichte der Dithmarsen, wird eine Probe derselben gegeben werden.*)

So fehlte es nicht an Sang und Klang, an Spiel und Scherz im deutschen Leben. Selbst die höheren Stände zogen den derben Witz des Volkes der zarten Ritterpoesie vor, und der Hofnarr ward eine unentbehrliche Person und von seinem Fürsten oft höher gehalten als Gelehrte und Minnesänger. Doch kann nicht übergangen werden, daß in allen Ständen die Sitten leichtfertiger und lockerer wurden. Die alte ehrbare Tracht verschwand schon mit dem 13. Jahrhundert; bunte, eng anschließende Gewänder trugen die Männer, nicht mehr in Schleier und Kopfbinde züchtig verhüllt gingen die Weiber und Mädchen einher. Die Moden wurden zuletzt läppisch und eitel; die Männer trugen an den kurzen Röcken, die kaum über den Gürtel gingen, hoch aufgepauschte, mit Perlen und Goldborten besetzte Aermel, oder solche, die mit wehenden Zipfeln bis fast auf den Boden herabreichten. Die Beinkleider in grellen Farben, etwa das eine Bein blau, das andere roth; die Schuhe und Stiefel lang geschnäbelt, so daß wohl junge Ritter vor der Schlacht die unbequemen langen Spitzen erst abhieben; die Säume der sammetnen und brokatenen Gewänder bei Männern und Frauen oft mit Schellen besetzt, die bei jedem Schritte klangen; so gingen die höheren Stände in Städten und an Höfen eitel und bunt einher. Auch die Geistlichen versanken in Weltlust. Die Kirche war so entartet, besonders

*) Man sehe überhaupt die angeführten Lieder als Sprachproben der betreffenden Periode an (vergl. S. 82, 83, 84, 164, 165).

seit die Päpste in Avignon selbst das böse Beispiel gaben, und seit das Schisma die Gemüther verwirrte, daß die Geistlichen — Bischöfe, Aebte, Domherren, Kaplane — oft nur die reichen Pfründen verzehrten, höchstens die Ceremonien des Gottesdienstes übten, im übrigen aber an allen sittenlosen Freuden der Zeit theilnahmen. Es wird geklagt, daß sie die geistliche Tracht ablegen und in demselben eitlen Kleiderputz einhergehen, wie die Weltlichen; daß sie mit dem Falken auf der Hand zur Jagd reiten; daß sie um schnöder Geldgier, ja um eines Faß Bieres willen Bann und Interdikt verhängen; daß sie nicht Frieden bringen, sondern das Schwert. So ritt z. B. auf dem Konzil von Constanz der Erzbischof von Mainz vom Kopf bis zum Fuß geharnischt ein. — Während so die eine Hälfte des Volkes unter namenloser Armseligkeit seufzte, schien die andere, bevorrechtete, in wüster Genußsucht alles Lebensernstes zu vergessen. Konnte man sich doch durch einige äußere Ceremonien, die oft selbst mehr einem heiteren Spiele glichen, mit leichter Buße oder noch leichter zu erwerbendem Ablaß mit der Kirche, und wenn man nur wollte und konnte, auch mit seinem Gewissen abfinden.

Wie änderte sich aber plötzlich dies Bild des wüsten Lebens, wenn die Kunde kam, eine jener Seuchen, wie sie das Mittelalter nur zu oft brachte, sei im Anzuge. So als 1348—1350 die furchtbarste Pest, von der wir Kunde haben, der schwarze Tod, durch die Länder ging. Er kam vom Morgenlande durch Italien herauf und raffte an manchen Orten die halbe, oft die ganze Bevölkerung hin. Man fand auf dem Meere Schiffe mit reicher Ladung steuerlos treiben, weil die ganze Mannschaft ausgestorben war. So schritt die Seuche durch Deutschland, durch das elende Landvolk, durch die engen, gedrängten Straßen der Städte dahin, überall Entsetzen verbreitend. Da kam über die Völker ein ebenso ungestümer maßloser Geist der Buße: Geißler-Gesellschaften (Flagellanten) zogen umher, die sich mit scharfer Geißel den Rücken zerfleischten. So schildert sie eine Chronik der damaligen Zeit:*)

Zum ersten: sü hettent die kostbersten fanen von semetdůchern, ruch und glat, und von baldecken die besten die man haben möchte, der hettent sü vil lihte 10 oder 8 oder 6 und vil lihte alse manig gewünden kertzen. die trug man vor, wo sü in die stete oder in dorfer gingent, und sturmede alle glocken gegen in, und gingent den fanen nauch ie zwen und zwen mit enander, und hettent alle mentel an und hůteline

*) Der Priester Friedrich (Fritsche) Closener, dessen Straßburger Chronik 1362 vollendet ward.

uffe mit roten crützen, und sungent zwene oder viere eine[n] leis vor und sungent in die andern noch. —

So sü alsus in die kierchen koment, so knüw[et]ent sü nider und sungent:

Jhesus wart gelabet mit gallen,
Des sullen wir an ein krütze vallen.

zů dem worte fielent sü alle krutzewis uf die erde daz es klaperte. so sü ein wile also gelogent, so hůb ir vorsenger an und sang:

Nů hebent uf die üwern hende,
Daz got dis grosze sterben wende!

so stůndent [sü] uf. Daz dotent sü dri stunt.

Wenne sü nu woltent bůszen, alse nantent sü daz geischeln, daz waz zům tage zůme minsten zwei mole, frůge und spoete, so zogetent sü zů velde us, und lüte man die glocken, und sametent sü sich und gingent ie zwen und zwen iren leich singende, alse do vor geseit ist. und so sü koment an die geischelstat, so zugent sü sich us barfus untze in die brůch und dotent kietele oder andere wisze důch umbe sich, die reichetent von dem gürtel untz uf die fusze, und so sü woltent anvohen zu buszende, so leiten sü sich nieder an einen witen ring. — die wile gingent die brudere um den ring ie zwen und zwene und geischeltent sich mit geischeln von riemen, die hettent knöpfe vornan, darin worent nolden gestecket, und schlugent sich uber ire rücke, daz maniger sere blůtete. —

Tief aber ging die Buße nicht. Als die Plage vorüber war: „hub die Welt wieder an, fröhlich zu sein, und die Menschen machten ihnen neue Kleider und sangen neue Weisen".

Zu gleicher Zeit wandte sich der Volksgrimm gegen die Juden, die man als Urheber der Pest, als die Vergifter der Brunnen anklagte, Tausende dieser Unglücklichen fielen in Mainz, Frankfurt, Straßburg 2c. unter den Händen der wüthenden Menge, oder kamen in ihren brennenden Gebäuden, in die man sie einsperrte, um. Denn der Jude war tief verachtet und gehaßt; ausgeschlossen von aller menschlichen Gemeinschaft und fast von jedem Rechte, klammerte er sich um so ängstlicher an Geldgewinn, und wenn man ihn haßte, konnte man ihn doch nicht entbehren. So kamen immer von neuem Judenverfolgungen: es brauchte nur ein wahnsinniges Gerücht zu entstehen, Juden hätten ein Christenkind geraubt und geschlachtet, die heilige

Hostie (den Leib des Herrn) durchstochen u. s. w. — und eine grausame, schonungslose Verfolgung war da. Ueberhaupt war der Aberglauben und die Dumpfheit der Gemüther groß. Geschichten von Zaubereien wurden ebenso oft erzählt, wie geglaubt; die Wunder, welche die Kirche dagegen setzte, waren kaum minder abgeschmackt und widerlich. Andere Schrecken kamen dazu, die herben Gegensätze der Zeit zu mehren. Wo so selten öffentliches Recht zu finden war, da schaffte man es sich mit Gewalt, und selbst das Gericht, das einst gebührender Weise öffentlich vor allem Volk beim Schein der Sonne gegeben und genommen ward, hüllte sich jetzt in Nacht und Heimlichkeit. Die heilige Feme war „auf rother Erde", in Westfalen, besonders zu Hause. Einst ein öffentliches, städtisches Gericht, wie es auch in anderen Städten z. B. in Braunschweig vorkommt, war sie später allgemeiner verbreitet, aber auch ausgeartet. Unter ihren Freigrafen hielt sie ihre Sitzungen heimlich und nächtlich. Unerkannte Femboten luden den Angeklagten; verhüllte Richter, Freischöffen, aus der Zahl der „Wissenden" genommen, sprachen das Recht, oft an grausigen, öden Plätzen, oft auch an alter Dingstätte z. B. an der Linde bei Dortmund. Der Spruch ward vollstreckt, auch wenn der Schuldige sich nicht gestellt oder sich zu entziehen gewußt hatte. Der Dolch mit dem Zeichen der Feme verkündete bei der gefundenen Leiche, wie sicher aus dem Dunkel der rächende Arm getroffen. Schreckliche Zeit, wo selbst das Recht sich wie das Verbrechen kleidete!

Und doch verbreitete sich in stillen Kreisen fast unmerklich ein neuer evangelischer Sinn, der aber von den Gewalten der Kirche wie von den entarteten Orden heftig verfolgt ward. Solchen Sinn nährten z. B. die Brüder vom gemeinschaftlichen Leben und die Lollharden am Rhein und in den Niederlanden. Auch einzelne fromme Prediger, wie Tauler in Straßburg, leiteten zu den fast vergessenen Quellen des Christenlebens zurück. Manche dieser stillen echten Christen haben ihren Glauben durch Kerkerhaft und Tod besiegelt; aber sie haben die Keime neuen sittlichen Lebens gepflanzt, die in der nachfolgenden Reformationszeit fruchtbringend aufgegangen sind.

Die Schweizer.

An den Ufern des Vierwaldstätter Sees, in welchen aus engem Felsenthal vom schneebedeckten Gotthard her die brausende Reuß sich stürzt, und über dem der Pilatus, der Rigi, der Haken und der Mythenstein — hier umkleidet mit dem Grün der Wiesen und Wälder, dort abgeschrofft in jähen Wänden — emporragen, war von der Natur selbst gleichsam der Ausgangspunkt eines eignen geschlossenen Gemeinwesens gebildet. Die gleichen Felsgebirge, welche das Urner Thal begleiten, setzen sich mit steilem Abfalle in der Bucht von Uri fort; bei Brunnen öffnet sich in den vielverzackten See der prächtige Thalkessel von Schwyz; am Busen von Buochs vorüber gelangen wir dann in den Stanzer See, aus dem eine schmale Straße in den fast völlig abgetrennten See von Alpnach führt, von dem aus sich der Weg zu den Zwillingsthälern von Unterwalden aufthut; gegenüber dem Stanzer See erstreckt sich der von Küßnacht nach Nordost, und wo am Ausflusse des schmal gewordenen Beckens die Reuß flacheren Gefilden zueilt, bindet das alte Luzern den ganzen Verkehr der sog. Waldstätte in eine Ader zusammen. — Oberhalb des Sees war zunächst aus freien und unfreien Leuten, meist Ansiedlern der Abtei Zürich, die große Markgenossenschaft Uri zusammengewachsen, deren Bewohnern König Heinrich, der Sohn Friedrichs II. (S. 153), einen Freiheitsbrief verlieh, wie Schwyz einen solchen aus den Händen des Vaters selbst erhielt; aber die „Leute in den Bergen", wie die von Unterwalden hießen, standen noch unter der Botmäßigkeit der Grafen von Habsburg. Schon ihre Lebensweise als Hirten, Jäger und Schiffer brachte sie zum Streben nach keckerer Selbständigkeit; es trug und hob sie das Vorbild und später die thatkräftige Unterstützung jener Nachbargaue, die sich erst kürzlich von den Grafenrechten der Habsburger gelöst. Als der gebannte Friedrich II. auf dem Konzil von Lyon (S. 154) vom Papste entsetzt war, trennte sich die eine Linie der Habsburger von ihm, während die Waldstätte treu an Kaiser und Reich hielten und jene gemeinsam bekämpften. Doch zuletzt unterlagen sie alle den Habsburgern, nur Uri blieb unangefochten in seiner Selbständigkeit. Als gar mit Rudolf von Habsburg dieses Grafenhaus selbst auf den Kaiserthron stieg, zeigte sich der kluge Herr nur bereit, den altberechtigten Urnern ihren Freiheitsbrief zu bestätigen; über die andern, die „von seinen Ländern wie mit einem Netz" rings umgarnt und eingeschlossen waren, suchte er wie später auch sein Sohn, König Albrecht, die alten Grafenrechte in eine völlige Landeshoheit umzuwandeln. Viel und Schönes weiß nun die Sage zu berichten von dem Druck der Vögte, die Albrecht ins Land gesandt, von

Geßlers Tyrannei, vom Schwur auf dem Rütli, ferner von Tells Apfelschuß, von seinem rettenden Sprung aus dem Kahn auf die Felsenplatte, und wie er in der hohlen Gasse bei Küßnacht den Landvogt mit seinem sicheren Pfeil erlegte. Die ehrwürdige Sage erzählt so, und unser großer Dichter hat es im unsterblichen Werke besungen. Aber der Anfang eines edlen und tüchtigen Volkes bedarf nicht der schmückenden Verschönerung. Es genügt zu wissen, daß die Männer aus den drei Orten vielmehr schon am 1. August 1291 ein ewiges Bündnis unter sich schlossen, das als Beginn der Schweizer Eidgenossenschaft zu betrachten ist. Es war ursprünglich nur eine Erneuerung der alten Verbindung unter den Staufern, die sie aber noch nicht aus der Obergewalt des Habsburgers Albrecht, vollends seit dieser selbst Kaiser geworden, zu entheben vermochte. Erst durch Heinrich VII., den Lützelburger, dann durch Ludwig von Baiern, die beide gegen das östreichische Haus standen, wurden diese Eidgenossen wirklich der persönlichen Abhängigkeit von demselben los und ledig.

Dafür schlossen sie sich getreulich an Ludwig an, und so kam es, daß der finstere Leopold, Friedrichs des Schönen Bruder (S. 192), mit einem Ritterheere gegen sie zog. Bei dem Paß am Morgarten in Zug, 1315, bestanden die Schweizer Bauern zu Fuß mit ihren Hellebarden, Morgensternen und langen Schlachtschwerten wie mit herabgewälzten und geschleuderten großen Steinen die geharnischten Ritter, die sich mit schwerem Verluste zurückziehen mußten; und Ludwig bestätigte den zu Brunnen in Schwyz von neuem geschlossenen Bund der Eidgenossen, die von nun an erst als vollständig frei gelten können. Bald trat demselben Luzern 1332 zu, das in noch engeren Abhängigkeitsverhältnissen zu den Habsburgern gestanden; 1351 die freie Reichsstadt Zürich, 1352 Glarus, das bisher meist dem Kloster Säckingen (S. 60) unterthänig gewesen, dann Zug; endlich 1353 folgte die Reichsstadt Bern, der im Jahre 1339 in der Schlacht bei Laupen die Eidgenossen gegen den benachbarten Adel Rettung gebracht hatten. Diese acht alten Orte bildeten die ursprüngliche Eidgenossenschaft. — Als, kurz vor dem großen Städtekriege (S. 268), der tapfere und ritterliche Leopold III. von Oestreich noch einmal versuchte, die Schweizer in das alte Dienstverhältnis zurück zu zwingen, kam es am 9. Juli 1386 zur Schlacht von Sempach in Luzern. Die Blüte des östreichischen und schwäbischen Adels folgte der Habsburgischen Fahne. Die Ritter waren vom Roß gestiegen und hatten einen schweren Schlachthaufen mit ihren vorgestreckten Lanzen gebildet; gegenüber auf der Höhe am Saum des Waldes standen die Eidgenossen; ehe sie zum Angriff stürmten, sanken sie auf die Knie zum Gebet; dann liefen sie her; aber lange schwankten sie an der

eisernen Mauer auf und ab, ohne einbrechen zu können. Da ersah den Moment, so erzählt ein altes Lied, ein Mann von Unterwalden, Arnold von Winkelried, und rief: „Treue, liebe Eidgenossen, sorgt für mein Weib und Kind, so will ich euch eine Gasse machen"; und damit umfaßte er, so weit er greifen konnte, die Lanzenspitzen, drückte sie in seine Brust und sank mit ihnen zu Boden*): über ihn hinweg, „wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizer Sturmgewalt". — Da sanken die Ritter, die in ihrer schweren Rüstung sich nicht retten konnten, unter dem Schwert und Kloben des Bauern, da sank Leopold selber, und Trauer war fast auf allen Schlössern des süddeutschen Adels. Zwei Jahre nachher erfochten die Glarner einen neuen Sieg über das östreichische Heer bei Näfels in Glarus, 9. April 1388. Fortan waren die Eidgenossen gefürchtet weit und breit. Als später Friedrich von Oestreich auf dem Constanzer Konzil dem Papst zur Flucht geholfen (S. 202) und Kaiser Sigmund ihn dafür geächtet hatte, waren vor allem die raschen Schweizer gegen ihren Erbfeind auf und entrissen ihm das Land bis gegen den Rhein, den ganzen Aargau, darinnen auch die alten Habsburgischen Stammsitze. — So wuchs die Eidgenossenschaft durch das ganze 15. Jahrhundert an Macht und Ehre. Neuer Ruhm erblühte ihr durch den Tag von St. Jakob an der Birs 1444 (S. 207). Es gleichen in diesen Zeiten die Schweizer den alten Helden von Athen und Sparta, die Leben und alles an die Freiheit zu setzen freudig entschlossen waren.

Am höchsten stieg ihr Ruhm, als Karl der Kühne von Burgund (S. 208) auch sie zu unterwerfen trachtete. Dieser, ein hochmüthiger, glänzender Fürst, voll ehrgeiziger, ja abenteuerlicher Pläne, war einer der ersten Herrscher, die ein stehendes, wohl einexercirtes Heer errichteten. Schon hatte er eine königliche Macht; da verpfändete ihm auch noch ein östreichischer Herzog, Sigismund, die sog. vorderen Lande, Elsaß, Sundgau, Breisgau. So begann er mit seinem Gebiet von der einen Seite die Eidgenossen, von der anderen Lothringen, wonach er gleichfalls strebte, zu umschließen. Dagegen unterstützte und reizte der König von Frankreich, der listige Ludwig XI., die Schweizer. Als Karl dann immer weiter um sich

*) Hiemit do tett er fassen
ein arm voll spiess behend:
den sinen macht er ein gassen,
sin leben hatt ein end.
he er hat eins löwen mut;
sin mannlich dapfer sterben
was den vier waltstetten gut.
Halbsuters Lied.

griff, als seine Vögte im Elsaß und Breisgau auch die Schweizer schädigten, als er über einen deutschen Fürstensohn, den Grafen von Wirtenberg in Mömpelgard, um ihn zu schrecken, das Richtschwert schwingen ließ: — da durften die Schweizer wohl für ihre Freiheit erbangen. Sie schlossen unter Vermittlung Ludwigs des XI. ein Bündnis mit den Städten im Elsaß und mit dem Herzog René von Lothringen und zogen sich so den Haß Karls zu, der nun den Lothringer vertrieb und mit einem unvergleichlich prächtigen und zahlreichen Heere — aus Niederländern, Burgundern und Italienern bestehend — gegen die Schweizer „Bauern“ zog. Ueberwältigte er diese, so gedachte er von Italien wie von der Nordsee her die Eroberung Deutschlands zu beginnen. Aus seinem oberen Lande Burgund brach er über die Pässe des Jura herein. Tapfer widerstand ihm schon das Schloß Granson am Neuenburger See, bis endlich die Besatzung, man sagte, durch falsche Versprechungen getäuscht, sich ergab und theils nackt an Bäume gehängt, theils im See ertränkt ward. Bereits aber waren die Eidgenossen im Anzuge. Gegen sie, die kaum ein Drittheil seiner Stärke hatten, stützte sich Karl mit dem rechten Flügel auf den See, mit dem linken auf das Juragebirge. So kam es am 2. März 1476 hier bei Granson zur Schlacht. Schon hemmten die schwerfälligen Rittermassen kaum noch das stürmische Anlaufen der Schweizer, als von den Bergen der Hall des Horns vom „Stier von Uri“ tönte und aus den Weinbergen und Gehölzen immer neue kleine Haufen der Schweizer auftauchten. Da fiel statt des vorhergehenden Uebermuthes entsetzliches Grauen über das Burgunderheer, in wilder Flucht zerrannen die Scharen und ließen das an allen Herrlichkeiten, an Gold und Seide und Edelsteinen überreiche Lager in den Händen der Sieger. — Karl dürstete nach Rache, und schon nach drei Monaten stand er mit einem noch größeren Heere im Feld. Von Lausanne aus zog er gegen Bern. Aber wieder erging durch alle Lande der Schweizer der Landsturm, „von den Hütten zur Seite des ewigen Eises, bis wo die Aare in den Rhein fällt,“ kamen die Männer. Bei Murten am See trafen sie den Herzog, der das von Bernern heldenmüthig vertheidigte Städtchen vergebens berannte, am 22. Juni 1476. Wieder, nach dem gewohnten Schlachtgebet und der Ermahnung untereinander — „Jedermann solle die Augen auf und die Händ' hart zuthun, wacker und männlich einhauen“ — unterliefen die Schweizer die Geschütze und den Schlachthaufen des Feindes mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Waffenehre retteten diesmal die Burgunder durch mannhaften Kampf, aber um so blutiger ward die Niederlage. Boten mit siegverkündenden Zweigen eilten in alle Städte der Schweizer und bald meldete allgemeines Freudengeläute bis hoch in die Alpen den ruhmvollen

Sieg*). Das ganze deutsche Volk feierte denselben mit als einen Sieg über die „Walchen", denn in Karl war ein Feind deutscher Art wie deutscher Freiheit gedemüthigt. „Die deutschen Ruthen thäten ihm weh." Der Herzog war von dem Tage an wie zerstört im Gemüth. Als die Schweizer, dem Herzog René von Lothringen zur Wiedergewinnung seines Landes behilflich, noch einmal gegen ihn ins Feld zogen, trafen sie bei

---

*) Do es ward an dem morgen frû,
da ruckt man vast gen Murten zû
durch einen grünen walde.
des wurden die in Murten fro,
den herzogen fand man gewaltig do:
da hûb sich ein slachen balde.

Si warten sich eine cleine rast:
darnach sach man si fliechen vast;
gar vil die wurden erstochen
der fûssknecht und der kürisser.
das veld lag voller glen und sper,
die an in wurden zerbrochen.

Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen sin:
man tot si in den hürsten:
kein grösser not sach ich nie me;
eine grosse schar lüf in den se,
wie wol si nit was dürsten.

Si wûten drin biss an das kinn;
dennocht schoss man vast zû in,
al ob si enten weren;
man schift zû in und slug si ze tod,
der se der ward von blûte rot;
jemerlich hort man si pleren.

Gar vil die clummen uf die böum,
wiewol ir nieman mocht haben göum:
man schoss sie als die kregen;
man stachs mit spiessen über ab;
ir gefider in kein hilfe gab;
der wind mocht si nit wegen.

Die slacht wert uf zwo ganze mil:
dazwüschen lagen Walchen vil
zerhowen und zerstochen.
des danken gote frû und spat,
dass er der fromen gesellen tod
zû Granson hat gerochen!

Veit Webers Lied.

Nancy 5. Jan. 1477 nur noch das Schattenbild seiner alten Größe. Hier fiel der stolze Herzog auf der Flucht durch die Hand eines Schweizers; nur mit Mühe erkannte man den von Blut und Eis entstellten Leichnam.

Die Freiheit der Schweizer, der Ruhm ihrer unüberwindlichen Kriegsart stand nun fest. Denn die Siege über Oestreich und Burgund hatten gezeigt, wie überlegen ein leichtbewegliches Fußvolk den schweren, unbehilflichen, gepanzerten Rittern war. Fortan begann die Schweizer Infanterie überall, besonders von den italienischen Fürsten und den französischen Königen, in Dienste begehrt zu werden. Tausende verließen von da an die Heimat, suchten in fremdem Sold Beute und Genuß und trugen den Ruhm ihrer Waffen auf alle Schlachtfelder Italiens. Bei Marignano 1515, wo sie gegen den französischen König Franz I. kämpften, thaten sie, obwohl endlich besiegt, Wunder der Tapferkeit, und davon bezaubert schloß Franz mit ihnen den sogenannten ewigen Frieden 1516, durch welchen sie ein Jahrgeld bezogen, dafür aber dem Könige gestatteten, in ihren Landen zu werben. Durch diese fremden Kriegsdienste, das Reislaufen, wie man's nannte, wurden aber die alten biederen Sitten der Schweizer, die Einfalt und Treue zerrüttet, und fremde Untugend drang auch in die Alpenthäler. Zum deutschen Reich übrigens gehörten die Schweizer seit 1499 nur noch dem Namen nach (S. 211).

Frisen und Dithmarsen.

Aehnlich, wie im Hochgebirg an der Südgrenze Deutschlands, so erhielt sich auch an dem flachen Küstensaume des äußersten Nordrandes unseres Vaterlandes ein Rest altgermanischer (S. 16) bäuerlicher Gemeinfreiheit. Wo die norddeutsche Tiefebene, einst ohne Zweifel Meeresboden, von der stürmischen Nordsee begrenzt wird, liegt, im langen Saume die Küste begleitend, der fette, fruchtbare Streifen des Marschlandes. Vom Meere seit undenklichen Zeiten angespült, bleibt es ein unsicheres Geschenk desselben; immer würde es die wiederkehrende Flut überschwemmen, wenn nicht die Menschenhand künstliche Bollwerke, die sogenannten Deiche, gegen die See gezogen. Sie bildeten einen langen Ring, der ohne Unterbrechung von Texel an bis über die Eider hinausreicht, der sich in die weiten Flußmündungen der Ems, Jade, Weser, Elbe und Eider auf beiden Seiten tief hineinzieht, und welcher, wo ein Fluß oder Bach durchgelassen werden muß, seine künstlich gebauten, vor der Flut sich selbst schließenden Siele hat. Immerwährend dauert hier der Kampf des Menschen gegen das Element;

oft nimmt eine Springflut, welche die Deiche übersteigt und durchbricht, in einem Angriff, was der Mensch seit Jahrhunderten geborgen glaubte: so riß 1287 zuerst der Dollart ein, 1511 der Jadebusen, andere fürchterliche Ueberschwemmungen nicht zu erwähnen. Städte und Dörfer, tausende von Aeckern und Wiesen mit Menschen und Herden begruben in solchen Schreckenszeiten die Fluten. Langsam aber beginnt dann der Mensch wieder den geduldigen Kampf. Das Meer läßt bei jeder Ebbe den Boden hart an den Küsten mit fruchtbarem Schlamm bedeckt zurück, und wenn sich mit diesem der Schlamm, den die mündenden Süßwasser-Flüsse absetzen, mischt, so entsteht eine fette Erde, der sog. Schliek; allmählich erhöht sich dieser Grund, der nun seltener, zuletzt von der regelmäßigen Flut gar nicht mehr überschwemmt wird; es erscheint dann auf ihm als erste Begrünung der sonderbare Krückfuß (salicornia herbacea), später die blaublühende Sülte (aster tripolium), zuletzt der saftreiche, feine Queller oder Andel (Glyceria maritima). Nun weiß der Mensch, daß es Zeit ist, zu erwerben; es wird durch einen neuen Deich dies Gebiet zum Lande gezogen, und ein Strich fruchtbarer Marsch ist gewonnen, ein Polder eingedämmt.

Auch diese Kämpfe des Menschen gegen die Natur gehören zur Geschichte, sind gewiß nicht minder anziehend und sind edler, als die er mit dem Schwert in der Hand gegen seinesgleichen führt. In einen solchen Kampf war seit uralten Zeiten das Volk der Frisen gestellt. Karl der Große hatte ihnen deshalb jede fernere Heerfahrt erlassen (S. 69). So hatte sich auch bei ihnen das Lehnsverhältnis nicht ausgebildet. Die frisischen Bauern lebten in altgermanischer Gemeinfreiheit, wenige edle Geschlechter unter ihnen, ohne der Freiheit gefährlich zu sein. Es waltete jeder Gau, und in ihm jede Gemeinde der eigenen Angelegenheiten; sie nahm ihr Recht von dem heimischen Richter, dem Asega, nach heimischen Gesetzen, die man Willküren nannte.*) In den Landen der Frisen, die zum Reich gehörten, hatten Bischöfe die Grafenrechte (S. 74); im Westen der Bischof von Utrecht, weiter östlich der Bischof von Münster und der Erzbischof von Bremen. Diese konnten nicht daran denken, das Grafenamt, wie es überall jetzt im Reiche geschah, in eine landesherrliche Gewalt umzugestalten. Dennoch sahen sich auch die Frisen von benachbarten Fürsten bald vielfach bedrängt und so schlossen sie, wie die Schweizer in ihren Bergen, eine Eidgenossenschaft, den Bund der sieben frisischen Seelande, um ihre

*) Der als Gerichtsstätte vielgenannte Upstalsboom, südlich von Aurich, galt wohl niemals für sämtliche Frisen, sondern nur für das östliche Frisland.

Freiheit zu wahren. Es waren die folgenden: Westfrisland, der Westergau, der Ostergau, Drente, Gröningen, Emden (Ostfrisland) und Rüstringen.

Weiter östlich reihten sich an sie mit ähnlich bewahrter Freiheit und Eigentümlichkeit die Stedinger an der unteren Weser und die Dithmarsen an der Westküste Holsteins von der Elbe bis zur Eider — erstere nicht reine Frisen, sondern mit sächsischen Elementen untermischt, letztere Sachsen, die ebenfalls die Gemeinfreiheit bewahrt hatten; noch nördlicher über die Eider hinaus wohnten und wohnen noch heute Nordfrisen, mit eigentümlicher, frisischer Sprache, die noch jetzt dort lebt. Letztere bestanden zuerst einen Kampf gegen König Abel von Dänemark, der sie unter sein Joch zwingen wollte. Als derselbe gegen sie zog, schwuren sie, der Dänenkönig solle sterben oder jeder Frise in seiner edlen Freiheit untergehen; und 1252 schlugen sie sein Heer an der Eider, und ein Mann von der Insel Pelworm spaltete dem Tyrannen, der durch Brudermord auf den Thron gekommen, mit der Axt den Kopf. Wenige Jahre nachher erlag gegen die Westfrisen am anderen Ende des frisischen Meeressaumes König Wilhelm von Holland (S. 181), der seine Grafenrechte über sie zur Landeshoheit ausdehnen wollte und, wie die Habsburger im Schwyzerlande, Zwingburgen baute. Bei einem Winterfeldzuge — denn nur durch das Wintereis oder die Sommerdürre wird das Frisenland zugänglich; sobald Thauwetter oder Regengüsse einfallen, ist der schwere, zähe Marschboden für Mann, Roß und Wagen ein unüberwindliches Hemmnis — bei einem Winterfeldzuge brach er mit Roß und Rüstung durch das Eis und ward, wie dort König Abel, von den Frisen erschlagen. Die edlen Nordfrisen unterlagen freilich schon im 14. Jahrhundert der Dänenherrschaft, nachdem das Meer 1354 in der großen „Manntränke" die Deiche durchbrochen und das Land entvölkert hatte; sie beugte das gewaltige Element, nicht der Landesfeind. Auch bei den Westfrisen brach eine solche Ueberschwemmung den Freiheitstrotz; sie unterwarfen sich den Grafen von Holland, doch blieben sie freie („wohlgeborene") Männer.

Lange schon vorher, in heldenmüthigem, aber unglücklichem Kampfe, waren die Stedinger erlegen. Sie gehörten unter den Grafenbann des Erzbischofs von Bremen, der mit seinen Nachbarn, den Grafen von Oldenburg u. a., schon lange lüstern nach ihrem Lande war. Da geschah es, daß ein Streit ausbrach gegen die habgierige Geistlichkeit. Einem Priester schien der Beichtpfennig, den eine Bauerfrau gegeben, zu geringe; beim heiligen Abendmahle steckte er ihr denselben, statt der Hostie, in den Mund. Die Frau erschrak und glaubte, der Leib des Herrn habe sich ihrer Sünde

wegen in Stein verwandelt; erst zu Haus spie sie ihn auf ein reines Tuch aus. Da erkannte man den Frevel, und der erzürnte Mann erschlug den Priester mit der Axt. Dann trieb man alle Geistlichen aus dem Lande. Abgeschmackte Gerüchte von heidnischer Zauberei und Greueln wurden nun über den wackern Stamm durch Konrad von Marburg (S. 161) und seine Dominikaner nach Rom berichtet, der Papst sprach Bann und Interdikt aus, und ein Kreuzzug ward gepredigt. Gern benutzten diese Gelegenheit die benachbarten Fürsten und Herren, die Freiheit des kleinen Volkes zu brechen. Der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Münster, Lübeck, Ratzeburg, die Grafen von Holland, Cleve, Oldenburg, Lippe zogen mit einem wüthenden Kreuzheere unter dem Herzoge von Brabant gegen den heldenmüthigen Stamm. Da schwuren die Stedinger: es gezieme ihnen eher, zweimal zu sterben, als zu leben zum Spotte und Schimpf gottloser Priester! Und so fiel fast der ganze Stamm im Heldenkampfe bei Altenesch unterhalb Bremen, 1234. Der Rest beugte sich fürstlicher, meist oldenburgischer Herrschaft (S. 224 Anm.). Der Zusammenhang der freien Bauergemeinden, der von Texel bis fast zur Insel Sylt ging, war nun unterbrochen. Die Drentner, die lange einen blutigen Kampf gegen die Utrechter Bischöfe gekämpft hatten, schlossen bald darauf einen Vergleich und bauten zur Sühne ein Kloster auf der Stelle, wo sie einen im Sumpf versunkenen Bischof skalpirt und zu Tode gemartert hatten. Sonst aber blieben Wester- und Ostergauer, Gröninger, Emdner und Rüstringer eisenfest bei der Vertheidigung ihres Landes und ihrer alten Freiheit. Als wieder ein Graf Wilhelm IV. von Holland, ein Verwandter König Ludwigs des Baiern, gegen sie zog, fand auch er von den Waffen der Frisen den Tod, 1345. Seine Länder nahm König Ludwig (S. 193), und so lange in Holland und Hennegau das bairische Haus gebot, hatten die Seelande Frieden. Leider entwickelten sich nun im Innern heftige Parteiungen. So ward zwar vorübergehend eine Herrschaft der holländischen Grafen möglich, aber auf die Dauer widerstrebten alle Frisen dem fremden Joche. Selbst als später die Grafschaft Holland an die burgundischen Herzöge kam, standen sie doch nur in einem lockeren Abhängigkeitsverhältnisse, selbst zu Karl dem Kühnen. Von diesem kamen sie an Maximilian, der die Grafschaften westlich der Ems an das sächsische Haus übertrug. Im ritterlichen Kampfe gegen dieses wehrte sich besonders Ostfrisland, wo ein Mann aus dem alten Häuptlingsgeschlecht der Cirksena an die Spitze getreten war; aber endlich mußten sich alle diese Lande dem jungen Karl V. unterwerfen, an welchen Herzog Georg von Sachsen seine Ansprüche verkauft hatte, 1515. So endete mit dem Schluß des Mittelalters die Selbständigkeit der frisischen Eidgenossen, nachdem sie Kämpfe für dieselbe

bestanden, die sich würdig denen der Schweizer an die Seite stellen. Nur Ostfriesland erhielt sich selbständig unter dem schon durch Kaiser Friedrich III. zu reichsgräflicher Würde gelangenden Hause der Cirksena. Als Rest aber der alten Volksfreiheit blieb ein kräftiges, selbständiges Gemeindeleben in allen friesischen Landen.

Mit gleichem Heldenmuth stritten die sächsischen Dithmarsen in Westholstein für ihre Freiheit. Bei ihnen übte der Erzbischof von Bremen die Grafenrechte, und auf dieses Rechtsverhältnis gestützt, widerstrebten sie besonders der Dänenherrschaft, die durch Waldemar II. über sie kam (S. 151). Nachdem aber die Schlacht bei Bornhöved 1227, die durch ihren Uebertritt von den Dänen zu den Deutschen entschieden ward, Dänemarks Macht gebrochen (S. 227) und Holstein wie Dithmarsen wieder frei gemacht hatte, blieben sie in ihren Gauen und Kirchspielen unter ihren alten strengen, ehrenfesten Rechten freie Männer, die stets die Waffe, das altsächsische Beil und das kurze Schwert, trotzig gegen jede Ungebühr brauchten. Die Edelleute, die noch im Lande waren, setzten sie mit den Bauern zu gleichem Recht und duldeten auch nur Vögte des Bremer Erzbischofs, wenn diese aus ihrer eigenen Mitte genommen waren. Doch entbrannten auch hier Kämpfe mit den fürstlichen Nachbarn. Graf Gerhard der Große von Holstein überzog mit den Herzögen von Mecklenburg und anderen fürstlichen Herren ihr Land, 1319. Schon umlagerten sie die geschreckten Dithmarsen in der Kirche von Oldenwörden, schon legten sie Feuer an das Gebäude, schon baten die Dithmarsen um Gnade: aber, als diese unmenschlich versagt, das Feuer nur höher geschürt ward, und schon das Blei von dem Dache auf die Verzweifelnden troff, da überlegten sie, daß, müsse man einmal sterben, es besser sei, den Feind mit in den Tod zu reißen, brachen wild hervor auf das unvorsichtige, schon zur Plünderung zerstreute Adelsheer und gelangten aus Todesnoth zu blutigem Siege und endlich, 1323, zu ehrenvollem Frieden. — Fast hundert Jahre später (1404) erschlugen sie den von einem nach ihrem Lande unternommenen Plünderungszuge heimkehrenden Herzog Gerhard von Schleswig, an der Süder-Hamme, einem der wenigen Eingänge in Dithmarsen, die zwischen Morast und Sumpf sich öffnen. Seit Schleswig-Holstein den Dänenkönig Christian I. zum Herrscher gewählt hatte, wuchs die Gefahr für die Dithmarsen. Der Kaiser Friedrich III., auch hier deutsche Freiheit, deutsches Recht preisgebend, belehnte Christian I. mit dem Lande „Dyetmarn", 1473, als „einem herrenlosen, seiner Freiheit mißbrauchenden Lande". Zwar widerrief der Kaiser später, als ihm sein Vortheil anders rieth, die Belehnung (die Dithmarsen hatten sie nie anerkannt) und Christian I. starb über die unerledigte Frage hin, seine Söhne

aber, Johann, König von Dänemark, Schweden und Norwegen und Herzog von Schleswig-Holstein, und Friedrich, Mitherzog von Schleswig-Holstein, unternahmen 1500 einen neuen Eroberungszug in ihr Land. Zu ihrem zahlreichen Heere hatten sie noch die sog. große Garde, eine jener Söldnerbanden, wie sie damals häufig waren, fürchterlich durch ihre Greuel wie durch ihre Kriegskunst, in Dienst genommen. Viele Ritter und Edelleute vermehrten das übermüthige Heer; mit herrlichem Waffenschmuck, mit üppigster Pracht, gleich jenem Karl von Burgund, zogen die Herren bei starkem Frost in das Land ein, wie zum leichten Spiel gegen den „Bauer". Sie nahmen Meldorf, den wichtigsten Ort des Landes, metzelten die zurückgebliebenen Wehrlosen nieder und wollten von da über Hemmingstedt auf Heide ziehen (17. Februar 1500); die Garde voran unter dem Rufe: „Wahr di, Buer, de Garde, de kumt!" — Unterdessen war Thauwetter eingefallen, und die Dithmarsen hatten vor Hemmingstedt beim „Dusenddüwelswarf", wo die Marsch am tiefsten und nur auf einem aufgeweichten, an beiden Seiten mit Gräben versehenen Fahrwege zugänglich war, quer über den Weg eine Schanze gezogen, hinter der etwa 1000 tapfere Männer lagen. Vor diesem unerwarteten Hemmnis stockte der langsame, von Wagen und Reitern begleitete Zug; die Dithmarsen löften ihre Geschütze in den dichten Knäuel, brachen, sich selbst ermunternd, hervor, von keinem Harnisch beschwert und mit ihren langen Springstöcken leicht über die Gräben setzend. Bald, je mehr das Dänenheer sich in dem grundlosen Boden wie festgepflanzt sah, kam ihm (wie's dort bei Granson und Murten ergangen) Entsetzen und Grauen an; die Dithmarsen aber würgten wie einst Arminius' Krieger unter den verhaßten Drängern; Weiber und Jungfrauen kämpften mit und feuerten an. „Wahr di, Garde, de Buer, de kumt!" hieß es nun; die Meldorfer zogen die Schleusen, daß die Fluten, vom Nordwestwind getrieben, alle Wege bedeckten; die Feinde — „sie seegen nichts Anderes vor ehren Ogen als den unersettlichen Leventfreter, den Dooth" — sanken ins Verderben; kaum entkamen König Johann und Herzog Friedrich der entsetzlichen Vernichtung. Die Blüte des dänischen und schleswig-holsteinischen Adels lag unter den Todten.*) — Die also herrlich vertheidigte Freiheit bewahrten sie noch in

---

*) Ein plattdeutsches Lied feierte damals den Sieg also:

Isbrand dat is ein framer man,
de will wol bi loven staen,
He gaf dem lande eine wise ler
to Hemmingstede, all vor de dör:
Legget juw ein lüttik hier under den wall,
dat juw nemant hier scheten schal.

die folgende Zeit hinüber. Erst 1559 erlagen sie, durch Parteiungen zerspalten, von Kaiser und Reich verlassen, endlich doch der holsteinischen und so, mittelbar, auch der dänischen Herrschaft; doch nicht ohne einen letzten rühmlichen Kampf und nicht ohne die Verbürgung solcher Zustände, wie sie so tapferen, freien Männern zukamen.

Wissenschaften und Erfindungen des späteren Mittelalters.

Bis in das 14. Jahrhundert hinein waren die Wissenschaften ganz und gar abhängig von der Kirche; was man von Geschichte, Naturwissenschaften und dergleichen kannte und betrieb, mußte eine Beziehung gewinnen zu den Vorstellungen des katholischen Christentums. Um die Glaubenslehre der Kirche vor dem mehr und mehr grübelnden und untersuchenden Verstande zu begründen und zu rechtfertigen, entstand eine besondere theologische Wissenschaft, die Scholastik, in welcher Männer hervorragen wie die Italiener Anselmus und Thomas von Aquino, oder wie der deutsche Albertus Magnus in Köln, von dessen geheimnisvollem Wissen, seiner „weißen Magie", so manche Wundersage ging. Diese Scholastik, die anfangs dem ernsten kirchlichen Denken diente, versank gegen Ende des Mittelalters entweder in geschmacklose Spitzfindigkeiten oder begann sogar schon zweifelnd sich selbst gegen

---

Und leget de spere wat bi juw neder
unde latet se teen bewesten vör.
Dat horeden woll dordehalf hundert man,
de gingen de groten garden an.
De buren repen averlud:
Schlaet de bugden garden dod.
Se schlogen de bugden garden dod.
de ruter quam in groter nod.
de ruter grep einen schnellen rad,
he wolde up riden na der stad.
It ward en averst belegt dat pass,
de buren schlogen, wat dar was.
Se gingen ein weinig wat mank de wagen,
dar funden se saden unde braden:
— „Segget dem konige gude nacht,
he heft uns braden höner gebracht:
Tastet to, gi lewen gesten
dit gift uns koning Hans tom besten!
Gistern weren se alle rike,
nu steken se hier in dem schlicke;
gistern vörden se einen hogen mod,
nu hacken en de raven de ogen ut.

die Kirchenlehre zu kehren. Wie dann aber mit dem 14. und 15. Jahrhundert allgemein ein Suchen nach neuen Gedanken und Lebenswegen eintrat, so wandte man bald auch eine größere Aufmerksamkeit auf die Natur und begann ihre Gesetze zu untersuchen. Doch war man dabei nicht frei von abergläubischen Zwecken. Wenn sich der Forschergeist des Menschen dem erhabenen Anblick des gestirnten Himmels zuwandte, so suchte er weniger die wissenschaftliche Kunde von den Himmelskörpern und ihrer Bewegung, wie die Astronomie sie lehrt, sondern er hoffte aus dem Stande derselben zukünftige Geschicke lesen zu können und brachte sie mit dem Schicksale der Menschen in geheimnisvolle Verbindung: er bildete die Astrologie. Wenn er lernte, die Stoffe in ihre Elemente zu scheiden und aus deren Verbindung neue Stoffe zu gewinnen, d. h. wenn ihm, besonders nach dem Vorgange der Araber, die ersten Ideen der Chemie aufgingen, so suchte er in abergläubischer Anwendung dieser Wissenschaft die Kunst zu finden, den Stein der Weisen zu erzeugen, ein verjüngendes Lebenselixir zu gewinnen, oder vor allem das Gold, das begehrte Gut dieser Welt, herzustellen: er trieb Alchymie. Selbst die Anfänge mathematischer Wissenschaft, der Geometrie und Algebra, wie sie ebenfalls dem Abendlande von den Arabern übermittelt wurden, blieben nicht frei von abenteuerlichem Mißbrauch. So verband sich die Kindheit der Wissenschaft noch mit dem ganzen wüsten Wesen von Zauberei und Geisterbeschwörung, an welchem das sinkende Mittelalter so großes Gefallen fand.

Erst allmählich begann ein helleres Licht der Erkenntnis zu tagen. Vor allem wirkte dazu die Buchdruckerkunst. Sie ist eine deutsche Erfindung, und eine schönere Perle in der deutschen Ehrenkrone giebt es kaum. Als Bedingung und Vorbereitung geht ihr eine andere Kunst, die Holzschneidekunst, voran. Man schnitt in Holz die beliebten Kartenblätter, indem man die Figuren in erhabener Arbeit ausschnitzte und sie, mit Farbe überzogen, abdruckte. Diese Erfindung wandte man auch bald auf Heiligenbilder an; denn da das Volk weder schrieb noch las, so waren solche aneinandergefügte Bilder gleichsam die Bibel der Armen. Man schnitt dann Unterschriften darunter, Namen und Verslein; dann mit Weglassung der Bilder, schnitt man ganze Täfelchen voll Schrift und fügte so aus einzelnen Seiten schon ein Buch zusammen. Doch den großen erfinderischen Gedanken, die Lettern (Buchstaben) einzeln auszuschneiden, und aus ihnen Wort und Schrift zusammenzusetzen, faßte zuerst Johannes genannt Gutenberg, ein Mainzer aus dem patricischen Geschlechte der Gensfleisch, der aus seiner Vaterstadt durch eine jener Bewegungen der Zünfte (S. 258) vertrieben, nach Straßburg gewandert war, wo er die Buchdruckerkunst nach vielen vergeblichen

Versuchen, etwa um 1440, erfand. Es machte viele Mühe, das richtige Material, aus welchem die zum Drucken bestimmten Buchstaben bestehen sollten, aufzufinden; weder die alten von Holz genügten, noch die aus dem zu weichen Blei. Da es ihm an Vermögen fehlte, verband er sich in Mainz, wohin er etwa 1445 zurückgekehrt war, mit seinem Landsmann Johann Fust. Der Gehilfe desselben, der gewandte Bücherabschreiber und Zeichner Peter Schöffer, den Fust später zu seinem Schwiegersohn machte, erfand die zu den Lettern geeignete Metallmischung, sowie die Buchdruckerschwärze. So erschien um 1455 das erste große, in Deutschland gedruckte Buch, eine prächtige lateinische Bibel, mit herrlicher Vollendung schon im ersten Anbeginn der Kunst. Um die Vortheile der Erfindung ward freilich Gutenberg durch seinen Gehilfen Fust gebracht, der sich gegen seine zu fordernde Schuld die ganze Druckerei zusprechen ließ; er verband sich jedoch später mit einem anderen und druckte auf eigene Hand.

Als 1462 die Stadt Mainz durch Adolf von Nassau erobert wurde (S. 217), ward die bisher als Geheimnis geübte Kunst durch die sich zerstreuenden Gehilfen in alle Welt getragen; und schon am Ende des 15. Jahrhunderts nahmen die Hauptvölker des gebildeten Europas, besonders Italiener, Franzosen und Engländer wetteifernd mit den Deutschen an den Segnungen dieser Erfindung theil. Früher waren alle Bücher, die man hatte, auf dem theuern Pergament, meist von Mönchen, abgeschrieben worden (oft sehr zierlich, mit kostbaren Malereien und Zeichnungen), und deshalb stets ein Luxusartikel der Reichen gewesen. Dagegen drang nun ein Buch, auf Papier gedruckt, leicht in alle Schichten der Bevölkerung, denn es ward massenhaft vervielfältigt und war billiger zu haben. Nächst den Erbauungsbüchern waren es die Schriften der Römer und Griechen, ihre Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen (man hatte sie, bis auf wenige, im Mittelalter ganz vergessen gehabt), die nun wieder allgemein verbreitet wurden. Nachdem Konstantinopel gefallen und das einst so blühende Griechenland ganz unter die Türkenherrschaft gekommen war, hatten flüchtige Griechen die Geisteswerke ihrer großen Vorfahren nach Italien gebracht, wo schon früh aufgeklärte Köpfe dem Studium derselben sich zugewandt hatten. Von hier aus verbreiteten sich diese Altertumsstudien, die Studien des Humanismus, wie man sie nannte, über Deutschland, Frankreich, England und weiter und trugen mächtig dazu bei, daß ein feinerer Geschmack, ein erleuchteteres Denken aufwuchs, welches der rohen, mönchischen Unwissenheit zu spotten begann. Die Buchdruckerkunst brach den Bann eines blinden kirchlichen Glaubens, und selbst die Censur, die bald von Rom aus als Gegengewicht aufgestellt ward, konnte diesen nicht mehr stützen.

Wie die Mönchsklöster vor der Buchdruckerkunst, so sanken die Ritterburgen vor der Erfindung des Schießpulvers dahin, und so waren am Schluß unseres Abschnittes die wüsten Auswüchse des Mittelalters — einst gesunde Triebe — welk und morsch geworden. Es ist nicht ausgemacht, ob die Kenntnis des Pulvers nicht vielleicht schon durch die großen Mongolenwanderungen im 13. Jahrhundert (S. 155) von den Chinesen, die diese wie manche andere Erfindung schon lange zuvor gemacht hatten, zu den Europäern gekommen sei. Auch die Araber kannten bereits das Pulver, die Mischung von Salpeter, Kohle und Schwefel, aber beide Völker stellten sie mehlig, nicht körnerweis dar, und dies scheint eben der neue Gedanke des deutschen Franziskaner-Mönches, Berthold Schwarz (Constantin Anklitzer) aus Freiburg oder Mainz, gewesen zu sein, 1354, den man gewöhnlich als den Erfinder des Schießpulvers nennt. Dieser gab sich in seinem Laboratorium alchymistischen Studien hin und erkannte, wie erzählt wird, durch Zufall die furchtbare Gewalt jener körnigen Mischung, die durch einen hineinfallenden Funken entzündet, mit schrecklichem Krachen die Keule aus dem eisernen Mörser gegen die Decke warf. Doch gehört der Gebrauch der Feuergeschütze schon der Zeit vor Berthold Schwarz an. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts bedienten sich die Araber in Spanien derselben und durch sie scheint ihre Anwendung auch weiter verbreitet zu sein, wenigstens sollen nach glaubwürdigen Angaben die Engländer in der Schlacht bei Crecy, 1346, (S. 241) bereits Feuergeschütze gehabt haben.

Für die Kriegsgeschichte schuf die Anwendung des Schießpulvers eine neue Periode. Nicht bloß, daß nun die Infanterie wieder die Hauptwaffe wurde; man mußte sich überhaupt an größere Kunst (Taktik) sowohl in offener Schlacht als bei Anlegung, Vertheidigung oder Bestürmung befestigter Orte gewöhnen. Man goß zuerst schwere Kanonen, aus denen man Steinkugeln schleuderte, sog. Donnerbüchsen oder Karthaunen, wie sie z. B. Augsburg schon im großen Städtekriege (S. 268) anwandte. Dann ging man zu eisernen Kugeln über und goß nun die leichteren Feldschlangen, die man in die offene Schlacht mitführen konnte. Dann kam die Muskete auf, die der einzelne Mann handhabte, beim Abfeuern aber noch auf eine Gabel auflegte, die er zu diesem Behufe mit sich trug. Diese Gewehre feuerte man bis zum Ende unserer Periode nur durch Lunten ab; erst mit dem Ende des 16. Jahrhunderts kommen die Feuer- und Radschlösser auf. — Wohl schien die Erfindung des Schießpulvers nur zum Verderben ersonnen, und doch ward sie eine Wohlthat. Das alleinige Anrecht des Ritters auf den Krieg ging durch sie verloren, denn keine Brünne (S. 162), keine Arm- und Beinschienen schützten mehr gegen die furchtbare Gewalt der Feuer-

waffe. Von ihr begleitet, brach Friedrich, der erste Hohenzoller, die Schlösser seiner trotzigen Junker mit ihren 14 Schuh dicken Mauern (S. 244); von ihr unterstützt, rang das leichte, muthige Fußvolk der Schweizer gegen die schweren Ritter Karls des Kühnen und Franz I. Lange grollte die Ritterschaft solcher unadligen Kriegführung; aber sie selbst hatte längst den rechten Adel in der Gesinnung abgethan; und es war ein Segen, daß auch seine Formen zergingen. Die Zeit nahte heran, wo das Bürgertum als immer bedeutsamerer Stand in die Entwickelung unseres Volkes eintreten sollte.



Vierte Periode.

Vom Auftreten Luthers bis zum westfälischen Frieden. Von 1517—1648.
Auflösung des Reiches, Beginn eines neuen geistigen Lebens.

Deutsche Reformationsgeschichte.

Reformation der Kirche.

Die neue Zeit. Das Haus Habsburg in seiner Weltstellung.

Während im Laufe des 15. Jahrhunderts die Gewalt der Territorialherren in Deutschland immer größere Festigkeit und Ausdehnung gewann und die Reformpartei sich mühte, auf Grund des Gewordenen dem zerfallenden Reiche eine neue Verfassung zu geben, war eine neue Zeit, vielen unvermerkt, für alle Völker heraufgezogen. Noch bestand das Papsttum in der Allgewalt, die ihm das Mittelalter verliehen, ja die Kämpfe gegen die Konzilien schienen es nur gestärkt, nur gehoben zu haben — es war doch ein morscher Bau, auf dem es ruhte, und der Geist der neuen Zeit unablässig geschäftig, ihn zu Falle zu bringen. Durfte man so die mittelalterlichen Ideen in der Kirche noch nicht für überwunden ansehen, im Staate und im Verkehr waren sie das sicher. Es geschah damals, daß in Fankreich, in Spanien, in England an Stelle des mittelalterlichen Lehnsstaates die absolute Monarchie sich erhob, daß die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen (1498), die Entdeckung von Amerika durch Columbus (1492) dem Handel neue Bahnen wies und einen vollkommenen Umschwung aller Verkehrsverhältnisse in Europa hervorrief. Das war die Zeit, wo an die Spitze Deutschlands, ja Europas, das Haus Habsburg treten sollte (S. 249). Auf

den Enkel Maximilians, den jungen Karl I. von Spanien, mußten zusammenfallen: die burgundischen Lande, die vereinigten Kronen von Spanien und Neapel, die deutsch-östreichischen Lande, an welche der Anschluß von Böhmen und Ungarn gleichfalls bevorstand. Und als wäre es damit nicht genug, auch die neue Welt, welche Columbus entdeckt, ein unabsehbares, goldreiches, zu gewinnbringender Seefahrt und Kolonisation einladendes Ländergebiet, lag dem jungen Habsburger zu Füßen: in der That, ein Reich, in welchem „die Sonne nicht unterging". Nur eine Macht bestand in Europa, die es wagte, dem Uebergewichte dieser spanisch-östreichischen Weltmacht entgegenzutreten: es war Frankreich unter dem gleichfalls noch jungen, glänzenden, ehrgeizigen Franz I., der sowohl einen Theil der alten Erbschaft Karls des Kühnen als französisches Lehen in Anspruch nahm, als auch in Italien, wo er das Herzogtum Mailand zu behaupten, seine Rechte auf Neapel geltend zu machen bestrebt war, der spanischen Herrschaft die Spitze bot. Außer Frankreich war es nur die fremde, barbarische Macht der Türken, welche, seitdem sie Konstantinopel erobert, die östlichen Länder der Habsburger, Ungarn und Oestreich, zu bedrohen wagte. Obwohl sie als die Feinde der Christenheit galten, so trug doch bald nachher, und von da an zwei Jahrhunderte hindurch, Frankreich kein Bedenken, sich mit ihnen gegen die Habsburgische Uebermacht in Europa zu verbünden. Solches war die Weltlage, als in Deutschland Luther auftrat und die große Geistesbewegung der Reformation ihren Anfang nahm.

Kaiser Maximilian starb 1519, und fünf Monate hindurch blieb das deutsche Reich ohne Kaiser. Die Kurfürsten waren nicht ohne schwere Sorgen in Bezug auf den neu zu erwählenden Herrscher. Denn neben Karl I., dem spanischen König, den aber die Habsburgische Abstammung und das fast hundertjährige Herkommen, aus diesem Hause den Kaiser zu wählen, zu empfehlen schienen, bewarb sich auch der französische König Franz I. um die Krone. Beide waren Fremde — denn auch Karl sprach kein ander Deutsch als sein Niederländisch und war in seinem ganzen Wesen ein Burgunder, also Welscher, — beide an unbedingte Macht des Herrschers und an blinden Gehorsam des Unterthanen gewöhnt, beide ohne rechtes Herz für Deutschlands Interessen, nur bemüht mit der deutschen auch die kaiserliche Krone zu gewinnen. Unter den Kurfürsten strebte einer, der stolze Joachim I. von Brandenburg, selbst nach der Krone; ein anderer, der milde und vorsichtige Friedrich der Weise von Sachsen, dem eine vaterländisch gesonnene Partei die Krone antrug, fühlte sich nicht mächtig genug und schlug sie aus; und so, da die Volksstimme in Deutschland sich lebhaft gegen den französischen Herrscher aussprach, entschieden sich endlich, Juni 1519, die

Kurfürsten für Karl, der nun im Oktober 1520 als Karl V. (1520—1556) zu Aachen die deutsche Krone empfing.

Zum ersten Male also wieder seit langer Zeit saß die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte des mächtigsten Fürsten in Europa. Aber diese Gewalt kam dem deutschen Volk wenig mehr zu gut; die Ehre des Hauses Habsburg war nicht ohne weiteres auch deutsche Ehre. Es stand nur mit einem Fuße auf deutschem Boden; mit dem andern stützte es sich auf seine fremden Länder, und nur zu oft diente das Reich dem Vortheil dieser außerdeutschen Gebiete der östreichischen Monarchie, die etwas ganz Anderes war als das deutsche Reich. Karl V. war in der Zeit seiner größten Macht ein Herr der Welt, aber kein deutscher Kaiser im echten Sinne des Worts mehr.

Reich und Kirche.

Die Kurfürsten hatten gemeint, Karl durch eine Wahlkapitulation binden zu können, und so war die Verfassung des Reiches noch verwickelter und die Macht des Oberhauptes noch beschränkter geworden, als sie bereits war. Man war auf das im Jahre 1500 eingesetzte Reichsregiment (S. 211) zurückgegangen, das aus 20 Beisitzern bestand, die aus den Kurfürsten und Fürsten wie aus Abgeordneten der Reichsstädte sich zusammensetzten, und die über alle Reichssachen zu berathen und mit zu beschließen hatten. Dieses Reichsregiment — man hatte die Mitglieder um 2 vom Kaiser ernannte Beisitzer auf 22 vermehrt — das in Nürnberg residirte, bildete gleichsam einen Senat, der Deutschland, wenngleich sehr schwerfällig, zu regieren suchte. Aber noch nicht einmal war es möglich, den allgemeinen Landfrieden aufrecht zu erhalten. Das bewies um diese Zeit die hildesheimsche Stiftsfehde, die um persönliche Interessen des unter sich aufs heftigste entzweiten Welfischen Hauses gekämpft wurde, und, da fast alle kleineren Dynasten der Nachbarschaft sich mit an ihr betheiligten, ganz Niedersachsen mit Kampf und Verwüstung erfüllte, 1519—1523.*) — Gleiche Gewaltsamkeiten gingen in Württemberg vor sich. Nach dem greisen Eberhard im Bart (S. 236) war der wüste Eberhard der Jüngere gefolgt, und nach dessen Vertreibung der noch minderjährige, leidenschaftliche und zügellose Ulrich von Württem-

*) Die Herzöge von Braunschweig und Kalenberg, die bei Soltau geschlagen wurden (28. Juni 1519), blieben später durch kaiserliche Begünstigung doch im Vortheil, und es mußte ihnen das sog. große Stift Hildesheim (d. i. der westlich gelegene größere Theil des bischöflichen Territoriums) ausgeliefert werden, das dann im 30jährigen Kriege durch Tilly der Kirche wieder restituirt wurde.

berg. Seine verschwenderische Regierung lastete mit gleicher Schwere auf dem Adel, den Städten wie auf dem Bauernstande. Unter letzterem bildete sich schon damals eine Verschwörung, der arme Konrad genannt, der von bitterem Scherz — sie nannten sich von Nirgendheim und hatten, wie sie sagten, ihre Güter auf dem Hungerberge — zu furchtbarem Ernst des Aufstandes und der Verwüstung überging. Aber auch die anderen Stände erhoben sich, und 1514 mußte Ulrich sich zum Tübinger Vertrag verstehen, durch welchen sein Regiment beschränkt wurde. Die Bauern wurden dann mit blutiger Strenge zum Gehorsam gebracht. Bald jedoch entzweite sich Ulrich mit dem schwäbischen Bunde. Dieser war nicht mehr wie einst (S. 267) ein Bund republikanischer Städte, sondern bestand, seit er durch Kaiser Friedrich III. zum Schutz des Landfriedens wieder erneut war, aus Städten und Fürsten gemeinsam, von denen jetzt die letzteren, besonders die baierischen Herzöge, das Uebergewicht hatten. Die Schwester dieser, Sabina, seine Gemahlin, hatte Ulrich mißhandelt, so daß sie ihm entfloh, und einen Herrn Hans von Hutten, um dessen Weib er, wie man ihm nachsagte, in ehebrecherischer Liebe buhlte, mit eigener Hand erschlagen. Zweimal ward der Herzog vom Kaiser geächtet, ohne daß er sich sehr darum gesorgt hätte, ja er wagte es sogar, 1519, die freie Reichsstadt Reutlingen zu überfallen und zu einer württembergischen Landstadt zu machen. Nun war alles gegen ihn; der Kaiser hatte ihn geächtet, die Reichsritterschaft war durch Ulrichs von Hutten mächtige Beredsamkeit gespornt, und der ganze schwäbische Bund griff zu den Waffen. So verlor Ulrich von Württemberg 1519 sein Land und konnte es, trotz mehrerer Versuche und trotzdem daß ihm sein Volk die Treue bewahrte, nicht dauernd wiedergewinnen. Der Bund übergab es dann dem Kaiser, dieser aber überließ es seinem Bruder Ferdinand. Ulrich selbst lebte heimatlos von der Gastfreundschaft anderer Fürsten.

Ehrenhaft und patriotisch dachten und handelten zwar beim Beginn unserer Periode manche deutsche Kurfürsten; aber ihr Einfluß, so bedeutend er war, hatte doch nicht weiter gereicht, als dem Reiche den ewigen Landfrieden und die Kreiseintheilung zu geben, die ersten Anfänge wenigstens eines äußerlich gesicherten Zustandes (S. 210). Wie groß das Gewimmel selbständiger kleiner Gewalten außer ihnen bis zum Reichsabt und Reichsritter hinunter war, ist schon gezeigt worden (S. 180). Für die Ausbreitung der Reformation hat dies Verhältnis ebenso vortheilhaft wie nachtheilig gewirkt; vortheilhaft, weil keine durchgreifende Unterdrückung möglich war, wenn einzelne Landesherren und Städte der Reformation sich annahmen; nachtheilig, weil ebensowenig eine große Entscheidung der ganzen Nation und des ganzen Reiches mehr möglich war, wie dies in England, Schweden,

Dänemark geschah, wo bereits ein Königswille vorhanden war, der dem gemeinsamen Entschluß der Nation eine einige Richtung gab. Zu guter wie schlechter Entscheidung durch die Reichsverfassung gelähmt, unterlag Deutschland durch die Reformation nur größeren Spaltungen und Gegensätzen, und da letztere nicht zugleich auch eine politische Umgestaltung im Reich zu bewirken vermochte, so stieg in Deutschland die innere Verwirrung und Machtlosigkeit — bei scheinbarem äußeren Gedeihen — auf den Gipfel, während in derselben Zeit andere Staaten, besonders aber Frankreich, immer fester zur Einheit eines mächtigen Königsstaates sich zusammenschlossen. Doch um den Preis seiner alten Macht, die bisher als die erste gegolten im Abendlande, kaufte nun Deutschland eine um so reichere Entwickelung seines geistigen Lebens. Das Denken gewann an Schärfe und Tiefe, das Gemüth an Innigkeit, und wo fortan der Druck der Noth am schwersten empfunden ward, da blieb auch Gottvertrauen und sittlicher Ernst am festesten und reinsten.

Schlimmer aber noch als das Reich war die andere Lebensmacht des Mittelalters entartet. Die Kirche, nach der alten Auffassung eine allgemeine, katholische, hatte am meisten durch das Schisma in ihrem Ansehen gelitten (S. 200). Um die schweren Mißbräuche zu beseitigen, hatte man die allgemeinen Konzilien gehalten; man hatte gehofft, zu einer Reformation an Haupt und Gliedern zu gelangen. Diese Bestrebungen waren mißlungen; nur die Einheit der Kirche war wieder hergestellt worden. Aber sie schien nur wieder aufgerichtet, um mit um so größerer Gewalt größere Mißbräuche zu erneuern. Nicht nur, daß die sittlich verworfensten Päpste (ein Alexander VI.) dieser Periode nach den Konzilien angehören; auch in Lehre und Leben bestand in voller Ueppigkeit so manches, was sich mit dem Sinn des Evangeliums nicht vereinigen ließ. Manche Lehren, wie die vom Fegefeuer, die Lehre vom Priesteramt, von den sieben Sakramenten, ließen sich schwer oder gar nicht auf den Urquell christlicher Erkenntnis, auf das neue Testament, zurückführen und konnten dann nur aus der schwankenden Tradition der Kirche (der Ueberlieferung in Lehre und Herkommen) gerechtfertigt werden; andere standen offenbar im Widerspruche zur Lehre und Uebung der ersten Kirche: so die Versagung des Laienkelches (S. 203), die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke als Fasten, Wallfahrten, Büßungen aller Art und die Lehre vom Ablaß. Diese letztere besonders hatte sich im Lauf der Jahrhunderte in schreckenerregender Weise von aller christlichen Grundlage entfernt und war dahin ausgebildet worden, daß allerdings für Geld geradezu Sündenvergebung ausgeboten wurde. — Freilich war gegen diese und ähnliche Mißbräuche die Stimme wahrer Christen nie ganz verstummt; aber sie hatten entweder kein Gehör gefunden, oder

als Märtyrer auf Scheiterhaufen und in Kerkern geendet. Daß die Sitten der hohen und niederen Geistlichkeit entartet waren, die Klöster nicht mehr wie einst die Sitze der Kultur, sondern jetzt der Dummheit und Ueppigkeit, war seit lange kein Geheimnis mehr; lange vor Luther hatten Lieder und Schwänke des Volkes niemand mehr als Pfaffen, Mönche und die leichtsinnigen Uebungen der Kirche zur Zielscheibe des Spottes gemacht. Die beginnenden Studien des Humanismus (S. 288) klärten endlich die Einsicht und den Geschmack der Vornehmen und der Gebildeten auf; ja sie machten häufig gerade auf Päpste, Kardinäle und Prälaten den lebhaftesten Eindruck und fanden in ihnen ihre eifrigsten Begünstiger. Dann übte die neue Bildung dahin ihren Einfluß, daß diese im Stillen den Aberglauben der Menge verlachten, der ihnen so manchen Vortheil brachte, ja, daß sie oft zu völlig heidnischem Unglauben übergingen. Eine sittliche Wiedergeburt der Gemüther aber konnte diese neue Bildung nicht bewirken; auf die Masse des Volkes blieb sie ohne Einfluß. Hier fand man sich mit den leicht erfüllbaren, heiteren Formen der Kirche ab, rief die Mutter Maria und die Heiligen fleißig an — und lebte im übrigen ein Leben, das alles höheren geistigen, alles tieferen sittlichen Inhalts bar war. Dies war der damalige Zustand der Kirche, der gegen die viel würdigere, wenngleich finster-mönchische Gestalt der alten römischen Kirche aus dem 11. und 12. Jahrhundert (S. 119, 125) den schroffsten Gegensatz bildete.

Dr. Martin Luther.

(Geb. 10. Nov. 1483, gest. 18. Febr. 1546.)

Noch hielten verständige, wohlmeinende Männer eine gründliche Verbesserung der Kirche für ebenso nothwendig, wie der Zeit nach ferne. Da brach die große Begebenheit, seit der Völkerwanderung die größte in der Geschichte, überraschend schnell und mächtig herein. Es war in den letzten Zeiten Maximilians, als Leo X. Papst war in Rom; da ließ der Erzbischof Albrecht von Mainz, nach vorher getroffenem Uebereinkommen mit dem Papste, in seinem Sprengel einen Ablaß ausbieten. Das Ereignis war an sich kein neues und ungewohntes. Aber der Ablaßkrämer, ein Dominikaner-Mönch, Johann Tetzel, trieb sein Geschäft mit besonderer Unverschämtheit; er rühmte sich, durch seine Indulgenzen mehr Seelen in den Himmel gebracht zu haben als sämtliche Apostel mit ihrer Predigt. So kam er auch nach dem damals magdeburgischen (S. 225) Jüterbogk, unweit der von Friedrich dem Weisen (S. 232) gestifteten jungen Universität Wittenberg. Hier war ein Professor der Theologie, Dr. Martin Luther,

der, weil er zugleich Mönch und Priester war, im Beichtstuhl von dem Unwesen einen Begriff bekam, welches der schändliche Handel in den verwirrten Gemüthern des armen Volkes anrichtete. Dem frommen, ernsten Manne entbrannte darüber das Herz; am 31. Oktober 1517 schlug er, nach damaliger Gelehrtensitte, 95 Sätze (Thesen) an die Schloßkirche von Wittenberg an, um solche gegen jedermann zu vertheidigen. Dieselben behaupteten, Gott allein habe die Vergebung der Sünden, die nur durch wahre Buße erworben werde; der Papst ertheile nur, wie jeder Priester, im Namen Gottes den Bußfertigen und Gläubigen Absolution. In seiner gegenwärtigen Gestalt aber sei der Ablaß unchristlich und gegen die echte Lehre der katholischen Kirche, werde auch ohne rechtes Vorwissen des Papstes also ausgeboten; „denn dieser werde lieber St. Peters Dom — zu dessen prachtvollem Bau ein Theil des Ablaßgeldes bestimmt war — zu Pulver verbrennen, als ihn aufbauen mit Haut und Haar, Fleisch und Knochen seiner Herde.“ — Das Werk war begonnen in schlichtem Bewußtsein des Rechts, ohne daß der demüthige Mann damals ahnte, wohin es führen würde.

Dr. Martin Luther war erwachsen aus der Mitte des Volks, das sich sein frommes, treues Herz besser und reiner bewahrt hatte denn die Gewaltigen der Zeit. Er war eines Bergmannes Sohn von Mansfeld am Harz, geboren zu Eisleben, 10. Nov. 1483. Düster, kahl und mit schwarzen Schlacken beschüttet sind die Berge, die das öde Thal seiner Heimat einschließen; ärmlich war das Haus, in dem das Kind seine ersten Spiele spielte; hart und unbarmherzig die Zucht bei den Eltern wie in der Schule. So wuchs der Knabe mit dem wundervollen, tiefen Geiste heran, bis zum 14. Jahre; dann thaten ihn, da er gute Gaben verrieth, die Eltern auf die lateinische Schule, zuerst zu den Lollbrüdern nach Magdeburg, dann zu mütterlichen Verwandten nach Eisenach. Es war die Zucht der Noth und der Entbehrung, die hier der Jüngling durchmachte; aber der Druck mehrte die Kraft. Da er 18 Jahr alt war (1501), ging er zur Universität nach Erfurt. Der Vater, der inzwischen wohlhabend geworden, wollte, daß er die Rechte studire und es zu hohen Dingen bringe. Aber der Jüngling, der auf der Bibliothek der Universität die Bibel kennen gelernt, folgte einem andern Zuge seines Herzens; es stimmte ihn ernst, daß ihm ein Freund auf gewaltsame Weise entrissen ward, daß der Blitz hart bei ihm einschlug, daß lebensgefährliche Krankheit ihm dem Tode nahe brachte. So erwachte in ihm die Angst um seine Seligkeit, und die Frage, wie er bestehen solle vor Gott, wenn er jetzt plötzlich stürbe. Er hatte eine tüchtige, sittenreine Jugend verlebt; aber in seiner Brust wie in jeder ernst-

gestimmten Menschenseele blieb zwischen ihm und dem ewigen Richter doch gar manches ungeschlichtet. Die Mittel, welche die Kirche zur Beruhigung bot, genügten diesem sich ängstenden zarten Gewissen nicht; zuletzt suchte er Rettung in jenem völligen Bruch mit dem irdischen Leben, den die alte Kirche anrieth. Er ging ins Kloster und verließ die Welt, weil er an sich selbst verzweifelte.

So war er Mönch geworden (Augustiner-Mönch zu Erfurt 1505) und ließ es sich auch, nach seinem eigenen Bekenntnis blutsauer werden. Aber auch in den schärfsten Büßungen des Klosters fand er lange die Ruhe nicht; bis er endlich an der Hand der heiligen Schrift wie seines Ordensheiligen, des St. Augustin, zu der Ueberzeugung gelangte, die sich ihm in den Worten des Apostels Paulus zusammenfaßte, daß der Mensch gerecht werde nicht durch des Gesetzes Werk, durch äußerliches Thun, sondern durch den Glauben, durch die innere Gewißheit, daß uns Gott um Christi willen unsere Sünden vergeben hat und immer aufs neue vergiebt, wenn wir bußfertig zu ihm kommen. — Da drang die Ruhe in seine durchstürmte Seele, bald auch jene Heiterkeit, die ihn später mitten unter welterschütternden Gefahren harmlos wie ein Kind scherzen und schlummern ließ. Sein Ordens-Vikar, Staupitz, der ihm in seinen inneren Kämpfen ein treuer Leiter gewesen, empfahl ihn bald darauf als Universitätslehrer nach Wittenberg (1508). Hier wartete seiner ein größerer Wirkungskreis durch Lehre und Predigt; auch gab ihm eine Reise nach Rom, die er im Auftrage seines Ordens machte (1510),*) schon damals einen Einblick in die tiefe Entsittlichung des päpstlichen Wesens. Aber als ein frommer Katholik hätte er, wohl entrüstet über manche Mißbräuche, doch ohne Bruch mit der Kirche, gelebt und gelehrt in unscheinbarer Stille bis an sein Ende, — hätte nicht eine höhere Hand ihm die Aufgabe zugetheilt, die zu lösen er, ohne es zu wissen, allein gewaltig genug war.

Denn jene 95 Thesen gegen den Ablaß hatten „in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." Sie waren ein Wort zur rechten Zeit, ein kühnes Zeugnis wider eine Entheiligung des Göttlichen, dem alle sittlichen Geister freudig zustimmten. Daß ein plumpes Gebelfer dagegen entstand, von Tetzel selbst, Wimpina in Frankfurt, Sylvester Prierias, vor allem aber von Dr. Eck aus Ingolstadt, schärfte, erweiterte, vertiefte den Streit. Denn Luther in seinem männlichen, tapfern Muth fürchtete sich nicht, den Kampf, der für ihn mit dem Lose Hussens enden konnte, gegen jedermann aufzunehmen und auszufechten. „Hier

*) So die gewöhnliche Annahme. Vielleicht erst 1511.

bin ich zu Wittenberg, Dr. Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu zerreißen verdünkt, den lasse ich wissen, daß er hab sicher Geleit, offene Thor, freie Herberg und Kost darinnen, durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten, Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen." So warf er den geistlichen Fehdehandschuh den Widersachern hin.

Die Sache kam vor den Papst Leo X., einen weltklugen, kunstsinnigen Mann, der geneigt war, das ganze für Mönchsgezänk zu halten. Er berief Luther nach Rom. Doch da sein Kurfürst wie seine Universität für ihn vermittelten, beauftragte der Papst seinen gerade in Deutschland weilenden Legaten Thomas de Vio von Gaëta (Cardinalis Cajetanus genannt), Luther zu verhören und zum Widerruf zu bewegen. Der forderte ihn zu einer Besprechung nach Augsburg, 1518. Der Kardinal, um den Ablaß zu vertheidigen, berief sich auf die Kirchenväter, Luther dagegen auf die heilige Schrift. Nach drei vergeblichen Gesprächen verlangte der Legat barsch und kurz einen Widerruf — oder Luther solle ihm nicht mehr vor das Angesicht kommen. „Die deutsche Bestie mit den tiefsinnigen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopfe sei ihm unheimlich gewesen," bekannte er nachmals. Und Luther: „Der geistliche Herr verstünde sich auf die Schrift wie der Esel aufs Harfen." Da man aber Luthern warnte, der Kardinal werde ihn aufheben und nach Rom führen lassen, so entfloh er bei Nacht zu Roß durch ein Pförtchen in der Stadtmauer, nachdem er eine Vertheidigungsschrift „an den besser zu unterrichtenden Papst" hinterlassen, und kehrte nach Wittenberg zurück. Schwerer zog es sich nun über ihm zusammen. Der Legat forderte im Namen des Papstes, der Kurfürst solle Luthern ausliefern oder doch aus Wittenberg und Sachsen verweisen. Dieser schwankte wirklich; aber edle Freunde vermittelten und standen dem Bedrängten treu zur Seite; zu diesen gehörte besonders der junge Philippus Melanchthon (geb. 1497 zu Bretten, östlich von Karlsruhe, damals pfälzisch), ein Licht der deutschen Wissenschaft, erst kürzlich nach Wittenberg berufen; dann Karlstadt, Jonas, Spalatin, Hieronymus Schurf u. a. Auch der Kurfürst, welcher fürchtete, durch die Verbannung des geliebten Lehrers seiner Universität zu schaden, ward ihm täglich günstiger. Denn schon war Luther der Mann des deutschen Volkes geworden. Ueberall las man seine Flugschriften, die jetzt nicht mehr den Ablaßhandel allein anfochten; der Kaufmann auf seinen Reisen, der Student auf seiner Wanderung führte sie; an Fürstenhöfen wie auf den Gassen, auf dem Markt wie in den Klöstern disputirte man über ihn und seine kühnen Worte. Der Papst, der bei der bevorstehenden Kaiserwahl den Kurfürsten für sich gewinnen wollte, schickte einen

klügeren und milderen Vermittler, den Freiherrn von Miltitz, welcher Luther nach Altenburg zu einer neuen Besprechung entbot (Januar 1519). Hier bekannte jener selbst, nicht mit einem Heer von 25,000 Mann getraue er sich, Luthern aus Deutschland zu führen; denn wo er einen gefunden für den Papst, da seien sicherlich drei für Luther gewesen. Der feine Mann aber bat Luthern, den Frieden der Kirche nicht zu zerreißen; und dieser, dem oft selbst bangte, „es möge das Lied, das er angehoben, ihm zu hoch gehen," willigte um des Friedens willen darein, des Streites zu schweigen, wenn seine Gegner auch schwiegen.

Der Reichstag zu Worms. 1521.

Unter den Gegnern befand sich auch Dr. Eck aus Ingolstadt, der in der Bestreitung und Besiegung Luthers ganz besondere Ehre zu erwerben gemeint hatte. Natürlich war ihm wenig mit dem von dem päpstlichen Bevollmächtigten entbotenen Frieden gedient, und er erneute deshalb den Streit. Seit länger nämlich mit Luthers Freund Karlstadt (Dr. Bodenstein aus Karlstadt) in wissenschaftlichem Streit, hatte er diesen aufgefordert, ihre Sache, wie damals üblich, durch einen gelehrten Wettkampf, durch eine Disputation, zu entscheiden. Karlstadt hatte sich dazu bereit erklärt, und Eck griff nun in seinen Thesen, über die zu Leipzig disputirt werden sollte, vor allem Luther an. Sich so „packen" zu lassen, war Luther unerträglich, sein tapferer Sinn ließ es ihm nicht anders zu, als sich dem Streite zu stellen. „Es hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spott stecken zu lassen." Zu Leipzig auf der Pleißenburg in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen (Albertinischer Linie S. 232) fand die Disputation drei Wochen hindurch statt, 1519. Hier kämpfte der riesige Eck mit seiner ehernen Stimme und seiner fuchsgleichen Gewandtheit im Ausbiegen und Entschlüpfen mit allen Gründen der alten Scholastik (S. 286) für die bisher geltenden, von Karlstadt und Luther als irrtümlich bezeichneten Lehren über das Ansehen des Papstes. Ihm gegenüber stand der, damals noch schmächtige, unansehnliche Luther, mit keinem anderen Vorzuge ausgerüstet, als dem Bewußtsein der Wahrheit. Der Ausgang blieb, wie bei solchen Wortgefechten immer, unentschieden. Aber eine Wendung hatte der Streit genommen, die für Luther hochbedeutend ward. Eck suchte gewisse Behauptungen Luthers damit niederzuschlagen, daß er sie Hussitische Ketzerei nannte; worauf Luther entgegnete: Unter den Artikeln des Hus, welche vom Constanzer Konzil verdammt worden, seien einige ganz christlich und evangelisch.

Diese Behauptung war für die damalige Zeit, die in den Konzilien die Kirche und in der Kirche die unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes sah, so unerhört, daß der Herzog Georg fluchend mit seinem gewöhnlichen Schwur: „Das walt die Sucht!" vom Sitz auffuhr. In der That hatte Luther damit den Grund der bestehenden Kirche angegriffen.

Für Luther war fortan weder Kirche noch Kirchenväter, weder Tradition noch Konzil im Glauben bindend: er erkannte nur noch eine Richtschnur: die heilige Schrift, und begann an ihr allein zu messen, was echt oder unecht sei in Lehre und Brauch der Kirche. Und nun fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Und was er erkannte, sagte er in muthigen gewaltigen Worten dem ganzen deutschen Volke, ja der ganzen Christenheit, soweit sie's hören wollte. Im Jahre 1520 erschienen die beiden Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung"; und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". In der ersteren wandte er sich an den rührigen, ihm ganz zugethanen Reichsadel, dessen eifrigste Führer ein Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten waren; er schildert den Mißbrauch, der in Rom mit der deutschen Geduld getrieben werde; er fordert gewaltig auf zur Abstellung der schweren Schäden im kirchlichen Wesen. Denn jeder Christ sei geistlichen Standes, kein Unterschied sei zwischen Laien und Priestern. In der andern greift er die Lehre von den sieben Sakramenten an, fordert den Kelch für die Laien und statt aufgedrungener Satzungen und Gelübde christliche Freiheit für alle. Diese Schriften waren Feldzügen gegen Rom gleich: wie Feuer und Geist erfaßten Luthers Worte die Gemüther des deutschen Volkes. Doch ließ er noch einmal sich durch Miltitz zur Nachgiebigkeit gegen den Papst bewegen und schrieb eine Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" im versöhnenden, erhabensten Sinne christlicher Denkart. Diese sandte er an den Papst mit einem heldenmüthigen Zuschreiben. Nicht Leo sei Schuld an dem Verderben der Kirche; „da sitzest du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleich Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Skorpionen. Was kannst du einiger wider so viel Ungeheuer? . . . Der römische Stuhl ist dein und deinesgleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewißlich mehr denn du in diesem Babylon regiert".*)

Nach den „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrh." Nr. 18 in der Luthers Schrift „Von der Freyheyt eyniß Christen menschen" nach der Ausgabe von 1520 wortgetreu sich abgedruckt findet, lauten die Worte: „da siczstu heyliger vatter Leo, wie eyn schaff vnter den wolffen, vnd gleych Daniel vnter den lawen, vnnd mit Ezechiel vnter den scorpion, Was kanstu eyniger widder ßo viel wilder wunder?" . . . . „der Romischen stuel ist deyner vnnd deynis gleychen nit werd, ßonderun der böße geyst sollt bapst seyn, der auch gewißlich mehr denn du ynn der Babylonen regiert."

Schon aber war es zu spät zur Versöhnung. Eck hatte nicht geruht, bis er in Rom eine Bannbulle ausgewirkt, die er nun triumphirend diesseits der Alpen verbreitete; in einigen Orten am Rhein verbrannte man Luthers Bücher. Da schwoll ihm das Herz, er zweifelte nicht mehr, daß der Papst der Antichrist sei; und er zog mit Lehrern und Studenten von Wittenberg hinaus vors Elsterthor und verbrannte dort die Bannbulle (10. Dezember 1520). Damit war die Scheidung von der römischen Kirche auf immer vollbracht. Während dieser Zeit, da nach Max' Tode noch kein Kaiser im Reiche gekoren war (S. 292), war Luthers Landesfürst, Friedrich von Sachsen, Reichsverweser in Niederdeutschland. Dieser Umstand war für Luthers Sache günstig; denn mehr und mehr neigte sich der evangelisch fromme, nur allem stürmischen Verfahren abgeneigte Herr Luthern zu. Im Oktober 1520 empfing Karl von Spanien, nun Karl V. genannt, zu Aachen die deutsche Krone und kam im Frühlinge 1521 zum ersten Male ins Reich, um einen großen Reichstag zu Worms abzuhalten, auf welchem viele Reichsangelegenheiten, aber auch die kirchlichen Sachen geschlichtet werden sollten.

Stattlich zeigte sich auf diesem Tage dem jungen Kaiser das deutsche Reich hier vereinigt, im vollen altertümlichen Glanze. Die meisten Kurfürsten waren zugegen und eine große Zahl Fürsten, Herren und Prälaten. Auch zwei päpstliche Nuntien — der verschlagenste und geschäftigste hieß Aleander — waren erschienen mit der Forderung, daß den gebannten Ketzer Luther zugleich des Reiches Strafe treffe. Aber die deutschen Stände setzten es durch, da es deutschen Sitten zuwiderlaufe, jemanden ungehört zu verdammen, daß Luther unter freiem Geleit zum Reichstag beschieden werde. Der Reichsherold ritt gen Wittenberg, ihn zu entbieten. — Wohl warnte mancher mit dem Hinweis auf Hus' Geschick. Aber Luther erwiderte: „Ist auch Hus zu Asche worden, so ist doch die Wahrheit nicht verbrannt." In seinem kleinen hölzernen Rollwägelchen, von zwei Bauernpferden gezogen, des Reiches Herold im Wappenrock, auf dem der Doppeladler prangte, voraus, zwei Freunde und ein Ordensbruder ihm zur Seite; so brach er auf. Von allen Seiten strömte es zu, den Mann zu sehen, der ein Mann Gottes und des Volkes zugleich war. In Weimar traf er die Boten, welche das kaiserliche Mandat, daß Luthers Schriften verdammt seien, überall anschlagen sollten. Der Reichsherold fragte ihn: „Herr Doktor, wollt ihr fortziehen?" Er antwortete: „Ja, unangesehen, daß man mich hat in den Bann gethan und dies in allen Städten publiziret, so will ich doch fortziehen und mich des kaiserlichen Geleites halten." Man warnte ihn, er gehe zum Scheiterhaufen. „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so will ich im Namen des Herrn erscheinen und

dem Behemoth*) in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen und denselben walten lassen.“ Zu Möra, einem Dorf bei Eisenach, von wo seine Familie entstammte, predigte er unter des Dorfes Linde, denn keine Kirche wollte den Volksandrang fassen. Schwere Krankheit warf ihn darnieder, aber er raffte sich auf und zog weiter. Allmählich näherte er sich dem schönen Rhein, dem in den Heldenliedern gepriesenen Worms, das jetzt einen andern Drachenkämpfer als einst den edlen Sigfrid in seinen Mauern erwartete. Dem gewaltigen Sickingen, der ihn im Namen des Mönches Glapion, der des Kaisers Beichtvater war, aufforderte, zu ihm nach der Ebernburg zu kommen, um dort zu verhandeln, erwiderte er: „Hat des Kaisers Beichtvater etwas mit mir zu reden, so kann er solches zu Worms wohl thun“ und zog weiter. Schon war er Worms nahe, da kam ihm von treuer Freundeshand aus der Umgebung seines Kurfürsten die letzte Warnung, doch Luther: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein gehen.“ Und wie er einzog, regte sich der ganze Ort, als gelte es die Ankunft eines mächtigen Königs zu sehen.

Es war wie eine neue Jugend über das deutsche Volk gekommen, das in dieser wunderbaren Bewegung eine andere, eine höhere Seele bekommen zu haben schien. Nicht mehr bloß für einen Stand, etwa den ritterlichen oder den geistlichen, geschah hier Großes: der Höchste auf dem Kaiserthron und der letzte Bauer, der hinter dem Pfluge ging, oder der ärmste Landsknecht, der am Thore Wache stand — jeder wußte, daß, was da geschah, ihn mit angehe. Das deutsche Volk seit Jahrhunderten gewaltsam zerrissen, in seinen unteren Schichten schnöde zu Boden getreten — hier durchdrang es ganz und groß ein gemeinsames neues Leben, dem sich nicht der Kraftausbruch der Völkerwanderung, nicht die schwärmerische Begeisterung der Kreuzzüge auch nur im entferntesten vergleichen mochte: — jetzt „der große Held und Wundermann“, wie ihn Luther wünschte, auf dem Thron, wie vor dem Thron im Volk ein geistiger Held — und Deutschland konnte einer Wiedergeburt entgegensehen, die all seine Schmerzen vergessen machte und sie in lautere Freuden verkehrte.

Es sollte anders kommen. Auf dem Thron saß ein kalter Fremdling, zwar noch ein Jüngling an Jahren, aber schon ein Meister in welscher Berechnung. Seine Pläne gingen auf sein hispanisches Weltreich, auf neue Eroberungen in Italien, — er durfte es weder mit dem katholischen Gewissen seiner Welschen noch mit dem Papst verderben. Ohnehin hat nie

*) Der widerchristlichen Gewalt, Hiob 40.

eine Ahnung deutscher Begeisterung, deutscher Gemüthstiefe seine Seele angeweht; er mochte über den Mönch, der nun in glänzender Fürstenversammlung vor ihm dastand, ähnlich denken, wie jener Cardinalis Cajetanus. „Der soll mich nicht zum Ketzer machen“ sprach er, als er ihn vor sich sah. Luther, von so viel Glanz einen Augenblick geblendet, trat am ersten Tage schüchtern und befangen auf; als er dann aber wieder erschien, 18. April 1521, und nach längerer Erklärung herrisch um eine kurze bündige Antwort angegangen ward, ob er widerrufen wolle oder nicht, sprach er: „So will ich denn eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll,*) nämlich also: es sei denn, daß ich durch Zeugnis der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde . . . so bin ich gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort, und kann und mag darum nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas gegen das Gewissen zu thun. Hie steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Er hatte viele Herzen, nicht bloß des Volkes, gewonnen. Sein Kurfürst war stolz auf ihn, der junge, rasche, heißblütige Landgraf Philipp von Hessen (S. 219) besuchte ihn noch an demselben Tage, und ein Herzog aus dem Braunschweigischen Hause schickte ihm einen Krug Eimbecker Biers zur Erquickung. Der Kaiser hielt ihm das Geleit. Aber als Luther abgereist war, folgte ihm bald auch des Reiches Acht. Doch zugleich reichten die Städte 101 Beschwerden über kirchliche Mißstände ein; ein Zeichen, daß auch sie die Nothwendigkeit einer Reformation erkannten. Im übrigen verbot das Wormser Edikt, mit dem der Reichstag schloß, jede weitere Verbreitung der neuen Lehre.

Luther war bereits in Sicherheit. Durch die Fürsorge seines Kurfürsten war er im Thüringer Walde von geharnischten Rittern aufgehoben und nach der Wartburg bei Eisenach (S. 165, 229) geführt worden. Hier fast ein Jahr lang verborgen als Ritter George lebend, begann er in der Stille unter mancherlei Anfechtungen des Leibes und der Seele seine Bibelübersetzung: die edelste Gabe, die er seinem Volke bieten konnte; ihrem Inhalt nach der Quell verjüngenden Lebens, in ihrer Sprache nicht minder der Beginn einer neuen Zeit für deutsches Reden und Denken.

---

*) d. h. keine Klauseln und Umschweife.

Bewegungen der Schwärmer. Der Bauernkrieg. 1525.

Die große Bewegung, vom Throne abgewiesen, gerieth nun zum Theil in verhängnisvolle Bahnen. Noch während Luther auf der Wartburg war, kamen nach Wittenberg Handwerker aus Zwickau, welche außer dem Recht, das Luther für jeden Christen in Anspruch genommen, die Bibel aus sich selbst zu erklären, sich auf eine besondere prophetische Erleuchtung beriefen, welche die Kindertaufe verwarfen, die Gütergemeinschaft und ein Reich Gottes auf Erden, einen Staat von bloß Wiedergeborenen einführen wollten. Melanchthon schwankte ihnen gegenüber. Karlstadt schloß sich ihnen an. Bald genügte ihnen ein langsames und behutsames Abstellen alter kirchlicher Formen, wie es in Wittenberg schon begonnen hatte, nicht mehr: man beschloß mit Gewalt die „heidnischen Greuel", als Messe, Priesterschmuck, Bilder und Bildsäulen in den Kirchen, kurz alles, was an den katholischen Gottesdienst erinnerte, abzuthun. Die Verwüstung, die nun folgte, drohte Luthers reines Werk den schlimmsten Leidenschaften preiszugeben. Luther war gegen jede Gewalt. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge, das muß es thun und nicht wir armen Sünder." Die Nachricht von diesem Bildersturm rief ihn deshalb von der Wartburg zurück; er kam noch „im Reitergewande", das Schwert an der Seite (was ihm in Jena mit zwei Schweizer Studenten ein heiteres Abenteuer bereitete), und schrieb noch auf dem Wege seinem Kurfürsten, der ihn hatte zurückhalten wollen, einen heldenmüthigen Brief, darin es hieß: „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. — Ja ich halt, ich wollt Kurfürstliche Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte". Denn „wer am meisten gleubt, der wird hie am meisten schützen". Und in dieses seines Geistes Kraft bändigte er wirklich bald den Sturm, Ostern 1522.

Aber gefährlicher gärte es in Süddeutschland. Die Gestalt des Reichs war von Mißbräuchen nicht minder entstellt, als die der Kirche, und es lag nahe, auch auf dem staatlichen Gebiet eine Reformation zu wünschen. Kaiser Karl V. wollte auch in Deutschland, wie in seinen Niederlanden und Spanien, die ständische Selbständigkeit beugen und die Gewalt der Krone stärken. Deshalb ward schon auf dem Reichstage zu Worms das Reichsregiment (S. 293) in einer Weise umgestaltet, daß der Kaiser wieder mehr Einfluß erhielt. Trat so der Kaiser der Fürstengewalt hemmend in den Weg, so nicht minder der besonders in Schwaben und Franken mächtige Stand der Reichsritter, deren Selbständigkeit ebenfalls durch die wachsende Landesgewalt der Fürsten sich bedroht sah. Franz von Sickingen war der be-

deutendste dieser Männer, die am Rhein und in Franken vor allem zahlreich und mächtig waren. Sie hatten sich Luther, der sich ja an sie mit einer besonderen Schrift (S. 301) gewandt hatte, freudig angeschlossen. Ulrich von Hutten, ein abenteuernder, feuriger Mann (S. 294), der jetzt mit der Feder, wie einst vor Zeiten die Ritter mit dem Schwert, seine mannigfachen Fehden bestand, unterstützte Luthers Werk mit geistreichen Schriften voll Spott und Hohn gegen seine Widersacher:

„Umb Wahrheit ich ficht,
niemand mich abricht,
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang."

„Ich hab's gewagt," war sein Wahlspruch, mit dem er gegen jegliche Gewaltthat stritt. — Sickingen faßte Pläne eines großen allgemeinen Umsturzes, besonders der geistlichen Fürstengewalt; ja er mochte an eine Umbildung des Reiches im einheitlicheren Sinne denken. Im Jahre 1522 brach er mit geworbenen Söldnern gegen den Erzbischof von Trier los. Aber er vermochte nicht die schöne Stadt zu erobern, mußte mit Verlust zurück und ward bald von den ihm benachbarten Fürsten, dem Erzbischof von Trier, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen, auf seiner eigenen Burg, dem Landstuhl in der Pfalz, belagert. Ihre Karthaunen und Feldschlangen legten seine 20 Schuh dicken Mauern bald in Schutt; ihm selbst schleuderte, als er am Walle stand, eine einschlagende Kugel eine Palissade in den Leib. Der kühne, trotzige Mann lag im Todeskampfe, als die fürstlichen Sieger in seine Burg einzogen und achtungsvoll den Sterbenden noch grüßten, 1523. Mit ihm fielen die weitverzweigten Pläne der Reichsritterschaft. Ulrich von Hutten schleppte seinen siechen Leib heimatlos nach der Schweiz und starb auf der Insel Ufnau im Züricher See noch in demselben Jahre.

Aber nicht nur die Herren waren mit Veränderungsplänen umgegangen, auch die „armen Leut", vor allem der süddeutsche Bauernstand. Unendlich kläglich war das Geschick dieses Standes in der wilden Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts gewesen (S. 252). Nun waren die Zeiten friedlicher, er wohlhabender und lebensmuthiger geworden. Der süddeutsche Bauer grenzte mit dem Schweizer, der in stolzer Freiheit und Behäbigkeit ihm ein verlockendes Vorbild bot, welches er, wenn er nur wollte, auch erreichen könne. Zudem zogen alljährlich aus der Bauern Mitte viel junge Leute als Landsknechte in die Welt, halfen des Kaisers Siege in Italien erkämpfen, freuten sich der Beute und Freiheit, so lange es ging; und heimgekehrt, brachten sie nicht mehr den alten, knechtisch fügsamen, sondern einen ritterlich

stolzen Sinn in die Mitte ihres Dorfes zurück. So waren schon mehrere heimliche Verschwörungen (der „Bundschuh", der „arme Konrad") unter den süddeutschen Bauern gebildet worden, ehe die Reformation begann. Doch nun kam Luthers Predigt von der evangelischen Freiheit, und das Verlangen ergriff sie, auch ihren äußeren Zustand zu bessern.

Im Anfange des Jahres 1525 erhoben sich die Bauern in Schwaben und in Franken; es sammelten sich bewaffnete Haufen, die aber noch gemäßigt verfuhren. Zu gleicher Zeit fiel Ulrich von Württemberg (S. 293) mit 6000 Schweizer Söldnern wieder in sein Land, ohne es behaupten zu können. Unterdessen verstärkten sich die Bauern. Neue Haufen am Odenwald und im Neckarthal bildeten sich, dann ging der Aufstand den Main hinauf, und links vom Rhein, im Elsaß, der Pfalz und Lothringen, erhob sich das Volk; bald war das alte Land zwischen den vier Wäldern*) im hellen Aufstande. Viele Haufen, meist unter ehemaligen Geistlichen oder Führern aus ihrer eigenen Mitte, hatten sich gebildet. Auch die kleineren Städte waren ihnen zugethan. Durch Baiern, bis nach Salzburg, Tirol und Steiermark hinein regte sich der unterste Stand. Anfangs waren die Forderungen der Bauern, die sie in 12 Artikeln aufgestellt hatten, im ganzen mäßig und gerecht, und selbst Luther rieth Fürsten und Herren, sich um des Friedens willen ein Billiges gefallen zu lassen. Aber bald, im Uebermuth des ersten Sieges, gingen sie weiter; die verwegensten unter ihren Führern faßten wie einst die Reichsritter den Gedanken, das ganze Reich umzugestalten. Einen Kaiser wollte man an der Spitze lassen, aber sonst Fürsten, Ritter, geistliche Herren, Burgen und Klöster abthun; das nannten sie in ihrer Sprache das Evangelium handhaben.

Bald folgten von den zügellos werdenden Massen unmenschliche Grausamkeiten: den Grafen von Helfenstein, der zu Weinsberg saß, nahmen sie gefangen und jagten ihn in die Speere; dann hausten sie in den Klöstern und Schlössern Schwabens und Frankens mit Brand und Raub. Sie eroberten Heilbronn und wollten es zur Hauptstadt ihres neuen Reiches machen. Die fränkischen Bauern zwangen einen Reichsritter, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, an ihre Spitze zu treten; aber auch dieser konnte keine Ordnung herstellen. Es drohte die fürchterlichste Umwälzung im Reich. Da ermannten sich Fürsten und Städte, und der Truchseß von Waldburg, der Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, trieb die ungeübten Haufen zuerst im Algau, dann im Hegau nach leichtem Kampf auseinander. Dann schlug er den Neckarhaufen, während der stärkste, der fränkisch-odenwäldische,

*) Dem Wasgau, dem Böhmer und dem Thüringer Wald und dem Algau.

von ihm in Verbindung mit den Kurfürsten von der Pfalz und Trier vernichtet wurde. Fast noch unmenschlicher wie einst die Bauern selbst wüthete dann die Rache der fürstlichen und geistlichen Sieger.

Um dieselbe Zeit fanden ähnliche Bewegungen in Thüringen statt, nur daß sie hier mehr von einem einzigen, verwegenen Manne ausgingen und geleitet wurden. Dies war Thomas Münzer, ein Gelehrter, der nach abenteuerlichem Wandern ganz den Gedanken der Reformation sich hingegeben hatte, aber wie Karlstadt in die schwärmerisch wilden Ausartungen derselben gerathen war. Ihm war Luther zu unentschieden. Laut und frech predigte er gegen den „Dr. Lügner, gegen das geistlose, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg". Eine neue geistliche und weltliche Ordnung der Dinge sollte anbrechen; alle Stände, alles Vermögen gleich werden; nur die prophetische Erleuchtung fortan das Scepter führen. Mit solcher Predigt gewann er die leichtbewegliche Menge; er setzte sich zuerst in Allstedt in Thüringen fest, dann ging er nach vorübergehendem Aufenthalt in dem damals schon von der Bewegung der Bauern aufgewühlten Süddeutschland nach Mühlhausen (S. 225), wo inzwischen die niederen Bürgerklassen die Macht des Rathes gebrochen und eine seinen Zielen günstige Verfassungsänderung durchgeführt hatten. Hier begann er nun sein himmlisches Jerusalem auf Erden aufzurichten. Zwischen Harz und Thüringer Wald fielen ihm die Bauern zu. Die Ruinen verbrannter Klöster am Fuß beider Gebirge (Paulinzelle, Walkenried) bezeichnen die Ausdehnung der damaligen Verwüstung. Aber nun traten ihm ohne Unterschied ihrer religiösen Ansichten die Fürsten entgegen. Johann von Sachsen, seit wenig Tagen Kurfürst (S. 309), und Philipp von Hessen, beide der Reformation zugethan, Heinrich von Braunschweig und Georg von Sachsen, beide ebenso bittere Feinde derselben, führten reisiges Volk gegen Münzers Bauern. Umsonst entflammte Münzer, der Mann „mit dem Schwert Gideonis", in wildbegeisterter Rede auf den Regenbogen weisend, der eben am Himmel stand, die Gemüther der Seinen, die bei Frankenhausen eine Wagenburg geschlagen hatte. Leicht trieben die Fürsten den Heerhaufen auseinander; Münzer selbst, auf der Flucht gefangen, dann gefoltert, endete auf dem Blutgerüst 1525. Seitdem kehrte Deutschland zu innerer Ordnung zurück; der Bauernstand aber hatte sein Los eher verschlimmert als verbessert.

Das wüste Wesen, das neun Jahr später die Wiedertäufer, ebenfalls eine schwärmerische Sekte, zu Münster unter ihrem Führer Johann von Leyden trieben, 1534, war noch einmal ein — in seiner Erscheinung überaus widerliches — Nachspiel dieser wilden Ereignisse.

Bildung der evangelischen Landeskirchen. Reichstag zu Augsburg, 1530. Schmalkaldischer Bund.

Luther hatte gegen die „räuberischen und mörderischen Bauern" zuletzt geschrieben, sie seien wie die tollen Hunde und wie solche müsse man sie behandeln. So hatte er sein Werk, die Reformation, von dem ihren, der Revolution und Schwärmerei, geschieden. Doch mäßigte er von nun an um so mehr seine Predigt; sein Ziel ward, eine neue Ordnung, eine evangelische Kirche, aufzubauen. Dabei waren es einzelne Landesherren, die sich der Reformation annahmen und sie, wenngleich nicht so herrlich wie man anfangs gehofft, zum Hafen führten. Vor allem thaten dies die edlen sächsischen Kurfürsten (S. 232 Anm.). Friedrich der Weise, unter dessen Regierung, in dessen Universitätsstadt die Reformation begonnen, hatte dem Werk freien Lauf gelassen, da, wenn die Sache aus Gott wäre, Menschen sie nicht dämpfen könnten. Der „gütige, friedsame Fürst", wie ihn Luther nennt, war 1525, sich allein Christi seines Heilandes getröstend, gestorben.

Ihm folgte sein Bruder, Johann, der Beständige zubenannt, welcher der Reformation mit Entschiedenheit hingegeben war, 1525—1532. Schon unter seiner Regierung ward nach Luthers Rath und Ordnung eine sächsische Landeskirche gebildet; Luther schrieb für den Jugendunterricht seinen großen und kleinen Katechismus, 1529, und allmählich bildeten sich nun auch in anderen Gebieten evangelische Landeskirchen, indem die Rechte der ehemaligen Bischöfe nun auf den Landesfürsten übertragen wurden. Mit großer Entschiedenheit ergriff die Sache der Reformation der Landgraf Philipp von Hessen (S. 219). Ferner war unter den ersten Fürsten, die übertraten, der Deutsch-Ordensmeister, Albrecht von Brandenburg, der mit der Einführung der Reformation das Deutsch-Ordensland zum erblichen Herzogtum Preußen umgestaltete, das er, wie schon früher gezeigt (S. 257), aufs neue von Polen zum Lehen nahm. Er gab zugleich das Beispiel einer erfolgreichen Säkularisation d. h. der Umwandlung geistlichen Gebietes, an dessen Spitze man durch Wahl getreten, in ein eignes, erbliches Land; ein Beispiel, welches manchen Erzbischof und Bischof locken mußte, ähnliches zu versuchen.

Denn es trieb die Landesherren nicht immer bloß innere Ueberzeugung zum Anschluß an die Reformation: überall wurden die reichen Kirchengüter, besonders die Klöster, eingezogen, und nicht immer wurden sie, wie man aussprach, zu wohlthätigen Zwecken für Kirchen und Schulen verwendet; oft halfen sie die bodenlosen Kassen verschwenderischer Fürstenhöfe wieder füllen. Wenn so nicht verkannt werden darf, daß sich, wie an alles

Menschenwerk, auch an die Reformation einzelnes Ungerechte und Mangelhafte hängte, so folgte doch in allen Ländern, wo sie Wurzel faßte, eine freudige, fromme Stimmung im Volk, es folgten bessere Schulen, ernstere Zucht des Lebens, es kam jener Geist bibelfester Ehrsamkeit, der von da an über zwei Jahrhunderte im deutschen Bürger- und Bauernstande dauerte. Besonders in Norddeutschland schritt die Reformation rasch vorwärts. Die Zeit war für die ungehinderte Ausbreitung derselben im Reiche günstig. Der Kaiser hatte bald nach dem Reichstage von Worms Deutschland verlassen, um in Italien dem französischen Könige Franz I. entgegenzutreten. Bis 1525 regierte jener schwerfällig zusammengesetzte Reichsrath (S. 293) in seinem Namen, der doch nicht wirksam in den einzelnen deutschen Ländern eingreifen konnte. Seit 1525 bekam des Kaisers Bruder, Ferdinand von Oestreich, mehr Einfluß auf die Leitung des Reichs. Dieser aber, seit 1526 König von Ungarn und Böhmen (doch vgl. S. 250), ward von den Türken in den eigenen östreichischen Erblanden bedrängt; 1529 standen diese zum ersten Male vor Wien. In dieser Türkengefahr bedurfte das Haus Oestreich der Hilfe des Reiches; um sie zu erlangen, durfte man wenigstens vorläufig auch die Anhänger der Reformation nicht zurückstoßen.

Dennoch waren seitens des römischen Stuhls Versuche gemacht, den Fortschritten der neuen Lehre entgegenzuwirken. Auf den glänzenden, wohl bis zum Leichtsinn prachtliebenden Leo X. war ein sittenstrenger, ehrenwerther Papst, Hadrian VI., gefolgt (1521), der freilich mit seinen Versuchen, selber den römischen Hof zu reformiren, scheiterte und bald starb (1523). Clemens VII., ein Neffe Leos X., mehr französisch als kaiserlich gesinnt, suchte der Reformation mit Staatskunst Abbruch zu thun. Sein Legat Campeggi wußte 1524 zu Regensburg die bairischen Herzöge (S. 238), den ganz spanisch gebildeten, spanisch redenden und denkenden Ferdinand von Oestreich und die meisten süddeutschen Bischöfe zu einem Bunde zu vereinen, in welchem sie sich Schutz versprachen und ihre Länder der religiösen Neuerung verschlossen. — Dagegen kamen die Häupter der Lutherischen nach manchen Vorverhandlungen Anfang 1526 in Gotha zusammen. Hier gaben sich Johann von Sachsen und Philipp von Hessen die Hand darauf, das göttliche Wort zu schützen; zu Torgau ward dann 1526 ein Bund geschlossen, dem bald Lüneburg, Grubenhagen, Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld, Magdeburg und Preußen beitraten. Luther widerrieth wie immer jeden Gewaltschritt. Doch trat der Bund, die ihm günstigen Zeitumstände kühn benutzend, auf dem nächsten Reichstage zu Speyer 1526 bereits so stark auf, daß der günstige Reichstagsabschied gefaßt ward: In Sachen des Wormser Edikts (S. 304) solle jeder Stand „so leben, regieren

und es halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffet und vertraut zu verantworten" — ein Beschluß, der in seiner Unbestimmtheit der Reformation kein Hindernis in den Weg legte.

Bald aber änderte sich die günstige Lage. Kaiser Karl V. hatte 1525 in der Schlacht von Pavia seinen Gegner, König Franz, besiegt und gefangen genommen. Als dieser zu Madrid 1526 dann einen demüthigenden Frieden geschlossen hatte und losgegeben war, verbündete er sich alsbald heimlich mit dem Papste, dem Karls Uebermacht in Italien drückend war, und so begann der Krieg aufs neue. Da war 1527 ein kaiserliches Heer, bestehend aus deutschen, meist lutherisch gesinnten Landsknechten, unter dem Connetable von Bourbon auf Rom gerückt, hatte die Stadt erobert (wobei Bourbon fiel) und den Papst in der Engelsburg belagert. Vor Clemens' VII. Augen äfften die Landsknechte die päpstlichen Prozessionen und Ceremonien nach und riefen ihm spottend hinauf, Luther solle Papst werden! — Durch Karls V. Siege bedrängt, schloß Franz I. zum zweiten Mal Frieden, zu Cambrai an der oberen Schelde, 1529, und Karl empfing am 24. Februar 1530, seinem Geburtstage und dem Siegestage von Pavia, zu Bologna vom Papst die Kaiserkrone. Jetzt hatte er Zeit, sich wieder Deutschland zuzuwenden. Schon die Aussicht auf sein Kommen gab der römisch-katholischen (bairisch-östreichischen) Partei, die sich indessen noch im Stillen gerüstet und verstärkt hatte, Muth, entschlossener aufzutreten. Abermals zu Speyer 1529 ward auf einem Reichstage beschlossen, das Wormser Edikt (S. 304) sei strenger durchzuführen, mithin der Reformation Einhalt zu thun. Gegen diesen Beschluß protestirten 19 Reichsstände, Sachsen und Hessen voran, da in Glaubenssachen Stimmenmehrheit nicht entscheiden und binden könne; von nun an hießen die Anhänger der Reformation Protestanten.

Der Kaiser hatte auf den Sommer 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Dieser kam in noch stolzerer Pracht zustande, als der zu Worms neun Jahre früher. Auch Luthers Landesfürst, ebenso seine theologischen Freunde, besonders Melanchthon, zogen dahin; nur er, als in des Reiches Acht, blieb zu Coburg zurück, schwer in Kümmernis und doch freudig in seinem Glauben. Viel protestantische Fürsten waren zugegen. Schon zeigte sich der neue Geist auch äußerlich; als des Papstes Legat, den Segen spendend einzog, blieb manches Haupt bedeckt; auch an der Prozession, die am Fronleichnamstage der Kaiser mitmachen wollte, weigerten sich protestantische Herren theilzunehmen. Eh' solle man ihm den Kopf vom Rumpf schlagen, meinte der Markgraf Georg von Anspach. „Myn werde Fürste, nit Kopp af, nit Kopp af," sagte besänftigend in seinem Nieder-

ländisch der Kaiser, der ein behutsames Auftreten liebte. — Am 25. Juni legten hier die Protestanten ihr Glaubensbekenntnis vor: die sog. Confessio Augustana, die seitdem als der Hauptausdruck des protestantischen Bekenntnisses gegolten hat. Die Schrift war von Melanchthon mild, klar und gemäßigt abgefaßt, legte dar, in welchen Punkten man mit den Katholiken stimme, in welchen man abweiche. Der Kaiser ließ durch Eck eine Widerlegung (Confutatio) aufsetzen, und obwohl Melanchthon eine Gegenschrift (Apologia) dagegen einreichen wollte, erklärte der Kaiser die Sache für geschlossen. Mißmuthig entfernten sich viele der anwesenden Fürsten, besonders der entschlossene, schon längst kampffertige Philipp von Hessen, noch vor Schluß des Reichstags. Der Kaiser ebenfalls mißmuthig geworden, drohte im Reichstagsabschied mit strengen Maßregeln. Das Reichskammergericht begann mit Prozessen wegen eingezogener Kirchengüter gegen protestantische Fürsten vorzugehen. So trennte man sich uneiniger denn zuvor.

Noch zu Ende desselben Jahres traten die Häupter der Protestanten zu Schmalkalden in Thüringen zusammen und schlossen hier am letzten Tage des Jahres 1530 den schmalkaldischen Bund auf 6 Jahre, dem alsbald viele Fürsten und Städte beitraten. Der Kaiser, den seine spanischen Angelegenheiten wieder aus Deutschland riefen, ließ zuvor 1531 seinen Bruder Ferdinand zum römischen König wählen, trotz des Protestes, den Sachsen einlegte. Allein da das bairische Haus mit der Wahl unzufrieden war, so zerfielen die Hauptgegner der Protestanten unter sich selbst. Auch drohte neue Türkengefahr. So ging Karl V. gern auf die vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz gebotene Vermittlung ein, und noch ehe es zum Kriege gekommen, ward 1532 der Nürnberger Religionsfrieden geschlossen. Beide Parteien gelobten, nichts gegeneinander zu thun, bis ein allgemeines Konzil, auf welches man allseitig hoffte, die religiösen Fragen entschieden habe.

Vom Nürnberger Religionsfrieden (1532) bis zu Luthers Tod (1546).

Von nun an begann auf länger als ein Jahrzehnt eine sehr glückliche und erfolgreiche Zeit für die Reformation. Zu den Ländern, die bereits reformirt hatten, trat 1534 Württemberg hinzu. Der vertriebene Herzog Ulrich (S. 294) hatte sich zu dem Landgrafen Philipp von Hessen begeben, der, von Frankreich, Oestreichs Erbfeind, mit Geld unterstützt, gegen den Statthalter Ferdinands von Oestreich zog (der schwäbische Bund hatte

sich aufgelöst), ihn bei Laufen am Neckar 1534 schlug und den Erzherzog im Frieden zu Kadan an der Eger nöthigte, das Land an Ulrich herauszugeben. Die Herzen seines Volkes hatten sich in der langen Trennung dem angestammten Herzog treu bewahrt, dieser gab ihm als Gegengeschenk die Reformation; von dem eingezogenen Kirchengut bezahlte er die Kriegskosten und schloß sich dem schmalkaldischen Bunde an. — Im Jahre 1535 starb der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg (ein Sohn Johann Ciceros, S. 246), der bis an sein Ende ein grimmiger Feind Luthers und der Reformation gewesen war. Seine Söhne theilten nach des Vaters Bestimmung das Land: der jüngere, Johann, von Küstrin genannt, führte in seinen Ländern (Neumark, Kottbus, Peitz) die Reformation sogleich ein; der ältere Bruder, Kurfürst Joachim II. (1535—1571) zögerte bis 1539, wo auch er übertrat. So bekannten sich bereits zwei Kurfürsten zur neuen Lehre. Im Jahre 1539 starb auch der alte Herzog Georg von Sachsen (S. 300), gleichfalls ein heftiger Gegner Luthers; sein ihm nachfolgender Bruder Heinrich (1539—1541) reformirte alsbald auch diese Länder samt ihren wichtigen Städten Leipzig und Dresden. Ebenso waren Pommern, Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt am Main und Hamburg seit 1536 in den Bund eingetreten; bald folgten noch die Oberpfalz und andere Länder mehr.

Im Jahre 1537 ward der schmalkaldische Bund auf 6 Jahre erneuert. An seiner Spitze standen noch Sachsen und Hessen; im ersteren Lande regierte seit 1532 der fromme Johann Friedrich. Fast alle protestantischen Fürsten gehörten dem Bunde an. Vergebens schlossen die bairischen Herzöge und König Ferdinand nebst den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg und anderen geistlichen und weltlichen Fürsten dagegen das dem Schmalkaldener Bunde nachgebildete Nürnberger Bündnis, 1538. Immer mehr Fürsten traten zur Reformation und dem schmalkaldischen Bunde. Selbst der Kurfürst von Mainz, beständig in Geldverlegenheiten und von dem guten Willen seiner Landstände abhängig, mußte in seinen Stiftslanden zu Magdeburg und Halle (S. 225) der Reformation freien Lauf lassen. Auch der Herzog Wilhelm von Cleve, Jülich und Berg (S. 222 Anm.) begann zu reformiren; ja sogar der Kurfürst Hermann von Köln rief Melanchthon zu sich, ließ evangelisch predigen und strebte sein Erzbistum zu reformiren und zu säkularisiren. Noch hielt in Norddeutschland der alte wüste Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig zornig den Schmalkaldenern entgegen. Nach einem maßlos erbitterten Schriftenstreit, an dem sich auch Luther betheiligte, und nachdem Heinrich die freien, bereits protestantischen Städte Braunschweig und Goslar angegriffen hatte, überfielen

die Häupter des Bundes, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen den Herzog, vertrieben ihn 1542 aus seinem Lande — auch hier ward nun die Reformation eingeführt — und als er 1545 zurückzukehren versuchte, ward er geschlagen und gefangen genommen. Selbst der römische König Ferdinand zeigte sich nicht mehr so feindlich wie ehedem. Nur Baiern hielt unter den weltlichen Fürsten damals allein noch den Katholizismus im Reiche aufrecht.

Luther, der große protestantische Lehrer und Kirchengründer seines Volkes, hatte sich in diesen letzten Jahrzehnten mehr auf seinen engen Wittenberger Kreis zurückgezogen. Noch war er ein rüstiger Kämpfer, und an Kampf und Streit hat es ihm auch in diesen Jahren nicht gefehlt, aber seine Hauptarbeit war jetzt doch der Aufbau einer neuen Ordnung an Stelle der alten, die er zertrümmert, und dieser Aufgabe hat er sich denn auch mit aller Kraft gewidmet. Seit 1525 verheiratet, hatte er Freud und Leid des häuslichen Lebens in reichem Maß erfahren, war jetzt im Kreis seiner Freunde und Familie der heiter scherzende Mann, aus dessen Munde Sprüche des Tiefsinns wie der kindlichsten Heiterkeit gingen; dann wieder der geistliche Rather und Freund mächtiger Fürsten nah und fern, oder der zürnende Elias, der mit prophetisch eiferndem Worte Mißbrauch und Irrlehre traf. Er sah sein Werk über Deutschlands Grenzen hinauswachsen: Schweden, Dänemark, Norwegen hatten sich seiner Lehre angeschlossen, in den Niederlanden, England und Frankreich hatte sie zahlreiche Märtyrer gefunden. Gleichwohl war seine Seele oft von Schmerzen und bangen Ahnungen umfangen; mochte es sein, weil sein Werk sich nicht so rein und göttlich hatte durchführen lassen, als er einst es gehofft hatte, und weil er sah, wie Gier nach Kirchengut und andere unlautere Neigungen häufig nicht minder wirkten als der reine Eifer für Gottes Wort; oder mochte es sein, weil er die Sitten des Volkes, welches in dieser wohlhäbigen Zeit an weltlichem Vergnügen, an üppigem Kleiderschmuck hing, nicht so durch das Evangelium umgestaltet erblickte, wie er gehofft hatte; mochte endlich Kränklichkeit des gebrechlichen Leibes mit zur Verstimmung beitragen. Dennoch erhob sich sein Geist immer wieder zu siegesfroher Gewißheit; stolz und demüthig zugleich, war er nicht im Zweifel, „daß er ein auserwähltes Rüstzeug Gottes sei, im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohlbekannt.“ Die Macht seiner Persönlichkeit entschied so sehr, daß seine Kirche ihm auf dem Weg, den er eingeschlagen, in unbedingtem Gehorsam folgte. So war sein Alter herangenaht, immermehr ließen die Verhältnisse sich so an, als werde es zu einem großen Bruche mit gewaffneter Hand kommen. Luther rieth, so lange er konnte, zum Frieden, ja — so weit es nicht die Lehre angehe — zur völligen

Unterwerfung unter den Kaiser; er wenigstens wünschte einen Krieg um des Glaubens willen nicht zu erleben. — Der Wunsch ist ihm erhört worden. Von seinen alten Landesherren, den Grafen von Mansfeld, ward er, um einen Erbschaftsstreit zu schlichten, nach Eisleben berufen. Dort erkrankte er und verschied in der Nacht vom 18. Februar 1546, noch im letzten Todeskampfe bezeugend, wie er freudig sterbe auf alles, was er gelehrt. Sein Leichenzug nach Wittenberg ward ein Trauerzug des ganzen Volkes; es war, als fühlten alle, daß an Hoheit des Geistes, an Kraft des Charakters wie an nachhaltiger Wirkung auf Deutschlands innerstes Leben nie seinesgleichen gewesen in unserer Geschichte. —

Der schmalkaldische Krieg, 1545—1547. Der Augsburger Religionsfrieden, 1555.

Kaiser Karl V. hatte unterdessen Deutschland abermals neun Jahre hindurch nicht besucht. Er hatte 1535 einen glücklichen Zug gegen die türkischen Seeräuber von Tunis ausgeführt, dann einen dritten Krieg gegen Franz I. 1536 bis 1538 gekämpft und dann in Gent den letzten ständischen Widerstand seiner Niederländer gebrochen. Während all dieser Zeit schien ihm Nachsicht gegen die protestantischen Stände rathsam. Zugleich drängte er den Papst, endlich zur Schlichtung aller religiösen Wirren das langverheißene Konzil zu berufen — was dieser unter immer neuen Vorwänden vermied. So zögerte der Kaiser geflissentlich die Entscheidung bis zu günstigerer Gelegenheit hin, ja er und sein Bruder Ferdinand ließen unter dem Scheine der Versöhnung in Deutschland mehrere Religionsgespräche halten (zu Hagenau, Worms), das letzte und bedeutendste unter des Kaisers Augen zu Regensburg, 1541. Schon standen protestantischerseits Melanchthon, andererseits edle, mildgesinnte Katholiken fast im Begriff sich die Hände zu reichen, als hier der Papst, dort Luther und der Kurfürst von Sachsen den Versöhnungsversuch, dem sie nicht traueten, zum Scheitern brachten. Abermals vertagte man die Entscheidung.

Karl V. ging nach Italien und unternahm von dort aus einen Zug gegen die Seeräuber von Algier, 1541, der aber diesmal unglücklich ausfiel. Nun erklärte 1542 Franz I. an Karl V. zum vierten Male den Krieg. Auf Seite des ersteren stand auch ein deutscher Fürst, der Herzog Wilhelm von Cleve, der gegen Karl V. das Herzogtum Geldern zu behaupten suchte. Zugleich erfüllte den Kaiser die Reformation, die in Cleve bereits geschehen, in Köln versucht war (S. 313), mit Sorge für seine Niederlande, die er katholisch erhalten wollte, und die er immer schärfer von Deutschland

sonderte. Deshalb kam er 1543 von Italien wieder nach Deutschland und schlug mit allen Schrecken der Verwüstung, die seine spanischen Truppen verbreiteten, das clevische Land. Herzog Wilhelm mußte sich demüthigen und allen Ansprüchen auf Geldern sowie der Reformation entsagen. Durch seine Vermählung mit einer Tochter des römischen Königs Ferdinand (S. 222 Anm.) ward er dann ganz für die östreichischen Interessen gewonnen. — Gegen die übrigen Protestanten trat Karl noch immer behutsam auf. Im folgenden Jahre gelang es ihm sogar noch, durch persönliche Liebenswürdigkeit auf dem Reichstag zu Speyer auch die Schmalkaldner zum Reichskriege gegen Frankreich zu bewegen; mit der gesamten Reichsmacht und im Bunde mit Heinrich VIII. von England rückte er nun bis nahe vor Paris und bedrängte Franz I. so hart, daß dieser den Frieden von Crespy schloß, 1544. Nun erst hatte Karl freie Hand. Die Zeit der Rücksichten war vorüber, jetzt konnte er, wie er schon lange geplant, in Deutschland die Einheit der Kirche nöthigenfalls mit Gewalt herstellen und auch hier — was ihm in Spanien schon in seiner Jugend gelungen war — die reichsständische Selbstständigkeit brechen.

Ihm gegenüber waren die Schmalkaldner uneinig, mächtige protestantische Fürsten, wie die Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz, nicht Theilnehmer des Bundes. Im Dezember 1545 ward endlich zu Trient ein Konzil eröffnet. Der Kaiser verlangte nun 1546 auf dem Reichstage zu Regensburg, daß die protestantischen Fürsten dasselbe beschicken sollten. Da es aber auf der welschen Seite der Alpen (S. 246) zusammentrat und gleich mit feindseligen Schritten gegen die Protestanten begann, so weigerten sich Hessen wie Sachsen, dies zu thun. Nun schloß der Kaiser ein Bündnis mit dem Papst, der ihm Geld und Soldaten zusagte, begann selbst Truppen zusammenzuziehen, und als dann sowohl die oberdeutschen Städte — unter dem klugen und entschlossenen Sebastian Schärtlin — als auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ein Heer sammelten, da ächtete der Kaiser die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes als pflicht- und eidbrüchige Rebellen. Nicht als ein Kampf gegen die protestantische Sache sollte der Krieg erscheinen, und in der That gelang es der klugen Politik des Kaisers, die meisten protestantischen Fürsten, wie den Kurfürsten von der Pfalz, Joachim II. von Brandenburg, seinen Bruder Johann, die Herzöge von Mecklenburg und Pommern dem Kriege fern zu halten. Dennoch hätte man leicht des Kaisers geringe Truppen, die langsam aus Italien und den Niederlanden heranzogen, besiegen können, hätte der muthige Rath Schärtlins, der auf schnellen Angriff drang, die Uneinigkeit oder die Gewissensbedenken der beiden Fürsten überwogen. Sie hatten 47,000 Mann

und schönes Geschütz beisammen. Dennoch thaten sie nichts als müßig vor Ingolstadt liegen und zwischen Nördlingen und Ulm hin- und herziehen, bis der Herbst kam, und der Kaiser seine Truppen vereint hatte. Da brachte ein unerwartetes Ereignis den Kurfürsten von Sachsen zur schnellen Heimkehr.

Denn der gefährlichste Feind erstand den Protestanten in ihrer eigenen Mitte. Der junge Herzog Moritz von Sachsen, ein ehrgeiziger, klug und weithin rechnender Fürst, war 1541 seinem Vater Heinrich in den sächsischen Ländern Albertinischer Linie gefolgt. Vor dem jungen Löwen, den er an seiner Tafel sitzen habe, möge der Kurfürst sich hüten, soll Luther einst von ihm geweissagt haben. Dieser war mit seinem Vetter, Johann Friedrich längst veruneinigt, war dem schmalkaldischen Bunde nicht beigetreten, hatte unter dem Kaiser gegen die Türken und Franzosen ruhmvoll gefochten und war auch jetzt im heimlichen Einverständnis mit demselben. Plötzlich war er in Kursachsen eingefallen und hatte fast das ganze Land besetzt. Eilig kehrte Johann Friedrich zurück; Kurfürst und Landgraf schieden unter gegenseitigen Vorwürfen.

Nun beeilten sich die oberdeutschen Fürsten und Städte, mochten sie eine feindliche oder bloß zuwartende Stellung zum Kaiser eingenommen haben, seine Verzeihung mit schweren Opfern zu erkaufen. Ulrich von Würtemberg warf sich ihm zu Füßen; mit Thränen in den Augen bat Friedrich von der Pfalz um Verzeihung; alle Städte unterwarfen sich, Augsburg entließ den Schärtlin, der am längsten den Kaiserlichen Abbruch gethan, des Dienstes. Ganz Süddeutschland gehorchte bedingungslos wieder dem Kaiser. Auch in Köln endigte nun mit dem Rücktritt des vom Papste gebannten und abgesetzten Kurfürsten Hermann die begonnene Reformation völlig.

Indessen hatte Johann Friedrich sein Land zurückerobert und Moritz selbst in Bedrängnis gebracht. Darüber kam der Frühling 1547 heran. Ehe der Kurfürst es ahnte, stand Karl V. mit einem starken Heer an den bömischen Grenzgebirgen und brach in Sachsen ein. Mit ihm war Moritz von Sachsen, unter ihm befehligte Alba, der später in den Niederlanden sich so furchtbar machte. Ueber Plauen, Altenburg rückte er, ohne Widerstand zu finden, bis zur Elbe vor, dann zog er am linken Ufer stromabwärts. Auf dem rechten Elbufer, in der Nähe von Mühlberg, stand mit ungenügenden Streitkräften — es waren kaum 6000 Mann, die er den 27,000 des Kaisers entgegenzustellen hatte — der Kurfürst, der sich durch den Fluß vor einem schnellen Angriff geborgen glaubte. So brach der Morgen des 24. April an. Ueber dem Flusse lag der Nebel. Schon in

der Dämmerung schwammen spanische Soldaten, den Degen zwischen den Zähnen, hinüber und holten von drüben Kähne, um auch das Fußvolk überzusetzen. Der Kaiser mit den Reitern passirte den Strom durch eine Furt, welche ihm ein Mühlberger Bürger gezwungen zeigte. Es war ein Sonntag und Johann Friedrich nach seiner frommen Weise in der Kirche. Als der Gottesdienst beendet war, folgte der Kurfürst seinem schon nach Wittenberg abziehenden Fußvolk, auch die Reiterei, die einen Augenblick Miene gemacht hatte, den Uebergang der Kaiserlichen zu hindern, schloß sich an, denn ihr Herr wollte keine Schlacht. Da warf sich Alba und Moritz von Sachsen, denen bald die Hauptmacht unter dem Kaiser folgte, auf den zurückziehenden Feind. Vor den überlegenen Massen stoben Reiterei wie Fußvolk auseinander. Die ganze Schlacht war bald nur eine Flucht über die Lochauer Heide. Der Kurfürst, so schweren Leibes, daß er nur mit Mühe zu Pferde steigen konnte, floh mit, ward eingeholt, wehrte sich heldenmüthig, erhielt einen Hieb quer übers Gesicht und gab sich endlich gefangen. Der Kaiser, vor den er geführt ward, ließ ihn streng an; als Gefangenen führte er ihn dann vor Wittenberg, das er zu belagern begann. Diese alte Hauptstadt des Protestantismus ward aber von des Kurfürsten Gemahlin Sibylle aus dem clevischen Hause (S. 222 Anm.) heldenmüthig vertheidigt. Hier vor Wittenberg war es, wo Karl V. dem Kurfürsten als einem Hochverräther das Todesurtheil sprechen ließ. Ruhig empfing es Johann Friedrich, jetzt im Dulden eben so groß und ehrfurchtgebietend, wie vorhin im Handeln langsam und unentschlossen.

Zur Vollstreckung des Urtheils schritt der Kaiser nicht. Dafür daß der Kurfürst in die Uebergabe Wittenbergs willigte, wandelte er die Todesstrafe in ewiges Gefängnis. So unterwarf sich das Land und die Hauptstadt: kriegerische Eigenschaften hatte das Luthertum im Volke nicht geweckt, wohl aber dieselbe Beharrlichkeit im Dulden, wie sie der Kurfürst bewies. Karl V. zeigte sich klug, gemäßigt, ja großmüthig. Weder störte er, wie einzelne seiner Begleiter riethen, Luthers Grabesruhe — er that den schönen Ausspruch: er führe nicht mit den Todten,. nur mit den Lebenden Krieg — noch hob er den lutherischen Gottesdienst auf. Johann Friedrich trat den ehemaligen Kurkreis mit Wittenberg an Moritz ab, auf den der Kaiser auch bald die Kurwürde übertrug; es blieben der älteren Linie nur noch die thüringischen Besitzungen.

Des Kaisers Truppen unterwarfen dann schnell ganz Norddeutschland; nur Magdeburg widerstand noch. Philipp von Hessen, jetzt ganz entmuthigt, ließ über seine Unterwerfung unterhandeln: Moritz von Sachsen, sein Schwiegersohn, und Joachim II. von Brandenburg wurden ihm

Bürgen für eine gnädige Aufnahme beim Kaiser. Zu Halle warf sich Philipp zu Füßen Karls V., aber, wie erzählt wird, noch so leichten Sinns, daß der Kaiser ihm zurief: „Well, ich zall ju leren lachen!“ In der That forderte Alba am Abend seinen Degen. Umsonst fuhr Joachim im Zorne auf, berief sich Moritz auf gegebene Versprechungen. Karl V. führte nun beide fürstliche Gefangene mit sich im Reich umher, aber behandelte Philipp, den er nach Mecheln gefangen setzte, strenger als Johann Friedrich, den er achten gelernt und den er bei sich behielt. Da das Trienter Konzil nach kurzem Zusammensein wieder auseinander gegangen war, so erließ der Kaiser eine Verfügung, wie es einstweilen in religiösen Dingen gehalten werden solle, das Augsburger Interim, 1548, das den Protestanten wenig mehr als Laienkelch und Priesterehe ließ. Besonders in Oberdeutschland führte er es mit Strenge durch, aber Hunderte von frommen Geistlichen gingen lieber mit Weib und Kind ins Elend, als daß sie ihren Glauben verleugneten. — In Norddeutschland widersetzten Bremen und Magdeburg sich mit den Waffen; letztere Stadt besonders ward ein Zufluchtsort aller um der protestantischen Lehre willen Bedrängten. Der Kaiser ächtete sie und übertrug Moritz und Joachim II. die Ausführung dieser Acht.

Karl V. schien nun auch in Deutschland erreicht zu haben, was in allen seinen Ländern sein Ziel gewesen: die Aufrichtung einer unumschränkten Herrschermacht. Die deutschen Fürsten mochten nun erkennen, auf wie schwachen Füßen die von ihnen so köstlich gehaltene Unabhängigkeit stand, wie sie, wenig zusammenhaltend, jeder größeren, kühn angreifenden Macht unterliegen mußten. Aber war es nun ein Segen, daß die Kaisermacht endlich wieder hergestellt war? In diesem Falle keineswegs. Denn was Karl V. brachte, das war die spanische Fremdherrschaft, die das Land mit entsetzlich verwilderten Truppen erfüllte, deutschem Recht und deutscher Sitte Hohn sprach, vor allem unter des Kaisers eigenen Augen — zunächst in süddeutschen Städten, besonders hart in Constanz — die Reformation niedertrat. Dieser Gefahr gegenüber war der Selbständigkeitssinn der deutschen Fürsten ein hohes Gut; um so mehr, da in vielen von ihnen der Geist des Evangeliums wirklich lebendig war. Eine Reihe von edlen, frommen Herren zierten damals deutsche Fürstenthrone: so ein Ernst von Lüneburg und etwas später Heinrichs des Jüngern (S. 313) Sohn, Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Gründer der Universität Helmstedt (1576), ferner ein Wolfgang von Anhalt, der „ausrichtige“ Christoph von Württemberg, Ulrichs Sohn; auch des römischen Königs Ferdinand Sohn, der spätere deutsche Kaiser Maximilian II., zeigte schon als Prinz einen hohen sittlichen Charakter und große Hinneigung zur Reformation. Nicht minder war Rechtsgefühl

und religiöser Muth im Volk lebendig. An dem allen fand der päpstliche wie der spanische Einfluß einen stillen, beharrlichen Widerstand. Nun trat der Kaiser gar mit dem Plane hervor, seinen Sohn, den finsteren Philipp, zu seinem Nachfolger im Reich und die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen. Dadurch verletzte er auch seinen Bruder Ferdinand. Aber erst in Moritz von Sachsen erstand der deutschen Sache ein Retter.

Moritz war kein frommer Charakter, aber doch dem Protestantismus zugethan, und fühlte sich durch den Vorwurf, seinen Glauben verrathen zu haben, gedrückt; schon das Interim hatte er nicht ohne Umänderung in seinem Lande eingeführt. Ihn beleidigte seine mißbrauchte Bürgschaft und die fortwährende harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters Philipp. Am meisten jedoch empörte ihn die Herrschaft der spanischen Feldherrn und Staatsmänner, eines Alba und Granvella, denen Deutschlands Fürsten preisgegeben waren; er vor allen fühlte sich berufen, die fürstliche Unabhängigkeit zu vertheidigen. Dabei verfuhr er mit den Mitteln welscher Hinterhaltigkeit und Verstellung, wie sie der Kaiser selber zu üben gewohnt war. Und hier übertraf der Schüler den Meister. Die Ausführung der Acht gegen Magdeburg, mit der er betraut ward, gab ihm Gelegenheit, ohne daß der Kaiser Verdacht schöpfte, um diese Stadt ein bedeutendes Heer zu sammeln. Ein Bündnis, dessen Spitze gegen den Kaiser gerichtet war, unter den protestantischen Fürsten herzustellen, gelang um so leichter, als gerade damals Karl V. in Oberdeutschland streng gegen den Protestantismus vorging. Die brandenburgischen Fürsten, Wilhelm von Hessen, des gefangenen Landgrafen Sohn, ein Herzog von Mecklenburg schlossen einen Bund mit Moritz. Der französische König, Heinrich II., schon mit den Vorbereitungen zu einem Kriege gegen Karl beschäftigt, verständigte sich schnell mit den Fürsten. Für einen Krieg gegen den Kaiser versprach er ihnen bedeutende Geldzahlungen, dagegen willigten die Fürsten darein, daß der französische König die französisch redenden Reichsstädte an seiner Grenze, Cambrai, Metz, Toul und Verdun, unter seine Herrschaft bringe. So zeugte böse That neues Böse und, vom Verrath deutscher Fürsten unterstützt, begannen die ersten Eroberungen Frankreichs an der westlichen Reichsgrenze.

Als alle Vorkehrungen mit bewunderungswürdiger Vorsicht und Geheimhaltung getroffen waren, brach Moritz plötzlich gegen den Kaiser auf (März 1552). Zu ihm gesellte sich noch Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach, ein berühmter Söldnerführer, der alle wilden und streitlustigen Abenteurer in Deutschland an sich zog. Im Fluge durcheilten sie Deutschland und so ungedeckt fanden sie Tirol, daß sie, nach Er-

stürmung der Ehrenberger Klause (bei Füssen am oberen Lech), Karl V. zu Innsbruck fast gefangen genommen hätten; krank ließ sich dieser in einer Sänfte über die schneebedeckten Alpen flüchten. — Der Kaiser mußte nachgeben: sein Bruder Ferdinand, der insgeheim Moritz' Plänen Vorschub leistete, damit die Nachfolge im Reich nicht ihm und seinen Kindern entgehe, vermittelte bald darauf den Passauer Vertrag 1552, durch welchen vorläufig den Protestanten freie Religionsübung zugesichert und die gefangenen Fürsten losgegeben wurden. Drei Jahre nachher kam der Augsburger Religionsfriede zustande (25. Sept. 1555). Derselbe gewährte den Landesherren Religionsfreiheit und das Recht, in ihren Gebieten zu reformiren. Unterthanen, die sich nicht fügen wollten, sollten auswandern dürfen. Nur sollten geistliche Stifter nicht säkularisirt werden können; wenn ein geistlicher Fürst zur Reformation übertrete, so solle er sein Erzbistum, Bistum oder dergl. aufgeben. Diese Klausel, die Ferdinand von Oestreich noch einzuschieben gewußt hatte, nannte man den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum). Im übrigen wurden katholische und protestantische Stände — doch von letztern nur diejenigen, die die Augsburger Konfession bekannten — in allen Rechten gleichgestellt.

Moritz von Sachsen hatte diesen Religionsfrieden nicht mehr erlebt. Sein ehemaliger Waffengefährte, Albrecht Alcibiades, war auch nach dem Passauer Vertrage mit seinen Söldnerbanden noch brandschatzend und verwüstend durch Deutschland gezogen. Zuerst hatte er sich für einen Verbündeten des französischen Königs ausgegeben und hatte dann, als Karl V. einen vergeblichen Zug zur Wiedereroberung von Metz machte, sich wieder auf des letzteren Seite gestellt. Endlich brachten seine Räubereien fast alle Fürsten gegen ihn auf. Mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, dessen Länder Albrecht plünderte, verband sich Moritz. Bei Sievershausen (unfern Hannover) kam es zu einer blutigen Schlacht, 9. Juli 1553, in der zwei Söhne Heinrichs und auch Moritz zum Tode verwundet wurden. Große Pläne gingen mit ihm zu Grabe. Es folgte ihm sein Bruder August, und noch lange hindurch hielt sich das sächsische Kurhaus an der Spitze des norddeutschen Protestantismus. — Auch Karl V. zog sich vom Schauplatze zurück, nachdem er seine Niederlande, die er fast ganz vom Reiche gelöst (S. 220), seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte. Ebenso hatte Karl 1542 das ihm benachbarte und unter einem sehr befreundeten Fürstenhause stehende Lothringen aus dem deutschen Reichsverbande entlassen. So bröckelten, unter stürmischen Bewegungen im Innern, bereits die äußeren Theile vom alten Reiche los, durch die Schuld des Kaisers und der Fürsten selbst. — Im Jahre 1556 legte dann Karl V. die Kaiserkrone nieder, die

nun auf seinen Bruder Ferdinand, 1558—1564, überging. Er starb in der Einsamkeit des Klosters St. Juste (in Estremadura nördlich vom Tajo), wohin er sich zurückgezogen hatte, im Jahre 1558.

Die Schweizer Reformation. Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus.

Die Schweiz, obwohl politisch schon fast ganz vom Reiche geschieden (S. 211), blieb doch, soweit sie deutscher Zunge zugehörte, im geistigen Leben eng mit ihm verbunden. So ging denn auch dort eine Reformation, fast gleichzeitig mit der deutschen, aber im ganzen unabhängig von derselben, vor. Huldrich Zwingli, geboren 1. Januar 1484, ein in den alten Sprachen gebildeter, heiterer, klarer und frommer Mann, hatte in seiner Pfarrstelle zu Glarus schon vor Luthers Auftreten gegen manche Mißbräuche und als Schweizer besonders gegen das Reislaufen (S. 280) gepredigt. Dann nach dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln in Schwyz berufen, hatte er Wallfahrten, Ablaß, Seelenmessen und dergleichen angegriffen. Seit 1519 Prediger zu Zürich, begann er offen mit reformatorischen Ideen hervorzutreten, die denen Luthers nahe verwandt waren, nur die Abendmahlslehre ward von ihm unterschieden aufgefaßt. An dieser Abweichung scheiterte durch die Strenge Luthers, der bei dem Religionsgespräch zu Marburg 1529 die dargebotene Bruderhand Zwinglis zurückwies, ein näheres Einverständnis der Schweizer mit den deutschen Protestanten, welches Philipp von Hessen gern herbeigeführt hätte. Auch zum schmalkaldischen Bunde wurden sie deshalb nicht zugezogen, und so blieb die Entfremdung Deutschlands und der Schweiz, obwohl der Protestantismus beide Länder leicht wieder einander hätte näher bringen können. Der Reformation in Zürich folgte Bern, Sankt Gallen, Basel, Glarus, Appenzell, Schaffhausen und andere Städte und Kantone. Bald überwog die neue Lehre im ganzen Lande, nur die Urkantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern blieben bei der alten Kirche. Zuerst reizte man sich gegenseitig; endlich erfolgte ein Bruch in der Eidgenossenschaft. Die protestantischen Städte verboten die Zufuhr ins Gebirge. Von der Noth getrieben, brachen nun die Bewohner der Waldorte heraus, nahe vor Zürich bei Kappel kam es 11. Oktober 1531 zur Schlacht. Die wenig zum Kampf vorbereiteten Protestanten wurden besiegt und Zwingli, der als Feldprediger mit dem Banner von Zürich ausgezogen, erschlagen. Auch durch die Schweiz ging fortan eine Scheidung katholischer und reformirter Staaten.

Im allgemeinen schlossen sich der Schweizer Lehre auch die benachbarten oberdeutschen Städte z. B. Lindau, Constanz, Straßburg an. Einen größeren Einfluß aber gewann die Schweizer Reformation erst, als sie in Genf eine tiefere Durchbildung erhielt. In dieser welschen Stadt des ehemaligen Königreichs Burgund, die unter savoyischem Einfluß gestanden, hatte sich zugleich mit der im Bunde mit Bern und Freiburg erkämpften Unabhängigkeit die Reformation ausgebreitet. Ein Franzose Jean Cauvin (Calvin, 1509—1564), geb. zu Noyon in der Picardie und auf den Universitäten Frankreichs, besonders zu Paris, juristisch und theologisch gebildet, hatte, als er mit den Schriften der deutschen Reformatoren bekannt wurde, das Evangelium mit hohem Eifer ergriffen, selbst alsbald ein bewunderungswürdig scharfsinniges System der Lehre aufgestellt (das im Abendmahle sich mehr Luthers Auffassung näherte, sonst aber in einigen wesentlichen Punkten z. B. in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl sich unterschied) und hatte dann für diesen seinen Glauben Verfolgung leiden und sein Vaterland verlassen müssen. Nach unstätem Irren am Rhein und in Italien bereitete ihm die Begeisterung seiner Anhänger in Genf eine bleibende Stätte (seit 1536). Durch die strenge, oft finstere und unerbittliche, immer aber vom heiligsten Ernst getragene Festigkeit seines Wesens wie seiner Lehre ward ein neues Bekenntnis gegründet, das calvinistische (reformirte), wie man es im Unterschiede von dem lutherischen nannte. — Zu Calvins Lehre bekannte sich bald der größte Theil der Schweiz. In Frankreich fand sie zahlreiche Anhänger, die Hugenotten. Sie verbreitete sich den Rhein hinab und ward in der Pfalz (seit 1559), dann auch in Bremen, Hessen-Kassel und Anhalt herrschend. Zu ihr bekannten sich die Niederlande, nachdem sie sich von der spanischen Herrschaft Philipps II. losgemacht. Sie ward in Schottland ganz im strengsten Sinne Calvins durch John Knox unter der leichtfertigen Königin Maria Stuart eingeführt; und selbst die englische Kirche richtete sich, wenngleich nicht in der Verfassung, so doch in der Lehre nach Calvin.

Der Calvinismus unterschied sich nicht unwesentlich vom Luthertum. Besonders trug die Kirchenverfassung desselben ein eigentümliches Gepräge. Die Gemeinde selbst wählte ihre Kirchenältesten (Presbyter), diese wieder die Geistlichen. So kam ein gewisser republikanischer Geist der Unabhängigkeit in diese Gemeinden, der sich auch in Deutschland, soweit die reformirte Kirche sich verbreitete, geltend machte. Da die reformirte Anschauung ihre Vorbilder am liebsten dem alten Testament entnahm, so ward dieser Kirche auch bald ein Geist strengen Heldenmuthes, eisernen Trotzes eigen, wie es der Charakter des alttestamentlichen Israels war. Sie zeigte

sich überall als die kampffertige, rasch zum Schwert bereite, im Gegensatz gegen die zäh und still duldende lutherische Kirche. Diese gewann mehr Anhang in den germanischen, jene in den romanischen Theilen Europas (S. 82).

Zwischen beiden Schwesterkirchen aber entbrannte bald ein unchristlicher, blinder Haß, welcher selbst noch die letzten Tage Melanchthons († 1560) verbitterte, der umsonst sich mühete, den Frieden zu erhalten. Ohnehin gewöhnte man sich immer mehr und mehr, das Wesen des Protestantismus in der Lehre (dem Dogma) zu sehen, und je weniger sich eine Formel finden ließ, die alle Geister befriedigte — die doch durch Luther auf Selbständigkeit des Forschens und der Schriftauslegung hingewiesen waren — um so mehr häuften sich die gegenseitigen Anfeindungen um der Lehre willen; Verketzerungen, Bannflüche, Vertreibungen und Verfolgungen Andersgläubiger nahmen überhand. In solche gehässige Zerrüttungen ging die Begeisterung der Reformation über und lähmte so sich selbst die Schwingen.

Die Zeit der östreichisch-spanischen (Habsburgischen) Monarchie und des dreißigjährigen Krieges.

Die Weltlage.

Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts war die Reformation durch ganz Europa im Fortschreiten geblieben. Aber nun erhob sich der Katholizismus mit neuer Kraft, je mehr die erste, frische Begeisterung für das Evangelium und die Freiheit des Geistes nachließ. Auf dem Konzil von Trient (1545—1563) schloß er seine kirchliche Lehre mit aller Schärfe gegen die protestantische ab. So in sich gesammelt und aller halben Freunde entledigt, von vielen Schäden der früheren Zeiten gereinigt, unter der Führung von Päpsten, die nicht mehr wie Leo X., Clemens VII., Paul III. eher italienische Fürsten denn Häupter der Kirche waren, begann der Katholizismus den Kampf gegen die neue Lehre. Die furchtbare Einrichtung der Glaubensgerichte, die Inquisition (S. 161), ward wieder erneut, von Rom aus eingeschärft und bald mit ihrer mörderischen Thätigkeit über den Süden Europas ausgebreitet, wo sie den Ketzern unzählige Scheiterhaufen baute. Endlich entstand um dieselbe Zeit, 1540, der Jesuitenorden, gestiftet von dem Spanier Ignaz Loyola, zuerst in der schwärmerischen Absicht der Heidenbekehrung, bald jedoch nur der Bekämpfung der Reformation gewidmet. Dadurch, daß die Jesuiten Schulen gründeten, an den Universitäten die Lehrstühle, an den Höfen die Beichtstühle zu gewinnen wußten, wurden sie bald von mächtigem Einfluß auf hoch und gering. Bald faßten sie auch in Deutschland, und zwar zuerst an der bairischen Universität Ingolstadt, festen Fuß und begannen einen langen, beharrlichen, schleichenden Kampf gegen die weitere Verbreitung der Reformation.

Der große Führer aber in diesem Kampfe gegen die Reformation wie gegen jede freiere Entwickelung der Völker war der spanische Habsburger,

der fanatische und despotische Philipp II., 1556—1598, der Sohn Karls V., auf welchen die niederländischen, italienischen und spanischen Besitzungen jenes mächtigen Herrschers übergegangen waren. Sein Leben, ein fortgesetzter Kampf gegen alles, was Regung eines freieren Geistes war, berührt freilich Deutschland nur von ferne: aber ganz Europa war seit der Reformation gleichsam ein gemeinsamer Körper geworden, in welchem kein Glied leiden konnte, ohne daß es die anderen mitempfanden; es ward nicht mehr bloß um Macht und Herrschaft einzelner Staaten, sondern um religiöse und politische Freiheit aller gerungen. Es fragte sich, ob die spanisch-östreichische (Habsburgische) Weltmonarchie, die seit einem Jahrhundert im Entstehen war, siegen, und jene höchsten Güter der Völker unterliegen sollten, oder ob Licht und Recht dem alten bösen Feinde gegenüber das Feld behalten und das göttliche Wort bestehen würde.

Deutschland, durch seine politische und kirchliche Zerrissenheit gelähmt, nahm an diesem Weltkampfe keinen Theil mehr. Es hatte wohl die Reformation geistig erzeugen können; sie politisch zu schützen war es nicht im Stande. Den ersten Kampf gegen Philipp II. nahmen die Niederländer auf; einen Kampf, dem Deutschland müßig zusah und so die letzte Gelegenheit verlor, dieses als burgundischer Kreis (S. 220) noch zum Reich gehörige, aber schon sehr losgelockerte wichtige Reichsglied, von welchem aus Deutschland am überseeischen Weltverkehr zunächst und am leichtesten theilnehmen konnte, sich wieder fest zu verbinden. Die Niederlande hatten sich gegen die schweren Bedrückungen Philipps II. empört. Sie rangen um ihre altverbürgten Rechte, ihre religiöse Freiheit, selbst um ihren Wohlstand, den das spanische Steuersystem mit Vernichtung bedrohte. Ihre Vorkämpfer, Egmont und Hoorn, hatten durch Albas (S. 317) Tyrannei auf dem Blutgerüst geendet (1568); unter dem kühnen, schweigsamen und bedachten Wilhelm von Oranien, einem deutschen Fürstensohne (S. 218 Anm.), setzten sie den Freiheitskampf fort, gründeten 1579 ihre Utrechter Union und erklärten sich 1581 für völlig unabhängig vom spanischen Reiche. Durch Philipps Feldherren hart bedrängt, wandten sie sich zu wiederholten Malen an Kaiser und Reich um Hilfe. Als diese ausblieb, riefen sie die fremden Mächte an und thaten schließlich das Beste selbst. Aber dieses hochwichtige Küstenland mit seinen Häfen und Handelsplätzen, das Mündungsland des herrlichsten deutschen Stromes war von nun an für Deutschland verloren.

Den Beruf, die Freiheit Europas vor dem spanischen Joche und die Reformation vor der katholischen Ueberwältigung zu schützen, übernahm England unter seiner großen Königin Elisabeth (1558—1603). Diese

schirmte auch die Freiheit der Niederländer, und an ihren Küsten scheiterte Philipps II. „unüberwindliche Armada". Von der Zeit an ward England neben den Niederlanden die seeherrschende Macht, und selbst in den deutschen Meeren, der Nord- und Ostsee, wich ihnen der deutsche Handel und Einfluß. Neben Elisabeth und die Niederlande trat später als Bekämpfer der spanischen Uebermacht auch der kluge und unternehmende König von Frankreich, Heinrich IV., 1589—1610. Der vereinigten Macht dieser Herrscher und Völker unterlag die Macht Philipps II. Sein Land war öde, seine Kassen bankerott, die Zukunft Spaniens vielleicht auf immer zerstört, als er 1598 starb.

Deutschland spiegelte in engeren Grenzen die Kämpfe wieder, die Europa zerrissen. Die katholischen Staaten: Oestreich, Baiern, die geistlichen Gebiete, lehnten sich an Spanien; die protestantischen zerfielen in zwei getrennte Faktionen. Die lutherischen Kurfürsten, Brandenburg und Sachsen, dienten dem kaiserlichen, dem Habsburgischen Interesse. Kräftiger, weitsichtiger, zum Handeln entschlossener waren die Calvinisten. An der Spitze dieser meist rheinischen und süddeutschen Fürsten stand das pfälzische, seiner Abkunft nach Wittelsbachische (S. 215) Kurhaus, neben ihm die Nachkommen Philipps des Großmüthigen (S. 219), die Landgrafen von Hessen-Kassel. Sie bildeten den Gegensatz gegen den katholisch-östreichischen Einfluß. Aber beide Parteien waren zu selbständigem Handeln zu ohnmächtig und lehnten sich in verderblicher Weise an die Fremden. Seit Karl V. ohne Bedenken spanische und päpstliche Hilfe (S. 316) ins Reich gerufen, hatten auch die Protestanten, Moritz' Vorbild (S. 320) befolgend, sich auf Frankreich, England und die Niederlande zu stützen begonnen. Sie nahmen auch wohl vereinzelt in Condottierenzügen an den Kämpfen in den Niederlanden und Frankreich theil. Aber überall erschienen sie nur als Werkzeuge: die Entscheidung lag bei den Fremden. Und bald kam die Zeit, wo diese auf deutschem Boden, zu langdauerndem Schaden desselben, den großen Weltkampf ausfechten sollten.

Deutschland vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

In Deutschland waren mit der Niederlage, die Karl V. durch Moritz von Sachsen erlitten hatte, die Pläne der spanischen Weltmonarchie vorläufig erlahmt; es war wieder hergestellt, was man die „teutsche Libertät" nannte, d. h. die Landeshoheit der Fürsten, zugleich mit der Religionsfreiheit (S. 321). Der Zweig der deutschen Habsbur-

ger*), dem die deutsch-östreichischen Länder samt Böhmen und Ungarn, zugefallen waren, hielt sich zunächst seit Ferdinand I. (S. 322) etwas entfremdet von dem spanischen. Ferdinand I. selbst, der als Kaiser auf Karl V. folgte (1558—1564), war zwar persönlich streng katholisch. Aber alternd und lange Zeit wegen seiner Krönung mit dem Papste veruneinigt, suchte er in seinen Erblanden eine Art Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten zu treffen und hielt, sollte der Katholizismus in Deutschland überhaupt gerettet werden, sogar die Gewährung der Priesterehe und des Laienkelches für nothwendig. Seine Regierung ist für die deutsche Geschichte nicht eingreifend. In Oestreich theilte er seine deutschen Erbländer noch einmal unter seine drei Söhne, so daß eine tirolische und steiermärkische Nebenlinie entstand. Maximilian II., 1564—1576, war ein edler, milder Mann (S. 319), den man der Reformation so zugethan wußte, daß man nach seines Vaters Ferdinand Tode seinen Uebertritt erwartete. Dies geschah zwar nicht, doch hinderte er weder im Reich noch in seinen östreichischen Erblanden den Fortschritt derselben. Die Pariser Bluthochzeit (24. August 1572), durch welche der französische Hof, an der Spitze der junge König Karl IX., Maximilians Schwiegersohn, die Hugenotten mit einem Schlage vernichten wollte, mißbilligte der Kaiser laut: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dies gewißlich nimmermehr gethan hätte.“ Seinen östreichischen Ständen

---

*) Die Habsburger (vergl. die Anm. zu S. 248 und 250) seit Karl V. und Ferdinand I. sind:

Karl V., in Spanien Karl I.
- Philipp II. † 1598.
  - Philipp III. † 1621.
    - Philipp IV † 1665.
      - Maria Theresia. Gem: Ludwig XIV.
        - Ludwig, Dauphin.
          - Ludwig.
          - Philipp von Anjou. König von Spanien.
      - Karl II. † 1700. —
      - Margarete Theresia. Gem.: Kaiser Leopold I.
        - Maria Antonie † 1692. Gem.: Max. Emanuel von Baiern.
          - Joseph Ferdinand † 1699.

Ferdinand I. in Oestreich.
- **Maximilian II.** † 1576.
  - **Rudolf II.** † 1612. —
  - **Matthias** † 1619. —
- Ferdinand. (Tirol).
- Karl. (Steiermark).
  - **Ferdinand II.** † 1637.
    - **Ferdinand III.** † 1657.
      - **Leopold I.** † 1705.
        - **Joseph I.** † 1711. —
        - **Karl VI.** † 1740.
          - **Maria Theresia** † 1780.

gewährte er Religionsfreiheit, und diese bekannten sich nun fast ohne Ausnahme zur augsburgischen Konfession; Wien war ebenfalls damals fast ganz lutherisch. — Aber eine neue Wendung zum Heil vermochte er den deutschen Geschicken nicht zu geben. Daran verhinderte ihn die Uebermacht Philipps II. von Spanien, die kostspielige Türkengefahr, die innere Spaltung Deutschlands und der Evangelischen selbst; vielleicht auch die Aussicht auf die große Erbschaft von Spanien (als damals eben Philipps Sohn, Don Carlos, geendigt) und das Streben nach dem polnischen, damals eben erledigten Thron.

Als aber Maximilian starb und ihm sein spanisch und jesuitisch erzogener Sohn Rudolf II. (1576—1612) folgte, ward Oestreichs und Spaniens Politik wieder einig und richtete sich auf das Verderben des Protestantismus. Rudolf selber war ein Mann von schwachem Willen und Verstande sowie von ausschweifenden Sitten, dessen Neigungen sich mehr auf den Marstall, Alchymie und Astrologie richteten als auf die Geschäfte des Thrones. Er erkannte die von seinem Vater gewährleistete Religionsfreiheit in seinen Erblanden nicht mehr an, und deshalb entstanden zunächst in Siebenbürgen und Ungarn Aufstände, durch welche die Türken wieder ins Land gezogen wurden. Bei der nun sich erhebenden Verwirrung traten die Prinzen des östreichischen Hauses, von Rudolfs Bruder Matthias berufen, zu einer Berathung zusammen und übertrugen letzterem die Leitung der Regierung wegen der „an Kaiserlicher Mayestät zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeigenden Gemüthsblödigkeiten," wie ihre Erklärung lautete (1606). Mit Heeresgewalt zwang dann Matthias (1608) den Bruder, ihm die Herrschaft in Ungarn, Oestreich und Mähren zu überlassen. Da er in diesem Kampfe sich besonders auf den protestantischen Adel gestützt hatte, so mußte er diesem Religionsfreiheit gewähren. Dasselbe verlangten nun auch die protestantischen Stände in Böhmen, dem einzigen Lande, das Rudolf noch behalten. So sah sich auch dieser genöthigt, 1609 den sog. Majestätsbrief zu geben, in welchem er den Böhmen ihre ständischen Rechte und besonders ihre Religionsfreiheit verbürgte.

Unter Rudolfs Regierung begann im Reiche bereits die sog. Gegenreformation, ein Rückschlag gegen den Protestantismus. Der bald siegreich werdende Kampf gegen denselben ging vor allem vom bairischen Herzogshause aus. Ein Prinz desselben, Ernst von Baiern, bereits Bischof von Freisingen, dann auch von Lüttich, ward Erzbischof von Köln, nachdem hier Erzbischof Gebhard Truchseß, der sich verheiratet und noch einmal (S. 313) einen Reformationsversuch in seinem Stift gemacht hatte, vom Papst gebannt und durch spanische Truppen, die aus den Niederlanden

kamen, vertrieben worden war (1583). Gegen solch eine unerhörte Absetzung eines Kurfürsten durch den Papst hatten die protestantischen Fürsten nichts als ohnmächtige Protestation. Die sächsische, von Moritz' Bruder August stammende Kurlinie, die Albertinische, lag in fortdauernder Feindschaft gegen die des Kurfürstentums entsetzte (S. 318) Ernestinische Linie, die diesen Verlust noch immer nicht verwinden konnte. Dieser Kampf zieht sich ebensowohl durch die kirchlichen, wie die politischen Bewegungen dieser Zeit. Noch unter Maximilian II. ward von Johann Friedrichs ebenso unglücklichem, gleichnamigem Sohne der abenteuerliche Versuch gemacht, mit Hilfe eines fränkischen Ritters, Wilhelm von Grumbach, die Kurwürde wieder an das Ernestinische Haus zu bringen. Grumbach war ein Genosse von Albrecht Alcibiades gewesen (S. 320) und hatte großen Anhang im alten Reichsadel; später war von seinen Leuten der ihm verfeindete Bischof von Würzburg getödtet worden; während seiner Kämpfe mit dessen Nachfolger hatte er bei Johann Friedrich Aufnahme gefunden, da er ihm Hoffnungen auf Hilfe der Reichsritterschaft bei einem Kampfe gegen die Albertiner gemacht hatte. Auch als Ferdinand I. die Acht gegen Grumbach verhängte, hatte Johann Friedrich ihn nicht fallen lassen. Kaiser Maximilian aber hatte nun auch diesen in die Acht gethan und dem Kurfürsten August von Sachsen (S. 321) die Ausführung derselben übertragen. Nach tapferer Vertheidigung war Gotha erobert, Grumbach grausam hingerichtet und Johann Friedrich nach Oestreich abgeführt worden (1567), wo er nach 28jähriger Gefangenschaft starb (1595). Seine Besitzungen — er hatte mit seinem Bruder Johann Wilhelm die herzoglichen Lande getheilt — kamen an seine Söhne und fielen nach deren Tode an die Nachkommen Johann Wilhelms (S. 232). Die sog. Grumbachischen Händel hatten die schlimme Folge, daß sich von nun an die Albertiner blindlings an den Habsburgischen Einfluß überlieferten, und so sich ihres ursprünglichen Schutzamtes über den deutschen Protestantismus begaben. — In Münster und Hildesheim unterdrückte der obengenannte bairische Ernst gleichfalls die Protestanten und führte überall die Jesuiten ein, welche die alte Ordnung bald wieder aufrichten halfen. Ebenso ward unter seiner Leitung auf kaiserlichen Befehl auch in Aachen der Katholizismus wieder hergestellt. In den süddeutschen Bistümern Würzburg, Bamberg, besonders aber in Salzburg rottete man mit Gewalt den protestantischen Glauben in der Bevölkerung wieder aus. In Straßburg hatten die protestantischen Domherren einen brandenburgischen, evangelischen Prinzen, Johann Georg, zum Bischof gewählt, die katholischen einen Guise (S. 219 Anm.), 1592. Auch hier behielten die letzteren die Oberhand. So standen die Sachen im Reich am Schluß

des 16. Jahrhunderts. Großer Wohlstand herrschte, große Behäbigkeit des Lebens. Deutschland war reich bevölkert, gut bebauet und schien auf dem Gipfel seines Glückes: seit einem halben Jahrhundert hatte kein Krieg gewüthet. Aber im Stillen wirkte vergiftend Haß, Verdacht, Verhetzung und Argwohn, und eine Ahnung kommenden schweren Unglücks als wie der letzten Zeiten, von denen die Schrift weissagt, ging durch die Gemüther.

Vorspiele des großen Krieges. Der clevische Erbfolgestreit.

Das neue Jahrhundert brachte bald, erst in einigen Vorspielen, dann in entsetzlicher Vollendung, dies gefürchtete Unglück zu Tage. — Zwei junge Fürsten, als Verwandte zusammen unter dem strengen Einfluß der Jesuiten erzogen, brannten vor Begierde, der alten Kirche wieder zum Siege zu helfen und die Ketzerei niederzuwerfen. Es waren Maximilian von Baiern und Ferdinand von Steiermark, ein Vetter des Kaisers. Ferdinand, schon früh zur Regierung in seinem damals ganz protestantischen Herzogtum gelangt, zog mit gewaffneten Scharen umher, schloß die Kirchen, verbrannte die lutherischen Bücher und Bibeln und führte überall die Messe wieder ein. „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer" war sein Wort. Behutsamer verfuhr in seinem ohnehin katholisch gebliebenen Baiern Herzog Maximilian, in welchem welsche Klugheit und steife, spanische Sitte den angebornen und anerzogenen Religionseifer und den Trieb, ganz unumschränkt zu herrschen, klug zu mäßigen wußten. Als aber ein innerer Streit in der freien Reichsstadt Donauwörth — wo die protestantische Bevölkerung eine Prozession des einzigen noch katholisch gebliebenen Klosters gestört hatte — über diese Stadt die Acht des Kaisers brachte und ihm als Vollstrecker derselben Gelegenheit gab, sich hier einzumischen, eroberte er die Stadt, behielt sie als Ersatz seiner Kriegskosten und führte den katholischen Gottesdienst auch hier wieder ein (1607). Diese Vergewaltigung einer evangelischen freien Reichsstadt führte die süddeutschen Protestanten zum Abschluß eines Schutzbündnisses, an dessen Spitze Friedrich IV. von der Pfalz stand, der Union (1608). Dieselbe bestand meist aus Reformirten und stützte sich auf Frankreichs Schutz. Dagegen bildete Maximilian von Baiern, der bereits ein kleines stehendes Heer gegründet hatte und andern Schutz anbieten konnte, mit den süddeutschen katholischen, besonders geistlichen Fürsten die Liga (1609). Sie stützte sich auf östreichisch-spanische Hilfe. Bald traten die Verbündeten mit den Waffen sich entgegen.

Im Jahre 1609 war Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Cleve gestorben, ohne Erben zu hinterlassen. Er hatte besessen die Herzog-

tümer am Rhein, Cleve, Jülich, Berg, ferner die Grafschaften Mark und Ravensberg, ein großer Länderbesitz, der nach und nach zusammengefallen war (S. 222 Anm.). Es war das mächtigste weltliche Fürstenhaus in Deutschland, das noch im katholischen Glauben verharrt hatte (S. 316), obwohl die Unterthanen meist protestantisch waren. Es war also höchst wichtig, ob diese Länder in katholische oder protestantische Hände kämen. Seit Wilhelm (S. 316) hatten die clevischen Herzöge vom Kaiser die Begünstigung erhalten, daß ihre Länder beim Erlöschen des Mannesstammes auch auf die weibliche Linie erben könnten. Demnach (vgl. die Geschlechtstabelle S. 222 Anm.) war Brandenburg der nächste Erbe. Aber mit mehr oder minderem Scheine des Rechts traten Pfalz-Neuburg (protestantische Linie der Wittelsbacher), Kursachsen und noch mehrere andere Familien mit Ansprüchen hervor. —

Das brandenburgische Kurhaus gewinnt hier zum ersten Male wieder seit Albrecht Achilles (S. 245) eine Bedeutung in der deutschen Geschichte.*) Wie es erst verhältnismäßig spät (S. 313) der Reformation sich angeschlossen hatte, so hatte es in den Kämpfen zur Erhaltung derselben immer nur in zweiter Linie gestanden, die Führerschaft der Protestanten dem sächsischen Kurhause überlassen. Doch hatte Joachim II., 1535—1571, klug für das künftige Wachstum seines Hauses gesorgt: In Preußen saßen seit der Säkularisation (1525) Hohenzollern auf dem Herzogsthrone (S. 309). Albrecht, welcher die Reformation eingeführt, starb 1568 und hinterließ nur einen schwächlichen Sohn, Albrecht Friedrich. Damals, 1569, hatte Joachim die Mitbelehnung für das brandenburgische Haus bei Polen zu erreichen gewußt. Der junge Albrecht Friedrich war mit Maria Eleonore, der ältesten Schwester jenes Johann Wilhelm von Cleve, verehelicht. Aus der Ehe blieben nur Töchter nach, unter denen die älteste wieder an einen Kurfürsten von Brandenburg, an Johann Sigismund, vermählt war, dem sie also einst Preußen und von der Mutter her zugleich die jülich-clevische Erbschaft zubringen mußte. — Gegen diese Berechtigung traten die Ansprüche des jungen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg zurück, der von einer jüngeren Schwester des clevischen Herzogs stammte, aber als Sohn der noch Lebenden nähere Rechte zu haben glaubte als der Schwiegersohn der bereits Verstorbenen. Da man aber eine vorläufige kaiser-

*) Die Kurfürsten des Hohenzollernschen Hauses sind: Friedrich I. 1415—1440. Friedrich II., der Eiserne, 1440—1470. Albrecht Achilles 1470—1486. Johann Cicero 1486—1499. Joachim I. 1499—1535. Joachim II. 1535—1571. Johann Georg 1571—1598. Joachim Friedrich 1598—1608. Johann Sigismund 1608—1619. Georg Wilhelm 1619—1640. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, 1640—1688.

liche Beschlagnahme und somit eine Eroberung der streitigen Lande fürchtete — in der That ward Leopold, Ferdinands von Steiermark Bruder, Bischof von Straßburg und Passau, zum Administrator derselben ernannt — so vereinten sich Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm zu Dortmund, 1609, und besetzten sie zunächst gemeinsam. Zugleich sahen sie sich nach Hilfe gegen den Kaiser und gegen die zu ihm stehende Liga um. Diese fanden sie in der Union und in Heinrich IV. von Frankreich, der die Vorherrschaft des spanisch-östreichischen Hauses in Europa durch einen Krieg zu brechen gedachte und vor allem hindern wollte, daß die Habsburger sich am Niederrhein ausdehnten. Schon waren Union und Liga am Rhein und Main handgemein, Heinrich IV. rüstete ein großes Heer — als er von Ravaillacs Dolche fiel, 1610. Dies änderte schnell die Lage; Union und Liga vertrugen sich 1610, da erstere mit dem Tode Friedrichs IV. ihr Haupt verlor, Maximilian aber, der Führer der letzteren, die Habsburger gleichfalls nicht zu mächtig werden lassen wollte. Dagegen entzweite sich Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm wieder. Letzterer ward katholisch, heiratete eine Schwester Maximilians und ward Mitglied der Liga; Johann Sigismund trat zum Calvinismus über und schloß sich Holland und England, überhaupt den gegen Habsburg wirkenden Mächten in Europa an. In diesem Kampf wurden wieder spanische Truppen unter Spinola von Seiten Wolfgang Wilhelms und der Liga an den Niederrhein gezogen, die fürchterlich hausten und Düsseldorf, Mühlheim und Wesel besetzten. Dagegen faßten dann auch die Holländer festen Fuß in Jülich und Cleve. Mehr und mehr begannen auf deutschem Boden bereits die Fremden ihr Wesen zu treiben. Zuletzt, 1614, vereinigten sich Brandenburg und Neuburg zu einer vorläufigen, erst viel später endgiltig gewordenen Theilung; durch diese kamen Cleve, Mark und Ravensberg zu Brandenburg, während Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg fielen. Doch blieben die Fremden im Lande. Noch einmal ruhten die Waffen der großen Parteien, die sich bereits drohend erhoben gehabt.

Der dreißigjährige Krieg. Der böhmische Krieg.

Rudolf II. starb 1612, verbittert durch den unglücklichen Kampf mit seinem Bruder Matthias, der ihm zuletzt auch noch Böhmen entrissen hatte. Matthias (1612—1619) wollte aus Staatsklugheit eine vermittelnde Stellung zwischen Katholiken und Protestanten einnehmen. Da aber die Verwirrungen nicht endeten, in Ungarn der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, von den Türken unterstützt, immer mächtiger ward, auch die pro-

testantischen Stände Oestreichs immer trotziger auftraten: so suchte er, da er kinderlos war, dem kräftigsten des Hauses, dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark (S. 331), die Nachfolge, zunächst in den östreichischen Kronländern, zu sichern. Als er mit ihm zu den Böhmen kam (1617), erwählten ihn diese auch, wenngleich unter dem Widerspruch der entschiedeneren Protestanten, zu ihrem zukünftigen Könige, und Matthias begab sich nun, nachdem Ferdinand alle Rechte der Böhmen, also auch den Majestätsbrief (S. 329) durch sein Wort verbürgt hatte, mit ihm in gleicher Absicht nach Ungarn. In der Zwischenzeit sollte Böhmen durch 10 Reichsräthe regiert werden. Aber gleich nachher begannen Streitigkeiten. Der Abt von Braunau (an der schlesischen Grenze) hatte eine im Bau begriffene evangelische Kirche schließen, der Erzbischof von Prag eine zu Klostergrab (unweit Teplitz) bereits erbaute gar niederreißen lassen. Die protestantischen Stände sahen darin eine Verletzung des Majestätsbriefes und klagten darüber bei Matthias. Sie erhielten eine ungnädige Antwort, in der sie sogar als Aufrührer bedroht wurden. Nun glaubten sie, dieser Bescheid sei veranlaßt durch den gehässigen Bericht zweier der Reichsräthe, Martinitz und Slavata; und als bald darauf auf Einladung des heftigen und persönlich gekränkten Grafen Matthias Thurn die protestantischen Edelleute in Prag zusammenkamen, drang man aufs Rathhaus; es entstand ein Zank mit jenen beiden, der damit endete, daß nach altböhmischer Sitte die beiden Herren zum Fenster hinausgestürzt wurden (23. Mai 1618).

Mit dieser Gewaltthat an den kaiserlichen Räthen (daß sie mit dem Leben davon kamen, änderte an der Sache nichts) war der Bruch geschehen. Die böhmischen Protestanten — sie waren im Lande bei weitem die Mehrzahl — setzten nun unter Thurns Leitung eine eigene Regierung ein (30 Direktoren) und bereiteten alles zur Abwehr. Sie waren der östreichischen Macht weit überlegen, und was sie besonders in Vortheil setzte, war, daß die protestantischen Stände Oestreichs zu ihnen hielten. Matthias suchte erst zu vermitteln. Aber Ferdinand, im Bunde mit der Jesuitenpartei, drängte zum Kriege. Ehe eine Entscheidung erfolgt war, starb Matthias, 1619.

Als Ferdinand in Oestreich seine Regierung antrat, befand er sich in der schwierigsten Lage, denn böhmische Truppen unter Thurn waren schon bis Wien gerückt, Bethlen Gabor drohte von Ungarn her, und die östreichischen Edelleute drängten Ferdinand in seiner eigenen Hofburg, ihnen ähnliche Rechte zu geben, wie die Böhmen durch den Majestätsbrief besaßen, und ihnen die Konföderation mit den Böhmen zu gestatten. Nur die rechtzeitige Ankunft von 500 Reitern überhob ihn der Nothwendigkeit, sich solchem Ansinnen zu fügen, und die Unentschlossenheit der Feinde ließ ihm Zeit zu

weiterem Widerstand und zu umfassenden Rüstungen. Zu Frankfurt ward er darauf von den katholischen wie den protestantischen Kurfürsten, mit einziger Ausnahme von Kurpfalz, zum Kaiser gewählt (Ferdinand II., 1619—1637). Noch während der Festlichkeiten aber langte die Nachricht an, daß die Böhmen ihn als ihren König verworfen hätten. Diese entschieden sich nach einigem Schwanken für den jungen Friedrich V. von der Pfalz, durch welchen sie nicht bloß die Union (S. 331) zu gewinnen hofften, sondern auch die Hilfe Jakobs I. von England, mit dessen Tochter Elisabeth Friedrich V. vermählt war. Friedrich V., ein schwacher, lenksamer Jüngling, von seinem Berather, Christian von Anhalt, zu thörichten Hoffnungen und Unternehmungen verleitet, nahm die Wahl an, trotzdem daß seine alte Mutter beim Abschied klagte: „jetzt geht die Pfalz in Böhmen.“ Nun sandte Maximilian von Baiern dem Kaiser seine Truppen und die der Liga zu Hilfe. So konnte 1620 ein wohlgerüstetes Heer durch Oberöstreich nach Böhmen vordringen. Die Böhmen waren uneinig unter mehreren Führern, dem unentschlossenen Thurn und dem abenteuernden, zweideutigen Ernst von Mansfeld; zudem schloß die Union kleinmüthig mit der Liga Frieden. Des Kaisers Drohungen schreckten alle übrigen deutschen Fürsten, helfend einzutreten. Die Lutheraner waren ohnehin durch theologische Streitigkeiten dem reformirten Friedrich V. entfremdet; ja Johann Georg von Kursachsen war im Bunde mit Ferdinand. Ohne Schlacht wichen die Böhmen bis unter die Mauern Prags. Hier, auf dem weißen Berge, kam es am 8. November 1620 zum Entscheidungskampf, in welchem die Böhmen völlig geschlagen wurden. Friedrich V. hatte sich eben von der Tafel erhoben, als ihm unter dem Thore schon die Flüchtigen entgegenströmten. Anstalten zur Vertheidigung der Stadt hatte man nicht getroffen, das Heer war vernichtet, die Bürgerschaft kleinmüthig und verzagt, Rettung nur noch in der Flucht. Noch in derselben Nacht verließ Friedrich Prag und damit auf immer Krone und Herrschaft. Prag ergab sich, ganz Böhmen ward besetzt, ebenso Mähren und Schlesien, die damals noch immer als Nebenländer Böhmens betrachtet werden konnten. In seinen Sturz zog Friedrich V. auch den mit ihm verbündeten Markgrafen Johann Georg, einen Fürsten aus dem Hohenzollernschen Hause, der in Schlesien das Herzogtum Jägerndorf besessen und dies jetzt ebenfalls an den Kaiser verlor.*)

Böhmen war durch die Streitkräfte der Liga unterworfen. Der Kaiser, dem es Maximilian, das Haupt derselben, zurückgab, beeilte sich, da es als

*) Mit seinem Sohne starb seine Linie aus, und Kurbrandenburg hätte nun folgen müssen: ein Recht, das 1740 Friedrich der Große geltend machte.

rebellisches Land seine bisherige Verfassung verwirkt habe, mit den ständischen Rechten zugleich den Protestantismus auszutilgen. Er zerschnitt den Majestätsbrief. Mit seinen Ständen in Oestreich war er bereits fertig; sein Schwager, der König Sigismund von Polen, hatte ihm Soldaten geliehen, wilde Kosakenscharen, mit denen er das Land gebeugt, die protestantischen Kirchen geschlossen und die Einwohner wieder in die Messe getrieben hatte. Fast noch strenger, blutiger und unerbittlicher traf sein kalter, zäher Religionshaß jetzt Böhmen. Die Strafe zögerte, und die am Aufstande Betheiligten waren schon sicher geworden. Da plötzlich begannen die Verhaftungen. Auf dem Markt zu Prag fielen 27 Köpfe der vornehmsten Führer; die Geflüchteten wurden ihrer Güter beraubt. Tausende von Familien wanderten ins Elend. Die evangelischen Kirchen wurden wieder dem katholischen Gottesdienst eingeräumt; die Universität, die Schulen den Jesuiten übergeben, Böhmens alter Freiheitstrutz, sein Wohlstand, sein Glauben war zu Boden geschlagen; über das Land kam die Ruhe eines Kirchhofs. In den deutschen Erblanden Ferdinands war die katholische Glaubenseinheit wieder hergestellt, kaum noch hielten sich unter schwerem Druck kümmerliche Reste evangelischer Gemeinden; nur in Ungarn ward vorläufig noch die Religionsfreiheit gewahrt.

Der dreißigjährige Krieg. Der Krieg in der Pfalz und in Niedersachsen.

Der böhmische Krieg, der erste Anfang entsetzlichen Unglücks für das ganze protestantische Deutschland, hatte bei den evangelischen Glaubensgenossen lange nicht die Theilnahme gefunden, die er verdiente; ja die lutherische Bevölkerung von Sachsen und Brandenburg war wohl damit zufrieden, daß die Calvinisten hier eine Demüthigung erfuhren. Der Kurfürst von Sachsen selber hatte im Einverständnis mit Ferdinand und Maximilian gehandelt und einstweilen die Lausitzen, die er bei dieser Gelegenheit zu erwerben hoffte, besetzt. Ohne Scham hatten die deutschen Kurfürsten geduldet, daß der spanische Feldherr Spinola von den Niederlanden her mit seinen Scharen verheerend in die Pfalz eingedrungen war. Als aber, 1621, der Kaiser den vertriebenen Friedrich von der Pfalz ohne Vorladung und Vertheidigung — ebenso wie es vordem Karl V. gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen gethan (S. 316) — ächtete und so seiner Kur entsetzt erklärte, als es offenbar wurde, daß er dieselbe auf den Führer der Liga, Herzog Maximilian, übertragen wollte, ward den Fürsten die drohende Gefahr klar; standen doch durch diese Veränderung fünf katholische Fürsten gegen zwei protestantische. Zwar die Union, weit

entfernt ihrem früheren Führer Hilfe zu bringen, löste sich kläglich auf, aber die norddeutschen Stände wurden für ihre Unabhängigkeit bange und beriethen unter Führung Christians IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein dem niedersächsischen Kreise zugehörte (S. 226), wie man Friedrich V. im Besitze seiner Kurlande schützen könne. Aber es fehlte auch jetzt allen an Ernst und Muth, und der Dänenkönig selber hatte vielmehr protestantische Bistümer im Auge — Bremen, Verden, Osnabrück — die er an seine Familie bringen wollte, als die Sache der Religion und Freiheit. Die beiden wichtigsten norddeutschen protestantischen Mächte blieben lau: Sachsen unter Johann Georg im Einverständnis mit dem Kaiser, Brandenburg unter Georg Wilhelm in einer schwächlichen Neutralität. — Noch hielten sich jedoch in der Pfalz Heidelberg, Frankenthal und andere Orte gegen die spanischen Truppen. Ernst von Mansfeld, der die Oberpfalz nicht gegen Maximilian und Tilly hatte halten können, zog zuerst plündernd durch das Elsaß und ging dann gleichfalls in die Rheinpfalz hinüber.

Es beginnen nun jene Verwüstungen der Generale und der Heere, durch welche der 30jährige Krieg so verhängnisvoll geworden ist. Verschiedene Feldherren — eher Bandenführer, Condottieren, zu nennen — spielen dabei eine hervorragende Rolle. Ernst von Mansfeld, aus einer katholischen Soldatenfamilie, hatte erst gegen die Protestanten, dann für sie gekämpft. Er führte den Krieg für Friedrich V. theils mit englischem und niederländischem Gelde, theils durch Kontributionen und Brandschatzungen auf Kosten der Länder, in denen er stand; diese Art, den Krieg sich selbst ernähren zu lassen, war nicht mehr neu (S. 321), aber ward nun erst allgemein. Ihm gegenüber stand Tilly, der bereits dem bairischen und östreichischen Hause wichtige Dienste gegen die Ketzer geleistet, der Feldherr Maximilians; ein kleiner, fast komisch aussehender Mann, mit spitzem Bart und lang vom Hut herabwallender, rother Feder, mönchisch in seinen Grundsätzen, wunderlich in seinem Wesen, furchtbar, entschlossen und schlau in seinen Kriegsunternehmungen, kurz ein Mann ohnegleichen, wie sein Fürst nicht ohne Grund sagte, wenn man die Verbindung von kriegerischer Begabung und Gehorsam ins Auge faßt. Eine Unterstützung fand Mansfeld an dem wackeren Georg Friedrich von Baden-Durlach, der, um nicht sein Land zu gefährden, die Regierung desselben seinem Sohne überlassen hatte und nun als bloßer Parteigänger Friedrichs V. am Rheine kämpfte. In Westfalen und Niedersachsen aber trat der abenteuerliche protestantische Fürstbischof von Halberstadt, Christian von Braunschweig, für den vertriebenen Kurfürsten auf. Dieser wilde, zügellose Jüngling hatte noch einen Anflug von Ritterlichkeit. Mit dem Handschuh der Pfalzgräfin am Hut, focht er

für die Dame. „Gottes Freund, der Pfaffen Feind," lautete sein Wahlspruch, mit dem er, freilich unter Plünderungen und Verwüstungen, die Wiederherstellung des Protestantismus in den erst kürzlich wieder katholisirten Ortschaften der geistlichen Stifter Westfalens betrieb. — Georg Friedrich von Baden und Ernst von Mansfeld gewannen zusammen bei Wisloch südlich von Heidelberg (27. April 1622) einigen Vortheil über Tilly. Dann, nachdem sie sich veruneinigt und getrennt, ward Georg Friedrich bei Wimpfen am Neckar von Tilly geschlagen (6. Mai 1622). Christian von Braunschweig, der von Westfalen mit bedeutenden Truppen heranzog, ließ sich zu einer Schlacht verlocken, ehe er sich mit Mansfeld vereinigt hatte, und erlitt bei Höchst am Main (20. Juni 1622) eine Niederlage. Da ließ Friedrich V. durch seinen Schwiegervater Jakob I. (S. 335) sich bewegen, die Söldnerführer zu entlassen. Damit war die Pfalz für ihn verloren. Durch einen Machtspruch des Kaisers bekam Maximilian die Kurwürde und die an sein Herzogtum anstoßende Oberpfalz (1623). Die Rheinpfalz hatte der Kaiser durch spanisches Kriegsvolk besetzt und dachte sie selbst zu behalten.

Ernst von Mansfeld aber und Christian von Braunschweig führten die Reste ihrer wilden Scharen durch Elsaß und Lothringen in die Niederlande, um dort mit ihnen gegen die Spanier zu kämpfen. Da sie aber dem Lande selbst eine Geißel waren, wurden sie hier bald entlassen und sie fielen nun wieder in Deutschland ein, Christian in den niederrheinisch-westfälischen Kreis, wo er die katholischen Stifter brandschatzte, Ernst in das reformirte Ostfrisland, wo er die reichen Bauern und Städte plagte. Inzwischen aber rückten die Kräfte der katholischen Mächte in weitem Halbkreise langsam vor: die Spanier rheinabwärts gegen Holland, die Truppen der Liga über Hessen nach Westfalen und der Weser zu. Der unverhohlene Plan der Liguisten wie des Kaisers war, alle geistlichen Gebiete, die im Nordwesten Deutschlands protestantisch gemacht worden, wieder in Besitz zu nehmen und, indem das protestantische Norddeutschland in seiner Glaubenseinheit zersetzt sei, die Wiederherstellung des Katholizismus auch hier zu beginnen. Tilly schlug den letzten ihm gegenüber stehenden Gegner, Christian von Braunschweig, noch einmal bei Stadtlohn im Münsterschen (6. August 1623) und blieb mit seiner Heeresmacht in diesem Kreise stehen. Immer gefahrvoller gestaltete sich die Lage für die norddeutschen Lutheraner. Der niedersächsische Kreis, der sich zunächst bedroht sah, traf nun wirklich einige Vertheidigungsmaßregeln; er ernannte Christian IV. von Dänemark zum Kreisobersten, was bei der Stellung des Königs zum Kaiser einer Kriegserklärung gleichkam. Tilly dagegen besetzte das an der Grenze des niedersächsischen Kreises gelegene Hörter, und nun führte Christian IV. sein Heer an die

Weser, während auch Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld wieder im Felde erschienen.

An der Spitze stand, da das Welfische Haus, das bedeutendste Niedersachsens (S. 227), in sich zersplittert war, als Kriegsoberster Christian IV. von Dänemark, also ein fremder Fürst, dem es im Kriege vor allem um seinen Vortheil zu thun war. Bisher hatte er sich als einen Feind deutscher Bürgerfreiheit gezeigt, hatte die Hansa (S. 263) völlig aus den nordischen Meeren verdrängt und hatte sich oft eitel und anmaßend benommen. Und dieser Mann war jetzt der einzige Schützer der protestantischen Sache! Denn noch immer hielten Sachsen und Brandenburg (also der obersächsische Kreis) sich neutral. Im Jahre 1625 begann so ein zweiter Hauptakt des Krieges, den man den dänisch-niedersächsischen nennen kann. Der Kaiser führte ihn jetzt mit eigenem Heer. Lange hatte es ihn gedrückt, daß er alles Maximilian, der Liga und dem Feldherrn derselben, Tilly, zu danken hatte; denn Maximilian hatte sich alle Hilfeleistungen theuer vergelten lassen. Jetzt erbot sich ihm ein Mann, ein eigenes Heer zu stellen, ohne daß es dem Kaiser das Geringste kosten solle. Dieser Mann war Albrecht von Waldstein (Wallenstein), ein protestantischer Böhme von Geburt, dann in einer Jesuitenschule dem katholischen Glauben gewonnen, ein Mann von dämonischer Heftigkeit und finsterem, verzehrendem Ehrgeiz, der ihn früh nach Italien, dann den geheimen Wissenschaften in die Arme getrieben hatte. Durch Heirat zu bedeutendem Reichtum gelangt, durch glänzende militärische Eigenschaften und Erfolge rasch zu hohen Ehren gestiegen, hatte er zuletzt durch große Güterkäufe und kaiserliche Schenkungen bei den böhmischen Aechtungen (S. 336) fürstliche Macht und Besitzungen gewonnen und war zum Fürsten von Friedland erhoben. Prachtliebe und doch zugleich gute Haushaltung verbanden sich in ihm. Dieser unternahm es, nach Mansfelds und Christians Vorbilde, ein Heer aufzustellen, das nach einem großartigen Kontributionssystem in den Ländern, wo es stünde, sich selbst erhalten sollte. Er ist der größte und furchtbarste all dieser Bandenführer. Sein Gedanke war, dem Kaiser eine eigene militärische Macht zu stiften, die sich über ganz Deutschland ausbreitete, sowohl die liguistische wie die kurfürstliche einflußlos mache und ihm eine unbeschränkte Gewalt sichere. Feiner Formen kundig, war er schonungslos im Dienst und, im Zorn, brach er (wie Napoleon) in brutaler Art los; in Worten prahlerisch, in seinem Benehmen rücksichtslos, phantastisch und doch besonnen zugleich. Die Soldaten hielten ihn für „fest", mit den bösen Geistern im Bunde. — Indessen stand Christian IV. von Dänemark noch in der Wesergegend, ihm gegenüber Tilly in Hessen und südlich vom Harz im Eichsfeld Wallenstein mit dem neugeworbenen kaiser-

lichen Heer, das sich bis in das Halberstädtische und Magdeburgische ausbreitete. Obwohl Wallenstein unter seinen Truppen Disciplin hielt und den Bürger neben dem Soldaten bestehen lassen wollte, blieben doch mannigfache Bedrückungen nicht aus. — Zu einer Entscheidung kam es in diesem Jahre nicht. Christian IV. erlitt zu Hameln beim Umritt über den Wall einen schweren Sturz mit dem Pferde und ging für diesmal zurück. Die Heere blieben mit allen Greueln der Verwüstung im Lande stehen.

Aber im Frühling 1626 erschien Christian IV., von England und Holland mit Geld unterstützt, mit neuen Heereskräften wieder auf dem Schauplatz. Rechts, nach Westfalen hinein, schloß sich ihm Christian von Braunschweig, links, gegen die mittlere Elbe hin, Ernst von Mansfeld an. Gegen letzteren zog Wallenstein und schlug ihn an der Dessauer Brücke (25. April 1626). Der Mansfelder warf sich rückweichend nach Brandenburg, wohin er nun auch den Krieg zog, verstärkte sich wieder und wollte sich nun durch Schlesien nach Ungarn wenden, um sich mit Bethlen Gabor (S. 333), der eben einen neuen bedrohenden Zug gegen Ferdinand II. durch Ungarn heran unternehmen wollte, zu vereinen. Wallenstein folgte ihm durch die Lausitz, Schlesien, Mähren, bis tief nach Ungarn. Bethlen Gabor aber unterhandelte bereits über einen Frieden mit Oestreich, und Mansfeld suchte nun, nachdem sein Heer sich zerstreut, zu Meer Venedig zu erreichen; auf der Reise aber starb er, wild und trotzig, wie er gelebt, indem er sich den Panzer anlegen ließ und stehend, von Freunden gestützt, den Tod erwartete. Ihm war der wilde Christian von Braunschweig nach rasch verstürmter Jugend bereits im Frühling desselben Jahres vorausgegangen.

Während Wallenstein durch den Mansfelder vom Kriegsschauplatze abgezogen wurde, war Tilly nach anfänglichen Erfolgen vor Christian IV. bei Nordheim zurückgewichen. Schon glaubte dieser auf Thüringen und Franken vordringen zu können, als Tilly einen zurückgelassenen Wallensteinschen Heerhaufen an sich zog und gegen ihn vorbrach. Christian IV. wollte nun über den Harz in sein festes Lager bei Wolfenbüttel zurückgehen, wurde aber am nordwestlichen Ende dieses Gebirges, wo die Hohl- und Waldwege zur Ebene hinabführen, bei Lutter am Barenberge, von jenem ereilt und vollständig geschlagen (27. August 1626). Tilly drang infolge dieses Sieges nun bis an die untere Elbe vor, wo jedoch Christian sich hielt. Im folgenden Jahre (1627) kam Wallenstein mit verstärkter Heeresmacht aus Ungarn zurück, rückte durch Schlesien und die Lausitz, spottete der brandenburgischen Neutralität, zog in Mecklenburg ein. Dann verband er sich mit Tilly, jagte den Dänen aus Holstein, Schleswig und Jütland auf seine Inseln und nahm nun, während sein Heer auf Kosten Brandenburgs und Pommerns

lebte, die kühnsten Pläne auf. Mecklenburg, dessen Herzöge ohne Spruch und Recht verjagt wurden, ließ er sich selbst vom Kaiser zusprechen. Die Reste der alten hanseatischen Macht (S. 266) sollten sich mit der spanischen Flotte verbinden, die freien Niederlande bekämpfen und die Habsburgische Herrschaft auch über die nordischen Meere tragen; andererseits wollte man Polen die Hand reichen und Schweden bezwingen, die letzte protestantische Macht im Norden, die noch aufrecht stand. Schon nannte sich Wallenstein „Admiral des baltischen und oceanischen Meeres." Aber an den Mauern der Stadt Stralsund, die Wallenstein nehmen wollte, „und wenn sie mit Ketten am Himmel hinge", an ihrer mannhaften Bevölkerung, ihrem tüchtigen Bürgermeister, ihren unverzagten Worthaltern (Rathsherren), brachen sich zuerst die hochfliegenden Pläne Wallensteins und des neu erstarkenden Hauses Habsburg, 1628.

Noch zwar stand Kaiser Ferdinand so siegreich und übermächtig da, daß er glaubte, er könne jetzt gegen den Protestantismus den Vernichtungsstreich führen. Namentlich aber drängte ihn Maximilian von Baiern und die Liga, den lang beabsichtigten Schritt zur Rückforderung der geistlichen Gebiete zu thun, und so erließ er, trotz Wallensteins Abmahnung, am 6. März 1629 das Restitutionsedikt. Auf Grund des geistlichen Vorbehalts (des reservatum ecclesiasticum S. 321) sollten alle katholischen Stifter, die seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogen und säkularisirt worden waren, herausgegeben werden. Dadurch wären eine Menge geistlicher Gebiete z. B. in Norddeutschland Bremen, Verden, Hildesheim, Magdeburg, Havelberg, Brandenburg u. a. den Protestanten wieder verloren gegangen, und wären mit katholischen Bischöfen besetzt worden. Da diesen aber als Landesherren das Recht zustand, den Glauben ihres Landes zu bestimmen (S. 321), so konnte man eine Zertrümmerung des Protestantismus voraussehen. Denn auch in Franken und Schwaben ward das Edikt geltend gemacht. Das Privatvermögen aller Fürsten war bedroht, die Güter von 6000 Edelleuten für verfallen erklärt; außerdem sollten künftig nur die der augsburgischen Konfession Zugehörigen, mithin keine Calvinisten, im Reiche geduldet werden. Auch deckte dies Restitutionsedikt nur vorläufig die weitere Absicht, überhaupt alle seit der Reformation eingezogenen geistlichen Güter wieder zurückzufordern. — Kurze Zeit nachher erhielten die Dänen, mit denen schon länger verhandelt ward, unter günstigen Bedingungen*) Frieden zu Lübeck am 12. Mai 1629. Dem Kaiser schien sich

*) König Christian selbst soll erstaunt ausgerufen haben: „Mein lieber Gott, der Kaiser giebt mir mehr, als ich begehrt".

die Aussicht auf eine höchste, unumschränkte Gewalt zu eröffnen, wie sie selbst Karl V. nach dem schmalkaldischen Kriege umsonst erstrebt hatte. Schon erklärte Wallenstein laut: man bedürfe der deutschen Stände nicht mehr, der Kaiser müsse Herr in Deutschland werden, so gut wie die Könige in Frankreich und Spanien es in ihren Gebieten seien.

Da wurden auch die katholischen Fürsten im Reiche für ihre Unabhängigkeit besorgt. An ihrer Spitze stand Maximilian von Baiern, dem der Kaiser seine ersten Siege verdankte. Besonders Wallenstein war ihnen verhaßt, der dem Kaiser diese Macht gegeben und ihm die Liga entbehrlich gemacht hatte. Ganz Europa wurde besorgt, vor allem das auf die spanisch-östreichische Monarchie eifersüchtige Frankreich, welches seit 1624 von dem staatsklugen Richelieu gelenkt wurde. Letzterer begann in Italien gegen die Habsburgische Macht vorzudringen und mit Maximilian von Baiern Einverständnisse anzuknüpfen. Indes trat, 1630, zu Regensburg ein Kurfürstentag zusammen, und hier wurden von allen Seiten die bittersten Klagen laut. Und Ferdinand II., der gerade seinen Sohn Ferdinand zu seinem Nachfolger (zum römischen König) erwählt zu sehen wünschte, entschloß sich, Wallenstein fallen zu lassen. Dieser empfing kalt und stolz die Kunde von seiner Entlassung, da er schon aus den Sternen gelesen, „wie der Geist des Kurfürsten von Baiern des Kaisers seinen dominire.“ Nicht seine Entsetzung ärgerte ihn, sondern daß ihm mit Mecklenburg auch seine reichsfürstliche Würde entzogen war. Er trat mit königlicher Pracht in das Privatleben zurück, der Zeit harrend, wo man ihn nöthig haben würde.

Der dreißigjährige Krieg. Der schwedische Krieg. Gustav Adolf.

Denn noch ehe Wallenstein entsetzt war, war schon wieder ein neuer Kämpfer auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Es war Gustav Adolf, König von Schweden. Auch dieser war von der östreichischen Uebermacht bedroht. Der König Sigismund von Polen, ein Schwager des Kaisers, und, obwohl ein Wasa (S. 343), doch von gleichem katholischen Eifer wie er beseelt und politisch mit ihm verbunden (S. 336), bestritt Gustav Adolf, seinem Vetter, die schwedische Krone. Wallenstein hatte ihm von Pommern und Brandenburg aus Truppen zu Hilfe gesandt. Gustav Adolf aber fühlte sich berufen, Vorkämpfer und Retter des Protestantismus in Europa zu werden. Er hatte eine große Seele: mit hoher Klugheit und Willensstärke paarte sich tiefe und echte Frömmigkeit, die er in der That bewährte, in Gerechtigkeit, Güte und Milde. Hellen Verstandes, überschaute er weltliche und geistliche Dinge mit gleicher Klarheit und Sicherheit. Sein hoher

Charakter strahlte aus dem herrschenden blauen Auge, aus dem offenen Angesicht. Er allein in dieser Zeit bändigte die wilden Triebe der Soldaten, hielt strenge Mannszucht und ließ auch die Feinde menschlich behandeln. Sehr schweren Leibes, theilte er doch alle Mühen und Gefahren seiner Soldaten. Seiner Führung folgte der gemeine Mann wie der General mit unbedingtem Vertrauen, war doch jeder sicher, daß ihm, dem Schöpfer und Meister einer neuen Kriegskunst, niemand widerstehen könne, der noch dem Alten huldige.

Freilich ist Gustav Adolf nicht bloß ein Ritter gewesen, der für den Glauben kämpfte. Er war ein **König**, der für sein Land kühne und weitreichende Entwürfe hegte. Seitdem jener **Gustav Wasa**, dessen Enkel er war, zuerst die Reformation in Schweden eingeführt hatte, war die Macht des Hauses Wasa fast ohne Unterbrechung im Wachsen geblieben. Zu Schweden gehörte **Finnland**, **Esthland**, **Livland**, **Ingermannland**; **Kurland**, noch ein selbständiges Herzogtum, stand unter seinem Einfluß; es beherrschte also fast alle Länder um die Ostsee, die einst deutscher Kultur theilhaftig geworden (S. 176, 263). Nur **Preußen**, das ehemalige Ordensland (S. 254), seit 1618 brandenburgisch, und Pommern fehlten in diesem Kreise. In Pommern ging der alte Herzogsstamm auf die Neige; starb Bogislav XIV., so mußte das wichtige Land nach altem Vertrag an Brandenburg fallen (S. 234). Es schien nahe zu liegen, daß Gustav Adolf auch diese Länder erwürbe, um so die Ostsee zu einem schwedischen Meere zu machen. Wie hätte der schwache Kurfürst von Brandenburg ihn daran hindern sollen? Faßten aber die Habsburger an der Ostsee festen Fuß, wie sie das wollten (S. 341), dann war es mit dem „Dominium“ des baltischen Meeres für den Schwedenkönig vorbei, ja diese Machterweiterung Oestreichs, das mit Sigismund von Polen verbündet war, bedrohte seine Existenz. Um so mehr mußte er trachten, ihnen zuvorzukommen. — Richelieu unterstützte ihn, da beide dasselbe Ziel hatten: die Bekämpfung der Habsburgischen Uebermacht; und so hatte er ihm zuvor einen Waffenstillstand mit Polen vermittelt, um ihm in Deutschland freie Hand zu schaffen.

Am 6. Juli 1630 landete Gustav Adolf mit 13,000 Mann auf der Insel Usedom nahe der Peenemündung. Sein Heer bestand aus kriegsgeübten Truppen, voll strenger, frommer Zucht, voll edler Einfachheit und glühender Kampfbegierde. Er hoffte, da er als Vertheidiger der deutschen Freiheit und der evangelischen Kirche kam, die protestantischen Fürsten würden sich ihm anschließen. Er täuschte sich. Nur die fürchterlich gequälte Bevölkerung Norddeutschlands, die in ihrer Verzweiflung fast schon zu Aufstands- und Verschwörungsversuchen gekommen war, begrüßte in ihm den Retter vor den liguistischen und Wallensteinschen Scharen. Gustav Adolf mußte

also seine Stellung in Deutschland sich erst erkämpfen. Er rückte vor Stettin und zwang den alten Bogislav XIV. durch angedrohte Gewalt, ihm seine Hauptstadt zu öffnen. Dann traf er Maßregeln, sich Pommerns dauernd zu versichern. Jetzt erst, im Rücken gedeckt, den weit zerstreuten und schlecht geführten Kaiserlichen mit seinem wackeren Heere durchaus überlegen, rückte er ins Brandenburgische ein. Georg Wilhelm, sein Schwager, ein schwacher Fürst, hatte sich während des ganzen Krieges ängstlich um eine Neutralität bemüht, die aber niemand geachtet hatte. Er fürchtete bei Gustav Adolf Absichten auf Pommern und Preußen und zögerte, ihm näher zu treten. Indessen kam Tilly, jetzt Oberbefehlshaber der kaiserlichen und liguistischen Truppen, heran, wandte sich aber plötzlich auf Neu-Brandenburg im Mecklenburgischen, das von Schweden besetzt war, erstürmte es nach hartem Kampf, in dem fast die ganze Besatzung fiel, und gab die Stadt der Plünderung preis (1631); dann wandte er sich zur Belagerung von Magdeburg. Dagegen wieder eroberte Gustav Adolf Frankfurt a. d. Oder, wo kaiserliche Besatzung lag, und übte Vergeltungsrecht. Von da rückte er, im ersten Frühling 1631, auf Berlin zu. Er verlangte, um den Entsatz Magdeburgs ohne Sorge für seine Rückzugslinie unternehmen zu können, daß der Kurfürst ihm Spandau und Küstrin, bis die Magdeburger Angelegenheit entschieden sei, einräume. Die Unterhandlungen hierüber hielten ihn auf. In Potsdam ereilte ihn die Kunde von Magdeburgs Fall. Nun entbrannte sein Zorn; „mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten“ zog er vor Berlin und zwang den Kurfürsten zum Bunde.

Magdeburg, der feste Hort des Protestantismus und der wichtigste Verkehrsplatz in Norddeutschland, hatte, wie einst dem Interim (S. 318), so auch jetzt dem Restitutionsedikt und der Aufnahme des neu ernannten Fürst-Bischofs — des Kaisers Sohn, Leopold Wilhelm — so wie kaiserlicher Besatzung Widerstand entgegengesetzt. Die Stadt war deshalb von Wallenstein schon im Spätsommer 1629 belagert, dann nach dessen Entlassung den ganzen Winter hindurch von Pappenheim, dem besten General aus Wallensteins Schule, blokirt worden, den dann Tilly selbst mit seinem Heere noch verstärkt hatte. Dem vereinigten kaiserlich-liguistischen Heere war Magdeburg allein auf die Dauer nicht gewachsen. Gustav Adolf aber konnte bei der zweideutigen Haltung der beiden protestantischen Kurfürsten, von Brandenburg und Sachsen, die sich „beide also erwiesen, daß er nicht habe wissen können, ob sie Freund oder Feind“, keine Hilfe bringen.*) So fiel

*) Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, früher des Kaisers Verbündeter (S. 335), hatte, da ihm seit 1629 selbst die Gefahr nahe gerückt war, mit den meisten

Magdeburg (20. Mai 1631). Durch ein Manöver, als wollte der Feind abziehen, waren die Bürger getäuscht worden. Plötzlich in der Morgenfrühe wurden die schlecht bewachten Wälle erstiegen; mörderisch ward noch in den Straßen gekämpft; dann, nachdem die unglückliche Stadt angezündet war, ergossen sich Pappenheims und Tillys Scharen, Kroaten, Wallonen, die Hefe aller Völker, brennend, plündernd, mordend in Straßen und Häuser, und Greuel wie nie zuvor geschahen. Die Stadt bis auf den Dom und wenige Fischerhütten sank in Asche; von 35,000 Menschen gingen kaum noch 5000 wie Leichen aus den Kirchen und Verstecken hervor und erhielten des einziehenden Heerführers Gnade. Seit Trojas und Jerusalems Fall, schrieb dieser dem Kaiser, sei solch eine Victoria nicht gesehen worden. — Es war der letzte Uebermuth des Siegers.

Denn bald nahte Gustav Adolf, überschritt bei Tangermünde die Elbe und bezog ein festes Lager bei Werben an der Elbe nahe der Havelmündung. Tilly, der eben damals einen erfolglosen Versuch gemacht hatte, den Landgrafen von Hessen wegen seiner Verbindungen mit den Schweden zu züchtigen, bestürmte nun vergeblich die feste Stellung des Königs in Werben. Der „Unbesiegbare“ mußte zurück. Die Furcht vor ihm schwand, des Königs Stern leuchtete von Tag zu Tage heller. Noch in Werben kam der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel zu ihm, sich mit ihm zu verbünden, ein nicht minder entschlossener Fürst, als seine edlen Vorfahren es gewesen*), der auch zuerst sein protestantisches Volk gegen seine Dränger unter die Waffen gerufen hatte. Ein anderer, Prinz (Herzog) Bernhard von Weimar, ein Urenkel jenes geächteten und seines Landes beraubten Johann Friedrich (S. 317) war ihm schon zuvorgekommen. Und während Gustav Adolf nun die Mecklenburger Herzöge, freilich unter seiner Hoheit, wieder einsetzte, entschied sich auch die Stellung Sachsens. Tilly rückte, um den Kurfürsten von Sachsen vom Leipziger Konvent abzuziehen, in dessen Land ein. Seine schrecklichen Scharen setzten den Kurfürsten in Verzweiflung. Nun erst flehte er den Schwedenkönig an, er möge kommen, ihn zu retten. Gustav Adolf war bereits über die Elbe zurückgegangen, zog aber sogleich nach Sachsen hinauf, und vereinigte sich bei Düben mit

---

protestantischen Fürsten den Leipziger Konvent geschlossen, 1631, um sich den Waffen Schwedens wie dem Restitutionsedikt zu widersetzen: ein verzagter Widerstand, der nach keiner Seite hin Erfolg hatte.

*) In Hessen-Kassel hatten, seit Philipp des Großmüthigen (S. 327) Tode, treffliche Fürsten (Wilhelm I. der Weise 1567—1592, Moritz I. 1592—1627) regiert, die nicht bloß für Schule und Kirche, sondern auch für eine volkstümliche Wehrkraft gesorgt hatten; letztere bewies sich jetzt besonders wirksam.

den Truppen des Kurfürsten. Tilly hatte eben Leipzig genommen und erwartete nördlich dieser Stadt bei Breitenfeld den Gegner. Hier griff ihn Gustav Adolf am 17. September 1631 an, und hier ließ ihm Tilly, der Sieger in 36 Schlachten, Ruhm und Sieg. Die schweren Schlachtvierecke der Liguisten wurden von den leicht beweglichen Reihen der Schweden — Gustav Adolf hatte Füsiliere unter seine Reiter und unter seine Pikenträger gemischt — und ihren leichter zu transportirenden Geschützen auseinandergesprengt.

Nun stand kein Feind dem Könige mehr gegenüber. Der Sieg führte zum völligen Anschluß der meisten protestantischen Fürsten. Deutschland lag offen vor ihm. Er rückte zunächst schnell und ohne Hindernisse durch Thüringen an den Main, diesen hinab durch Franken, auf Frankfurt und Mainz zum Rhein. Als er hier seine Winterquartiere nahm, stand er auf der Höhe des Sieges. In den geistlichen Gebieten hatte er überall sich unmittelbar huldigen lassen; er gedachte dieselben ohne Zweifel zu säkularisiren. Auch verschob er es noch, die Pfalz an Friedrich V., der sich bei ihm einstellte, zurückzugeben. Vielleicht erhob sich jetzt in seiner Seele der große Gedanke eines protestantischen Kaisertums und einer innigen Verschmelzung der beiden stamm- und glaubensverwandten Länder, Schweden und Deutschland. Er dachte in dieser Zeit an eine Verlobung seiner einzigen Tochter Christina mit dem einzigen Sohne des brandenburgischen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen großen Kurfürsten. Doch waren diese großen und glänzenden Pläne, wenn sie wirklich gefaßt worden sind*), schwer zu verwirklichen. Auch würden sie kaum einer von beiden Nationen zum Heile gereicht haben. Ohnehin begann ihn die zweideutige Haltung des Kurfürsten von Sachsen, der zwar in Böhmen eingerückt war, aber es doch mit dem Kaiser nicht verderben wollte, und die Eifersucht Frankreichs, unter dessen Schirm sich Baiern und die geistlichen Fürsten zu flüchten begannen, sehr zu hemmen. — Mit dem kommenden Frühling 1632 trieb er Tilly aus Franken und zog in Nürnberg ein, dessen protestantische Bevölkerung ihn freudig empfing. Dann rückte er gegen Baiern. Die Grenze des Landes vertheidigend, fiel Tilly am Lech, 5. April 1632, von einer Kanonenkugel tödlich getroffen. Darauf wandte sich Gustav Adolf nach der freien Stadt Augsburg, wo er gleichfalls von den bedrängten Evan-

*) Der Wahrheit näher kommt wohl, was Oxenstierna (S. 349) später als Gustav Adolfs Plan bezeichnet hat, nämlich die Schöpfung eines skandinavischen Reiches, bestehend aus Schweden, Norwegen, Dänemark und den polnischen und deutschen Küstenländern der Ostsee.

gelischen mit Jubel empfangen wurde und sich förmlich huldigen ließ. Dann, während Maximilian von Baiern Regensburg besetzte, belagerte er Ingolstadt vergeblich, wandte sich aber dann auf München, das sich ihm ergab, und das er gnädig behandelte. Von da zog er nach Schwaben.

In Wien, wo man erst gespottet hatte, der „evangelische Makkabäus" werde, wie einst der Prager Winterkönig, schnell vor der kaiserlichen Glückssonne zerschmelzen, zitterte man nun um die eigene Sicherheit. Nur Wallenstein konnte retten. Schon bald nach der Schlacht bei Leipzig war er aufgefordert worden, das Oberkommando wieder zu übernehmen. Lange hatte der stolze Mann, dessen schadenfroher Triumph nun gekommen war, sich geweigert, dies zu thun. Im Dezember 1631 gelobte er jedoch auf vieles Dringen und Bitten, ein Heer innerhalb dreier Monate ins Feld zu stellen und auf eben so lange Zeit zu kommandiren. Und in der That, sein Name „ging wie der Kriegsgott durch die Welt." Eine Armee strömte zusammen, aus jenen Banden, die längst kein anderes Gewerbe kannten als den Krieg, und sammelte sich in Böhmen und Mähren. Natürlich konnte auch nur Wallenstein dieses Heer führen, und so ließ er sich endlich auch bereit finden, den Oberbefehl förmlich anzunehmen. Aber er that es auf Bedingungen, nach welchen er wie ein selbständiger Fürst mit seinem Kaiser verhandelte. Nicht bloß, daß er über alle Kriegsoperationen innerhalb Deutschlands entscheiden und selbst eine Stimme beim Friedensabschluß haben wollte; er machte auch aus, daß das Restitutionsedikt beim künftigen Frieden aufgehoben würde, daß er selber über die Einziehungen und Vertheilungen in den von ihm eroberten Gebieten entscheide. Auch wurde ihm Aussicht gemacht, Mecklenburg zurückzubekommen; für den Fall, daß dies unmöglich sei, erhielt er ein Reichsfürstentum gleichen Einkommens bestimmt zugesichert; einstweilen wurde ihm das Fürstentum Glogau verpfändet. Mißtrauisch, aber von der Noth gezwungen, hatte der Kaiser in alles gewilligt.

Wallenstein rückte, nachdem er Prag den Sachsen abgenommen und sich zum Meister in Böhmen gemacht hatte, über den Böhmerwald nach Franken vor. In Eger kam Maximilian zu ihm, verbarg seinen Haß und seine Beschämung, ja stellte sich sogar mit unter Wallensteins Oberbefehl. Dieser aber kümmerte sich gleichwohl um das vom Feinde besetzte Baiern durchaus nicht; dagegen bedrohte er Nürnberg. Die protestantische Stadt durfte Gustav Adolf nicht in Feindes Hand fallen lassen und eilte deshalb ihm zuvorzukommen. Kaum hatte er sein Lager geschlagen, so erschien auch Wallenstein und bezog eine uneinnehmbare feste Stellung. Lange lagen beide Heere gegen einander. Noth und Mangel trieben endlich den König gegen seinen

Willen zum Angriff (4. September 1632). Aber vergebens stürmte er den ganzen Tag; vergeblich faßte Bernhard von Weimar schon festen Fuß auf einer Höhe, welche „die alte Veste", den Schlüssel der feindlichen Stellung, beherrschte; die starke Stellung der Kaiserlichen trotzte jedem Angriff; Gustav Adolf sah die Blüte seines Heeres todt auf dem Schlachtfelde und konnte den Tag wie eine Niederlage ansehen. Schon begannen im protestantischen Heere Kleinmüthigkeit, Mißmuth und Zwiespalt um sich zu greifen. Gustav Adolf suchte vergebens, Meister des Krieges zu bleiben, ihn durch einen Marsch südwärts an die Donau zu verlegen. Wallenstein folgte ihm nicht, sondern zog mit furchtbaren Verheerungen nach Sachsen und zwang den Schwedenkönig, ihm zum Schutz dieses Landes zu folgen. So kam es noch spät im Jahre zur Entscheidungsschlacht. Wallenstein hatte seine Winterquartiere um Leipzig her, das er wie einst Tilly vor der Breitenfelder Schlacht (S. 346) eben erobert, nehmen wollen, und erwartete für jetzt keine entscheidende Schlacht mehr. Der Feldzug des Jahres schien geschlossen. Gustav Adolf aber, der in Eilmärschen zum Entsatz Sachsens herbeigeeilt war, stand, ehe es Wallenstein ahnte, schon bei Naumburg. Auf die Kunde von dem Abmarsch Pappenheims, den Wallenstein mit Reiterei und Fußvolk gegen Halle gesandt hatte, führte er rasch sein Heer gegen die Kaiserlichen zur Schlacht. Auf Lützens Ebene ward der harte Strauß, 16. November 1632, ausgefochten. Gustav Adolf, der das Glück auf dem weichenden rechten Flügel wiederherstellen wollte, fiel, von einem Schusse im Rücken durchbohrt, und kaum erkannte man später seine von Blut entstellte Leiche. Auf der andern Seite fiel Pappenheim, der noch zeitig genug von Halle zurückberufen war. Wallenstein selber, dem im dichten Kugelregen Mantel und Hut zerfetzt ward, ging ohne Wunde aus der Schlacht, aber ließ dem Feinde den Sieg. Er wich nach Böhmen und hielt hier ein furchtbares Strafgericht über sein Heer, das nicht standgehalten. Aber auch der Protestanten Verlust wog schwer, am schwersten der Tod des Königs, der wie einst Epaminondas im Schoß des Sieges gefallen. Er war der größte, edelste und reichbegabteste Mann, den dieser wüste Krieg aufzuweisen hat; obwohl von Geburt ein Fremder, ist er durch sein Wirken ein Deutscher im vollsten Sinne des Wortes geworden. Sein Tod nahm der protestantischen Partei die Seele und dem Kriege den großen Gedanken und den stolzen Flug der letzten Jahre.

Der dreißigjährige Krieg. Vom Tode Gustav Adolfs bis zum westfälischen Frieden.

An die Spitze der Heereskraft der Protestanten trat nach dem Tode des Königs Bernhard von Weimar, der die süddeutsche Streitmacht in Verbindung mit dem Schweden Horn befehligen sollte. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg sollte in Gemeinschaft mit einem schwedischen General die unbedeutenderen norddeutschen Truppen kommandiren. Leiter der Staatsangelegenheiten und der Verhandlungen mit fremden Mächten war der schwedische Kanzler Oxenstierna. So zersplitterte sich also, was bisher in Gustav Adolfs Person zusammengefaßt gewesen. Aber ein größerer Uebelstand kam hinzu. Hatten die deutschen protestantischen Fürsten die mitunter herrische Sprache des großen Königs Gustav Adolf schon schwer getragen, so konnte natürlich noch weniger eine willige Unterordnung stattfinden unter hochfahrende schwedische Generale und Minister, besonders unter die Anmaßungen der Familie Oxenstierna, die, da Gustav Adolf nur eine sechsjährige Tochter, Christina, hinterlassen, jetzt Schweden regierte. So ging die Einheit der Handlung verloren. Dagegen trat nun Frankreich, das bisher unter Richelieus Leitung sich mehr im Hintergrunde gehalten hatte, offen wirkend hervor. Oxenstierna und der französische Gesandte brachten zu Heilbronn, 13. April 1633, ein Bündnis des fränkischen, schwäbischen und beider rheinischen Kreise mit den Schweden zustande, wodurch für den Augenblick hier im Südwesten des Reichs ein Uebergewicht über die kaiserliche Partei hergestellt war.

Diese, die kaiserliche Partei, hatte, was den Protestanten fehlte, eine Einheit des Oberbefehls in Wallenstein. Aber immer mehr zeigte sich, daß die alles Maß übersteigende Gewalt, welche diesem Manne verliehen war, keinem, am wenigsten ihm selbst, Segen brachte. Nachdem er lange unthätig in Böhmen gestanden und mit Sachsen, ja selbst mit Schweden unterhandelt, rückte er im Sommer 1633 mit großem Pomp und kaiserlicher Pracht in Schlesien ein, woselbst ein schwedisches Heer unter dem Grafen Matthias Thurn, dem Urheber des Krieges (S. 334), zuletzt von ihm so umschlossen war, daß er es hätte gefangen nehmen können; doch gewährte er dem Feinde in einem „Accord" Leben und Freiheit, ging nach Böhmen zurück und begann seine Verhandlungen mit den protestantischen Kurfürsten von neuem. Indessen kam durch das Heilbronner Bündnis Maximilian von Baiern in große Noth; Regensburg, bisher von ihm besetzt (S. 347)

und als eine Vormauer Baierns und Oestreichs angesehen, ward von Bernhard von Weimar erobert. Wallenstein aber, vom Kaiser zu Hilfe gesandt, rückte nur bis in die Oberpfalz und kehrte dann wieder nach Böhmen zurück. Er schien dies militärisch so wichtige Land wie eine feste, herrschende Stellung anzusehen, von welcher aus er Frieden gebieten könne, und unterhandelte heimlich mit Frankreich, mit Schweden, mit allen Feinden des Kaisers — wie er es seinem Vertrage nach durfte, aber mit immer zweideutigerer Haltung gegen seinen Herrn. Dieser wollte ihn ohne feindlichen Bruch entfernen, indem er den eigenen Sohn, den jungen König von Ungarn, als Generalissimus an die Spitze des Heeres stellen wollte. Die Gefahr aber, vom Posten gerufen zu werden, trieb Wallenstein zu immer verwegneren Plänen; auf einem Tage zu Pilsen ließ er sich durch alle seine Obersten eine schriftliche Urkunde ausstellen, ihn nicht zu verlassen; ein Schritt, der einer Verschwörung fast gleich kam. Noch schien der Kaiser ziemlich milde darüber zu urtheilen, eine „Konfusion", nicht eine „Konspiration" nannte man wohl in Wien die Pilsener Vereinigung, aber die Hauptgegner Wallensteins, die Spanier und Maximilian von Baiern und die Strengkatholischen mit ihnen, wußten immer neues gegen den Feldherrn vorzubringen. Der Kaiser beschloß Wallensteins Absetzung, handelte aber in tiefer Verborgenheit und mit gewohnter Verstellung. Erst als man der meisten „Generalpersonen", namentlich eines Gallas, Piccolomini, Aldringer, die unter Wallenstein gedient, sicher war, warf man die Maske ab; Wallenstein, sein Schwager Terzka, Ilow, Neuman, Kinsky wurden entsetzt. Nun erst schritt Wallenstein zum völligen Abfall und begann mit den Schweden wegen seines Uebergangs zu unterhandeln, die ihm aber auch nicht recht trauten. In der Mitte eines Terzkaschen Regimentes, dem sich Butler mit seinen Dragonern unterwegs anschloß, zog er nach Eger, wo Truppen Bernhards von Weimar zu ihm stoßen sollten; aber ehe dies ausgeführt ward, traf ihn und seine oben genannten Freunde der Mordstahl von Verräthern, die in seiner nächsten Nähe sich gehalten und die er treu geglaubt (Butler, Gordon, Leßley, Deveroux u. a.). Er fiel in der Nacht des 25. Februar 1634. Der Kaiser war einer großen Gefahr erledigt, aber hatte auch seinen bedeutendsten Heerführer verloren.

Durch die Uneinigkeit der Protestanten gewannen die Katholischen bald neue Vortheile. Regensburg ward zurückerobert, dann drangen des Kaisers Heere, jetzt unter der Führung des Kaisersohnes vereinigt, die Donau hinauf und bedrohten Nördlingen. Als Horn und Bernhard von Weimar zum Entsatz dieser Stadt sich vereinten, kam es hier gegen die Kaiserlichen unter Gallas und des Kaisers Sohn zu einer blutigen Schlacht, in welcher

letztere entschieden siegten (6. und 7. September 1634). Horn selbst ward gefangen, Württemberg, Pfalz, Hessen von den kaiserlichen Truppen überschwemmt. Die Schlacht von Nördlingen war von höchster Wichtigkeit; sie gab den Kaiserlichen die Herrschaft in Oberdeutschland zurück, die Schweden wichen gegen die Nord- und Ostsee, und Frankreich ward aus seiner bloß zuwartenden Stellung gerissen und trat thätig in den Krieg ein. Bernhard von Weimar erhielt von dieser Macht die Gelder, um ein Heer aufzustellen, und zog den Krieg in den folgenden Jahren vor allem in das Elsaß und an den Oberrhein, wo zwischen ihm und den kaiserlichen Generalen, Gallas, Götz u. a., sowie dem bairischen, Johann von Werth, mit wechselndem Glück gekämpft wurde. Doch gestaltete sich im ganzen die Lage günstig für Bernhard, dem die Franzosen heimlich Elsaß als selbständiges Fürstentum gelobt hatten. Die Schweden dagegen, jetzt ebenso verwildert, wie alle Truppen dieser Zeit, hielten sich mehr in den Ostseegegenden. Es trat immer unverhüllter hervor, daß nur noch die Eroberung deutscher Grenzländer das Ziel der helfenden Fremden war.

Durch die Niederlage von Nördlingen fielen außerdem die lauen Freunde von der schwedischen Sache ab. Johann Georg von Sachsen, der nie ernsthaft Partei gegen den Kaiser ergriffen, suchte seine anfängliche Mittelstellung (S. 334) wieder einzunehmen. Er schloß deshalb am 30. Mai 1635 mit dem Kaiser Frieden, den sog. Prager Separatfrieden, dem bald fast das gesamte Norddeutschland, auch Brandenburg, beitrat; nur Hessen-Kassel beharrte bei dem Bündnis mit Schweden und Frankreich. Dieser Separatfrieden aber war ein schmählicher Abfall von der protestantischen Sache, um so schmählicher, als er unter der Maske reichsgetreuer Vaterlandsliebe geschah. Er war zugleich ein Sieg des Hauses Habsburg. Vortheil zog von den protestantischen Ständen aus ihm nur Sachsen, dem die Lausitzen und 4 magdeburgische Aemter abgetreten wurden. Das pfälzische Kurhaus ward nicht wiederhergestellt, Württemberg blieb in den Händen der Kaiserlichen. Nicht einmal der durch das Restitutionsedikt bedrohte Besitzstand der protestantischen Staaten wurde endgiltig gesichert. Es ward nur bestimmt, daß die nach dem Passauer Vertrag säkularisirten geistlichen Güter auf 40 Jahre, von 1627 an gerechnet, in den Händen der Besitzer bleiben sollten. Im übrigen verbot der Frieden den protestantischen Ständen den Abschluß von Sonderbündnissen sowie die Aufstellung selbständiger Heere, dagegen sollten dieselben gehalten sein, Truppen zum Heere des Kaisers zur Vertreibung der Schweden zu stellen. Die Unterwerfung der Stände unter den Kaiser konnte kaum vollkommener sein. Lange blieb der Kaiser im Vortheil, ohne doch den Krieg beenden zu können. Denn das eben war das

Elend dieses fürchterlichen Krieges, daß keine Macht der andern so überlegen war, um sie niederzuwerfen und daß, da zugleich alle Geldmittel fehlten, die Heere durch endlose Plünderungen erhalten werden mußten; diese nährten sich, selber elend und kümmerlich, von dem umstrittenen Boden, so lange noch ein Halm auf demselben grünte. — Endlich trat im Jahre 1636 ein Glückswechsel ein. Ein sächsisch-kaiserliches Heer zog gegen die in Mecklenburg und Pommern unter Banér stehenden Schweden, ward aber bei Wittstock in der Priegnitz (4. Oktober) in schimpfliche Flucht geschlagen. Im ganzen aber waren die Schweden in den folgenden Jahren unglücklich. Ihr Bundesgenosse Wilhelm von Hessen, von Land und Leuten vertrieben, irrte umher und starb bei einem Einfalle in Ostfrisland (1637). Wer mochte es da anderen Fürsten verargen, wenn sie wie der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg daran dachten, ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen?

Bei weitem der bedeutendste unter allen Kämpfern auf protestantischer Seite war Bernhard von Weimar. Zu Gustav Adolfs Zeiten hatte er Aussicht gehabt, sich ein Fürstentum aus den geistlichen Gebieten in Franken zu gründen. Nach des Königs Tode und der Niederlage von Nördlingen sah er sich genöthigt, sich ganz auf die Hilfsquellen der Franzosen zu verlassen. Die Pläne aber dieses Mannes, der echt protestantisch und deutsch gesinnt war, gingen darauf hinaus, sich im südwestlichen Deutschland, im Elsaß und der Franche Comté, ein eigenes Königreich oder Herzogtum zu gründen und keinen Zoll deutschen Landes in französische Hände fallen zu lassen. Durch glänzende Kriegsthaten und Siege z. B. durch die Schlacht bei Rheinfelden unweit Basel, 1638, durch die Eroberung von Breisach kam er diesem Ziele näher. Schon war er im Begriff, zugleich mit den wiedervorrückenden Schweden unter Banér die entscheidenden Schläge gegen Oestreich zu führen und selbst die Donau abwärts zu bringen, als er plötzlich am 18. Juli 1639 starb, wie er selbst meinte, an Gift, das ihm die Franzosen beigebracht, weil sie seine Erwerbungen für sich gewinnen wollten. Es war umsonst, daß er in einem förmlichen Testamente bestimmte, die von ihm besetzten Länder sollten deutsch bleiben, ebenso wie sein Heer. Letzteres, von Noth getrieben und von schlechten Führern verrathen, trat bald genug in französischen Sold und Gehorsam. Damit war auch diese deutsche Grenze den Fremden preisgegeben.

Indessen war der Kaiser Ferdinand II. gestorben, 1637, aber sein Sohn, Ferdinand III. (1637—1657), trat in seine Fußtapfen. Doch kam zum ersten Male seit dem Beginn des Krieges, zu Regensburg 1640, wieder eine Art von Reichstag zusammen, auf dem ernste Wünsche nach

Frieden laut wurden. Noch waren hier der Kurfürsten und Fürsten Gesandte beisammen, als der schwedische General Banér, in Verbindung mit dem französischen, Guébriant, den abenteuerlichen und verwegenen Plan faßte, sie insgesamt zu überfallen und aufzuheben. Fast wäre der schnelle und kühne Zug gelungen, hätte nicht Thauwetter plötzlich Wege und Flüsse schwer passirbar gemacht und zur Aufhebung der schon begonnenen Belagerung genöthigt, 1641. Bald darauf starb der wilde und ausschweifende Banér, und an seine Stelle trat Torstenson, der kühnste und begabteste dieser großen Generale aus Gustav Adolfs Schule, der, obwohl so gichtkrank, daß er meist in der Sänfte getragen werden mußte, doch mit Blitzesschnelle die Waffen von einem Ende des Reiches zum andern trug und einen letzten Aufschwung in den schleichenden Gang dieses Krieges brachte. Im Jahre 1642 drang er über Böhmen bis in das Herz von Oestreich vor, das noch keinen Feind gesehen hatte; dann zurückgekehrt, schlug er die Kaiserlichen unter dem Erzbischof Leopold Wilhelm (S. 344) und Piccolomini bei Leipzig, 2. November 1642. Da um dieselbe Zeit ein Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochen war — Dänemark hatte in Verbindung mit dem Kaiser den Frieden vermitteln und nebenbei vielleicht Hamburg gewinnen wollen — so eilte Torstenson 1643 mit seinem Heere durch Holstein und Schleswig bis in den Norden Jütlands, während die schwedische Flotte gleichfalls Dänemark so bedrängte, daß es Frieden schließen mußte und die Einmischung in den deutschen Krieg aufgab. Ein kaiserliches Heer unter Gallas, das ihm in die Halbinsel gefolgt war, manövrirte Torstenson 1644 so geschickt zurück, daß es ohne Schlacht ruinirt nach Böhmen heim kam. Im folgenden Jahre erschien er, nachdem er bei Jankau in Böhmen am 6. März ein kaiserliches Heer völlig geschlagen, vor Brünn, dann sogar in der Nähe Wiens. Doch nöthigten ihn Krankheiten und Mangel zurückzugehen; er legte das Kommando nieder, das nun an den General Wrangel überging.

Die Franzosen hatten unterdessen nach einer schweren Niederlage bei Tuttlingen an der oberen Donau, 1643, am Rhein und in Süddeutschland unter Turenne und Condé, den Meistern einer neuen Kriegskunst, mit wechselndem Glück gekämpft. Turenne ward 1645 bei Mergentheim in Franken von dem kaiserlichen Feldherrn Mercy und dem bairischen, Johann von Werth geschlagen: dagegen siegten jedoch im Herbst desselben Jahres unter Condé und Königsmark die Franzosen, Schweden und Hessen, welche letztere eine ansehnliche Kriegsmacht bildeten, bei Allerheim am Ries unfern Nördlingen über die Kaiserlichen und Baiern. Wrangel und Turenne bedrängten nun vereinigt Maximilian so heftig, daß er eine Zeit

lang unter französischer Vermittlung sich Neutralität erwarb (1647). Aber bald trat er wieder zu Oestreich. Da ergossen sich von neuem Turennes und Wrangels Scharen über sein Land bis zum Inn. Die Schweden fielen in Böhmen ein und nahmen unter Königsmark die Prager Kleinseite (1648). Als letztes Endziel des gemeinsamen Feldzuges ward Wien ins Auge gefaßt. Da gab Oestreich nach, und endlich kam die lang ersehnte Kunde, daß zu Osnabrück und Münster der Friede abgeschlossen sei.

Der westfälische Frieden. 1648.

Schon seit dem Ausgange der 30er Jahre hatten Abgeordnete der kriegführenden Mächte, des Kaisers, Frankreichs und Schwedens, in Hamburg über den Frieden verhandelt; Ende 1641 war man endlich so weit gekommen, kurz nachdem auch der Regensburger Reichstag (S. 352) zu gleichem Schlusse gelangt war, Münster und Osnabrück als die Orte, wo die abschließenden Verhandlungen geführt werden sollten, zu bezeichnen. Gleichwohl dauerte es noch bis in den April 1645, bis der Friedenskongreß eröffnet ward, und auch dann verzögerten die steifen Förmlichkeiten, die in allen Stücken herrschend geworden waren, und die Selbstsucht der Betheiligten, die auf möglichst großen Ländererwerb ausgingen, besonders die Ränke der Franzosen, den Friedensschluß in trauriger Weise. Erst der aufopfernden Bemühung des östreichischen Botschafters Trautmannsdorf dankte man endlich die Vollendung des unsäglich mühevollen Werkes, bei welchem alle einzelnen Reichsstände, die ihre „teutsche Libertät“ und das ius pacis et armorum — das Recht des Kriegs und Friedens — geltend machten, hatten mitreden dürfen. Endlich einigte man sich (24. Oktober 1648), aber auf Bedingungen, durch welche die schönsten Grenzländer Deutschlands aufgegeben, und das Reich selbst nicht nur in sich völlig aufgelöst, sondern auch fortwährender fremder Einmischung bloßgestellt ward. —

Vor allem verlangten Frankreich und Schweden für ihre angebliche Hilfeleistung Entschädigung. Frankreich begnügte sich endlich, nach den hochmüthigsten Forderungen, mit der Landgrafschaft im Ober- und Unterelsaß, dem Sundgau und der Landvogtei über die elsassischen Zehnstädte, alles Rechte und Besitzungen, die bisher Oestreich zu eigen gewesen. Straßburg wie die Bistümer, unmittelbaren Abteien und Herrschaften im Elsaß blieben nach wie vor dem Reiche allein unterstellt. Metz, Toul, Verdun, die schon seit 1552 von Frankreich besetzt waren (S. 320), wurden

nun förmlich ihm zuerkannt. Frankreich hatte also an einer Stelle bereits die so oft begehrte Rheingrenze erreicht und einen Stamm deutscher Zunge sich unterworfen.

Schweden verlangte ganz Pommern. Da aber Brandenburg unbezweifelt die nächsten Anrechte auf dieses erledigte Reichsland besaß, und Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der seit 1640 regierte, der Mann war, dieselben geltend zu machen, so gab es wenigstens Hinterpommern auf. Dagegen erhielt es Vorpommern samt den Inseln Rügen, Usedom, Wollin mit der wichtigsten Festung und Handelsstadt Stettin. Zur Entschädigung für Hinterpommern erhielt es Wismar und die Stifter Bremen und Verden, jedoch ohne die Stadt Bremen, welche zur Reichsstadt erklärt ward. Im Unterschiede von Frankreich erhielt Schweden diese Länder so, daß sie Theile des Reiches blieben, Schweden also für dieselben mit in den Reichsverband trat. Doch war damit nichts gewonnen; es blieb eine fremde Macht, die durch diese Erwerbungen die wichtigsten deutschen Strommündungen, die Oder, Elbe und Weser beherrschte. Außerdem wurden ihm 5 Millionen Thaler Entschädigung gezahlt.

Die Schweiz und die Niederlande, schon längst vom Reiche faktisch geschieden, wurden nun auch förmlich als selbständige europäische Staaten anerkannt. In der Schweiz hatte Deutschland die feste Felsenburg gegen welsche Angriffe, in den Niederlanden das Mündungsgebiet auch seines herrlichsten Stromes, des Rheines, und damit die Möglichkeit, groß und herrschend auf der See und in fernen Erdtheilen aufzutreten, verloren.

Im Innern Deutschlands wurden die einzelnen Reichsstände meist mit säkularisirtem Kirchengut entschädigt. Brandenburg, das Vorpommern an Schweden hatte abtreten müssen, erhielt dafür die Stifter Magdeburg,*) Halberstadt, Minden und Kammin. Hessen-Kassel, von der klugen Wittwe Wilhelms V. (S. 345, 351), der Landgräfin Amalie Elisabeth, geleitet, erhielt für seine beharrliche Unterstützung der Franzosen und Schweden durch die Begünstigung dieser beiden Mächte Hersfeld und Rinteln nebst einer Summe von 600,000 Thlr. Mecklenburg erhielt für das abgetretene Wismar Schwerin und Ratzeburg. Auch das braunschweigische Haus bekam einige Entschädigungen durch geistliches Gut. Außerdem ward an Pfalz, wo schon Oxenstierna das Haus Friedrichs V. wieder eingesetzt hatte, die Kurwürde, als die achte, nunmehr zurückgegeben; doch verlor es an Baiern die Oberpfalz mit Cham. Für alles, was im Kriege

*) Erst 1680 thatsächlich mit Brandenburg vereint, weil so lange der sächs. Fürst-Administrator lebte.

gegen die Reichsordnung geschehen, ward Straflosigkeit (Amnestie) verkündigt.

Hinsichtlich der Religion ward auf den Augsburger Religionsfrieden zurückgegangen d. h. katholische und evangelische Reichsstände bekamen gleiche Rechte. Religionsfreiheit für die Unterthanen war damit nicht gewährt; diesen blieb gegen Religionsbedrückung ihrer Obern nur das Recht der Auswanderung (S. 321). In den erneuten Religionsfrieden waren aber auch die Calvinisten fortan mit eingeschlossen. Das Restitutionsedikt von 1629 ward aufgehoben, und als maßgebend (als Normaljahr) für den Bestand der ehemaligen Union das Jahr 1619, für die Lutheraner der 1. Januar 1624 angenommen; was bis dahin an Kirchengut bereits säkularisirt gewesen, sollte es bleiben.

Waren so für die Religion die Bedingungen einem verständigen Fortschritte günstig und entsprechend, so waren die politischen Grundsätze, welche für die Reichsstände aufgestellt wurden, die letzte Besiegelung der bereits erfolgten innern Auflösung des Reiches. Zwar blieb noch ein Kaiser und — wenigstens der äußeren Form nach — ein Reich; aber indem jede reichsständische Freiheit von neuem bestätigt und dazu das Recht hinzugegeben wurde, daß die Reichsstände unter sich selbst und sogar mit fremden Mächten Bündnisse schließen durften — „unbeschadet der Pflichten gegen Kaiser und Reich" ward freilich hinzugefügt — war die thatsächliche Souveränität aller einzelnen Stände und damit die Unmöglichkeit eines Zusammenhalts des Reiches eingeräumt.

Auf anderthalb Jahrhunderte hinaus ward dieser westfälische Friede die Grundlage der Rechtsverhältnisse der europäischen, besonders der deutschen Länder unter sich. Durch ihn war vorläufig Deutschlands Ohnmacht entschieden. Seit Deutschlands Könige einst den stolzen, mit so viel Blut erkauften und behaupteten Titel der römischen Kaiser erworben, hatte das deutsche Reich und das deutsche Volk für die erste unter den Nationen der Christenheit gegolten. Selbst als die innere Auflösung lange begonnen, im 14. und 15. Jahrhundert, hatte doch die aufsteigende Macht des Hauses Oestreich, aus dem bald allein die Kaiser kamen, diesen Schein einer höchsten Macht noch bestehen lassen. Noch zur Reformationszeit fühlten sich die Deutschen in ihrem vollen Werth. Jetzt war Sache und Schein dahin. Im Mittelalter waren von Deutschland die wichtigsten Entscheidungen für Europa ausgegangen: jetzt wirkte jede Bewegung Europas auf Deutschland zurück, ward auf Deutschlands Boden ausgekämpft und auf Deutschlands Kosten vertragen. Das Reich ward ein Spott der Völker, bald der Deutschen selbst, weder zum Angriff noch zur Vertheidigung geschickt, altersschwer und

krankend, ging es dem Grabe zu. Seine Zeit war vorüber, aber noch nicht das durch die Reformation erneuerte Leben der deutschen Nation, so todkrank auch dies im Augenblick war; es suchte sich nur neue Bahnen und Formen, um wieder zum kräftigsten Ausdruck zu kommen. Und es fand sie. Gerade die Schöpfung des westfälischen Friedens, die mehr denn alles andere den Zusammensturz des alten Reichs verschuldet zu haben schien, die Souveränität der territorialen Gewalten, ward die Bedingung und Grundlage eines neuen nationalen Lebens, dessen herrlichste Blüten zu zeitigen unseren Tagen vorbehalten blieb.

Deutsches Volksleben in dieser Periode.

Landsknechte und Soldaten.

Die vorliegende Periode schließt mit dem furchtbarsten Kriege, den die Weltgeschichte je gesehen. Es wird also angemessen sein, diejenigen näher zu betrachten, die demselben unmittelbar ihre Kräfte liehen. Schon oben (S. 269) ward der Landsknechte gedacht, die seit dem 15. Jahrhundert begonnen hatten, ein eigenes Waffenhandwerk, gleichsam eine wandernde Kriegerzunft zu bilden. Unter Kaiser Maximilian, der um der besondern Gunst willen, die er ihnen erzeigte, beinahe für ihren Schöpfer gilt, und unter Karl V., der ihrer in seinen italienischen Kriegen sich bediente, standen sie in besonderen Ehren. Männer wie der reisige, auch körperlich gewaltige Jürge von Fronsperg — er war so stark von Gliedern, daß er, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, damit den stärksten Mann, so sich steif stellete, vom Platze stoßen, ein rennend Pferd beim Zaume ergreifen und stellen, die großen Büchsen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum andern führen konnte —, wie der Truchseß von Waldburg (S. 307), Sebastian Schärtlin (S. 316) bildeten und übten sie weiter. Auf dem Haupt die Sturmhaube mit einer Feder geschmückt, vor der Brust den Krebs (den Harnisch), an den Beinen gestiefelt (selten noch geharnischt), in der Hand die Lanze oder die Hellebarde, auch wohl schon statt ihrer die schwere Muskete, so stand mit ausgespreizten Füßen der Landsknecht fest in seiner Kriegshaltung; in größeren Massen wußte er bereits, ohne Reih und Glied zu brechen, auf Kommandowort seine geschickten Schwenkungen auszuführen, seine Kreise, die von vorgehaltenen Spießen starrten, zu schließen. Sie hatten ihre eigenen Sitten, ihre eigenen Gesetze soldatischer Ehre, ihre eigenen Lieder, ihren freien, kecken und heitern Sinn. Wohl war Roheit und Beutelust bei ihrem wilden, fahrenden Leben nicht zu vermeiden — aber der frische ritterliche Geist, wie er im 16. Jahrhundert besonders den Bürger- und Bauernstand erfaßte, herrschte in diesen Scharen,

und sie trugen wesentlich dazu bei, daß noch deutsche Tapferkeit im Auslande gefürchtet blieb.

Anders war es hundert Jahre später, als der dreißigjährige Krieg begann. Auch jetzt noch hatten die Fürsten keine stehenden Heere und da die alten Vasallenaufgebote (S. 130) zum Spott herabgesunken waren, so sahen sich jene allein auf Söldner angewiesen. Der Sold aber stand hoch, und schon ein mäßiges Heer zu unterhalten, ging über die Kräfte des einzelnen Fürsten, selbst des Kaisers hinaus. So kam man auf die schreckliche Idee, die Heere durch sich selbst, durch Kontributionen, Brandschatzungen und Plünderungen zu unterhalten, und so traten die Bandenführer auf, ein Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, vor allen Wallenstein. Ein Heer zu stellen, ward nun gewissermaßen eine geschäftliche, oft königlichen Gewinn verheißende Unternehmung. Dem obersten Kriegsführer boten sich bereits namhafte Untergenerale und Obersten; diese warben ihre Regimenter, die Hauptleute ihre Compagnien, niedere Offiziere ihre Fähnlein; jeder auf eigene Kosten, und daher auch genöthigt, sich während des Krieges bezahlt zu machen. Aus aller Herren Länder strömte nun das kriegs- und beutelustige Gesindel zusammen; von einem Heer zum andern liefen die Soldaten über; wo gerade die meiste Ungebundenheit, die meiste Hoffnung auf Gewinn war, dahin zog sich die Masse. Gustav Adolf brachte dann das erste stehende Heer aus Landeskindern in den Krieg; nach seinem Tode sank auch dies zur Kriegsbande herab, die den andern an Wildheit nichts nachgab. — Die Bewaffnung trug, wie die ganze Zeit, den Charakter des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit. An die Stelle der Eisenhaube trat mehr und mehr der Hut, den der Soldat, wenn er Geld hatte, mit Federn schmückte; Brustharnisch, hohe Stiefel blieben; das Feuergewehr ward allgemeiner, auch der Reiter trug seine großen Pistolen am Sattel. Man hatte an regulärer Reiterei: Kürassiere (schwer geharnischte Reiter), Dragoner (mit Pike oder Muskete bewaffnet und sowohl zu Pferde als zu Fuß kämpfend), Arkebusiere (berittene Scharfschützen) und Lanziers (in voller Rüstung, mit Lanze oder Rennspieß bewaffnet). Das Fußvolk bestand aus den wenig gefürchteten Pikenieren und den Musketieren. Die Geschütze bedienten Konstabler. Die Entscheidung lag je später je mehr bei der Reiterei.

Je länger der Krieg währte, je unregelmäßiger der Sold einging, um so mehr waren die Heere auf Gewaltthat angewiesen. Da verschwand der letzte Rest ritterlicher Landsknechtssitte. Der Soldat sah sich aufs Plündern, aufs „Parteigehen" angewiesen. Mitten im Kriege suchte er sich eine Art wilder Häuslichkeit einzurichten. Das Lager wimmelte von Soldatenweibern,

Marketenderinnen, fahrenden Dirnen, Soldatenjungen. Es kam so weit, daß man, besonders in der letzten Zeit des Krieges, auf etwa 40,000 Mann kampffähiger Soldaten einen Troß von 140,000 Menschen rechnen konnte. Solch ein Heer war also ein wanderndes Volk, und es war schlimmer als jene Scharen der Völkerwanderung, weil bei ihm die Gaben einer schon entwickelteren Kultur dem Verbrechen und der Gewalt dienstbar wurden. Das Land ward zur Wüste, wo solch ein Heer zog, noch mehr, wo es lagerte. Weit und breit näherte sich dann dem Lagerwall, der von halbwilden Buben und den Lagerhunden umschwärmt ward, kein lebendes Wesen. Bald genug trieb den Soldaten der Hunger auf Beutezüge; bis in die fernsten Verstecke schweiften die „Parteien", zufrieden, wenn sie ein Dorf oder Gehöft fanden, das frühere Züge verschont hatten. Da suchte der Soldat dann nach Nahrung für sich und sein Roß, nach den vergrabenen und versteckten Zehrpfennigen und Schmucksachen. Um von dem Bewohner dergleichen Geheimnisse zu erpressen, griff er zu den äußersten Erfindungen einer völlig teuflischen Grausamkeit. Zu der Noth, die den Menschen wild machte, gesellte sich dann Habsucht, roher Uebermuth, Zerstörungswuth, viehische Lust und Wüstheit. Glücklich der Mann, der im Kampf um das Seine erschlagen oder selbst hingemartert ward; bejammernswerth aber das Weib, die Jungfrau, für die es in dieser entsetzlichen Zeit keinen Beschirmer gegen die grimmige Gewalt der Soldaten gab. Und schlimmer als diese in jeder Beziehung waren die abgedankten oder entwichenen Soldaten, Marodöre oder Parteigänger auf eigene Hand, Buschklepper und Schnapphähne, welche ähnlich den Zigeunerbanden, die auch die Heere begleiteten, ein räuberisches Gesindel bildeten, die niemandem mehr gehorchten oder zugehörten und nur auf Plünderung und Beutemachen ausgingen. Unter solchen Drangsalen bildete sich dann hinwiederum in den vielgeplagten Bauern ein nicht minder wilder und grausamer Sinn der Rache aus, so daß Soldaten und Bauern, etwa wie Wolf und Hund, sich als natürliche Feinde ansahen, und daß, wo der eine oder der andere in der Uebermacht war, keine Schonung des Gegners galt. Die Scenen dieser Greuel liegen uns in den Schriften der Zeitgenossen vor: so erzählt einer derselben, Moscherosch, oder wie er sich nannte, Philander von Sittewald, in seinem „Gesicht vom Soldatenleben":

„Weil nun von den andern (Gefangenen) keiner was versprechen wollte: da solte man Jammer gesehen haben, wie grausame Marter einem und dem andern angethan worden. Dem einen wurden beede Händ auff den Rücken gebunden, und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches so oft man es nur ein wenig an- oder auff- und ab-gezogen, dem elenden Mänschen solche Marter verursachet, daß er offt den tod geschryen, aber umb jeden Schrey vier Streich mit der Karbatsche auff die Waden

halten mußte: ich glaub, der Kerls hätte sich selber entleibet, wo er seine Hände gebrauchen können, nur des Schmerzes zu entkommen. Einem andern wurde ein Seyl mit vielen Knöpffen um die Stirn gebunden, und mit einem Knebel hinden zu, ober dem Nacken, zusammen geträhet, daß ihm das helle Blut zu der Stirne, zu Mund und Nase, auch zu den Augen außflosse und der arme Mänsch als ein Besessener aussahe. Ich erschracke dieser schröcklichen Plagen und unbarmhertzigen Tyranney, batt den Battrawitz (einen der Soldaten), daß er doch an Gott, und an sein Gewissen dencken wolte, und der armen unschuldigen Leute etwas mit der Marter schonen. Aber er sprach zu mir im Zorne, wenn Du viel Mitleiden haben wilt, so blibstu min Freund nicht lang: der ist des Teuffels, der Mitleyden hat."

Eine Plünderungsscene wird in dem berühmten Roman Simplicius Simplicissimus von Christoph von Grimmelshausen also beschrieben:

„Das Erste, das diese Reuter thäten, war, daß sie ihre Pferde einställeten, hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zuverrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte, dan obzwar etliche anfingen zumetzgen, zusieden und zubraten, daß es sahe, als solte ein lustig Panquet gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Hauß unten und oben . . . . .; Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerley Haußrath grosse Päck zusammen, als ob sie irgends einen Krempelmarkt anrichten wolten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, ward zerschlagen, etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schafe und Schweine genug zustechen gehabt hätten, etliche schütteten die Federn auß den Betten und fülleten hingegen Speck, andere dürr Fleisch und sonst Geräth hinein, als ob alsdan besser darauff zu schlaffen wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zuverkündigen, Kupffer- und Zingeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogene und verderbte Stücke ein, Bettladen, Tische, Stüle und Bäncke verbrannten sie, da doch viel Claffter dürr Holtz im Hof lag, Häfen und Schüsseln muste endlich alles entzwey . . . . . den Knecht legten sie gebunden auff die Erde, steckten ihm ein Sperrholtz ins Maul, und schütteten ihm einen Melckkübel voll garstig Mistlachen-Wasser in Leib, das nanten sie einen Schwedischen Trunck, wodurch sie ihn zwungen, eine Parthey anderwerts zuführen, allda sie Menschen und Viehe hinwegnahmen und in unsern Hof brachten . . . .

Doch genug dieser Greuel, vor denen das menschliche Gefühl schaudert. Unsägliches hat damals das deutsche Volk erduldet, und daß es alle die Leiden überdauert, ja sich doch endlich mit neuer Seele erhoben hat, das ist allein schon ein Zeichen hoher Lebensfähigkeit.

Volksbildung und Volkscharakter vor und nach dem großen Kriege.

Die Reformation hatte in alle Gebiete des Lebens und des Geistes befruchtende Keime ausgestreut. Erst durch sie entstand in Deutschland ein geordnetes Schulwesen, indem Luther vor allen Dingen dahin mahnte, daß das eingezogene Kirchengut (S. 309) zur Gründung von Schulen und zur Dotirung von Pfarrstellen verwandt werde. Erst jetzt ward die Fähigkeit lesen und schreiben zu können, im Volke allgemeiner, mußte sie es doch

sein, wenn Bibel, Katechismus und Gesangbuch jedem hinfort die Quelle der religiösen Erkenntnis sein sollten. So entstanden, zuerst in Sachsen und in Norddeutschland überhaupt, auf dem Lande und in Städten Volksschulen, in welchen ein bibelgläubiges, ehrenfestes Geschlecht herangebildet ward. Die Sprache selbst bekam in den herrlichen Kirchenliedern einen neuen Schatz und verjüngte sich in Gedanken wie im Ausdruck aus dem Quell der göttlichen Offenbarung. Luther schuf eine neue Periode derselben (das Neuhochdeutsche, vergl. S. 84 und S. 165), in welcher wir mit allen großen Werken unserer späteren Dichter noch heute stehen. Als eine Probe von seiner und seiner Zeit Sprache stehe hier eine Stelle, aus jenem heldenmüthigen Briefe, in welchem er dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen anzeigte, er habe die Wartburg — gegen den Wunsch desselben, der ihn besonders vor Herzog Georg (S. 300) gewarnt — verlassen und komme gen Wittenberg, um den Bilderstürmern zu steuern (S. 305).

— — — Von meiner Sach aber, gnedigster Herr, antwort ich also: — — ich hab E. K. F. G. (Euer Kurfürstliche Gnaden) gnug gethan, das ich dies Jar*) gewichen bin, E. K. F. G. zu dienst. Denn der Teufel weis fast wol, daß ich's aus keinem zag gethan habe. Er sahe mein Hertz wol, da ich zu Worms einkam, das, wenn ich hette gewusst, das so viel Teufel auff mich gehalten hetten, als Ziegel auff den Dechern sind, were ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit freuden. Nu ist Hertzog Georg noch weit vngleich einem einzigen Teufel. Vnd sintemal der Vater der abgründlichen Barmhertzigkeit vns durchs Evangelium hat gemacht freidige Herrn vber alle Teufel und Tod, vnd vns geben den Reichthumb der Zuversicht, das wir thüren (dürfen) zu jhm sagen: Hertzliebster Vater: kann E. K. F. G. selbs ermessen, das es solchem Vater die höchste schmach ist, so wir nicht sowohl jhm vertrawen solten, daß wir auch Herrn vber Hertzog Georgen zorn sind. Das weis ich ja von mir wol, wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittemberg, so wolte ich doch hinein reuten, wen's (E. K. F. G. verzeihe mir mein nerrisch reden) neun Tage eitel Hertzog Georgen regnete, und ein jeglicher neunfach wüthender, denn dieser ist. Er helt mein Herrn Christum für ein Man aus Stroh geflochten; das kann mein Herr, vnd ich eine zeitlang wohl leiden. Ich will aber E. K. F. G. nicht verbergen, das ich für Hertzog Georgen habe nicht einmal gebeten und geweinet, das jn Gott wolt erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. — Solchs sey E. K. F. G. geschrieben der Meinung, das E. K. F. G. wisse, ich kome gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Churfürsten. Ich habs auch nicht in sinn, von E. K. F. G. Schutz begeren. Ja, ich halt, ich wolle E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könde. Dazu, wenn ich wüffte, das mich E. K. F. G. könde und wolte schützen, so wolt ich nicht kommen. Dieser Sachen sol noch kan kein Schwerd raden oder helffen; Gott mus hie allein schaffen one alles menschliche sorgen vnd zuthun. Darum, wer am meisten gleubt der wird hie am meisten schützen. — — — Es ist ein ander Mann, denn Hertzog Georg, mit dem ich handel, der kennet mich fast wol vnd ich kenne ihn nicht vbel. Wenn E. K. F. G. gleubte, so würde sie Gottes herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht gleubt, so hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sey Lieb und Lob in ewigkeit. Amen.

*) Das er auf der Wartburg zugebracht 1521—1522.

Aber nicht nur das niedere Volk hatte Schulen erhalten; es waren eine Reihe Klöster in lateinische Schulen umgeschaffen und die Städte hatten sich beeilt, aus aufgehobenen Stiftern gleichfalls höhere Bildungsanstalten ins Leben zu rufen. Viele der berühmtesten deutschen Gymnasien z. B. Schulpforte in Thüringen, das Joachimsthal und das graue Kloster in Berlin, selbst Einrichtungen auf Hochschulen wie das Stift in Tübingen wurzeln in der Reformationszeit. So ward eine gelehrte Bildung ebenfalls allgemein, die in ihrem ersten Aufschwung die Reformation trefflich unterstützte. Mit neuem Glanz blühten die Universitäten auf, so Wittenberg, wo Melanchthon, Deutschlands Lehrer (praeceptor Germaniae) genannt, wirkte; andere wie Marburg, Königsberg, Jena, Helmstedt wurden neu geschaffen. Durch solche Anstalten erhielt das geistige Leben der Nation einen festeren Grund, als es bisher gehabt. Dazu kam, daß das 16. Jahrhundert nur wenig von Kriegen erschüttert, auch für den Wohlstand und das äußerliche Gedeihen des Volkes höchst ersprießlich war. Die deutsche Reformation war fern davon, die Heiterkeit des Lebens auslöschen zu wollen: vielmehr hatte man für Gesang, Scherz und fröhliche Laune in Luther selbst ein Vorbild. Und so ist dieses Jahrhundert reicher als irgend ein anderes an Lachen und Witz; Fischarts Spottgedichte wie Hans Sachsens Schwänke und Komödien wirkten neben dem Ernst der Zeiten mit zu demselben großen Ziel des religiösen Glaubens und der Bildung. Noch war Stadt und Land voll froher Feste und uralter, eigentümlicher Sitten. Nimmt man dazu die schöne, würdige, kleidsame Tracht des 16. Jahrhunderts, und daß im ganzen noch in Bauart und Geräth der alte deutsche Geschmack (S. 170) der herrschende war, so kann man vielleicht, ohne zu fehlen, das 16. Jahrhundert als das eigenste, poesievollste hinstellen, das Deutschland je gehabt hat.

Hundert Jahre später ist all dieser Reichtum eigentümlichen Lebens verschwunden. Die anbrechende traurige Zeit meldet sich mit dem beginnenden kirchlichen Hader der verschiedenen Konfessionen, welcher, ohne Liebe und ohne Geist geführt, nur gelehrter Roheit die Thür öffnete; sie erscheint ferner in der Ueberhandnahme des römischen Rechts, welches an sich eine Wohlthat war, da es das unbestimmtere deutsche unter die Zucht seiner Schärfe nahm, jetzt aber in Pedanterie und endlose Schreibereien ausartete, so daß der gemeine Mann seinem ihm gebührenden und ihm verständlichen Recht entfremdet wurde. Dieselbe gelehrte Schwerfälligkeit reißt überall ein, in die spärlichen Kenntnisse der Heilkunst, in das Studium der Philologie, in die Predigten, ja es treten begabte Dichter auf, die nur lateinisch singen. Dabei klingt gegen Ende des Jahrhunderts durch eine Menge Schriften

die Ahnung kommender banger Zeiten, wo nicht gar des Weltendes hindurch. — Der große deutsche Krieg tilgte dann alles bis auf die Wurzel aus; gelehrte Bildung, Wohlhabenheit, Heiterkeit des Lebens, deutschen Trotz und Frohsinn, Scherz, Lachen und Saitenspiel. „Es ist mir in dieser Zeit (nach dem großen Kriege) das Lachen gar zu ernst gespannen" hieß es damals; und wirklich gleicht alles Lachen dieser Zeit nur einem Lachen durch Thränen. Es ging dem deutschen Volke, wie einem Schiffbrüchigen, der nur das nackte Leben gerettet hat, und zunächst auch nichts begehrt, als nur die ärmlichste Nothdurft zu stillen. Jeder höhere Sinn erlosch; es trat eine Stumpfheit gegenüber dem Elend, eine falsche Demuth gegenüber der Macht ein, die bisher dem deutschen Charakter ganz fremd gewesen. Aus dem Gelehrten war ein kriechender Pedant geworden, der mit griechischen und lateinischen Brocken um sich warf und den hohen Gönner in schlechten deutschen, oder noch lieber lateinischen Versen bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen ansang. An die Stelle der Sitte trat die steife Form und die wechselnde Mode. Im Laufe des Krieges kamen die fremden, besonders die französischen Trachten auf, die lächerlich bebänderten Kleider der Männer, die Reifröcke der Frauen, die Perücken, die Schnürleiber und andere Erfindungen der Unnatur. Das „à la mode" ward Richtschnur dieser charakterlosen Zeit. Aber zugleich kam, besonders durch das fremde Kriegsvolk, eine Sprachmengerei ohnegleichen auf. Schon Martin Opitz (S. 372) in seinem „Buch von der deutschen Poeterei" (1624) klagt darüber:

So stehet es auch zum hefftigsten vnsauber, wenn allerley Lateinische, Frantzösische, Spanische vnnd Welsche wörter in den text vnserer rede geflickt werden; als wenn ich wolte sagen:

Nemt an die courtoisie, vnd die deuotion
Die euch ein cheualier, madonna, thut erzeigen;
Ein' handvol von fauor petirt er nur zue lohn,
Vnd bleibet ewer Knecht vnd seruiteur gantz eigen.

Wie seltzam dieses nun klinget, so ist nichts desto weniger die thorheit innerhalb kurtzen Iharen so eingeriessen, das ein jeder, der nur drey oder vier außländische wörter, die er zum offtern nicht verstehet, erwuscht hat, bey aller gelegenheit sich bemühet dieselben herauß zue werffen u. s. w.

Ein Beispiel, wie weit es allmählig damit kam, mag Wallenstein geben, der auch in dieser Beziehung der große Verderber ist. Er meldet den Nürnberger Sieg über Gustav Adolf dem Kaiser also:

— — — So hat sich der König (Gustav Adolf) bei dieser impressa (italienisch: Unternehmung) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen, oder kein König sein, er hat auch damit sein Volk über die Maßen discoragiret (französisch), daß er sie so hazardosamente (spanisch: tollkühn) angeführet, daß sie in vorfallenden Occasionen (lateinisch) ihm desto weniger trauen werden,

und ob zwar Ew. Maj. Volk valor (ital. span.: Tapferkeit) und caraja (Muth) zuvor überflüssig hat, so hat doch diese Occasion es mehr assecuriret (lateinisch), indem es gesehen, wie der König, so alle seine Macht zusammengebracht, rebutirt (französisch) ist worden, daß Praedicat invictissime (lateinisch) nicht ihm, sondern Ew. Majestät gebühret u. s. w.

„Solche Sprachverkätzerung ist anzeigung genug der Vntrew, die du deinem Vatterlande erweisest; deine ehrlichen Vorfahren sind keine solche Mischmäscher gewesen, die ihr fast miteinander jetzt seid," sagte der ehrliche Moscherosch, und ein wackerer Niederdeutscher, der Rostocker Lauremberg, klagt:

> Seht sülk Schipbrok heffd de düdsche Spraak geleden,
> de Frantzösche heffd er de Nese affgeschneden.

Aus dem Lagerleben vorzüglich kam auch die wüste Flut des Aberglaubens — der freilich noch nie todt gewesen (S. 274) — wieder über das Volk. Bündnisse mit den höllischen Mächten, um Reichtum zu gewinnen, oft noch zu viel armseligeren Zwecken, wurden allgemein geglaubt. Der Soldat des dreißigjährigen Krieges kannte eine Menge Mittel, um „fest" d. h. unverwundbar zu werden, um treffende Kugeln zu gießen, vergrabene Schätze zu finden, seine wechselreiche Zukunft, Tag und Stunde seines Untergangs, die ihn verderbende oder rächende Person, zu weissagen. Er behängte sich mit Talismanen und Amuletten, ließ seine Waffen segnen oder geheimnisvoll besprechen und dergl. — Im friedlichen Leben der Städte und Dörfer hatte es die geheime Kunst mit andern Dingen zu thun. Durch das Bündnis mit dem Bösen übten Zauberer, besonders aber Weiber, Hexen, allerlei Muthwillen und Schaden: verhexten das Vieh, verderbten die Gesundheit anderer, schufen Ungeziefer u. dergl. — Dennoch, wie der Glaube ging, waren sie selbst meist betrogene Betrüger, keinem schlug die Kunst zum Gewinne aus. Aber entsetzlich waren die Mittel, mit denen man ihnen begegnete. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts kamen die Hexenprozesse auf, und Protestanten wie Katholiken übten in gleicher Weise diese gerichtlichen Grausamkeiten, die ganze Länder verwüsteten.*) Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand schützte vor der Verfolgung; Rathsherren und Gelehrte, Kinder und Greise endeten am Pfahle, obwohl gegen die Frauen am meisten gewüthet ward. Unzählig sind die Opfer, die auf das grausamste in den Flammen endeten, sie reichen in die Hunderttausende. Durch das 16. Jahrhundert, durch das ganze 17. gehen die wüsten Greuel: erst das Zeitalter Friedrichs des Großen endet in Deutschland die Hexenprozesse. Die Folter, besonders seit Karls V. „hochnothpeinlicher Halsgerichtsordnung"

---

*) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

und dem gleichzeitigen „Hexenhammer“ (malleus maleficarum) in Deutschland üblich, ward mit barbarischer Erfindungskraft zu den ausgesuchtesten Martern gesteigert und erpreßte die Geständnisse, die man wollte. — Noch bewegte sich das Leben in den gläubigen Formen der Kirche: gerade in den Jahren des 30jährigen Krieges erklangen die frommen Lieder Paul Gerhards und Johann Heermanns und trösteten das Volk in seiner schweren Leidenszeit. Aber in den vornehmen Kreisen entstand Lauheit gegen die Religion, die so manchem Verbrechen hatte zum Deckmantel dienen müssen; Uebertritte von dem Luthertum zum Katholizismus wurden häufig. In allen Ständen aber ging selbst neben der kirchlichen Rechtgläubigkeit eine unglaubliche Roheit, Dumpfheit, Härte des Gemüthes her, überall merkt man die Rückwirkung der Kriegsgreuel. So klagt ein anderer Dichter des 17. Jahrhunderts, Rist:

> Ach, Lieb und Treu ist hin, die Gottesfurcht erkaltet,
> Der Glaub ist abgethan, Beständigkeit veraltet,

und v. Logau sagt in einem Sinngedicht:

> Lutherisch, Päpstisch und Calvinisch, diese glauben alle drey
> Sind vorhanden: doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei?

Was die Vergangenheit Herrliches gehabt an deutscher Größe im Leben und im Dichten, das schien bis auf die Erinnerung erloschen; nur die Reformation blieb das Ereignis, das nicht vergessen werden konnte. Sonst trat eine Kluft in die Geschichte des deutschen Volkes, die nicht mehr auszufüllen war. In zehn Beziehungen gegen eine mußte es sein Leben von vorn beginnen.

Bauern und Bürger.

Der Bauernstand, den wir bei Beginn der Reformation in Süd- und Mitteldeutschland so trotzig gegen seine Bedrücker sich erheben sahen (S. 306), war zwar im Bauernkriege niedergeworfen, doch im Laufe des 16. Jahrhunderts wieder erstarkt, wohlhabend und kräftig geworden. Es lag im Interesse von Fürsten und Herren, ihn, als den zahlenden, den Nährstand, zu schonen, und außerdem brachte der lange Frieden in einem doch immer fruchtbaren Lande wie Deutschland seinen unausbleiblichen Segen. So war der Bauer, der freilich im 16. Jahrhundert erst recht in Abhängigkeit und Leibeigenschaft gerathen war, im ganzen wohlhabend, mäßig unterrichtet, und von der protestantischen Schul- und Kirchenzucht im ganzen heilsam gelenkt. Er hatte seinen hübschen Hausrath, seine Sparpfennige

in der Truhe, reichliches Vieh auf der Weide und im Stall. Es sind zwei Jahrhunderte vergangen, ehe der Kulturstand der Dörfer die Höhe wieder gewann, die er beim Ausbruch des deutschen Krieges hatte. Der Krieg vernichtete die ganze Blüte; denn, wie schon oben gezeigt, derselbe fiel mit seiner Hauptschwere auf den Bauernstand. Die Dörfer lagen in Asche, der Viehstand ging ein, das Feld verwuchs und ward stellenweis wieder zu Wald, die Leichen blieben unbegraben, die Dorfhunde rotteten sich zusammen wie Herden Raubthiere — und zu dem Elende des Krieges kamen die unausbleiblichen Plagen des Hungers und der Pest. In der zweiten Hälfte des Krieges weigerte sich ein schwedischer General, sein Heer von Pommern nach Süddeutschland zu führen, weil durch die dazwischen liegende Oede sein Verlust größer sein würde, als durch die blutigste Niederlage. In einzelnen Gegenden, wie in Schlesien, Mecklenburg, Pommern, den Marken, auch in Thüringen hatte der Krieg besonders grausam gehaust. Beim Friedensschluß standen in der Grafschaft Ruppin (32 □Meilen) noch vier Dörfer, in der Priegnitz (S. 174, 57 □Meilen) war nur noch ein einziger Prediger übrig; in der Grafschaft Henneberg (S. 240) waren 75 Prozent der Familien, 66 Prozent der Wohnungen untergegangen.*) Noch heutzutage bezeichnen Namen von „wüsten Marken", einzelne übriggebliebene Gehöfte, hier und da sogar noch Kirchentrümmer die Stätten, wo einst blühende Dörfer gestanden. — Von den meisten war nach dem Kriege nur noch die Kirche, und auch diese oft nur als Ruine vorhanden. Es war die fromme, ausdauernde Landgeistlichkeit, die um diese den Keim einer Gemeinde wieder ansammelte, im Bunde mit der landesherrlichen Verwaltung, die die Gemeinden nicht untergehen lassen durfte und das geistliche Amt mit aller Macht einer nun ganz unumschränkten Autorität unterstützte. Aber es dauerte lange, ehe die Verwilderung, die vom Heer aus auch in diesen Stand gedrungen war, dem ernsten deutschen Fleiß und der altvererbten Sittigkeit wieder wich.

Aus der allgemeinen Verwüstung ragten inselartig die Städte noch hervor, aber in welchem Zustande! Auch dieser war dem der Reformationszeit nicht im entferntesten mehr gleich. — Das deutsche Bürgertum, einst trutzig und gewaltsam (S. 258), dann in froher Behäbigkeit, Ordnung und Freiheit lebensfroh und kunstliebend (S. 256—262), blühte auch durch das ganze 16. Jahrhundert fort. Zahllose Luxusgesetze, vom Landesherrn oder Magistrat erlassen, mußten vorschreiben, wie viel Gäste zu Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenschmäusen gebeten, wie viel Schüsseln gereicht, wie viel

*) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Ellen Tuch für männliche und weibliche Kleidung verschnitten, wie viel Gold= und Silberstücke von Frauen und Jungfrauen getragen werden durften. Der große Krieg hinterließ auch hier nur Elend. Den kleineren Städten erging es meist nicht anders wie den Dörfern. Größere, befestigtere überdauerten wohl. Aber dann waren sie durch Umlagerung so oft geängstigt, durch Kriegskontributionen und Brandschatzungen so erschöpft, durch Hunger und Pest so entvölkert, daß viele Häuser und Straßen in Trümmern liegen blieben, und daß, da die städtischen Steuern fast allein auf den Grundstücken lasteten, kaum ein Eigentümer Lust hatte, wieder aufzubauen. Berlin hatte nach dem Kriege noch 6000 Einwohner, etwa den vierten Theil seiner früheren Zahl; 200 Häuserstellen lagen wüst, die Häuser selbst waren mit Stroh und Schindeln bedeckt, die ungepflasterten Straßen auf beiden Seiten mit Ställen und Zäunen verunziert; in Prenzlau z. B. waren von ehemals 787 Häusern noch 107 bewohnt; und in den meisten Städten — nicht bloß in Brandenburg, sondern in ganz Deutschland — war es nicht besser bestellt. Nach geschlossenem Frieden war der alte Sinn muthiger Selbständigkeit dahin, und auch hier mußten die landesherrlichen Beamten von oben her befehlen, was früher durch die Selbstverwaltung erreicht worden war. Zunftzwang sowie die engherzigen Interessen der unter sich durch Verwandtschaft eng verknüpften, vornehmen städtischen Familien begründeten eine Verdumpfung des Lebens, ein Spießbürgertum, das sich nur zu oft kleinlich und lächerlich darstellte. Das Wiederaufblühen einer Stadt hing von nun an meist von einem Fürstenhofe ab; und mit wenigen Ausnahmen sind es die Residenzen, die bis in das 19. Jahrhundert allein den Glanz, die Blüte und das Ansehen von echten Städten behaupten. Dann aber war es eben nur der Hof, der das ganze Leben bestimmte. Von ihm ging die Titelsucht auch auf die unabhängigen Bürger über, die Beamten desselben wurden ein einflußreicher Stand, zu dem man sich kriechend drängte. Das Theater, französisch oder italienisch, mit Pomp und Pracht überladen, war neben den Hoffesten die wichtigste Zerstreuung; die frohen Volksfeste verkümmerten. Das geistesarme, steife und langweilige Aussehen solcher Städte erhielt durch die Garnisonen der stehenden kleinen Heere, die nun allgemein wurden, keine besondere Belebung. Die Baukunst verlor ihre deutsche Eigentümlichkeit. Ueberhaupt wurden nur noch wenige öffentliche Gebäude, Kirchen, Rathhäuser und dgl. aufgeführt; nur wo die Noth es erheischte, und dann ärmlich genug. Dagegen erhoben sich die fürstlichen Lustschlösser um so zahlreicher und prächtiger; aber auch diese in dem seltsamen (barocken) Zopfstile, der in Italien und Frankreich sich gebildet hatte und von der Geschmacklosigkeit der Zeit Zeugnis gab. Die Bürgerhäuser wurden ärmlich

und in nüchternster Gradlinigkeit aufgeführt. So sank die Herrlichkeit der Städte. Manche, die aus dem großen Kriege noch ihre Reichsfreiheit oder wenigstens ihre theilweise Unabhängigkeit gerettet hatten, erlagen bald nachher. So ward Braunschweig 1671 von den Welfischen Herzögen, Magdeburg und Königsberg von dem großen Kurfürsten, Münster von seinem Bischof, Erfurt von dem Erzbischof von Mainz bewältigt; kaum erwehrte sich Bremen der schwedischen und Hamburg der dänischen Bedrängung.

Der deutsche Handel (S. 172 ff., 263 ff.) war gleichfalls dahin. Noch zur Reformationszeit beherrschten deutsche Kaufleute, z. B. die Fugger in Augsburg, mit ihrem Gelde den Weltmarkt und ermöglichten durch ihre Anleihen die Kriege Karls V. Aber bereits war die Axt an die Wurzel der deutschen Handelsgröße gelegt. Der Handel Europas hatte schon andere Bahnen genommen. Seit die Entdeckungen (S. 291) den Gesichtskreis der Menschen geweitet, seit Mittelmeer und Ost- und Nordsee nicht mehr die Tummelplätze des Weltverkehrs waren, seit sie ihre Stellung dem atlantischen Ocean abgetreten hatten, verloren Italien und Deutschland ihre große Bedeutung für den Handel. Nun wurden Lissabon und Antwerpen die wichtigsten Handelsstationen; nicht einmal für den Zwischenhandel war Deutschland mehr so wichtig, denn die seefahrenden Nationen konnten mit den von Westen kommenden Waren alle nordischen Küsten erreichen, die bisher ausschließlich von Deutschland, von der Hansa (S. 263 ff.) versorgt worden waren. Und als Lissabon sank, seit es, 1580, unter spanische Herrschaft kam, und die Niederlande seine Erbschaft antraten, da war das für Deutschland kein Gewinn, denn seit ihrer Befreiung von Spanien (S. 326) waren sie ein Staat für sich, ihr Handel war nicht mehr der Deutschlands, ja er trat demselben geradezu hindernd in den Weg. Zu gleicher Zeit trat England unter der großen Königin Elisabeth (1558—1603) den Niederländern ebenbürtig zur Seite. Elisabeth nahm den Kaufleuten der deutschen Hansa ihre Vorrechte auf dem Londoner Markt, und bald waren von hier aus die deutschen Nordseestädte Emden, Bremen, Hamburg überflügelt. So sank die deutsche Hansa, einst der Stolz der nordischen Meere, in Unbedeutendheit. Noch zur Reformationszeit hatte ihr Haupt, die Stadt Lübeck, auf den schwedischen Thron einen neuen König, Gustav Wasa, setzen und unter ihrem Bürgermeister Jürgen Wullenwever, der durch die Macht der Zünfte das aristokratische Regiment der Stadt gebrochen, noch einmal an die Unterwerfung der Dänen, Abschaffung des Sundzolls und Ausschließung der Niederländer von der Ostsee denken können. Aber Wullenwever fiel durch seine eigenen Mitbürger und ward als „erneuerungssüchtiger Bösewicht" von einem fernwohnenden Fürsten, Heinrich dem Jüngern

von Braunschweig (S. 313), enthauptet, 1537; und gerade Gustav Wasa entzog sich der drückenden Handelsherrschaft Lübecks, so daß nun auch das Uebergewicht der Hansa in Skandinavien aufhörte. Je mehr dann Schweden um die Ostsee herum sich ausbreitete, um so mehr ging hier der deutsche Einfluß verloren. Wallensteins Gedanke, die Hansa mit neuer Kriegsfertigkeit unter kaiserlicher Leitung wieder aufzurichten, war großartig, aber weder die Zeit noch die Leute waren dazu angethan, ihn auszuführen. — Auch der Binnenhandel erlosch während des Krieges fast ganz. Erst nach dem Friedensschluß erholten sich die Nordseestädte so weit, daß sie mit gewohnter deutscher Emsigkeit wieder unter den handeltreibenden Nationen einen Platz einnahmen, dem aber keine dahinterstehende Macht Schutz gewährte. Auch die Ostseestädte, Stettin, Stralsund, Rostock, Wismar stiegen gar bald wieder in ihrem Verkehr und Reichtum, doch meist unter schwedischem Schirme. — So war der Bauer in seinem Wohlstande und Lebensmuth, der Bürger in seiner Freiheit und Unternehmungsluft gebrochen.

Adel und Fürsten.

Nicht minder erfuhren die höchsten Stände des deutschen Volks eine Umwandlung. Der Adel hatte, seit dem Ausgange der ritterlichen Zeit, seine ausschließliche kriegerische Bedeutung verloren. Durch das Reformations-Jahrhundert hindurch saß er auf seinen Burgen und Landsitzen, deren unnütz gewordene Befestigungen verfielen, nur von Zeit zu Zeit zu den Landtagen seines Fürsten gerufen, von denen er bedeutende ständische Rechte eingeräumt erhalten, oder zu einem Hoffeste geladen, bei dem er in altritterlicher, standesgemäßer Pracht auftreten mußte. Seine Besitzungen an Wald, Weide und Feld trugen nicht viel ein, am wenigsten bares Geld, und doch war schon das Geld eine Macht geworden, die man nicht entbehren konnte. Zum Kriegsdienst stellte er seinem Landesherrn sein Ritterpferd und einige gewappnete Knechte: diese Leistung aber, einst persönlich dargebracht, war so weit hinter der Zeit zurückgeblieben, daß sie, kümmerlich wie sie war, ihm keine Ehre und dem Landesherrn, der sich auf kriegskundige Söldner angewiesen sah, wenig Nutzen brachte. So erlosch zum Theil der kriegerische Sinn in dem deutschen Adel. Jüngere Söhne zwar zogen noch oft in des Kaisers Dienst und in die Türkenkriege, oder leiteten selber als Hauptleute und Kriegsoberste die Söldnerscharen. Auch wandten sich andere schon zum Studium des römischen Rechts wie der politischen Wissenschaften und suchten an den Höfen der Fürsten, an den Reichsgerichten, bei fremden Gesandtschaften Ehren und einträgliche Aemter. Im

ganzen jedoch war der Stand unwissend, in rohen Unterhaltungen, nur zu oft in Völlerei und Schlemmerei und in wüster Jagdlust den Tag verbringend. Die Gesunkensten des Standes machten noch jetzt die Straßen unsicher und legten sich als „Krippenreiter" ihren Standesgenossen in Stall und Quartier.

Der große Krieg entadelte auch diesen Stand völlig. Seine Güter waren verwüstet, seine Bauern zusammengeschmolzen und unfähig zu steuern, er selbst entweder im wilden Kriegsdienst und dem Offiziersleben, das dem des gemeinen Soldaten an Roheit nichts nachgab, verwildert, oder durch zahllos wiederholte Unglücksfälle, Fluchten, Entbehrungen zahm und demüthig gemacht. Damals entschwand der Trotz des alten germanischen Adelssinnes. Es drängten sich nun die Edelleute an die Höfe, selbst an die kleinsten, haschten nach Ehren, Titeln und Aemtern und suchten durch ceremoniöse Formen die innere Leere, durch Hochmuth gegen Geringe die Niederträchtigkeit der Gesinnung zu überdecken. Paris und Versailles wurden, wie sie eine hohe Schule der Entsittlichung für den französischen Adel waren, nun auch die Lehrstätte des deutschen Junkers. Dorthin zog er, um Modetand, hohle Anmaßung, Ausschweifung, Verachtung alles Einheimischen sich einzutauschen. So verschmolz sich bald lächerliche Form und steife Haltung mit der alten inneren Roheit, die weder von der Residenz noch vom Edelhof weichen wollte. Auch hier war der tiefe Verfall alles echt deutschen Lebens zu Tage getreten.

Die Höfe der Fürsten hielten sich im 16. Jahrhundert noch von fremder Sitte unberührt. An manchen wie an dem kursächsischen Hofe, am hessischen, württembergischen, an einigen Welfischen u. a. m. (S. 319) hatte die Reformation einen ernsten, frommen Sinn heimisch gemacht und eine kirchliche Gelehrsamkeit, durch welche die Fürsten fast zu Theologen wurden. An anderen verdrängte die große Bewegung der Zeit nicht die Heiterkeit des Lebens, die ja im 16. Jahrhundert alle Stände belebte. Jagden in kolossalem Maßstabe, Schmausereien, die dann meist in ein „unschmeidiges Saufen" und einen „dichten Rausch" ausarteten, Turniere und Ringelrennen (nur in erleichterter Weise), Aufzüge, Betheiligung an Volksfesten, Schlittenfahrten u. s. w. wechselten an den Höfen lebenslustiger Fürsten wie z. B. Joachims II. von Brandenburg (S. 332). Selten reichten an diesen Höfen die Geldmittel, denn noch hatte man nicht gelernt, durch weise Verwaltung die reichen fürstlichen Einkünfte flüssig zu machen und zusammenzuhalten. So fielen die Fürsten den Wucherern anheim, und Schulden und Verlegenheiten bildeten die Kehrseite zu all dem Glanze. An einigen, besonders an kleineren Höfen, dauerte das patriarchalische Verhältnis zwischen

Fürst und Volk ungestört fort. So drohte jene Gräfin von Rudolstadt, um ihr beraubtes Völkchen zu schützen, „Fürstenblut für Ochsenblut“ fließen zu lassen, und schreckte durch ihr männliches Auftreten den furchtbaren Alba.*) — Der große Krieg brachte sein unsägliches Elend auch über die deutschen Fürsten; oft selber flüchtig, oft genöthigt, Land und Leute mit dem Rücken anzusehen, ohne zu wissen, ob ein Wallenstein, Tilly oder Oxenstierna ihnen erlauben würde, je in ihr altes Erbe zurückzukehren, schützten sie kaum sich selbst und ihre Familien vor Mangel. So sank auch der fürstliche Sinn, obwohl er in den entschlossensten dieses Geschlechtes fortlebte, und Bernhard von Weimar z. B. bei einer Audienz vor Ludwig XIII. zum Schrecken der Pariser Hofleute sein Haupt bedeckte, sobald der König von Frankreich nach dem Gruß den Hut wieder aufsetzte. Aber hier Noth, dort Ländergier drängte zu unfürstlichen Schritten. Bei den Unterhandlungen des westfälischen Friedens ward schon Kriecherei vor den Fremden, Bestechung und Intrigue aller Art angewandt, um leidlich günstig wegzukommen. — Als der Friede wieder hergestellt war, ward mehr und mehr der Hof von Versailles das Vorbild der großen und kleinen deutschen Hofhaltungen. Große, pomphafte Festlichkeiten wurden trotz der Armuth der Länder gehalten. Prachtbauten und Gartenanlagen in französischem Geschmack wurden in den Residenzen ausgeführt; Titel, Aemter, Ehren an den herbeiströmenden Adel verschwendet. Häufig wurden die Adelstitel um Geld verliehen, denn die Sucht nach Titeln ward allgemein. Dieser ganze Prunk war um so lächerlicher und drückender, weil er nicht wie in Frankreich auf der Grundlage einer bedeutenden Macht, sondern auf den beschränkten Mitteln deutscher Kleinstaaten beruhte. Daß es einzelne, schöne Ausnahmen gab, versteht sich. Manche Fürsten unterstützten die gesunkene Gelehrsamkeit, so einige aus den anhaltischen, braunschweigischen, hessischen Fürstenhäusern; andere hoben ihr gesunkenes Land mit väterlicher Sorge wie Ernst der Fromme von Gotha; andere nahmen theil an den Vereinen, die zur Hebung der deutschen Sprache entstanden, seit der Dichter Martin Opitz (1597—1639) wieder einen Wetteifer mit den Fremden, wenigstens eine Nachahmung derselben, ins Leben gerufen. Aber allen diesen wissenschaftlichen wie poetischen Bestrebungen klebte etwas von Kleinlichem, Eitlem, Lächerlichem an, dem auch die Besten sich nicht entziehen konnten.

Fassen wir alles zusammen: es war auf allen Gebieten des deutschen Lebens der volle Tod eingetreten, die deutsche Reichsgeschichte war am Ende, und die deutsche Geschichte überhaupt schlösse hier oder hätte nur noch eine

*) Schillers Werke, Bd. XI.

traurige Nachperiode, wenn nicht zwei große Lebenselemente rettend eingetreten wären:

Das eine war der Geist der Reformation, der anfänglich im 16. Jahrhundert, als der allein mächtige den politischen Sinn überragt, fast erdrückt hatte, der dann in den trüben Zeiten des 17. Jahrhunderts sich in dem bibelfesten Stande der Bürger und Bauern als ein Geist der Geduld und des Gottvertrauens, der Redlichkeit und Zucht geltend machte, und diese trüben Zeiten, wenngleich kümmerlich, aufhellte und überdauerte, der aber endlich im 18. Jahrhundert in der ihm eigentümlichen Forscherlust und Geistesfreiheit sich wieder erhob und die gesamte Nation, wenngleich nicht ohne manche Verirrungen, auf neue, sittlich hohe und geistig bedeutende Lebenswege führte. „Deutschland blieb die feste Burg der Ketzerei; das Mark unseres Geistes war protestantisch.“ *)

Das andere war die angeborene, staatenbildende Kraft des altsächsischen Stammes (S. 93 ff., 174 ff.), die in den von demselben ausgegangenen Kolonien östlich der Elbe fortlebte. Die brandenburgischen Marken, jetzt zwar nicht minder gebeugt wie jedes andere Land, doch bald mit einer Reihe von Fürsten beglückt, die sie zu einem Staate im wahren Sinne des Wortes zusammenbildeten, wurden der feste Stamm, an dem das gesamte sich geistig wieder erneuende Deutschland seinen politischen Halt fand.

*) v. Treitschke, Deutsche Geschichte im XIX. Jahrh.



Fünfte Periode.

Vom westfälischen Frieden, 1648, bis zur Gegenwart. Bildung der brandenburgisch-preußischen Großmacht. Blüte des deutschen Geisteslebens. Befreiungskriege. Aufrichtung des deutschen Reiches.

Deutsche Nationalgeschichte.

Sinken der Habsburgischen Monarchie. Emporwachsen Preußens. 1648—1740.

Die Weltlage.

In dem großen dreißigjährigen Kriege, der zuletzt nicht mehr ein deutscher, sondern ein Weltkrieg gewesen, war die östreichisch-spanische Monarchie unterlegen: die katholische Weltherrschaft derselben bedrohte fortan Europa nicht mehr. Aber an ihre Stelle trat Frankreichs Uebergewicht in Europa, welches vom Kardinal Richelieu (S. 342) begründet, vom Kardinal Mazarin weiter bebefestigt und von dem Könige Ludwig XIV., 1643—1715, zur vollen Geltung gebracht wurde. Es beginnt mit diesen Männern die Zeit der absoluten Monarchie d. h. der Herrschaft des unbeschränkten königlichen Befehls und Willens*), die bald in ganz Europa Nachahmung fand. In dem politischen Verkehr der Staaten (in der Diplomatie) ward statt des ehemaligen Latein die französische Sprache üblich, und ebenso ward das französische Vorbild in den Sitten und Gebräuchen der vornehmen Kreise vorherrschend. Durch die großen Geldmittel des Landes, durch ein starkes, wohlgeübtes

*) Man hat zur kurzen Bezeichnung derselben gewisse Formeln und Redensarten, die man Ludwig XIV. zuschreibt: Car tel est notre plaisir. — L'état c'est moi.

stehendes Heer, durch eifrige, wenngleich prahlerische und unfreie, Pflege von Kunst und Wissenschaft, durch hervorragende Feldherren und Staatsmänner ward dieser glänzende Vorrang Frankreichs die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hindurch behauptet. Man nennt diesen Zeitraum deshalb auch das Zeitalter Ludwigs XIV. (siècle de Louis XIV.).

Neben Frankreich war durch Gustav Adolf als zweite Großmacht Schweden getreten, und behauptete diese Stellung gleichfalls bis über das 17. Jahrhundert hinaus. Fast die ganze Ostsee war von schwedischem Gebiet umschlossen (S. 343). Zu den alten Besitzungen waren durch den westfälischen Frieden noch die von Deutschland abgetretenen Gebiete: Vorpommern (mit Stettin, Stralsund, Rügen), Wismar und die Fürstentümer Bremen und Verden gekommen. Da Schweden durch diese Erwerbungen Mitglied des Reiches geworden, so übte es einen oft entscheidenden Druck auf alle Reichsangelegenheiten aus. Zugleich aber erstreckte sich sein Einfluß auch über Dänemark, Rußland und Polen, und vergeblich bemühten sich diese entweder ohnmächtigen oder noch unausgebildeten Staaten, demselben sich zu entziehen. Auf Gustav Adolf war seine Tochter Christina gefolgt, 1632—1654, erst unter der vormundschaftlichen Regierung einiger stolzen Adelsgeschlechter (S. 349), dann selbständig, bis sie, der Herrschaft müde, die Krone niederlegte und, durch den Zweifel an allem zum Glauben an die unbedingte Autorität schreitend, in Innsbruck öffentlich zur katholischen Kirche übertrat († 1689 in Rom). Aber das volle schwedische Uebergewicht erneuete, wie wir unten sehen werden, ihr Nachfolger Karl X. Gustav 1654—1660, ein Vetter Christinas, ein deutscher Prinz aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken (S. 216 Anm.). Wie Frankreich, mit dem es meist verbündet war, suchte auch diese protestantische Macht jedes neue Aufleben deutscher Kraft und Selbständigkeit zu dämpfen. Die (protestantischen) Seemächte, Holland und England, hatten theils mit sich selbst zu thun — es fällt in diesen Zeitraum die englische Revolution — theils waren sie gegen das ohnmächtig gewordene Deutschland, welches ihnen nichts nützen konnte, wenig wohlwollend gesinnt. Erst allmählich treten sie mit den deutschen Staaten gegen die drohende Uebermacht Frankreichs in Bündnisse, und erst im folgenden Jahrhundert gelingt durch den spanischen Erbfolgekrieg der gemeinsame Sieg und die Niederwerfung der französischen Vorherrschaft, zu derselben Zeit, wo auch Schwedens Macht durch den nordischen Krieg gebrochen wird.

Oestreich war aus dem westfälischen Frieden zwar überwunden und geschwächt, aber doch nicht vernichtet und ohnmächtig hervorgegangen. In Deutschland behielt es den vorwaltenden Einfluß, sowohl durch seine Länder-

masse als auch durch die gleichsam zum Recht gewordene Gewohnheit, daß der Herrscher Oestreichs auch zugleich der Kaiser war. Im Innern seines Reiches war die absolute Monarchie nicht minder befestigt als in Frankreich, seit durch den 30jährigen Krieg zugleich mit dem Protestantismus auch die ständischen Rechte des Adels in Oestreich und Böhmen niedergeworfen waren. Die religiöse Einheit im Katholizismus, auch schon die militärische des Heerwesens hatte die fehlende nationale Einheit zu ersetzen. Die Regierungsgrundsätze Ferdinands II. blieben deshalb auch die seiner nächsten Nachfolger, Ferdinands III., 1637—1657, und Leopolds I., 1657 (Kaiser seit 1658) bis 1705, welcher letztere, langsam, begeisterungslos, jesuitisch erzogen und gesinnt wie er war, eine lange Regierungszeit ohne Heil für das Reich geherrscht hat, trotz des glänzenden Ruhmes, den einzelne seiner Feldherren erwarben. Noch immer war Oestreich in seinen äußeren Unternehmungen meist mit Spanien verbunden. Nur war aus dieser vordem angreifenden Doppelmacht jetzt eine nur noch abwehrende geworden. Frankreichs und Ludwigs XIV. Ehrgeiz bedrohte nämlich in gleicher Weise die spanischen Niederlande (das heutige Belgien), das den Habsburgern engbefreundete lothringische Land und Herzogshaus (S. 219) und auch das deutsche Reich längs des ganzen Oberrheines, den Oestreich durch seine Kaiserstellung zu schützen verpflichtet war, und an den damals noch seine vorderen Lande (S. 248), besonders der Breisgau mit dem festen Freiburg, stießen. Aber in beiden verwandten Reichen und Herrscherhäusern zeigten sich die Spuren des Verfalls, sowohl in der Unbedeutendheit der Herrscher als in der zunehmenden geistigen Verdumpfung der Völker.

Das deutsche Reich war seit dem westfälischen Frieden nicht nur jedem Angriff bloßgestellt, sondern in seinem eigenen Innern boten sich einem schlauen Angreifer die Mittel dar, es zu bekämpfen. Schon bei der Wahl Leopolds erschöpfte sich Ludwig XIV. in Ränken und Bestechungen, um dem Kurfürsten von Baiern, von dem er sich eine Art Abhängigkeit versprechen durfte, die Kaiserwürde zuzuwenden. Eine Reihe deutscher Fürsten, die damals mit Frankreich den rheinischen Bund geschlossen, boten ihm als Werkzeuge ihre Hand, diesmal freilich vergeblich. Doch der Einfluß Frankreichs wuchs beständig. Manche deutsche Fürsten bezogen von Ludwig XIV. förmlich Jahrgehälter. Oestreich schützte und schirmte das Reich nur soweit sein eigener Vortheil in Frage kam. Denn da es keine deutsche, sondern nur noch eine europäische Macht war, so lag ihm Deutschland um seiner selbst willen nicht am Herzen. Unter diesen Umständen wäre das durch den 30jährigen Krieg tödlich zerrüttete Reich einer Auflösung verfallen, wie sie ein Jahrhundert später über Polen kam, hätte nicht im Norden unter

der weisen und starken Hand des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das neue Deutschland, der deutsche Staat, sich zu bilden begonnen, von welchem die nationale Wiedergeburt ausgehen sollte.

Die Raubkriege Ludwigs XIV.

Die Macht des Hauses Habsburg in Spanien wie in Deutschland in Verfall, welche Aussicht für einen König von Frankreich, der wie Ludwig XIV. nach Glanz und Ehren strebte! Welchen seiner Nachbarn er auch ins Auge faßte, überall fand er die Wege, Ruhm zu erwerben und Frankreich zu vergrößern, leicht und geebnet. Seinen ersten Krieg — grund- und rechtlos begonnen wie alle folgenden, einen Raubkrieg — richtete er gegen die spanischen Niederlande (1667). Da ihm die sogenannte Tripelallianz (Holland, England, Schweden) entgegentrat, so begnügte er sich im Frieden von Aachen (1668) mit der Abtretung der wichtigen südlichen Festungsgrenze der Niederlande. Bald griff er voll Rache und Haß die Republik Holland an (1672), nachdem er ihre bisherigen Bundesgenossen, England und Schweden, auf seine Seite gebracht hatte. Ein rascher und leichter Sieg schien ihm gewiß, denn mit ihm waren mehrere deutsche Fürsten, und diejenigen, die zu Holland halten wollten, wurden durch Ludwigs Drohungen geschreckt. So trat keiner von ihnen ins Feld, um den kleinen und doch für Deutschlands Grenzschutz so wichtigen Staat nicht in Frankreichs Hände fallen zu lassen, außer dem großen Kurfürsten (von Brandenburg) Friedrich Wilhelm (S. 397). Der Kaiser Leopold freilich sandte eine Armee an den Rhein, aber mehr um den Kurfürsten zu hindern als um ihn zu unterstützen; hatte doch Leopold sich heimlich gegen Frankreich verpflichtet, sich nicht in den holländischen Krieg zu mischen. Gleichwohl gelang es dem kriegerisch ausgezeichneten Statthalter Hollands, Wilhelm III. von Oranien, die raschen Fortschritte Ludwigs und seiner Generale (Condé, Turenne, Luxembourg, Vauban) zu hemmen. Später trat auch Spanien und das deutsche Reich dem Kriege gegen Frankreich bei, und nun zog sich die ganze Schwere desselben an den Rhein, wo die Wunden des dreißigjährigen Krieges erst zu heilen begannen. Ludwig XIV. unterwarf die zehn Städte des Elsaß, über die er bis dahin nur die Landvogtei gehabt hatte (S. 354). Turenne verwüstete die Pfalz — er selbst ist in diesem Kriege, 1675, bei Saßbach (nordöstlich von Kehl) gefallen — und die deutschen Heere erlitten eine Reihe von Niederlagen. Zuletzt behauptete Ludwig XIV. im Frieden zu Nymwegen 1678 und 1679 abermals günstige

Bedingungen, durch welche ihm von Spanien die Franche Comté (S. 220) und eine Reihe Orte an der niederländischen Grenze, vom deutschen Reiche das sehr feste Freiburg im Breisgau abgetreten, die elsässischen Zehnstädte stillschweigend überantwortet wurden. Auch Lothringen blieb vorläufig in seiner Hand.

Durch die Réunionskammern verstand es dann Ludwig XIV. den Raubkrieg auch im Frieden fortzusetzen, indem diese Gerichtshöfe, die man zu Metz und Breisach einrichtete, entscheiden sollten, welches Gebiet jemals zu den in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Ländern gehört hätte, damit dasselbe, als nun zu Frankreich gehörend, eingezogen werde. So wurden mitten im Frieden einzelne Landschaften und Städte (z. B. Baudemont, Saarlouis, Saarbrücken, Mömpelgard, Luxemburg) und eine Menge von Dörfern, Schlössern, Höfen, Mühlen von Frankreich in Besitz genommen. Das deutsche Reich, ohne Zusammenhang, ohne Kraft und Lust sich zu bewegen, hatte nur ohnmächtige Protestation dagegen. Ja, während so Deutschlands Grenzen schamlos beraubt wurden, stritten die kurfürstlichen und fürstlichen Abgesandten zu Regensburg auf dem Reichstage, ob erstere auf purpurnem, letztere auf grünem Sammet sitzen sollten, wer mit goldenen Messern und Gabeln und wer nur mit silbernen speisen sollte. Vergebens mahnten die Stimmen vaterlandsliebender Dichter:

Nun ist es Zeit zu wachen,
eh Deutschlands Ehre stirbt
Und in dem weiten Rachen
des Krokodils verdirbt;
Herbei, daß man die Kröten,
die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
zur Saon' und Seine schicke!*)

Niemand rührte sich. Endlich setzte Ludwig XIV. seinen Räubereien die Krone auf, indem er mitten im Frieden, durch den Verrath des Bischofs Egon von Fürstenberg unterstützt, die alte herrliche Reichsstadt Straßburg dem deutschen Reiche entriß (1681). Vergebens mahnte seitdem der Dom, das Meisterwerk altdeutscher Baukunst, gleichsam trauernd über den Rhein herüber; auch dieser Schlag weckte das todte Reich nicht auf. Zuletzt schloß es einen 20jährigen Waffenstillstand, ohne daß Krieg gewesen, ließ dem König so lange allen Raub und erlangte dafür einige Jahre Schonung. Zu gleicher Zeit bedrohte Dänemark, welches seit 1667 auch Oldenburg unmittelbar regierte (S. 224 Anm.), auf Ludwig XIV. sich verlassend, Hol-

*) Hans Aßmann von Abschatz.

stein und Hamburg mit Annexion, 1686, bis auch hier der große Kurfürst im Bunde mit Schweden und den braunschweigischen Herzögen diesem Streben ein Ziel setzte.

Schon 1688 aber erneuerte Ludwig XIV. den Krieg, indem er nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Simmern (S. 216 Anm.) bedeutende Theile dieses Landes für seinen Bruder, den Herzog von Orléans, verlangte, der mit Elisabeth Charlotte, der Schwester des kinderlosen Kurfürsten, vermählt war, ungeachtet diese bei ihrer Verheiratung ausdrücklich auf die Erbfolge verzichtet hatte. Außerdem wünschte Ludwig auch den Bruder des Verräthers von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, in das erledigte Erzbistum Köln einzusetzen. Aber seit 1689 saß der Oranier Wilhelm III. auf dem englichen Königsthron, den er an der Spitze von deutschen Truppen dem letzten Stuart, seinem Schwiegervater Jakob II., entrissen hatte, und schon 1686 hatte auch der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten sich zur Wehr gegen französische Uebergriffe im großen Augsburger Bunde vereinigt. Dieser trat jetzt zur Vertheidigung der deutschen Landesgrenze ein. Da kam man am Hofe Ludwigs XIV., des „allerchristlichsten Königs", auf den scheußlichen Gedanken, um dem Feinde den Krieg am Rhein unmöglich zu machen, das ganze gesegnete Land in der Pfalz und am Mittelrhein (S. 215) in eine Wüste zu verwandeln. Hohnlachend sprengte der französische General Melac die prächtigen Thürme des Heidelberger Schlosses und die Stadtmauern; die halbe Stadt ward in Asche gelegt. Dann folgten die Städte und Dörfer an der Bergstraße. Die armen Bewohner wurden, wenn sie das Ihre retten wollten, erschlagen. Ueberall fand man die Leichen elender erfrorener Menschen. Die Bürger von Mannheim mußten erst mit an der Abtragung ihrer Festungswerke arbeiten, dann äscherte man ihre Stadt ein und trieb sie hungernd und nackt in die Winterkälte hinaus; ein ähnliches Schicksal traf Frankenthal, Ladenburg, Kreuznach u. a. Damals sanken Worms und Speyer, die alten, ehemals herrlichen kaiserlichen Städte in Asche, samt ihren Domen, und in Speyer schütteten französische Soldaten hohnlachend die Asche so vieler großer Kaiser in die Winde. Dann kamen die Gegenden von Trier, Köln, Jülich an die Reihe, wo man die Bauern sogar zwang, ihr eigenes Getreide unterzupflügen. — Nach so viel Schmach begann man sich endlich im Reich zu regen. Der Kaiser schloß mit Wilhelm III. von England, mit Holland, Spanien, Savoyen, Dänemark und den meisten deutschen Fürsten die große Allianz, deren Seele wieder jener Oranier war. Dennoch behauptete Ludwig durch seine großen Generale im Felde das Uebergewicht. Unter den deutschen Truppen herrschte Uneinigkeit und Thatlosigkeit, obwohl der Reichsfeldherr

Ludwig von Baden ein tüchtiger Führer war. Als dann endlich 1697 der Friede zu Ryswick (nahe dem Haag) zustande kam, mußte das deutsche Reich die Bedingungen annehmen, die ihm die fremden Mächte stellten. Frankreich behielt die „Réunionen" im Elsaß, ebenso Saarlouis: alles andere, also auch das Herzogtum Lothringen, weiter Freiburg, Breisach, Luxemburg, Mömpelgard u. a. gab es heraus. Dem Frieden war aber, im Einverständnis des Kaisers mit Ludwig XIV., die sogenannte Ryswicker Klausel angehängt, wonach der kirchliche Zustand bleiben sollte, wie er während der feindlichen Besetzung gewesen; so blieben viele protestantische Gemeinden in der Pfalz ihrer Kirchen beraubt, und der katholische Gottesdienst trat daselbst wieder ein. Ludwig XIV. aber hatte zu solchen, im ganzen für Deutschland günstigen, Friedensbedingungen sich verstehen müssen, weil seine Kassen erschöpft, seine Augen aber bereits auf die künftige Erwerbung der spanischen Monarchie gerichtet waren. — In allen drei Raubkriegen hatte Deutschland sich völlig ohnmächtig nach außen hin bewiesen und hatte gezeigt, wie leicht die Beute da ist, wo Gemeinsinn und das Gefühl für nationale Ehre erloschen sind.

Die Türkenkriege Oestreichs.

Glücklicher als am Rhein waren die deutschen Waffen im Osten, gegen den andern Erbfeind, wie man ihn damals nannte, die Türken. Seit diese Konstantinopel erobert (S. 207), dann Ungarn überflutet hatten, dessen letzter König Ludwig gegen sie bei Mohacz gefallen war (S. 250), gehörte ihnen die Hauptstadt des Landes, Ofen-Pesth, und ihre Grenze ging bis gegen Raab und Komorn, so daß König Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder, wenig mehr als den Titel eines Königs von Ungarn von seinem Schwager erbte und bald sogar den Türken einen regelmäßigen Tribut zahlen mußte. Die Türkengefahr war stehend in der ganzen Reformationszeit. Auch das 17. Jahrhundert brachte fortwährende Kriege an der Südostgrenze des Reiches. Ungarn war, zumal auch auf ihm wie auf den deutschen Erblanden die politische und religiöse Bedrückung der östreichischen Habsburger hart lastete, ein gar unsicheres Besitztum des Kaiserstaates. Oft erhoben sich hier Rebellen, die auf türkische Hilfe gestützt, dem Kaiserhause kühn und schlau Trotz boten: so Bethlen Gabor (S. 333) im Anfang, Rakoczy am Ende des 30jährigen Krieges von Siebenbürgen aus. Leopold I., 1657 (als Kaiser seit 1658) bis 1705, gelenkt vom Hasse gegen die Protestanten, die in Ungarn zahlreich waren und von Ferdinand III. aufs neue Religionsfreiheit erhalten hatten, so wie erbittert auf die großen ständischen Vorrechte

des magyarischen Adels, unternahm eine ernstliche Unterwerfung Ungarns. So kam dies Land in eine doppelte Bedrängnis: denn um dieselbe Zeit erneuerten die Türken ihre Angriffe. Als im Jahre 1663 ein großes Heer derselben gegen Ungarn und Oestreich heranrückte, kam, wenngleich langsam und schwerfällig, dem Kaiser ein Reichsheer unter dem Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden zu Hilfe; ja damals schickte selbst noch Ludwig XIV. ein Hilfscorps. Auch Schweden und die Fürsten Italiens, der Papst voran, vereinten sich gegen den alten Erbfeind der Christenheit. Bei St. Gotthard an der Raab siegte der kaiserliche Feldherr Montecuccoli am 1. August 1664 über die Türken und hinderte ihr weiteres Vordringen; es war der erste glänzende Sieg seit 300 Jahren über dieses Volk, ein Sieg der gesamten Christenheit, an dem aber die Deutschen den größten Antheil hatten.

Dennoch gewann Kaiser Leopold nicht mehr als einen 20jährigen Waffenstillstand, durch welchen er in Ungarn und Siebenbürgen alles, was sie erobert und besetzt, in der Hand der Türken ließ. Die Ungarn sahen sich durch denselben nicht geschützt, im Gegentheil sahen sie in der zurückgelassenen östreichischen Besatzung nur das Mittel, ihre ständischen Freiheiten zu unterdrücken. Als nun Leopold nach Entdeckung einer Adelsverschwörung (1670), in welche die edelsten Namen Ungarns verwickelt waren, die alte Verfassung Ungarns für verwirkt erklärte und ähnlich verfuhr, wie einst Ferdinand II. in Böhmen (S. 336); als die Häupter des Adels auf dem Blutgerüst fielen, Hunderte von protestantischen Geistlichen, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten, als Ruderknechte auf den Galeeren Triests und Neapels oder in der Sumpfluft der niederen Donau dienten, da brach unter einem neuen kühnen Führer, Emerich Tököly, eine Empörung aus, die bald das ganze Ungarn ergriff. Zu seinem Schutz lehnte sich Tököly an die Türken, die unter dem Vezier Karamustapha mit einem Heere von 230,000 Mann durch Ungarn auf Wien rückten, 1683. Tököly zog voran und bahnte ihnen den Weg. Wien selbst war schlecht gerüstet, die Streitkräfte, welche der Herzog Karl von Lothringen dem Feinde entgegenstellen konnte, waren zu schwach, nur Hilfe von außen konnte Rettung bringen. An alle Reichsfürsten erging des Kaisers Mahnruf, er selbst aber verließ in dieser Noth flüchtend seine Hauptstadt und ging nach Passau, nur auf sich bedacht, vom Spott und Haß seiner im Stillen noch protestantisch gesinnten Oberöstreicher gefolgt. Die Türken erschienen am 7. Juli vor Wien und belagerten es: das letzte Mal, daß dieser Feind deutschen Boden betrat. Aber in der Belagerung zeigte die Stadt äußersten Heldenmuth; Bürger und Studenten wetteiferten mit den Soldaten, und der Kommandant, Rüdiger von Stahremberg, hielt alle Stürme aus. Auf der andern

Seite fehlte es den Türken an Geschick zur Belagerung, und obgleich ihnen von Paris die Pläne der Festungswerke zugegangen waren, so war doch besonders ihre Artillerie, nur von unwissenden Renegaten geleitet, zu ungeschickt, um die nur schwach befestigte Stadt zu nehmen. Acht Wochen hielt diese die Belagerung aus; endlich kam das Reichsheer herbei, in welchem nach langer Zeit zum ersten Male die Blüte deutscher, fürstlicher und ritterlicher, Jugend vereint war. Der vaterlandsliebende Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen und Max Emanuel von Baiern führten persönlich ihre Truppen, sie vereinten sich mit dem Heere Karls von Lothringen. Mit ihnen verbündet kam der fromme, edle und heldenmüthige Polenkönig, Johann Sobieski, und am 12. September stellte sich am Kahlenberge das Christenheer gegen die Türken, von wo aus Raketen, die vom Stephansthurm beantwortet wurden, der bedrängten Stadt das Zeichen der herannahenden Rettung gegeben hatten. Ein herrlicher Sieg ward erfochten, das Lager der Türken mit unermeßlicher Beute erobert, die Stadt befreit; und dennoch besann sich der zurückkehrende Leopold, wieweit es sein Rang und Stand zulasse, seinem Retter dankend entgegen zu gehen. Deutsche Tapferkeit nicht minder als polnische hatte diesen schönen Sieg errungen; leider blieben die Sieger nicht einig, und der Kurfürst von Sachsen, der sich zurückgesetzt fühlte, zog nach Haus.

Aber Oestreich setzte nichts desto weniger die Eroberung zunächst Ungarns fort. 1686 gewann Karl von Lothringen mit einem Heere, in dem Freiwillige aus allen Ländern der Christenheit waren, vor allem aber 8000 vom großen Kurfürsten gesandte Brandenburger sich auszeichneten, Ofen wieder, und nachdem der Kaiser durch das Blutgericht von Eperies 1687 den Trotz des magyarischen Adels gebrochen, war auch Ungarn wieder eng an Oestreich gefesselt, das es sich ernstlich angelegen sein ließ, nun auch hier des Protestantismus Herr zu werden. Schon 1691 unter dem Eindrucke des Sieges von Szalankamen (nahe der Theißmündung) stellte sich auch Siebenbürgen unter die Herrschaft der Habsburger, und während das deutsche Reich im Westen fortwährend Einbuße litt, gewann Oestreich eine neue Ausdehnung seiner Macht im Osten. Schon jetzt glänzte unter Leopolds Feldherren der Prinz Eugen von Savoyen.*) Letzterer war Franzose von Geburt, der Sohn einer von Mazarins berühmten Nichten, der an Gestalt unansehnlich, von Ludwig XIV. sich vergebens ein Regiment erbeten hatte: von ihm verschmäht und spottweise der kleine Abbé genannt, kam er

*) Oder, wie er seinen Namen in drei Sprachen zu unterschreiben pflegte: „Eugenio von Savoye".

zum Kaiser, um gegen die Türken zu kämpfen. Bald zeichnete er sich in hervorragender Weise aus, ward General und offenbarte dann zuerst sein Feldherrngenie in der Schlacht bei Zenta an der Theiß, 11. September 1697. Hier ward ein großes Türkenheer, welches der Sultan persönlich führte, fast ganz vom Schwerte der Oestreicher und der deutschen Verbündeten (Brandenburger, Sachsen) aufgerieben oder in die Wellen des Stromes gesprengt. Infolge dieses Sieges gelangte Oestreich endlich zum glorreichen Frieden von Karlowitz (an der Donau oberhalb der Theißmündung) 1699, in welchem die Pforte zugleich von Venedig und von Rußland unter Peter dem Großen bedrängt, fast ganz Ungarn an Oestreich zurückgab. Bald sollte Ludwig XIV. noch mehr inne werden, welcher Kraft er sich mit Eugen kurzsichtig selber beraubt hatte.

Der spanische Erbfolgekrieg, 1701 bis 1713 und 1714, und das Haus Habsburg bis 1740.

In Spanien ging das Haus Habsburg mit Karl II. zu Grabe, und Ludwig XIV. hatte den Plan gebaut, forthin auch hier sein Haus, das Bourbonische, auf den Thron zu bringen. Ihm trat entgegen, nach den alten Ueberlieferungen als das nächst verwandte und nächstberechtigte, das östreichisch-habsburgische Haus. Zwar nach den augenblicklichen Verwandtschaftsverhältnissen standen Frankreich und Oestreich ziemlich gleich: Ludwig XIV. war nicht nur selbst der Sohn einer spanischen Prinzessin, sondern hatte auch eine Schwester Karls II. zur Ehe gehabt. In demselben Verhältnis stand Kaiser Leopold, nur daß den nach Oestreich vermählten Prinzessinen die Erbansprüche vorbehalten worden waren, die nach Frankreich vermählten dagegen ausdrücklich auf die spanische Krone Verzicht geleistet hatten. Zugleich aber konnte sich Leopold darauf berufen, daß er als von Karls V. Bruder abstammend den Mannsstamm des Hauses Habsburg fortsetzte. Der staatskluge Wilhelm III. in England hatte eine Theilung vorgeschlagen, aber Karl II., der das große spanische Gebiet nicht zerstückelt wünschte, hatte in einem Testamente den Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern, Joseph Ferdinand, einen Enkel Leopolds und seiner (Karls II.) Schwester, zum Gesamterben eingesetzt. Dieser Prinz aber starb schon 1699, und die Frage stand wieder offen, wie vorher.*) Nun bemühten sich Oestreich wie Frankreich von neuem. Leopold suchte seinen zweiten Sohn, Karl, Ludwig seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben

*) Ueber diese Verwandtschaftsverhältnisse siehe die Tabelle S. 328 Anm.

einsetzen zu lassen; denn beide hüteten sich, den Schein zu erwecken, als wollten sie die spanischen Länder unmittelbar mit ihrer Krone verbinden. Zuerst schien Oestreich das Ziel zu erreichen, aber der Wunsch Karls II., Spanien ungetheilt beisammen zu erhalten und die Ueberzeugung, daß nur dem Enkel Ludwigs XIV., gestützt auf Frankreichs Macht, dies möglich sein werde, überwog, und als er am 1. November 1700 starb, fand sich durch ein neues Testament Philipp von Anjou als Erbe der Monarchie eingesetzt, welche Spanien, die (belgischen) Niederlande, Mailand, Sardinien, Neapel und Sicilien, den größten Theil Amerikas, ja selbst weite Gebiete in Asien umfaßte. Ludwig XIV. nahm das Testament an, aber gegen dasselbe trat nun Oestreich auf, anfangs ohne Verbündete. Nur in Deutschland brachte der Kaiser Preußen, das eben damals als Königreich in die größere Geschichte eintrat (S. 403), Hannover und Sachsen auf seine Seite, dann zog er das ganze deutsche Reich nach sich. Dagegen wandte sich Kurfürst Max Emanuel von Baiern, durch Ludwigs XIV. Versprechungen gelockt, mit seinem Bruder, dem Erzbischof Joseph Clemens von Köln, auf Frankreichs Seite. In Italien erklärten sich die Herzöge von Savoyen und Mantua für Frankreich. Erst im Herbst 1701 traten die Seemächte England und Holland, geschreckt von der zunehmenden Macht Frankreichs, in ein Bündnis mit dem Kaiser. Der Krieg, der nun begann, heißt der spanische Erbfolgekrieg, 1701—1713 und 1714.

In demselben treten von Anfang an Prinz Eugen von Savoyen (S. 382) und der staatskluge und ehrgeizige englische General Marlborough hervor, zwei Feldherren ersten Ranges, die durch ihre ungetrübte Einigkeit — das Werk der Bescheidenheit Eugens — Sieg auf Sieg über das durch seine früheren Kriege ohnehin schon erschöpfte Frankreich erkämpften. Auch der Anführer der Reichstruppen, Markgraf Ludwig von Baden, war ein hervorragender Mann, der mehr durch die Schwerfälligkeit der Reichseinrichtungen als durch seinen Eigensinn gehemmt wurde. Der Krieg ward mit einem glänzenden Zuge Eugens über die Alpen und einem Siege in Norditalien über die Franzosen 1701 eröffnet. Marlborough, der zugleich als Minister auf die Regierung der Königin Anna von England, 1702—1714, Wilhelms III. Nachfolgerin, großen Einfluß übte, landete in den Niederlanden und rückte siegreich gegen die Franzosen vor. Im folgenden Jahre, 1703, aber drangen diese, die gegen die Reichsarmee glücklich gewesen waren und auch in Italien die Ehre ihrer Waffen wiederhergestellt hatten, unter Vendôme von Italien her nach Tirol vor, um sich hier mit Max Emanuel zu vereinen, der von Norden her dies östreichische Erbland besetzte. Da entbrannte ein Aufstand des Tiroler Volkes, der in den engen Pässen

und Thälern beiden Feinden ungeheure Verluste bereitete. Kaum rettete der Kurfürst sein Leben aus den furchtbaren Engen. Dagegen erhob sich dann freilich einige Jahre später, als die Oestreicher das Land Baiern hart besetzt hielten, auch hier, von Priestern und einem Ingolstädter Studenten geleitet, ein Volksaufstand, dessen die Oestreicher nur mit Mühe Herr wurden. Es zeigte sich in solchen Bewegungen, daß die alte Kraft, freilich auch der alte Haß der deutschen Stämme unter sich keineswegs erloschen war. Uebrigens behielt in Deutschland auch nach dem verunglückten Unternehmen auf Tirol die französische Macht doch die Oberhand, noch 1703 fielen Augsburg und Passau, Breisach und Landau in ihre Gewalt, ein Umschwung trat erst 1704 ein, als Eugen und Marlborough in Süddeutschland sich vereinigt. Zuerst schlug Marlborough, dessen Heer meist aus deutschen Truppen bestand, mit Ludwig von Baden vereint die Franzosen und Baiern am Schellenberge bei Donauwörth (2. Juli); dann schlugen Marlborough und Eugen den französischen Marschall Tallard bei Höchstedt oder Blindheim oberhalb Donauwörth (13. Aug. 1704): eine furchtbare Schlacht, in welcher alle Truppentheile an Tapferkeit wetteiferten, und durch welche Baiern dauernd in die Hand der Verbündeten fiel und die Franzosen Deutschland räumen mußten. Im folgenden Jahre ging Eugen nach Italien, um den Herzog von Savoyen, der zu den Verbündeten übergetreten war, vor den Franzosen zu schützen. Am 7. September 1706 siegte er bei Turin, das von den Franzosen umlagert wurde. Es waren preußische Truppen unter Leopold von Dessau, die zuerst in Reih und Glied die Linien der feindlichen Verschanzungen erstürmten. Schnell ward nun Italien von den Franzosen gesäubert, das Königreich Neapel im Fluge, fast ohne Kampf, besetzt, auch der Papst zum Nachgeben gezwungen. Italien war für Ludwig XIV. auf immer verloren. England hatte 1704 Gibraltar erobert, 1706 (23. Mai) hatte Marlborough bei Ramillies (nördlich von Namur) in den Niederlanden über die Franzosen gesiegt und 1708 vereinten sich beide Feldherren wieder in den Niederlanden zu gemeinsamer Fortsetzung des Kampfes. Sie siegten bei Oudenarde südwestlich von Gent über Vendôme und den Duc de Bourgogne und 1709 bei Malplaquet a. d. Sambre südlich von Mons über Villars. Auch die Niederlande waren in ihrer Gewalt und der Weg nach Paris stand den Verbündeten offen. Ludwig XIV., aufs äußerste erschöpft — in Frankreich herrschte Hungersnoth und Elend statt des früheren Glanzes — hatte schon seit 1708 Frieden angeboten: er wollte alle Länder der spanischen Erbschaft herausgeben, selbst Spanien und Indien, und nur Neapel und Sicilien für seine Enkel noch beanspruchen; 1709 war er auch dies aufzugeben bereit, ebenso zur Zurückgabe aller Eroberungen in Elsaß

und Lothringen an das deutsche Reich. Da überspannten die Verbündeten in thörichtem Uebermuth ihre Forderungen und verlangten, Ludwig XIV. solle seinen Enkel, der den spanischen Thron eingenommen und behauptet hatte, selbst von demselben vertreiben helfen. Es schien, als ob Frankreich, das so lange Uebermuth geboten, nun auch einmal Uebermuth ertragen lernen sollte; da änderte sich rasch die Lage zu Frankreichs Gunsten.

In England verlor Marlboroughs Partei den Einfluß auf die Königin und die Regierung, es kam ein anderes Ministerium, welches Marlborough erst heimlich hinderte und ihn endlich ganz abberief; der Krieg wurde nur noch lau und langsam weiter geführt. In Oestreich war der alte Leopold I. 1705 gestorben; ihm war sein Sohn Joseph I. gefolgt, 1705—1711, ein lebhafter, freier denkender Fürst, unter dem besonders Eugen seine großen Eigenschaften ungehindert entfalten konnte. Als dieser aber nach kurzer Regierung ohne männliche Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Karl VI., 1711—1740: derselbe, welcher der Erbe der spanischen Monarchie werden sollte. Seit er nun auch Erbe von ganz Oestreich war, schien es unzuläßig, daß in eines Herrschers Hand eine Macht sich vereinte, wie sie selbst Karl V. nicht besessen: eine solche herstellen zu helfen konnte nicht mehr Absicht der verbündeten Mächte sein. So begannen England und Holland ihre Unterhandlungen, welche 1713 zum Frieden von Utrecht führten, dem sich Preußen, Savoyen und Portugal anschlossen: durch denselben ward Ludwigs XIV. Enkel, Philipp V., auf dem spanischen Throne anerkannt; doch mußte er samt seinen Nachkommen für ewige Zeiten auf die Krone Frankreichs verzichten. Seitdem herrschte in Spanien eine bourbonische Dynastie, und Spanien und Frankreich treten durch das ganze 18. Jahrhundert meist verbündet auf. Die Mächte bedachten sich einzeln mit Vortheilen: so erhielt England außer bedeutenden Handelsvortheilen Gibraltar und weite Kolonialgebiete in Amerika. — Oestreich versuchte zwar, den Krieg allein weiter zu führen, aber ohne Erfolg. Es schloß 1714 den Frieden zu Rastatt; das deutsche Reich folgte mit dem Frieden von Baden (im Aargau) nach. Oestreich gewann bedeutende Vergrößerungen, indem die ehemals spanischen Niederlande, das Herzogtum Mailand, das Königreich Neapel und die Insel Sardinien ihm zugetheilt wurden. Gegen letztere tauschte es 1720 von Savoyen die Insel Sicilien ein — seitdem wurde Savoyen Königreich Sardinien genannt — gab aber im Jahre 1735 das vereinigte Königreich beider Sicilien an Spanien ab. — Das deutsche Reich erhielt nicht einmal die verlorene Festung Landau zurück, dagegen aber die im Lauf des Krieges abermals eingebüßten Orte Freiburg, Kehl und Alt-Breisach, mit deren Erwerbung die Franzosen bereits auf das rechte Rheinufer den

Fuß gesetzt gehabt. Der Kaiser sorgte um die Erwerbungen in Italien mehr als um eine etwaige Rückerwerbung von Elsaß und Straßburg für das deutsche Reich, wozu sich in den Tagen der Demüthigung Frankreichs die Gelegenheit geboten. Durch den spanischen Erbfolgekrieg hatte nun auch Frankreich, wie einst durch den 30jährigen Krieg Oestreich-Spanien, sein Uebergewicht in Europa eingebüßt. Es trat an dessen Stelle das seitdem ängstlich gehütete europäische Gleichgewicht.

Seitdem herrschte Karl VI. über seine weiten Gebiete, die, mannigfach an Nationalität, Sitte, Bildung und Verfassung, nur zum kleineren Theil innerhalb der deutschen Reichsgrenze lagen, in althergebrachter Pracht und Großartigkeit der äußeren Haltung. Aber auf Oestreichs geistigem Leben lag es wie ein Bann. Echt deutsche Länder, wie Oestreich, Tirol, Steiermark, waren mit fremden, undeutschen in eine niederziehende Gemeinschaft vereinigt, und seit dem dreißigjährigen Kriege, seit Ferdinands II. und Leopolds jesuitische Grundsätze galten, waren diese von einer trefflichen Bevölkerung bewohnten Gebiete geflissentlich vom Leben des deutschen Vaterlandes getrennt. Was „draußen im Reich" vorging, galt fortan wie in der Fremde geschehen. Freilich war das Haus der Habsburger dadurch, daß ihm stets die Kaiserwürde übertragen ward, mit dem Reiche unauflöslich verbunden, und Wien blieb die glänzende Kaiserstadt, wo der deutsche, italienische, slavische und ungarische Adel sich zusammenfand. Noch gingen die Söhne des deutschen Reichsadels vorzugsweise gern in des Kaisers Dienst, der trotz zerrütteter Finanzen dem Edelgeborenen Ehre, Glanz und Genuß darbot. Aber die Hilfsmittel der schönen, überaus reichbegabten Länder blieben unentwickelt und ungenutzt, keine Anregung vom Throne her weckte die geistige Lebendigkeit des einst so regsamen (S. 247) und jetzt fast schlummernden Volkes. Karl VI., schon von Jugend auf ernst, in sich verschlossen und melancholisch, gab sich ganz dem Einflusse seiner mit ihm aus Spanien gekommenen Günstlinge hin.

Große Thaten geschahen wenig. Zwar als die Türken einen Krieg mit den Venetianern begannen, 1714, hielt es Prinz Eugen, der nicht nur der erste General, sondern auch der erste Staatsmann Oestreichs war, an der Zeit, die Türken zur Herausgabe ihrer letzten Besitzungen in Ungarn zu zwingen. Durch die Schlachten von Peterwardein 1716 und von Belgrad 1717 gelang dies vollständig, und 1718 ward der für Oestreich äußerst günstige Frieden von Passarowitz (unterhalb Belgrad) geschlossen. Die schöne Waffenthat, wie „Prinz Eugenius, der edle Ritter" dem Kaiser „Stadt und Festung Belgerad" wiedergewann, war die letzte Glanzthat des nun alternden Helden und ward von dem deutschen Volke, das freudig theil-

nahm, mitgefeiert und mitbesungen. Aber Ehre und Vortheil ward verscherzt, als nach Eugens Tode (1736) der Kaiser noch einmal in Gemeinschaft mit Rußland einen Krieg gegen die Türken unternahm, 1736—1739; in dem schimpflichen Frieden von Belgrad ward nicht nur diese wichtige Festung, sondern die ganze von Eugen eroberte wichtige Südgrenze gegen die Türkei aufgegeben.

Der Kaiser Karl VI. selbst blieb ohne männliche Erben. Es war daher später sein unablässiges Bemühen, seiner Tochter Maria Theresia alle seine Gebiete zuzuwenden, auch die, in welchen nach dem salischen Gesetz nur die männliche Erbfolge galt, und wirklich brachte er es, wenn auch mit großen Opfern, dahin, daß alle Mächte Europas seine pragmatische Sanktion anerkannten. Laut derselben sollten seine Erblande, wenn er stürbe, auf Maria Theresia als Königin von Ungarn übergehen. Sein Tod trat ein am 20. Oktober 1740.

Politische und sittliche Zustände im Reich am Schluß des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts.

Obwohl das deutsche Reich nicht mehr dazu berufen war, eine nach außen hin wichtige Rolle zu spielen, so war doch die Mehrzahl der Deutschen noch immer mit ihrem politischen Leben an dasselbe gebunden. Der westfälische Frieden hatte, wie oben gezeigt, die einzelnen Reichsstände dem Kaiser gegenüber der That nach völlig souverän gemacht. Der Kaiser als solcher hatte kaum mehr als einen Ehrentitel und bezog aus dem ganzen Reiche etwa noch 13,000 Gulden Einnahme. Die gemeinsamen Einrichtungen, mit denen man am Ende des 15. Jahrhunderts eine Art Reichsverfassung hatte aufbauen wollen (S. 210), waren im gänzlichen Verfall. Das Reichskammergericht, welches von Speyer, nachdem dies im Pfälzer Kriege (S. 379) verheert worden, nach Wetzlar verlegt war, sollte noch immer ein oberster Gerichtshof für alle Stände, für alle Glieder des Reiches sein; aber in einen Wust langsamer Formen gehüllt, verschleppte es alle Prozesse, ohne zum Spruch zu kommen oder seinem Spruche Ansehen geben zu können. Der Reichshofrath zu Wien, ein anderes Gericht, dessen Räthe vom Kaiser ernannt wurden, und das von den Kaisern in der Absicht hergestellt worden war, neben dem Reichskammergericht den kaiserlichen Einfluß zu wahren, stand in noch schlimmerem Ruf der Trägheit, Schwerfälligkeit und Bestechlichkeit. — Die allgemeinen Reichstage, einst glänzende, ehrwürdige Zusammenkünfte, auf denen der Kaiser und die Reichsfürsten persönlich erschienen (S. 302), wurden bald nach dem westfälischen Frieden,

1663, in einen beständigen (permanenten) Reichstag zu Regensburg verwandelt, zu dem aber nur noch die Gesandten der Fürsten kamen, die sich von Haus weitläufige Instruktionen senden ließen, zu jedem raschen Entschlusse unfähig und unlustig waren und meist nur über kleinliche Dinge und Formalitäten (S. 378) stritten. — Die Kreiseintheilung (S. 211) bestand zwar noch fort, hatte aber wenig Bedeutung mehr. Oestreich, das einen Kreis für sich bildete, hielt sich ganz abgeschlossen. Aus dem obersächsischen Kreise wuchs Brandenburg-Preußen zu einer neuen Macht heran, die auch bereits im westfälischen und niedersächsischen Kreise ihrer dortigen Besitzungen wegen eine Hauptrolle spielte. Demselben Kreise gehörte der Kurfürst Friedrich August von Sachsen (August II., der Starke) an, der i. J. 1697 den polnischen Königsthron bestieg und nun als europäischer Fürst handelte und sich fühlte. Im niedersächsischen Kreise erwarb Ernst August von Hannover, nachdem er die meisten Linien des Welfischen Hauses geeinigt hatte, zuerst im Jahre 1692 die neunte Kur, dann ward dessen Sohn Georg als Nachkomme einer Stuart (S. 228 Anm.) i. J. 1714 auf den englischen Königsthron gerufen. So wuchsen diese Fürstenhäuser, die europäische Bedeutung erlangten und eine selbständige Militärmacht entwickelten, über die alten Schranken der Kreise hinaus. Nur im Südwesten des Reichs hatten, bei dem Mangel an großen Territorien, die sogenannten vorderen Kreise (die beiden rheinischen, der schwäbische, der bairische und fränkische) noch einige Bedeutung: sie stellten vor allem die Reichsarmee, die aber durch ihre buntscheckige Armseligkeit zum Spotte aller wurde. Die Bedeutung Deutschlands nach außen hin — die politische Macht — beruhte also nur noch in den großen Gebieten, die aber um das Reich sich wenig mehr kümmerten.

Aber in allen Gebieten, den großen wie den kleinen, entwickelte sich die fürstliche Gewalt unumschränkt. Auf dem Reichstage von 1654 ward ein Beschluß erlassen, durch welchen die Landstände der einzelnen Herrscher ihr wichtigstes Recht, das der Steuerbewilligung (S. 214) fast ganz verloren. In vielen Gebieten verschwanden dann die Landstände ganz, in andern sanken sie zu willenlosen Werkzeugen fürstlicher Verwaltung herunter. — Indem die meisten deutschen Fürsten, französisch gebildet, französisch redend und denkend, Ludwig XIV. in seiner absoluten Herrschergewalt nachahmten, suchten sie es ihm auch an Pracht des Hoflebens gleichzuthun und häufig an Sittenlosigkeit ihn noch zu übertreffen. Das Beispiel ungeheurer Verschwendung und damit verbundener Bedrückung eines treuen, fleißigen Volkes bietet August der Starke von Sachsen. Seine Hauptstadt Dresden ward mit Kirchen, Residenzschlössern, Theatern, Kunstsammlungen im glänzendsten

Stil von Versailles geschmückt. Monate lang andauernde Feste, Turniere, Komödien, Opern, Maskeraden und dergleichen wurden bei allen erdenklichen Gelegenheiten ersonnen; der König erschien dabei jetzt mit Juwelen, jetzt mit diamantenen Knöpfen am Rock, die man auf Millionen schätzte. Anderswo war es ähnlich: als Georg I. von Hannover seine Tochter Sophia Dorothea an den Sohn des Königs Friedrich I. in Preußen vermählte, bedurfte ihre Reise nach Berlin auf jeder hannöverschen Post jedesmal 520 Pferde; auf preußischem Gebiet kam ihr zum Empfange ein Hofstaat mit 350 Pferden entgegen, so daß der ganze Brautzug nicht weniger als 870 Pferde gebrauchte. Seit die Kurfürsten von Hannover den englischen Thron bestiegen hatten, thaten sie für Hannover, das noch lange ihr begünstigtes Land blieb, viel, bauten prächtige Schlösser in Hannover, gründeten die Universität Göttingen ꝛc. — Traf die fürstliche Verschwendung schon die größeren Länder hart, so fiel sie oft mit empörender Grausamkeit auf die kleineren z. B. Hessen, Württemberg, wo es die Gewalthaber zum Theil noch schlimmer trieben. Das Volk seufzte unter der Willkür der Beamten; die meist ihre Stellen erkauft hatten, und unter unerschwinglichen Steuern; zugleich verheerte das rücksichtslos gepflegte Wild die Felder des armen Landmanns. — Die geistlichen Höfe gaben gewöhnlich an Verschwendung und Leichtfertigkeit den weltlichen nichts nach.

So waren die Zustände durch das verderbliche Vorbild Ludwigs XIV. auch im Innern Deutschlands unendlich traurig geworden. Nur langsam hob sich der Wohlstand des Bürgers und Bauern wieder, dem in dieser schweren Zeit nur die Rolle des Duldens und Zahlens gelassen war. Dafür aber war bei ihm auch die Theilnahme an dem Gesamtwohl des Reichs und der Nation erloschen, und ihm blieb nur ein strenges und steifes, wenn auch meist ehrenfestes, Familienleben, ein starrer, kirchlicher Glauben und eine sehr beschränkte Bildung. Und doch, wie das deutsche Volk durch die Siege Eugens, des großen Kurfürsten und des alten Dessauer seinen Waffenruhm glorreich wieder aufrichtete, so hatte es auch seine Gelehrten und Denker, die als die ersten Europas galten: so vor allen Leibniz 1646—1716, der treue Freund und Diener der hannöverschen Welfen. Später folgten Thomasius 1655—1728, die Stütze der neugegründeten Universität Halle, der Vorkämpfer gegen Hexenprozesse und Folter (S. 365) und der erste, der die deutsche Sprache in den Universitätsunterricht einführte; dann Christian Wolff 1679—1754, der in Thomasius' Wegen weiter ging und Leibniz' Gedanken auch größeren Kreisen zugänglich machte. Zu gleicher Zeit, während noch in katholischen Gebieten wie z. B. in Salzburg die Protestanten unterdrückt und vertrieben wurden, an einzelnen Universitäten,

wie Wittenberg, der blinde Hader der Lutherischen gegen die Reformirten fortdauerte, begann ein milderes, werkthätiges, gefühlsinniges Christentum wieder aufzuleben. Der Hauptträger desselben war Philipp Jakob Spener 1635—1705; beseelt von dieser neuen Liebe war jener große Stifter des Halleschen Waisenhauses, August Hermann Franke († 1727). Durch den Grafen von Zinzendorf († 1760), den Stifter der Herrnhutergemeinden, gewannen diese (als pietistisch bezeichneten) Grundsätze auch Verbreitung unter den höheren, adligen und fürstlichen Ständen Deutschlands. — In solchen Erscheinungen zeigte es sich, daß die starre Eisrinde, die über dem deutschen Geistesleben lag, bereits sich zu erweichen begann, und ein neuer Frühling bevorstand.

Das Heranwachsen Kurbrandenburgs und die ersten Zeiten des großen Kurfürsten.*)

Während Oestreich sich geflissentlich vom deutschen Leben schied und im Innern erstarrte; während das deutsche Reich in schwerfälligen, ausgelebten Formen hinter der neu fortschreitenden Entwickelung des Volksgeistes zurückblieb: erhob sich die Triebkraft des deutschen Lebens mit jugendlicher Frische im Nordosten des alten Reiches. Aus den Marken des einst so gewaltigen Sachsenvolkes, aus den Kolonien der gesamten norddeutschen Stämme, war hier früh ein festgefugter Staat — Brandenburg — erwachsen. Halb zerrüttet hatten ihn dann die Hohenzollern überkommen, 1415, und mit der beharrlichen Tüchtigkeit ihres Geschlechtes, die in der Geschichte fast ohnegleichen ist, wieder neu begründet, befestigt und ausgebauet. Wohl war auch hier vorübergehend Stillstand oder Rückschritt eingetreten. Seit Johann Cicero erreichten die Kurfürsten nicht mehr den kühnen Aufschwung, der die ersten Hohenzollernschen Brandenburger, einen Friedrich I. und II. und einen Albrecht Achilles, ausgezeichnet. Doch war keiner unter ihnen ein nichtiger und werthloser Mann. — Seit der Reformation saßen auch in dem ehemaligen Ordenslande, dem Herzogtum Preußen, Hohenzollern auf dem Thron, mit denen die stammverwandte kurfürstliche Familie aufs engste sich verschwägerte und damit auch (S. 332, 333) Erbansprüche auf rheinische Gebiete, auf die clevischen Länder, gewann. Es war eine große Fügung, daß beide Gebiete — Cleve 1614, Preußen nach dem Tode

*) Die Stellen, die sich auf die brandenburgische Geschichte besonders beziehen, finden sich S. 174, 233, 238, 241, 243—246, 309, 313, 332, 335. Vergl. dazu die Tafel der Kurfürsten S. 332 Anm.

des letzten Herzogs Albrecht Friedrich 1618 — an das brandenburgische Haus fielen,*) gerade als hier ein Kurfürst herrschte (Johann Sigismund, 1608—1619), der durch seinen Uebertritt zum calvinischen Bekenntnis sich entschieden an die Habsburg entgegenwirkenden europäischen Mächte — Holland, Frankreich, England — anschloß und dadurch selbständige Bahnen gewann, während länger als ein Jahrhundert seine Vorfahren nur zu sehr von den Rücksichten auf die Kaiser sich hatten hemmen lassen.

Als Georg Wilhelm, 1619—1640, seinem Vater folgte, hatte bereits der brandenburgische Staat eine Ausdehnung, die ihm nicht erlaubte, in dem großen Kriege neutral zu bleiben. Aber der Kurfürst, gelähmt durch die weite Entlegenheit und völlige Verschiedenartigkeit seiner Länder, durch das Mißtrauen seiner lutherischen Brandenburger gegen ihn, den reformirten Herrscher, und durch die kurzsichtige Selbstsucht der Stände, die auch in äußerster Gefahr kaum die Mittel zu dürftigen Rüstungen bewilligten, ergab sich einer kleinmüthigen Handlungsweise, in der er durch seinen katholischen Rath Adam von Schwarzenberg noch bestärkt ward. So mußte er ruhig dulden, daß nach der Schlacht auf dem weißen Berge das Herzogtum Jägerndorf**) vom Kaiser seinem Oheim und damit dem Hohenzollernschen Hause entrissen wurde (S. 335). Diese zaghafte Haltung schadete seinem Lande mehr, als eine bestimmte Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin es hätte thun können. Mansfeld, Wallenstein, die Schweden zogen nach einander verwüstend durch das Land. Seit Georg Wilhelm dem Prager Separatfrieden (S. 351) beigetreten, hatte er die letzteren zu Feinden, während er in den Festungen Besatzungen aufnehmen mußte, die dem Kaiser geschworen hatten, und sein Land den steten Durchzügen der streitenden Mächte ausgesetzt sah. Zuletzt, fast an sich selbst verzweifelnd, verließ er seine zur Wüste gewordenen Marken und ging nach dem weniger vom Kriege berührten Preußen; hier starb er 1640.

---

*) Es sind die Kurfürsten des 16. Jahrhunderts, welche die großen Erwerbungen der Folgezeit vorbereiten. Joachim I., 1499—1535, hatte durch den Grimnitzer Vertrag 1529 das Anfallsrecht auf Pommern erworben (S. 234). Joachim II., 1535—1571, der 1537 auch einen Erbvertrag mit dem schlesischen (S. 177) Herzogshause von Liegnitz, Brieg und Wohlau abgeschlossen, hatte 1569 bei der Krone Polen die Mitbelehnung im Herzogtum Preußen durchgesetzt, dann hatten Johann Georg, 1571—1598, und Joachim Friedrich, 1598—1608, die verwandtschaftlichen Bande mit den Hohenzollern in Preußen noch fester geknüpft und so den Anfall der clevischen Länder und des Herzogtums Preußen angebahnt.

**) Georg der Fromme, aus der Anspach-Baireuthschen Linie der Hohenzollern, hatte 1523 das schlesische Herzogtum Jägerndorf (Oderberg, Beuthen) erworben, später war es an die brandenburgische Linie vererbt.

Ihm folgte sein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, wie man später den Begründer der neuen deutschen Großmacht mit Recht genannt hat. Schlimm genug war die Lage des jungen Fürsten. Von den Landen, deren geborener Herr er war (Brandenburg, Cleve, Preußen) besaß er eben nur den Rechtstitel. Noch war er mit Preußen nicht belehnt, Brandenburg und Cleve waren zum großen Theil in der Hand fremder Mächte, das ererbte Pommern von den Schweden zu bekommen, schien ganz unerreichbar. Und selbst wenn er sich in den Besitz seines Staates setzte, — wenn man überhaupt in ihren Verfassungen ganz verschiedene Landestheile, die nur wie zufällig dasselbe Haupt hatten, einen Staat nennen darf — war zu hoffen, daß er ihn durch all die Gefahren, die ihn umgaben, glücklich hindurchführen würde? Aber Friedrich Wilhelm zeigte sich der schweren Aufgabe gewachsen, so jung er noch war.

Kriegsgefahren, vor denen die kurfürstlichen Kinder oft von Schloß zu Schloß fliehen mußten, hatten Friedrich Wilhelms früheste Jugend umstürmt. Als er den Jünglingsjahren nahe kam, schickte ihn sein Vater außer Lands an den holländischen Hof unter die Fürsorge des großen Kriegers und Staatsmannes Friedrich Heinrich, des Sohnes von Wilhelm von Oranien (S. 218 Anm.). Schon war er stark genug, die Versuchungen und Lüste des Haags mit ebenso tapferem Entschluß zu fliehen, wie er die Kriegsgefahren z. B. in der Belagerung von Bredá suchte. Aber nicht bloß seinen Charakter stählte er hier in der Ferne. Er sah unter seinen Augen einen kleinen Staat, von geringem Gebiete, und doch damals unbestritten einer der ersten der Welt; er sah, wie derselbe so mächtig geworden durch religiöse wie staatliche Freiheit, durch Ordnung und Gesetze im Innern, durch den Handel, vor allem durch Benutzung der See und des Verkehrs, den sie nach außen hin eröffnet; dies war für das scharfe offene Auge des Jünglings eine nicht verlorene Lehre. Auch an die Küsten seines Preußens spülte die länderverbindende See, und Pommern samt den Odermündungen mußten ihm nach altem Vertrag bald erblich angehören; auch seinen Marken, sandig, sumpfig, öde wie sie schienen, und mit reicheren Ländern z. B. dem unerschöpflichen Oestreich verglichen, in der That nur mit knappen natürlichen Hilfsmitteln ausgerüstet, ließ sich durch angespannten Fleiß, durch künstliche Bewegung aller Kräfte, Wohlhabenheit und Macht abgewinnen. So kehrte der Prinz, mit großen Anschauungen bereichert, in die väterlichen Lande, zuerst nach Cleve und dann nach Berlin zurück; er machte die Reise nach Preußen mit, auf der sein Vater starb.

Da erkannte der zwanzigjährige Kurfürst schnell, was in dem Kriegsjammer des Landes seine nächste Aufgabe sei: ein stehendes Heer zu schaffen

— den miles perpetuus, wie man damals sagte — wodurch bereits Schweden und Oestreich mächtig waren. Ein solches zu besitzen, war das Augenmerk aller bedeutenderen Mächte der Zeit. Die Anfänge dazu waren klein und unansehnlich. Zuerst dienten ihm mit Nutzen Obrist v. Burgsdorf, dann General v. Sparr, aber der eigentliche Held und Führer seines mehr und mehr wachsenden Heeres ward der Feldmarschall v. Derfflinger, der, unscheinbarer Herkunft, von der Pike auf im schwedischen Heer seine Schule gemacht hatte. Um sein Werk zu fördern, bedurfte Friedrich Wilhelm auch vor den Schweden Ruhe; 1641 schloß er mit ihnen Waffenstillstand, unbekümmert um des Kaisers Verdruß darüber. So hielt er sich bis zum Schluß des großen Krieges.

Beim Frieden bekamen, wie oben (S. 355) gezeigt, die Schweden Vorpommern mit den Inseln, er nur Hinterpommern, während doch, seit im Jahre 1637 der alte Bogislav XIV. gestorben war, ihm das ganze Pommern als Erbe gebührte. Zur Entschädigung erhielt er das Erzstift Magdeburg mit Halberstadt, die Bistümer Minden und Kammin: schöne, fruchtbare Gebiete und die drei ersten für die Verbindung zwischen Brandenburg und den rheinischen Landen von großem Werth, aber gleichwohl bedauerte er Stettin, die Odermündungen und die Ostseeküste, weil er die Wichtigkeit einer Seemacht zu würdigen wußte. Doch der Kurfürst war ein Mann, der mit den gegebenen Verhältnissen rechnete. Vorpommern war vorläufig verloren, Klagen half da nichts, es galt in den Ländern, die man hatte, sich einzurichten, es galt zunächst die verwüsteten Gebiete emporzubringen. Der Kurfürst setzte dies durch eine — für die damalige Zeit — weisere Art der Besteuerung durch, indem er statt der alten Steuern (S. 368) die leichter zu erschwingende Accise d. h. eine Abgabe auf Verbrauchsgegenstände, inländische wie ausländische, auflegte; eine Steuer, zu der mithin alle Klassen beitrugen. Durch dieselbe steigerte er die Einnahmen seines Staates, die bei seinem Regierungsantritte 400,000 Rthlr. betragen hatten, allmählich auf 1½ Millionen, und das Land erholte sich trotzdem schnell. Der Kurfürst, sparsam und weise in der Benutzung aller Hilfsmittel, hatte bald Geld genug, sein Heer zu mehren, das am Schluß seiner Regierung an 27,000 Mann betrug. Bald auch winkten dem jungen Heere die ersten Lorbeeren, dem Kurfürsten der erste bedeutende Gewinn.

In Schweden legte Königin Christina, die Tochter Gustav Adolfs, die Krone nieder 1654 (S. 375). Ihr Vetter Karl X. Gustav war ihr gefolgt, ward aber nicht anerkannt von König Johann Kasimir von Polen, dem Sohne Sigismunds (S. 342), in dem noch ein Zweig des Hauses Wasa fortbestand. Es entbrannte ein Krieg beider Kronen, zwischen

denen Friedrich Wilhelm gleichsam mitten inne stand. Er hatte zuerst den Frieden zu vermitteln gesucht; aber die Schweden rückten mit dem Uebermuthe alter Sieger durch seine Länder, Pommern und die Neumark, in Polen ein, Karl Gustav besetzte schnell das ganze polnische Reich und bedrängte dann auch den Kurfürsten, der einstweilen nur sein Herzogtum Preußen zu schützen gesucht hatte, in seiner zweiten Hauptstadt Königsberg. Doch bot er ihm bald Frieden, ja ein Bündnis, da Johann Kasimir inzwischen mit kaiserlicher Hilfe sein Land zurückerobert hatte. Dem Kurfürsten zeigte sich jetzt die Gelegenheit, die äußerst drückende polnische Lehnshoheit abzuschütteln, und er trat deshalb gern auf Schwedens Seite. In der dreitägigen Schlacht bei Warschau kämpften die jungen brandenburgischen Truppen mit gleicher Ehre neben den kriegsgewohnten Schweden und errangen mit ihnen einen herrlichen Sieg, 28. bis 30. Juli 1656. Für sein ferneres Bündnis verbürgte ihm Karl Gustav im Vertrage von Labiau (nahe dem kurischen Haff) 1656 Preußen nebst dem Bistum Ermeland als ein unabhängiges (souveränes) Herzogtum. Da hielt auch der König von Polen, der erst gedroht hatte, er werde den Kurfürsten an einen Ort bringen lassen, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheine, für gerathen, zu unterhandeln. Der Kurfürst war in den Staatskünsten seiner Zeit zu wohl erfahren, um nicht klug von seiner Mittelstellung Nutzen zu ziehen: es kam ihm zu statten, daß dem mit Polen verbündeten Oestreich gerade damals viel daran lag, die gewichtige Kurstimme Brandenburgs, den französischen Umtrieben und Lockungen (S. 376) entgegen, dem Habsburger Leopold zu erhalten; so trat er wieder auf Polens Seite, das nun im Vertrage zu Wehlau (am Pregel) 1657 ihm hinsichtlich Preußens dasselbe wie Schweden bewilligte. Karl X., nun auch von Holland und Dänemark angegriffen, welches letztere es auf Bremen und Verden (S. 355) abgesehen hatte, entfaltete zwar die glänzendsten kriegerischen Eigenschaften, trieb die Dänen aus Holstein, Schleswig und Jütland, ging sogar über den gefrorenen Belt nach Fünen, dann über Langland, Laland, Falster nach Seeland und zwang sie zu dem ungünstigen Frieden von Roeskilde (auf Seeland), 1658; als er aber gleich nachher diesen Frieden brach und Dänemark und Kopenhagen ganz erobern wollte, zog Friedrich Wilhelm nebst kaiserlichen Hilfsvölkern gegen ihn nach Holstein, ja bis Jütland und Fünen, wo brandenburgische Truppen die Schlacht von Nyborg 1659 mit entscheiden halfen. Karl X., auf Frankreichs Hilfe fußend, stand noch ungebeugt, als ihn, Februar 1660, ein früher Tod überraschte. Die vormundschaftliche Regierung seines jungen Sohnes beeilte sich, den schon eingeleiteten Frieden abzuschließen. Dies geschah zu Oliva, einem Kloster bei Danzig (S. 176), am 3. Mai 1660,

und in demselben ward der Wehlauer Vertrag von Polen bestätigt und von den Großmächten Europas gewährleistet. Fortan war Friedrich Wilhelm souveräner Fürst in Preußen.

Der große Kurfürst. Die Schlacht bei Fehrbellin 1675.

Erst jetzt konnte Friedrich Wilhelm darauf denken, die verschiedenen Länder, die er regierte, in einen Staat zu verschmelzen. Die ständischen Gerechtsame in Cleve und in Brandenburg waren schwerfällig und veraltet, und da der Kurfürst durch die neue Steuer ihrer Bewilligung wenig bedurfte, so rief er sie fortan nur noch sehr selten zusammen, bis sie allmählich in Vergessenheit geriethen. Schwerer war sein Kampf gegen die preußischen Stände; diese waren gewohnt, gewissermaßen mitzuregieren und erwiesen sich der strengen brandenburgischen Zucht und Ordnung wenig geneigt. Das Beispiel der ungezügelten Freiheit polnischer Stände wirkte für sie verführerisch. Dem großen Kurfürsten gegenüber behaupteten sie von vorne herein, Polen habe die Souveränität nicht ohne ihre Zustimmung an ihn übertragen können, und beharrten deshalb gegen ihn in trotziger Haltung; ja die heftigste Partei unter ihnen trat mit Polen in verrätherische Unterhandlungen, und Polen war nicht abgeneigt, sich der preußischen Stände Unbotmäßigkeit für seine Zwecke zu nutze zu machen. An der Spitze derselben stand der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Roth, und der Oberst von Kalkstein. Der Kurfürst aber, als er weder auf dem Wege der Milde noch der Drohung zum Ziele kam, griff zur Gewaltthat. Er ließ Roth einkerkern, der ungebeugt im Gefängnis gestorben ist. Kalkstein, welcher Drohungen gegen das Leben des Kurfürsten ausgestoßen hatte, schon einmal verhaftet, dann aber begnadigt worden war, floh gegen sein gegebenes Wort zu den Polen. In Warschau gab er sich für einen Vertreter der preußischen Stände aus und forderte im Namen derselben, unter heftigen Schmähungen gegen den Kurfürsten, Polen solle seine alten Rechte wieder ergreifen. Da ließ Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten ihn heimlich aufheben, in Teppiche gewickelt aus der Stadt, dann nach Preußen bringen und in Memel ihm den Kopf abschlagen, 1671. Fortan war jeder Widerstand der Stände gebrochen, Friedrich Wilhelm absoluter Monarch in seinem Staat. Wenn er in dieser rücksichtslosen Handlungsweise dem Vorbild der Zeit, Ludwig XIV., glich, so stellte sich doch alsbald der Unterschied des preußischen absoluten Herrschertums von dem französischen heraus: es diente dem Staat, aber opferte nicht den Staat seiner Eitelkeit und Selbstsucht; und so ward

es für denselben, dessen Einheit es begründete, und den es von kleinlichen Einflüssen befreite, segensvoll.

Zwölf Jahre erfreute sich Brandenburg des Friedens. Erst 1672 trat der große Kurfürst in den europäischen Kampf gegen Ludwig XIV. ein, als er, gegen alle Lockungen und Geldversprechungen des Eroberers taub, von allen Fürsten zuerst, Holland zu Hilfe eilte, dessen Werth für die Freiheit Europas und für die Erhaltung des Evangeliums er erkannte. Durch Neid und Mißgunst von Seiten Oestreichs gehemmt (S. 377), von Ludwig XIV. in Cleve und Westfalen mit voller Kraft angegriffen, sah er sich genöthigt, mit Frankreich den Frieden von Vossem (nahe bei Brüssel) abzuschließen, 1673. Doch schon 1674, als das deutsche Reich in den Krieg trat, stand er mit viel zahlreicherem Heere, als er verpflichtet war, mit 20,000 Mann, wieder am Rhein. Da weckte Ludwig XIV. durch seinen Einfluß in Schweden ihm im Rücken einen neuen Feind. Im Winter 1674 fielen die Schweden, anfangs maßvoll auftretend, bald plündernd, brennend und sengend wie in den schlimmsten Zeiten des 30jährigen Krieges, von Vorpommern her in Hinterpommern und die Neumark, sowie in die Uckermark, Priegnitz und ins Havelland ein und schickten sich an, über die Elbe gehend, selbst in die Altmark einzubrechen.

Der Kurfürst hatte die Winterquartiere am Main genommen. Sobald er genügend gerüstet, brach er mit dem Heere auf, ließ das Fußvolk bis auf eine kleine ausgewählte Schar bald hinter sich und erschien in Magdeburg am 21. Juni 1675. Hier ließ er die Thore schließen, damit keine Nachricht ihm vorauseile, und rastete zwei Tage. Dann, seine 1200 erlesenen Musketiere, die er vom Fußvolk allein noch bei sich hatte, auf Wagen transportirend, brach er eilig weiter auf. Am 25. nahm er Rathenow und theilte so das von Havelberg bis Brandenburg stehende feindliche Heer mitten auseinander. Der linke Flügel der Schweden eilte nun, sich aus dem Sumpfgürtel des havelländischen Luchs hinauszuziehen und den Rhin zu überschreiten, der die alte Grenze des Havellandes und der Grafschaft Ruppin bildet und nur wenige gangbare Uebergangsstellen läßt. An einer derselben, bei Fehrbellin im Lande Bellin, einem Sand-Plateau voll Kiefernwaldung, zwang sie der Kurfürst zum Stehen und zur Schlacht, am 28. Juni 1675. Mit 5600 Reitern, die seiner stürmischen Eile allein noch gefolgt waren, und 13 Geschützen griff er die 11,000 Mann starken Schweden an (4000 zu Roß, 7000 zu Fuß und 38 Geschütze). Gleich anfangs erspähte sein scharfes Feldherrnauge einen unbesetzten Hügel, der das Schlachtfeld beherrschte; dahin eilte er mit den Kanonen; hier entbrannte der heißeste Kampf. Hier mußte der Kurfürst von seinen treuen Reitern mitten aus den ihn

umringenden Feinden herausgehauen werden; hier fiel sein Stallmeister Emanuel Froben an der Seite des Kurfürsten, wie erzählt wird, im schönen freiwilligen Opfertod für seinen Herrn; hier entschied sich das Geschick des Tages glorreich für die Brandenburger. — Die junge Macht hatte gesiegt über die Schweden, deren Kriegsruhm seit Gustav Adolf unerschüttert bestanden; der Kurfürst hatte das Schönste vollbracht, was Kriegern zu Theil werden kann: er hatte sein Vaterland von fremder Gewalt befreit. Sieben Tage später stand kein Feind mehr auf märkischem Boden. Gegen Schweden ward nun der Reichskrieg erklärt, und auch Dänemark, begierig nach Schwedens deutschen Ländern, Bremen und Verden (S. 355), trat mit dem großen Kurfürsten — so nannten ihn damals schon Zeitgenossen*) — in einen Bund.

So unterstützt, ging Friedrich Wilhelm zum Angriff gegen die deutsch-schwedischen Lande vor. Schon 1676 ward fast ganz Vorpommern, dann 1677 Stettin erobert; darauf, 1678, selbst Stralsund (S. 341). Um letztere Stadt zur Uebergabe zu bringen, war man mit dänischer Hilfe nach Rügen übergesetzt, zugleich unterstützt von der kleinen Flotte, die der Kurfürst bereits auf der Ostsee hatte. Bald fiel auch Greifswald. Kein Fuß breit deutschen Landes war hier mehr schwedisch. Da kam, während Friedrich Wilhelm selbst in Westfalen stand, um sein Cleve gegen die vorrückenden Franzosen zu schirmen, die Nachricht, daß von Livland aus die Schweden in Preußen eingebrochen seien (Nov. 1678). Eilig ließ er, in heftigster Winterkälte, das in Pommern stehende Heer aufbrechen, reiste ihm, obwohl krank, selber nach und hielt im Januar 1679 zu Marienwerder die Musterung über seine 9000 Mann starken Truppen. Schon waren die Schweden im Rückzug. Der Kurfürst ließ aus der ganzen Gegend Schlitten zusammenbringen, durch die er sein Fußvolk fortschaffte, flog ihnen nach, schnitt ihnen, indem er den geraden Weg über das Eis des frischen und kurischen Haffs wagte, den Rückzug ab, ereilte aber nur noch die Trümmer ihres in eiliger Flucht zurückweichenden Heeres. Von 16,000 Schweden rettete sich kaum der zehnte Theil vor der furchtbaren Winterkälte und der heftigen Verfolgung der Brandenburger, die bis in die Nähe von Riga vordrangen.

So war der Krieg überall zu Ende geführt. Aber die Verbündeten des Kurfürsten hatten bereits mit Ludwig XIV. ihren Frieden ohne ihn gemacht (zu Nymwegen, S. 377). Es war der Neid Oestreichs, das den

*) „Es war das Elsasser Volkslied, welches ihn nach seinem kühnen Zuge vom Rhein zum Rhyn zuerst mit dem Namen des Großen begrüßte." v. Treitschke, Deutsche Gesch. im XIX. Jahrh.

bisher treu Verbündeten im Stiche ließ. Die Furcht, der einst in den Tagen Johann Sigismunds (S. 332) der kaiserliche Vicekanzler Stralendorff Ausdruck gegeben: „es stehe zu befürchten, daß der Brandenburger nunmehr der werden könne, den das calvinische und lutherische Geschmeiß ersehne", wuchs mit jedem Erfolge des großen Kurfürsten und beherrschte der Habsburger Politik durchaus. Kein Wunder, daß man jetzt den siegreichen Bundesgenossen im Stiche ließ. So gegen Ludwig XIV. allein gelassen, der alsbald Cleve, dann Mark und Ravensberg besetzte, Minden belagerte, vermochte Friedrich Wilhelm nichts, und Ludwig verlangte die Zurückgabe alles dessen, was den Schweden abgenommen war. Seufzend bequemte sich endlich der Kurfürst, wünschend, daß aus seinen Gebeinen der Rächer erstehen möge, der die Schmach an dem treulosen Bundesgenossen vergälte. Im Frieden von St. Germain (unweit Paris) 1679 gab er alles eroberte Land den Schweden zurück, die somit noch ferner deutsches Reichsland behaupteten.

Zu dieser Kränkung für den Kurfürsten kam eine neue. Im Jahre seines Sieges von Fehrbellin (1675) war das Herzogshaus von Liegnitz, Brieg, Wohlau ausgestorben und nach dem alten Vertrag von 1537 (S. 392 Anm.) mußten auch diese Länder an Brandenburg fallen. Aber Oestreich forderte sie als böhmisches Lehen für sich und zog sie ein, ohne auf die Rechtsansprüche Brandenburgs irgend eine Rücksicht zu nehmen. Man konnte es in Wien unverblümt hören, „es gefalle Kayserlicher Mayestät nicht, daß sich ein neues Vandalenreich an der Ostsee hervorthue". Selbst die Türkenhilfe, die der Kurfürst mehrfach in der nun folgenden Bedrängnis Oestreichs bot (S. 382), ward abgelehnt, weil man bei solcher Gelegenheit eine kriegerische Besetzung dieser Provinzen fürchtete. Tief verstimmt über seine Bundesgenossen, näherte sich Friedrich Wilhelm in den Jahren nach dem Frieden von St. Germain mehr Ludwig XIV.: ein unnatürliches Verhältnis, das auch nicht lange Bestand hatte. Spanien, das ihm vom letzten Kriege her noch Hilfsgelder schuldete, die es nun nicht zahlen wollte, griff er mit seiner kleinen Flotte zur See an. Friedrich Wilhelm nämlich, überzeugt, wie wichtig eine Seemacht sei, hatte schon vor dem Kriege begonnen, mit Hilfe holländischer Schiffsbaumeister sich eine Flotte zu schaffen; sie bestand damals aus zehn Fregatten, die bereits den Schweden schwer zu schaffen gemacht hatten. Mit dieser Flotte nahm er verschiedene Handelsschiffe als gute Prise; dagegen mißrieth es freilich, die Silberflotte, die alljährlich die Schätze der amerikanischen Bergwerke nach Spanien trug, aufzuheben, und von Stürmen und dem überlegenen Feind gedrängt, mußten die brandenburgischen Schiffe in einem portugiesischen Hafen Zuflucht suchen. — Als aber der Kaiser in den Türkenkriegen doch brandenburgische Hilfe nöthig

hatte, um Ungarn ganz wieder zu gewinnen (S. 382), gewährte er dem Kurfürsten 1686 den Kreis Schwiebus als Entschädigung für die schlesischen Ansprüche, und trat außerdem ihm eine Schuldforderung ab, die er an Ostfrisland hatte, wodurch Friedrich Wilhelm in Pfandbesitz von Emden und Gretsyl kam. Von hier aus gingen seine Schiffe nach seinen Kolonien. Denn schon früher hatte er einen Strich an der Goldküste von Afrika besetzt, wo das Fort Groß-Friedrichsburg gebaut war, und von den Dänen einen Theil der Insel St. Thomas in Westindien erhandelt. Doch hatten diese an ungünstigen Orten gegründeten und bald noch vom Neid der Holländer bedrohten Kolonien keine Zukunft und wurden bereits von seinem zweiten Nachfolger ganz aufgegeben.

So war Friedrich Wilhelm rastlos thätig, selbst da, wo seiner geringen Macht die Verhältnisse überwältigend in den Weg traten. Mit Ludwig XIV., diesem so anders gearteten Herrscher, zerfiel er bald wieder. Ludwig hatte 1685 das Edikt von Nantes, das den Hugenotten Duldung gewährte, aufgehoben und diese seine andersgläubigen Unterthanen auf jede mögliche Weise gedrängt, um sie zur katholischen Kirche zurückzuführen; denn wie er nur einen Königswillen kannte, so erkannte er auch nur einen Glauben in Frankreich an. Ganz anders der große Kurfürst. „Er zuerst ruft in den Hader der Kirchen das erlösende Wort hinein, fordert die allgemeine unbedingte Amnestie für alle drei Bekenntnisse, sein Staat ist der erste Europas, der die volle Glaubensfreiheit gewährte. Ueberall, wo noch die Flammen des alten Glaubenshasses aus dem deutschen Boden schlagen, schreitet der große Hohenzoller schützend und versöhnend ein.“ *) Wie hätte er die Noth seiner Glaubensgenossen in Frankreich gleichgiltigen Auges schauen sollen? Durch sein Potsdamer Edikt eröffnete er den Flüchtigen, die ihren Gewerbfleiß und ihre Geschicklichkeit mitbrachten, seine Länder. Schon darüber zürnte Ludwig; dann aber bot der Kurfürst dem Neffen seiner Frau, Wilhelm III. von Oranien (S. 379), die Hand zur Erlangung des englischen Thrones, von welchem jener, im Einverständnis mit dem großen Adel Englands, seinen Schwiegervater, den katholischen Jakob II., herabzustürzen sich anschickte. Ludwig XIV., in dessen Sold und Abhängigkeit Jakob II. stand, faßte wegen dieser Verhandlungen neuen Haß gegen Friedrich Wilhelm. Zwar erlebte letzterer die Ausführung dieser Pläne nicht mehr, aber hinterließ sie als erste Aufgabe seinem Sohne Friedrich III.

Der große Kurfürst steht als der einzige, wahrhaft große Herrscher da, den Deutschland im 17. Jahrhundert hervorgebracht. Er hat dem so trau-

*) Nach v. Treitschke, Deutsche Gesch. im XIX. Jahrh.

rigen westfälischen Frieden seine ersten Segnungen abgewonnen. Denn indem derselbe Deutschlands Reichsform auflöste und aus den Fürsten souveräne Herrscher machte, hat Friedrich Wilhelm auch zuerst als solcher gehandelt, zum Heile Preußens und Deutschlands: ihm verdankt es Preußen, daß die provinziellen Unterschiede schwanden vor dem Gefühl, einem Staate anzugehören, daß jeder, der Clever wie der Brandenburger, der Pommer wie der Ostpreuße sich als „eines Hauptes Glied" fühlte, und damit hat er für Deutschland die neue Macht aufgebaut, die an die Stelle des verfallenden Kaisertums hinaufwachsen mußte. Bei seiner geringen Macht hat er durch Bündnisse, die er in und außer Deutschland schloß, das Uebergewicht eines Reiches in Europa zu hindern gewußt, dem übermächtigen Ludwig XIV. entgegengearbeitet. Er war der erste, der 1672 der Uebermacht Ludwigs XIV. entgegentrat; der letzte, der 1679 vor ihm vom Kampfplatze wich. In den oft treulosen und gewaltthätigen Staatskünsten seiner Zeit wohl erfahren, hat er seinen Einfluß alle Zeit geltend zu machen verstanden, und nicht minder groß war er als Kriegsmann: mit geringen Mitteln hat er einen großen Staat begründet.

Aber die Heldengestalt des großen Kurfürsten verwandelt sich in die des sorgenden Hausvaters, wenn wir seine innere Verwaltung betrachten. Weise und sparsam erhöhte er die Hilfsquellen seines Landes, und obwohl er die Steuerkraft desselben stark anspannte, so wuchs doch der Wohlstand der Bevölkerung. Die Aufnahme der französischen Flüchtlinge, denen dann sein Sohn in Berlin eine eigene Kolonie einräumte, hob die noch in der Kindheit liegende Industrie. Durch Straßen und Kanäle erleichterte und mehrte er den Verkehr. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist der Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser-Kanal, der Oder und Spree und somit Oder und Elbe verbindet. Und dieser Mann, der das Größte in seinem Geiste umfaßte, dessen Gesandte und dessen Hof bei feierlichen Gelegenheiten der Sitte der Zeit gemäß in glänzendem Prunk auftraten, war daheim einfach, schlicht, bürgerlich und kindlich. Er hat in Potsdam selber die Karpfenteiche gefischt, im Lustgarten von Berlin seine Tulpenzwiebeln begossen, den ersten Blumenkohl in den Marken gezogen und die eingekauften Singvögel selbst vom Markte im Käfig nach Hause getragen. Als politischer Charakter nicht immer vorwurfsfrei (gleich Gustav Adolf), war er im häuslichen Leben voll tiefer, echter Frömmigkeit. In würdiger, liebevoller Weise stand ihm seine Gemahlin Luise Henriette von Oranien zur Seite. Als er starb, hinterließ er in Norddeutschland eine zwar noch nicht zusammenhängende, doch so bedeutende Staatsmacht, — größer als das heutige Baiern, Württemberg und Baden zusammengenommen — daß ihr zum Königreiche nur noch der Name fehlte.

Preußen als Königreich. Friedrich I. 1688—1713. Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

Dem großen Kurfürsten folgte sein Sohn Friedrich III. Der Vater hatte die Fähigkeiten desselben gering angeschlagen, — geringer, als sie waren — und zwischen Vater und Sohn war deshalb nicht immer das beste Einvernehmen gewesen. Oestreich hatte den Erbprinzen mehrfach unterstützt und, früheren Verabredungen gemäß, gab er als Kurfürst an dasselbe den Kreis Schwiebus zurück (1695), verweigerte es aber, dabei zugleich einen förmlichen Verzicht auf die schlesischen Herzogtümer auszustellen, wie man von ihm verlangte. Auch in seiner äußeren Politik war er nicht unbedeutend. Indem er nach des Vaters Plan Wilhelm III. bei seiner Landung in England unterstützte, waren es brandenburgische Truppen, die diesen Befestiger der englischen Freiheit und Macht in seinen Palast nach St. James führten. Als Ludwig XIV. den dritten Raubkrieg, den pfälzischen (S. 379) begann, und der Kaiser Leopold, mit dem Türkenkrieg beschäftigt, zögerte, das Reich zu vertheidigen, einigte er, seines Vaters würdig, Sachsen, Hannover, Hessen-Kassel zu einem Bündnis, erschien, wie einst der große Kurfürst, persönlich am Rhein und leitete die Eroberung von Bonn, in welche Stadt sich die Franzosen geworfen hatten. Gleich seinen Vorfahren sorgte auch er für die Erweiterung seines Staates.*)

Seine größte Bedeutung aber hat er dadurch, daß er das Kurfürstentum Brandenburg zum Königreich Preußen erhob. Es ging, wie gesagt, in diesem Jahrhundert Ludwigs XIV. ein Streben nach Glanz durch die größeren wie kleineren Höfe, für welches kein Regent empfänglicher war als Friedrich. Gerade damals hatten, und zwar mit Friedrichs Unterstützung, Wilhelm III. von Oranien und Friedrich August von Sachsen Königskronen gewonnen, dem Hause Hannover stand die Erhebung auf den englischen Thron (S. 389) in Aussicht. Gleichen Glanz wünschte auch Friedrich für sein Land, das schon vom Vater her, den einst schon Ludwig XIV. aufgefordert hatte, sich zum König zu machen, an königlicher Macht wenigstens den kleineren Königreichen Europas gleich kam und bereits über 2000 □Meilen zählte. Gerade damals waren die Umstände für diesen letzten, langvorbereiteten und ersehnten Schritt sehr günstig. Ums Jahr

---

*) Quedlinburg erkaufte er von dem verschwenderischen Friedrich August von Kursachsen; aus der oranischen Erbschaft (S. 218 Anm.) fielen ihm, nach Wilhelms III. Tode, die Grafschaften Lingen (wozu Tecklenburg schon früher erkauft war) und Mörs zu; außerdem erwarb Friedrich III. in der Schweiz aus derselben Herrschaft das Fürstentum Neufchatel und Valengin.

1700 erschütterten zwei gewaltige Kriege Europa. Im Norden hatte Rußland unter Peter dem Großen, Polen unter August II. und Dänemark unter Friedrich IV. einen Bund gegen den jungen, heldenmüthigen Karl XII. von Schweden geschlossen, der, mit dem stürmischen Kriegsgeist seiner Ahnen vorbrechend, im sogenannten nordischen Kriege schnell einen Gegner nach dem andern demüthigte. Im Süden aber bereitete sich der spanische Erbfolgekrieg (S. 383 ff.) vor. Der Kurfürst stand also in der glücklichen Lage, sich von allen Seiten umworben zu sehen. Da, besonders seit Oestreich eifrig um seine Freundschaft und seinen Beistand sich bemühte, beschloß er, mit Zustimmung des Kaisers und seiner Verbündeten sich den Königstitel in seinem außerdeutschen souveränen Lande Preußen beizulegen. (Für seine deutschen Länder war dies, so lange er nicht aus dem Reiche ausschied, unmöglich.) Zwar meinte der Preußen abgeneigte Prinz Eugen: „daß die Minister des Henkers werth seien, die kaiserliche Majestät gerathen, die Annahme der preußischen Königskrone zuzulassen“; doch überwog in Wien der augenblickliche Vortheil. Und so setzte Friedrich am 18. Januar 1701 zu Königsberg mit gewaltigem Pomp sich und seiner Gemahlin die Königskrone auf und nannte sich fortan Friedrich I., König in Preußen. Dieser Schritt erhielt seine Bedeutung erst von der Zukunft. Er sprach damit, sagt Friedrich der Große, gleichsam zu seinen Nachfolgern: „Ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch dessen würdig; ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, Ihr müßt das Werk vollenden.“

Dem Sinne des Königs entsprach es, den neuen Königstitel auch mit königlicher Pracht zu umgeben. Er machte Berlin zu einer Residenz, die ebenfalls nur nach dem Maße der Zukunft angelegt war. Die Prachtbauten Schlüters erhoben sich, das königliche Schloß, das Zeughaus, Charlottenburg; die lange Brücke ward mit der Reiterstatue des großen Kurfürsten von der Hand desselben Künstlers geziert. Die Stadt wuchs um einen ganz neuen Theil: die Friedrichsstadt und die schöne Straße „unter den Linden“ entstand. Mit dem König wetteiferte seine feine, geistvolle Gemahlin, Sophie Charlotte von Hannover, die Freundin des großen Gelehrten Leibniz (S. 390), in Begünstigung der Wissenschaft und Kunst. Nach des letzteren Plane ward in Berlin die Akademie der Wissenschaften gegründet (1711). Aber auch unmittelbar wohlthätige Anstalten traten in Preußen ins Leben: so die Universität Halle 1694, neben der an demselben Orte Hermann August Frankes fromme, glaubensvolle Schöpfung, das Waisenhaus, entstand (S. 391). Auch fuhr Friedrich I. fort, im großen Sinne seines Vaters Religionsfreiheit walten zu lassen und überall ein Schirmer der Protestanten zu sein. Ueber seiner Prachtliebe freilich vergaß er die alte

weise Sparsamkeit, die fast allen Hohenzollern eigen gewesen; das Land seufzte unter Steuerdruck, und während Brandenburg der Leitung des mit Undank belohnten Eberhard von Danckelmann bis 1697 viel zu danken hatte, gingen seine Finanzen unter dem Einflusse des gewandten, aber leichtsinnigen Kolb von Wartenberg dem völligen Zerfall entgegen. Auch waren die letzten Jahre des Königs durch Krankheit und andere herbe Schickungen trübe. Dies war die Kehrseite des Glanzes. Glücklicher Weise erhielt er in seinem Sohn einen Nachfolger, der gerade in dem vom Vater vernachlässigten Finanz- und Verwaltungssache ein Meister war.

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) war das Gegentheil von seinem Vater: straff, einfach, soldatisch, sparsam und nur dem Praktischen zugewandt, verschmähte er den Glanz, den man damals für einen Fürsten nöthig hielt. Gegenüber der französischen Sittenlosigkeit, wie sie fast alle Höfe beherrschte, wollte er ein guter und strenger deutscher Hausvater, sowohl in seiner Familie als auch in seinem Lande sein; gegenüber französischem Modetand und Prunk sollte deutsche fromme Sitte bei ihm herrschen. Schon in dieser Charakterstärke, mit der er sich dem Strome seiner Zeit entgegenwarf, zeigt sich Friedrich Wilhelm I. groß; er zeigte sich so noch viel mehr in dem Sinn und Geist, wie er die Verwaltung seines Staates ordnete. Alle Zweige derselben liefen seit 1723 in dem Generaldirektorium zusammen: über alle hatte er, gleich einem großen Gutsbesitzer, selber die Uebersicht; in allem schärfte er Sparsamkeit ein. „Quidquid vult, vehementer vult" — „alles sieht er, um alles kümmert er sich" — „er ist ärger als Karl XII. und Zar Peter" — so lauteten über ihn gleich in den ersten Tagen seiner Regierung die Berichte der fremden Gesandten an ihre Höfe. Nach eigenem Vorbilde schuf er einen Beamtenstand, der einfach, knapp gehalten, aber gewissenhaft gleich dem König selbst, die Maschine der Staatsverwaltung bildete, an der selbst Friedrich Wilhelms großer Sohn später wenig mehr zu ändern gefunden hat. Die Wissenschaft, sofern sie nicht unmittelbaren Nutzen zeigte, begünstigte er nicht, wohl aber legte er den Grund für einen regelmäßigen Volksschulunterricht in ganz Preußen. — Nach der Anschauung seiner Zeit suchte er durch strenge Absperrung und hohe Besteuerung fremder Erzeugnisse die Industrie und Produktionskraft des eigenen Landes zu heben. So verbot er z. B. Kleider von Tuch, das nicht im Lande gefertigt war, zu tragen und ging nebst seiner Familie mit eigenem Beispiel voran. Auch den Ackerbau hob er und zog wie seine Vorfahren durch Religionsverfolgung vertriebene Fremde in sein Land, so z. B. viele Böhmen; einen besonderen Segen aber brachte ihm die Aufnahme von 17,000 ausgetriebenen Salzburgern, die er in dem von einer furchtbaren Pest verödeten Ostpreußen ansiedelte.

Was er that, that er im Bewußtsein des unwidersprechlichen königlichen höchsten Willens. Die absolute Regierungsform, wie sie vom großen Kurfürsten im heilsamen Gegensatz gegen das ständische Unwesen aufgestellt war, brachte er zur vollsten Geltung; er stabilirte (nach seinem Ausdruck) die Souveränität und setzte die Krone fest „wie einen Rocher von Bronse". Zu seiner Erholung kannte er nur die Jagd, die er leidenschaftlich liebte, das Malen, das Drechseln und die ungezwungenen einfachen Abendgesellschaften, die unter dem Namen des Tabakskollegiums bekannt sind. Eifrig in seiner landesväterlichen Sorge und fürchterlich in seinem Jähzorn hat er manchen sein spanisches Rohr fühlen lassen; aber in seinem gesunden Sinn fand er meist das Richtige und Nützliche, obwohl es an einzelnen Seltsamkeiten nicht fehlte. Weniger glücklich war er in seinem Verhalten gegen fremde Mächte. Er schloß sich mit treugemeintem, reichspatriotischem Eifer an Oestreich, und deshalb verstand ihn auch sein Feldmarschall von Grumbkow und der schlaue östreichische Gesandte von Seckendorf ganz zu leiten, und seine Ehrlichkeit wurde durch die diplomatischen Künste der Zeit oft mißbraucht.

Seine ganze, oft einseitige Vorliebe wandte sich dem Heere zu. War doch auch sein Vater, Friedrich I., dem Beispiel des großen Gründers des Staats darin treu geblieben, daß er unablässig das Heer gemehrt, gebessert, geübt hatte. Fürst Leopold von Dessau, in der Volkserinnerung der „alte Dessauer" genannt, war der Meister des Einexercirens und der Vervollkommnung seines Heeres. Unter seiner Führung hatten die Preußen die Schlachten bei Höchstedt und Turin mit entscheiden helfen und zunächst den neuen Königsnamen geachtet gemacht. Friedrich Wilhelm I. vollends lebte und webte in seinen Soldaten. Wohl hatte seine Vorliebe für seine „blauen Kinder" und für „lange Kerls", denen zu Liebe er selbst seine Sparsamkeit vergaß, etwas Wunderliches; aber sehr richtig war der Gedanke, daß der kleine Staat nur durch ein überlegenes Heer seine Ansprüche an die Zukunft durchsetzen könne. So mehrte er das Heer bis auf 83,000 Mann, eine große „Wachtparade" für das kleine Land, wie mancher spottete: aber später in der Hand seines Sohnes das wirksame Mittel zu den größten Dingen. Die preußischen Soldaten galten für die Mustertruppen in Europa; Leopold von Dessau, ein soldatisches Genie, führte die Bewaffnung mit dem Bajonett ein, gab der Infanterie die bald allgemein übliche Stellung in drei Gliedern, gewöhnte sie besonders durch ununterbrochene Uebung und durch den Gebrauch des eisernen Ladestocks an die größte Schnelligkeit des Ladens und Feuerns und legte so in sie die Hauptentscheidung der Schlacht. Barbarisch freilich war die Zucht bei den nur zur kleineren Hälfte aus Landeskindern bestehenden, sonst in aller Herren Ländern zusammengeworbenen

Truppen; doch konnte zu einiger Entschuldigung die Roheit der Soldaten selber dienen.

Nicht häufig hat Friedrich Wilhelm I. in Kriege eingegriffen. Als er zur Regierung kam, schloß der spanische Erbfolgekrieg, und im Frieden von Utrecht (S. 386), dem er beitrat, erhielt er, noch aus der oranischen Erbschaft, einen Theil des Herzogtums Geldern (S. 315). Zweimal noch hat er später sein Heer benutzt. Zum ersten Male gegen die Schweden. Karl XII., der im nordischen Kriege seine glänzende Laufbahn begonnen (S. 403), hatte vor allem den König August II. von Polen seinen schweren Zorn fühlen und das unglückliche Sachsen den Ehrgeiz seines Kurfürsten büßen lassen. Im Jahre 1706 war er in Sachsen eingebrochen, hatte es furchtbar ausgesogen und hier mitten in Deutschland von August II. den Frieden zu Altranstedt (unweit Leipzig), 1706, erzwungen. Nebenbei war er, dem Beispiel seines großen Vorfahren Gustav Adolfs getreu, für die hart gedrückten Protestanten in Schlesien und Oestreich energisch und erfolgreich eingetreten. Darauf hatte er sich in die Oeden Rußlands gestürzt, ward bei Pultáwa (im Gouvernement Kiew) von Peter dem Großen geschlagen, 1709, und vertrotzte danach bei den Türken fünf kostbare Jahre, während welcher seine Feinde, Rußland, Polen, Dänemark von allen Seiten nach seinen Ländern griffen. Weil auch Vorpommern von Rußland und Dänemark bedroht war, hatte die schwedische Regentschaft in des Königs Abwesenheit den König Friedrich Wilhelm 1713 selber aufgefordert, als neutrale Macht das Land zu besetzen. Da aber der Kommandant von Stettin die Stadt nicht ohne besonderen Befehl seines Königs hatte herausgeben wollen, hatten Sachsen und Russen sie mit den Waffen erobert, dieselbe aber später gegen 400,000 Thaler Kriegskosten an Friedrich Wilhelm I. abgegeben. Als Karl XII. endlich von den Türken zurückkehrte, 1714, wollte er von diesem ganzen Vertrage und von Rückzahlung jener Summe nichts wissen. So trat denn Friedrich Wilhelm I. den Feinden Karls, obwohl er ihn persönlich hochhielt, bei. Er belagerte ihn zugleich mit den Dänen in Stralsund und nahm die Stadt. Kaum rettete sich Karl XII. selbst. Noch ehe dann Karl XII. vor der norwegischen Grenzfestung Friedrichshald 1718 sein trauriges Ende fand, brach Schwedens Macht unter ihm zusammen. Die Preußen besetzten abermals Vorpommern mit Rügen und Stralsund. Georg I., seit 1714 König von England, doch in seinem Herzen noch immer eifriger Hannoveraner, kaufte für sein Erbland die durch Dänemark besetzten schwedischen Gebiete von Bremen und Verden, welche er im Frieden von Stockholm 1719 dauernd erwarb. Dänemark dagegen brachte den Theil von Schleswig an sich, der dem Hause Holstein-Gottorp (S. 224 Anm.) gehörte, mit

welchem Karl XII. verschwägert war. An Preußen kam durch den Stockholmer Frieden, 1720, Vorpommern bis zur Peene: nur die äußerste Spitze des Landes mit Greifswald, Stralsund und der Insel Rügen blieb noch schwedisch (bis 1815). Friedrich Wilhelm freute sich besonders über die Erwerbung von Stettin, da er durch diese Seestadt „einen Fuß am Meere habe, um am Commercio der ganzen weiten Welt Antheil nehmen zu können." So war denn die eine Macht, die durch den 30jährigen Krieg sich eingedrängt, wenn auch nicht ganz vom deutschen Boden gestoßen, so doch unschädlich gemacht, besonders durch preußische Waffen. Dagegen freilich hatte sich unter Peter des Großen kühner Regierung Rußland erhoben, welches die meist deutsch kolonisirten Ostseeländer, Livland, Esthland, Karelien, Ingermannland, durch den Frieden von Nystadt 1721 von Schweden (S. 343) abgetreten erhielt und auch bereits in Kurland seine Herrschaft vorbereitete. — Rußland ward nun die Großmacht, die an Schwedens Stelle ein drohendes Uebergewicht im Norden Europas erlangte. Es waren meist Deutsche — oft nur verwegene Abenteurer — die als Generale und Staatsmänner dieselbe begründen halfen.

Das andere Mal sendete Friedrich Wilhelm I. den Oestreichern ein Hilfscorps an den Rhein im polnischen Thronfolgekrieg (1733 bis 1735). Kardinal Fleury nämlich, Frankreichs Minister, suchte dem Schwiegervater seines jungen Königs Ludwigs XV., Stanislaus Lesczinsky, den einst schon Karl XII. zum König von Polen hatte wählen lassen, nach Augusts II. Tode 1733 die polnische Königskrone wieder zu verschaffen. Auf seiner Seite standen die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Baiern. Dagegen traten Oestreich und Rußland für Friedrich August II. von Sachsen auf, ersteres unter der Bedingung, daß Sachsen die pragmatische Sanktion (S. 388) anerkenne, letzteres, daß Kurland, bisher ein polnisches Lehen, beim bevorstehenden Aussterben des deutschen Herzogshauses der Kettler an Rußland überlassen werde. Ein russisches Heer rückte vor das damals polnische Danzig und zwang es zur Kapitulation; ja später rückten 12,000 Mann durch Schlesien, Böhmen in die Oberpfalz an den Rhein. So begann diese neue Großmacht eine Rolle auf deutschem Boden zu spielen. Noch einmal ging auch der greise Eugen von Savoyen mit einem Heere an den Oberrhein. Sein alter Gegner Villars (S. 385) führte die Franzosen. Doch kam es hier zu keiner blutigen Entscheidung. Frankreich trat von seinen Forderungen zurück, aber zur Entschädigung erhielt Stanislaus Lesczinsky das Herzogtum Lothringen, das später, bei seinem Tode (1766), kraft des abgeschlossenen Vertrags an Frankreich fiel. Der junge Herzog von Lothringen, Franz Stephan, seit 1736 der Gemahl der Kaisertochter Maria

Theresia, ward mit Toscana entschädigt (S. 219 Anm.). Dagegen erkannte Frankreich die pragmatische Sanktion an. So ward Lothringen im östreichischen Familieninteresse dem Reiche entrissen. — Dem Könige Friedrich Wilhelm, der hier, wie bei früheren Gelegenheiten, treu zum Kaiser gehalten*) und sich vor allen anderen Fürsten patriotisch erwiesen hatte, war schon früher Aussicht auf das durch das Aussterben von Pfalz-Neuburg zur Erledigung kommende Herzogtum Berg (S. 331 ff.) gemacht worden. Aber er sah sich am Ende des Krieges in seiner Hoffnung getäuscht,**) ja geflissentlich und schnöde zurückgesetzt. Auch er hoffte, wie der große Kurfürst, auf einen Rächer und ahnte ihn im Kronprinzen Friedrich, seinem Sohne. — Als er, in seiner gewaltigen körperlichen und geistigen Kraft gebrochen, 31. Mai 1740 starb, hinterließ er diesem ein schlagfertiges Heer von 83,000 Mann, einen Staatsschatz (das ungemünzte Silber nicht gerechnet) von 9 Millionen Thlr., einen Staat von 2200 □ Meilen und etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern. Die Staatseinnahmen hatte Friedrich Wilhelm von $3\frac{1}{2}$ Millionen auf 7 Millionen Thaler gebracht; Berlin hatte nahe an 100,000 Einwohner.

---

*) Es waren ähnliche Erwägungen, die ihn beim Kaiserhause festhielten, wie sie 100 Jahre früher sein Vorfahr Georg Wilhelm, von Gustav Adolf zum Abschluß eines Bundes gedrängt, ausgesprochen hatte in den Worten: „Halte ich zum Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn immer noch Kurfürst".

**) Der Kaiser wirkte für das Verbleiben bei Kurpfalz und dem daselbst succedirenden Hause Pfalz-Sulzbach.

Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786.

Friedrichs II. Jugend und Regierungsantritt.

Beinahe ein Jahrhundert war vergangen seit dem westfälischen Frieden. Der Geist des deutschen Volkes begann in Wissenschaft und Kunst, im Leben und Handeln wieder zu erwachen und zu erwarmen, die Wunden des großen Krieges waren allmählich vernarbt, und was im Westen des Reiches noch seitdem durch Frankreich abgerissen war, dafür war im Norden und Osten vorzüglich durch preußische Waffen beinahe ein Ersatz gewonnen. Gerade hundert Jahre waren vergangen seit dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten, und seine Schöpfung, der brandenburgisch-preußische Staat, war in der kurzen Zeit frisch und kräftig emporgediehen; da folgte auf Preußens Thron der Mann, der zunächst das Werk seines großen Ahnherrn vollenden sollte.

Friedrich der Große ist geboren am 24. Jan. 1712 im Schlosse zu Berlin. Seine Mutter war Sophia Dorothea von Hannover, eine Schwester König Georgs II. von England (S. 390). Seine ersten Jugendjahre verliefen unter weiblicher Erziehung; an seinen militärischen Spielen erfreute sich früh der soldatische Sinn des Vaters. Doch verletzte dessen herbes Wesen und, wenn er aufbrauste, dessen unbändiger Jähzorn, unter dem selbst die königliche Mutter oft zu leiden hatte, früh das weiche Gemüth der Kinder, besonders Friedrichs und seiner älteren Schwester Wilhelmine. Und als dem lebhaften Knaben der geistlos ertheilte Religionsunterricht wenig behagte, als später Freude an französischer Lektüre und Musik den heranwachsenden Jüngling mehr fesselte als die Freuden der Jagd, das Exerciren und das Tabakskollegium, da begann der König ihn für einen „Querpfeifer und Poeten", für „effeminirt", für unsoldatisch und des preußischen Thrones nicht werth zu halten. Es folgten nun Mißhandlungen des heftigen Vaters, kecke Verantwortungen und heimliche Spöttereien des Prinzen.

Für letzteren war freilich eine bedenkliche Zeit gekommen. Er war von dem sittenlosen sächsischen Hofe, dem er im Jahre 1728 mit dem Vater einen Besuch gemacht, nicht ohne schlechte Eindrücke heimgekehrt und war später durch leichtsinnige Gesellschaft auf weitere Abwege geführt worden. Eine Doppelheirat des Kronprinzen mit der Prinzeß Amalie von England und des Prinzen von Wales mit Prinzeß Wilhelmine, ein Plan, den die Mutter längst, fast von der Wiege der Kinder an, mit Vorliebe gehegt, zerschlug sich an des Vaters Abneigung gegen England und Frankreich, sowie an seiner Abhängigkeit von Oestreich und den Rathschlägen des östreichischen Gesandten von Seckendorf und des preußischen Ministers von Grumbkow (S. 405).

Alles zusammen, die Vereitlung dieser Hoffnungen, des Vaters Mißhandlungen und dessen eigener Hohn, „ihm selbst hätte man dergleichen niemals bieten dürfen, er wäre längst auf und davon gegangen," oder „wenn er von seinem Vater so mißhandelt wäre, würde er sich erschossen haben, aber Friedrich habe keine Ehre, lasse sich alles gefallen," brachte den Kronprinzen zu einem Fluchtversuch, den er während einer Reise des Vaters durch Süddeutschland im Jahre 1730 ausführen wollte. Entdeckt, verhaftet, ward er vom Vater, der seinen falsch geleiteten Sinn brechen wollte, nach Küstrin als Gefangener geführt, und dann über ihn, als einen Deserteur, ein Kriegsgericht berufen, welches sich jedoch standhaft weigerte, über den Prinzen das Todesurtheil auszusprechen. Dagegen endete durch Henkersschwert sein Freund und der Helfer seiner Flucht, Lieutenant von Katte; vor dem Fenster seines Gefängnisses sah Friedrich den Freund vorüberführen zum Richtplatze, er hörte das „Halt" des begleitenden Offiziers, ohnmächtig sank er zusammen. Es war eine furchtbare Zeit für Friedrich. Aber in dieser Noth bildete sich in ihm ein männlich kräftiger, freilich auch herber, scharfer, verschlossener Charakter, im schroffen Gegensatz gegen sein zugleich edles, weiches und der Liebe und Freundschaft bedürftiges Herz. Er gab dem strengen Vater nach, wo er konnte, fügte sich später in die von demselben ihm bestimmte Ehe mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern und lebte ihm auch da zu Gefallen, wo seine Neigungen ganz andere waren. Der Vater aber ließ den Prinzen erst eine strenge, ihm sehr heilsame Arbeitszeit auf der Domänenkammer zu Küstrin durchmachen, nahm ihn dann, bei der Vermählung der Prinzeß Wilhelmine mit dem Markgrafen von Baireuth, wieder zu Gnaden an, ja schenkte ihm später Schloß Rheinsberg bei Neu-Ruppin. Hier hielt der Prinz seit 1736 seine eigene Hofhaltung und verlebte seine glücklichsten Tage im Kreise geistvoller Freunde, die gleich ihm Musik, Litteratur, Witz und feine Unterhaltung liebten. Der polnische Thronfolge-

krieg (S. 407) hatte ihn 1734 auf kurze Zeit zu einem ersten Feldzuge unter dem nun gealterten Prinz Eugen an den Rhein geführt, ließ ihn aber mehr die Schwächen des bereits sinkenden östreichischen Heerwesens erkennen, als daß er ihn militärisch sehr gefördert hätte. Sonst beschäftigte er sich mit eifrigen Studien, die sowohl dem Staatswesen, der Kriegs- und Regierungskunst, wie den schönen Wissenschaften angehörten. Nur die ihn ganz genau kannten, wußten, daß sein Herz auch von kriegerischem Ehrgeiz brannte, und daß er mehr noch, als ein Dichter und Philosoph, ein großer König zu sein wünschte.

Als er dem Vater, zu dem in der letzten Zeit das Verhältnis ein fast herzliches geworden war, folgte (31. Mai 1740), glaubten die meisten seiner Unterthanen, es werde nun eine goldene, ungestörte Zeit des Friedens, der Künste und Wissenschaften beginnen. Der junge König schien diese Wege auch wirklich einschlagen zu wollen. Er rief den vom Vater aus Halle verwiesenen Philosophen Wolff (S. 390) nach Preußen zurück, gab die Riesengarde und die wilden Jagdvergnügungen des Vaters auf und zog geistreiche Franzosen an die neu belebte Akademie. Seine ersten Gesetzverfügungen hoben Reste alter Barbareien z. B. die Folter auf. Dann ließ er sich in den Hauptstädten der Provinzen huldigen, machte die alte Reiseroute des Vaters an die Hohenzollernschen Höfe in Süddeutschland (S. 245) und ging dann von Straßburg den Rhein hinab nach Cleve. Hierher ließ er Voltaire kommen, den französischen Dichter und Philosophen, der sich schon mit einem königlichen Inkognitobesuch in Brüssel geschmeichelt hatte. Dann kehrte er nach Potsdam, wo seit seines Vaters Zeiten die Residenz war, zurück.

Schon aber hatte er gegen das Bistum Lüttich gezeigt, daß er jedes Recht seines Hauses aufrecht zu erhalten entschlossen sei, und heimlich stand er gerüstet, entweder die Ansprüche seines Vaters auf Berg, oder auch, je nach Umständen, andere Ansprüche bei Oestreich geltend zu machen. Da starb Kaiser Karl VI., 20. Oktober 1740, und laut der pragmatischen Sanktion (S. 388) folgte ihm in den östreichischen Erblanden seine Tochter Maria Theresia. Nun erschien es Friedrich an der Zeit, seine Rechte auf die schlesischen Herzogtümer (S. 399) zur Sprache zu bringen. Ohne Zweifel freilich gab in seinem Geiste die Lust zu handeln und zu erwerben und die günstige Gelegenheit, langjähriges Unrecht an Oestreich jetzt zu vergelten, noch mehr den Ausschlag als sein auf alten Verträgen ruhendes Recht; geht dies doch deutlich genug hervor aus der Frage, die Friedrich an seine Minister richtete, als die Nachricht vom Tode Karls VI. ankam: „Ich gebe Euch ein Problem zu lösen; wenn man im Vortheil ist, soll man sich dessen zu nutze

machen oder nicht?" Er ließ sein Heer, das er im Stillen auf 100,000 Mann gebracht hatte, plötzlich in Schlesien einrücken, um sich dieses Landes sogleich als eines Pfandes für seine Ansprüche*) zu bemächtigen.

Der erste und zweite schlesische Krieg. 1740—42. 1744—45. Der östreichische Erbfolgekrieg. 1741—1748.

Schlesien, das Gebiet des Oderthales, wird im Südwesten durch den Kamm der Sudeten — der im Riesengebirge die höchsten Gipfel des deutschen Mittelgebirgs zeigt — von Böhmen und Mähren geschieden, während es im Osten an die weiten Ebenen Polens grenzt. Nur die Oder selbst und ihre Nebenflüsse leiten, stromaufwärts, zu bequemen Pässen in das östreichische Nachbarland. Der Gebirgsrücken an sich ist wenig unterbrochen, wird begleitet von kurzen, schroffen Thälern, hat wenig Pässe und bildet eine scharfe Scheide gegen Böhmen. So weist schon die Natur das Land auf den preußischen Norden hin, wohin seine Wasserader deutet, während der Charakter der Bevölkerung in verständiger, arbeitsamer, lebhafter und gutmüthiger Art eine ineinander übergehende Mischung süddeutschen und norddeutschen Wesens bildet, wie ja auch die schlesische Kolonisation fast gleichmäßig allen deutschen Stämmen angehört. — Der Südosten des Landes, Oberschlesien, bis zur Mündung der Neisse abwärts reichend, ist gebirgig, aber reich an mineralischen Schätzen (Steinkohlen, Eisen, Galmei ꝛc.); hier hat das deutsche Element nicht gänzlich obgesiegt, sondern slavisches ist unter ihm geblieben. In Mittel- und Niederschlesien aber d. i. in dem hügeligen Vorlande, das an das Riesengebirge nördlich sich lehnt (ein Land voll angenehmer Abwechselung), und in der fruchtbaren Ebene, die von Breslau bis Glogau und Sagan hinab die Oder zu beiden Seiten begleitet, haben die Deutschen durch friedliche Ansiedlung, begünstigt von dem deutschgesinnten in viele kleine Fürstenzweige zersplatenen piastischen Herrscherhause, seit dem 13. und 14. Jahrhundert das Uebergewicht erlangt. Herrliche Städte erblühten (S. 177), besonders Breslau, bald Mittelpunkt des östlichen Handels (S. 172), Sitz eines reichen Fürstbistums (S. 261) und fast Hauptstadt des vielgetheilten Landes. So ward Schlesien mit seiner deutschen Bevölkerung gleichsam wie ein Keil zwischen die slavischen

*) Dieselben beruhten in dem Vertrage von 1537 (S. 392 Anm.), der 1675 zur Geltung hätte kommen müssen (S. 399); und lagen weiter begründet in der Rückgabe der Entschädigung, wie sie durch Friedrich III. geschehen (S. 402) war. Auch die gerechten, wenngleich sehr veralteten, Ansprüche seines Hauses auf Jägerndorf (S. 392) machte er geltend.

Länder Böhmen und Polen, bis gegen das ebenfalls stammfremde Ungarn hin vorgeschoben. Aber durch diese gefahrvolle Lage war es auch ganz besonders ein Land des Duldens und Leidens geworden. Im 13. Jahrhundert hatten es die Mongolenschwärme (S. 155), im 15. die Hussitenzüge (S. 203) verwüstend heimgesucht. Seit der Zeit König Johanns und Kaiser Karls IV. (S. 240 ff.) unter böhmischer Oberhoheit, galt es von da an nur als Nebenland der böhmischen Krone, ging so an das Haus Habsburg über und war gleich dem Ordenslande Preußen weder als Reichsland gerechnet noch mit eingekreist (S. 211) worden. Doch das Volk fühlte und dachte deutsch, und fast am frühesten, mit warmem Eifer, nahm es die Reformation auf, die von den Fürsten und Edelleuten des Landes gleicherweise begünstigt wurde und fast ohne Widerstand siegte. Aber seit der Mühlberger Schlacht (S. 317), mehr noch seit Rudolfs und Ferdinands II. jesuitischer Regierung, besonders seit dem Siege auf dem weißen Berge und Friedrichs V. Fall (S. 335) hatten unaussprechliche Bedrückungen begonnen. Die politische und die religiöse Freiheit des Landes ward gebrochen, und noch unter Leopold I. und Joseph I. war der Druck und die Verfolgung der gequälten Protestanten so arg, daß sogar der durch das Land ziehende Karl XII. (S. 406) seine gewichtige Stimme für sie beim Kaiser erheben mußte. Trotz aller Bedrückung, die auch unter Karl VI. nicht aufhörte, blieben aber die Protestanten im Lande zahlreich und mächtig, und sie waren geneigt, jetzt in den einrückenden Preußen eher Befreier als Eroberer und Feinde zu sehen.

Friedrich II. hatte fast ohne Schwertschlag im Dezember 1740 ganz Niederschlesien bis auf die Festungen Glogau, Glatz, Brieg und Neisse besetzt, denn Maria Theresia war auf einen Angriff von dieser Seite her nicht gefaßt und hatte nur geringe Besatzung in diesem Lande. Den Oberbefehl über die Preußen führte der junge König selber. Breslau, das sich gewisser reichsstädtischer Freiheiten erfreute, ward für neutral erklärt, Glogau, Brieg und Neisse einstweilen eingeschlossen. Getreu seiner Ansicht, daß „Unterhandlungen ohne Waffen seien wie Noten ohne Instrumente", hatte er erst, nachdem er sich des Landes bemächtigt und in einer öffentlichen Kundmachung seine Anrechte auf dasselbe dargelegt, in Wien erklären lassen: er wolle Maria Theresia gegen alle Feinde der pragmatischen Sanktion schützen, wenn sie seine Rechte auf Schlesien anerkenne. Da dies Anerbieten zurückgewiesen ward, so nahm der Krieg seinen Fortgang, ganz Oberschlesien bis Ratibor und Troppau, ja bis Teschen und bis zum Jablunka-Passe hin ward besetzt. Während so die militärische Lage aufs günstigste sich zu gestalten schien, ward die politische Lage Friedrichs desto bedenklicher. Rußland, England

und Sachsen schienen durch eine bewaffnete Vermittlung Friedrich ebenfalls mit Gewalt aus Schlesien wieder entfernen zu wollen. Schon war sogar von einer Theilung Preußens, um den Ehrgeiz des jungen Königs unschädlich zu machen, die Rede. Und nun, im März 1741, war auch endlich die östreichische Armee unter Neipperg so weit, um zu Schlesiens Wiedergewinnung aufzubrechen. Hinter dem Vorhange der Sudeten zog sie sich von Mähren westwärts, bis sie durch die Pässe jenseits Zuckmantel nach Schlesien auf Neisse hin durchbrach und so die weit durch Schlesien ausgebreitete Armee voneinander schnitt. Friedrich hatte auf die Kunde von dem Anmarsch des Feindes — der ihn mit seinen Husaren und Freiwilligen bei Baumgarten unweit Silberberg in die Gefahr persönlicher Gefangennahme gebracht hatte, 27. Februar — Glogau durch den Prinzen von Anhalt, der es belagerte, überfallen und nehmen lassen, 9. März, um keinen Feind in seinem Rücken zu haben und den Prinzen an sich heranziehen zu können, und hatte seine bis an die Grenzen Mährens stehenden Truppen auf Jägerndorf und Neustadt zurückgenommen. Da erfuhr er, Anfangs April, daß Neipperg bereits in Neisse sei und seinen Marsch gegen Ohlau und weiter gegen Breslau richte. Friedrich mußte ihn in nördlicher Richtung zu überholen, dabei seine Truppen zu sammeln und sich dann ihm in den Weg zu stellen suchen. Dieses geschah am 10. April, mittags, im hohen Schnee, bei dem Dorfe Mollwitz, südlich von Ohlau, westlich von Brieg. Beide Heere ließen sich gegenseitig Zeit bis zur völligen Aufstellung, dann erst stürzte sich die östreichische Reiterei auf die schwächere und ungeübtere preußische, zerstäubte sie und schien den Sieg in einem Anlaufe zu gewinnen, als die preußische Infanterie mit ihrem Geschwindfeuer — 5 preußische Schüsse zu 2 östreichischen — sie empfing und gegen die bereits im Rücken Angreifenden Kehrt machte, ohne ihre eigene Ordnung zu lösen. Zuletzt machte sie in geordnetem Vormarsche „unter der größten Contenance, so nach der Schnur, als wäre es auf dem Paradeplatz" eine Gesamtattaque, durch die sie, bei sinkender Sonne, die Schlacht gewann. In dem höchsten Schwanken derselben hatte der noch unerfahrene Friedrich durch seinen Feldmarschall Schwerin sich bewegen lassen, das Schlachtfeld zu verlassen, um durch herbeizuholende Unterstützung den Rückzug zu decken. Am folgenden Morgen zurückkehrend, fand er den Sieg erkämpft. Nun ward auch Brieg erobert und im August von Breslau, dessen sich der König durch einen Handstreich bemächtigte, die Huldigung geleistet.

Mit dem Einrücken in Schlesien aber und seinen ersten überraschenden Erfolgen hatte der junge König einen europäischen Krieg entzündet. Denn gleichzeitig und durch Preußens Vorgehen noch mehr ermuthigt, trat auch

der Kurfürst von Baiern mit Ansprüchen auf die deutsch-östreichischen Erblande hervor. Dieser, Karl Albert, leitete seinen Stamm von einer Tochter Kaiser Ferdinands I. her und berief sich auf ein Testament desselben, welches nach Aussterben der männlichen Nachkommenschaft dem Hause Baiern das Successionsrecht zusagte; auch war seine Gemahlin eine Tochter Kaiser Josephs I. Obwohl ein sehr untüchtiger Mann, ohne Geld, ohne Heer und ohne alle nöthigen Vorbereitungen, erhob Karl Albert doch seine Ansprüche, vertrauend auf die Hilfe Frankreichs, die der ränkevolle, sittenlose Hof Ludwigs XV. ihm auch zusicherte, indem der alte, schlaue Kardinal Fleury die günstige Gelegenheit benutzte, um Oestreich, die alte Nebenbuhlermacht Frankreichs, jetzt womöglich ganz zu theilen und zu zersplittern. Zu Nymphenburg, einem baierischen Lustschlosse, wurde zwischen beiden Mächten sowie auch mit dem Frankreich verbündeten bourbonischen Spanien ein dahin zielendes Bündnis*) abgeschlossen, welchem später auch Sachsen sich anschloß, das ebenfalls Erbansprüche auf Oestreich erhob und Erwerbungen in Böhmen, Mähren und Oberschlesien zu machen hoffte, wodurch der Kurfürst sein Land mit dem von ihm gleichfalls regierten Polen (S. 407) hätte verbinden können. Dies wenigstens hoffte der gewissenlose, eitle Brühl, der des schwachen Kurfürsten allgewaltiger Minister und Rathgeber war. So begann gleichzeitig mit Friedrichs erstem schlesischen Kriege (1740 bis 1742) von dieser anderen Seite der östreichische Erbfolgekrieg (1741 bis 1748). Für Maria Theresia erklärten sich nur England, Holland und Rußland, ohne jedoch sogleich thatkräftig in den Krieg einzugreifen. —

Im September 1741 drangen die Baiern, durch Franzosen verstärkt, die Donau hinab auf Linz; Franzosen (unter Belleisle) nebst Sachsen rückten in Böhmen ein. In dieser Noth zeigte Maria Theresia eine große Seele. Jung und unglücklich, wußte sie in ihren Erblanden eine solche Begeisterung für sich zu entzünden, daß ihr Volk zu allen Opfern bereit war, und daß sie selber größer erscheint als alle ihre männlichen Ahnen seit zwei Jahrhunderten. Zu dem höchsten Grade steigerte sich diese Begeisterung in Ungarn. Hier, zu Preßburg, empfing die junge Königin die Krone des heiligen Stephan und führte, hoch zu Roß, vom Königshügel die üblichen Schwertstreiche in die vier Winde der Welt. Als sie dann, von Hoheit und Schönheit strahlend, unter die Magnaten des Reiches trat und diese um Hilfe anflehte, riefen sie, ihre Säbel ziehend: Vivat Domina et Rex noster, Maria Theresia! Mit wenigen regulären östreichischen Truppen,

---

*) Die Echtheit der unter dem Namen der Nymphenburger Traktate bekannten Schriftstücke ist freilich sehr zweifelhaft.

daneben aber mit ungarischen, kroatischen und pandurischen Kriegsvölkern, eröffnete sie am Schluß des Jahres 1741 den Feldzug und besetzte Oestreich wieder, während Karl Albert statt auf Wien nach Prag gezogen war, welches von den vereinten Baiern, Franzosen und Sachsen auch wirklich genommen wurde. Hier ließ er sich zunächst zum König von Böhmen krönen und ging dann nach Frankfurt, um mit noch größerem Pomp sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen. Denn auf Anregen Friedrichs war der Plan entstanden, die Kaiserwürde von Oestreich loszureißen, und wirklich war es dahin gebracht worden, daß Karl Albert als Karl VII. (1742 bis 1745) die Kaiserwürde erhielt. Aber gerade während er in Frankfurt mit Belleisle, der in allem die Hauptrolle spielte, seine glänzenden Feste feierte, Januar 1742, rückte das östreichische, meist barbarisch wilde Heer in Baiern, ja sogar in seine Hauptstadt München ein.

Friedrich II. war, nachdem sich die ersten Friedensunterhandlungen zerschlagen, und er mit Frankreich und Baiern in ein engeres Bündnis getreten, 1742 in Mähren eingerückt, hatte Olmütz genommen und Brünn belagert; seine leichten Truppen schwärmten bis gegen Wien und Preßburg. Aber die kräftige Erhebung und das Vordringen der Oestreicher gegen Baiern zwang ihn zum Rückzuge; er wendete sich nach Böhmen, um seinen Verbündeten dort die Hand zu reichen. Eine östreichische Armee unter dem Schwager Maria Theresias, Karl von Lothringen, folgte ihm und griff ihn mit weit überlegener Macht unvermuthet zwischen den Orten Chotusitz und Czaslau (17. Mai 1742) an. Aber auch hier bewährte sich die bewunderungswürdige preußische Disciplin und die junge, inzwischen eingeübte preußische Reiterei. Friedrich erfocht einen entschiedenen Sieg, und bald darauf machte Maria Theresia auf Englands Rath vorläufig mit diesem, ihrem gefährlichsten Feinde Frieden, indem sie zu Breslau, 28. Juli, ihm Ober- und Niederschlesien samt der Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau, Jägerndorf und des Landes jenseits der Oppa abtrat. So hatte Friedrich erreicht, was er wollte, und kehrte in seine Hauptstadt zurück, wo er mit Jubel und Glanz empfangen wurde.

Maria Theresia aber führte den glücklichen Krieg gegen Baiern und Frankreich weiter. Oestreichische Truppen zogen an den Main und Rhein, vereinigten sich hier mit hannöverschen und englischen — der König Georg II. selbst war bei der sog. „pragmatischen Armee" — und schlugen Franzosen und Baiern bei Dettingen in der Nähe von Hanau (27. Juni 1743). Karl Albert, aus seinem Lande vertrieben, war in der kläglichsten Lage. Darauf schlossen Oestreich, England und Sardinien ein neues Bündnis zu Worms, in welchem der Königin alle ihre Länder gewährleistet (garantirt)

wurden; als Ersatz für Schlesien hoffte sie Baiern zu gewinnen. Auch Sachsen, das sich durch den Breslauer Frieden in seinen Hoffnungen auf Oberschlesien von Friedrich getäuscht sah, ward für den Bund gewonnen. Friedrich II. sah in alle dem mit Recht einen sich vorbereitenden Angriff, um ihm Schlesien wieder zu entreißen; die Klugheit gebot, Baiern und Frankreich nicht erst ganz niederwerfen zu lassen. Deshalb erklärte er sich für den bedrängten Kaiser und zog mit 80,000 Mann „kaiserlicher Hilfsvölker" in Böhmen ein (im August 1744), während zu gleicher Zeit die Franzosen wieder vom Rhein her vordrangen. So begann der zweite schlesische Krieg, 1744—1745. Friedrich fand Böhmen fast unbesetzt, nahm Prag und drang bis weit in den Süden vor. Dennoch endete der Feldzug dieses Jahres nicht günstig für ihn. Mangel, die Feindseligkeit der katholischen Bevölkerung und die Zerstörung einiger seiner Magazine zwangen ihn, gegen den Herbst sich nach Schlesien zurückzuziehen. Ja da die Franzosen von Westen her wenig Hilfe schafften, so konnten die Oestreicher in dies Land nachdringen und im Laufe des Winters einen großen Theil desselben besetzen. Zu ihnen hatten sich die Sachsen gesellt, und Friedrich fand im folgenden Jahre, 1745, einen überlegenen Feind sich gegenüber und sah sich in um so größerer Bedrängnis, als seine Kassen erschöpft waren. Aber die glänzende Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau nordwestlich von Schweidnitz (4. Juni 1745) rettete ihn. Das preußische Fußvolk wie die Reiterei wetteiferten hier in Heldenthaten; das einzige Regiment Baireuth (=Dragoner) unter General Geßler nahm 66 Fahnen. Der Sieg machte es ihm möglich, ganz Schlesien vom Feinde zu reinigen und sogar nach Böhmen einzudringen. Hier stellten sich ihm neue Schwierigkeiten entgegen, und schon war er auf dem Rückwege nach Schlesien, da überfiel ihn der überlegene Feind bei Soor (30. September 1745); aber wieder wandte die preußische Tapferkeit die Ueberraschung in Sieg. Friedrich kehrte jedoch nach Schlesien zurück. Der Feind hielt ihn für so geschwächt, daß Oestreicher und Sachsen einen Angriff auf die Marken zu unternehmen gedachten. Aber bei Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz) schlug er die Sachsen und rückte dann auf Dresden zu, während von Magdeburg her elbaufwärts Leopold von Dessau heranzog. Schon unterhandelte England über den Frieden, als dieser, angespornt durch ein scharfes Schreiben des Königs, Sachsen und Oestreicher auf den übereisten Höhen bei Kesselsdorf (unfern Dresden) angriff und schlug, 15. Dezember 1745. Es war die letzte Heldenthat des „alten Dessauers" († 1747). Dem Siege folgte der Friede von Dresden auf dem Fuße, 25. Dezember 1745. Er war einfach eine Bestätigung des Breslauer Friedens, nur mit sehr ungün-

stigen Bedingungen für Sachsen; auch wandte jetzt Friedrich seine Kurstimme dem Gemahl Maria Theresias, Franz von Lothringen, zu, der bereits als Franz I. zum Kaiser gewählt war.

Noch bevor Friedrich in diesen Krieg gezogen, hatte er eine andere, höchst wichtige Erwerbung gemacht. Durch seinen Bundesgenossen, Kaiser Karl VII., erhielt er die Bestätigung einer älteren Anwartschaft des Hauses Brandenburg auf Ostfrisland (S. 400). Als hier im Mai 1744 das Haus der Cirksena (S. 283) ausstarb, besetzte er das Land mit kaiserlicher Bewilligung und zog es zu Preußen. Das Land, sehr günstig am Meere belegen, erfreute sich zwar von nun an Friedrichs besonderer Fürsorge; eine Seemacht aber von hier aus (wie sein Ahn, der große Kurfürst, es im Auge gehabt) hat Friedrich, der von Landkriegen zu sehr in Anspruch genommen war, nicht gegründet und so die herrlichen Küsten mit dem schönen Seehafen (der Knok) unbenutzt gelassen.

Karl VII. Albert war schon im Januar 1745 plötzlich gestorben; sein Sohn, Maximilian Joseph, verzichtete nicht nur darauf, um die Kaiserkrone sich zu bewerben, sondern schloß auch mit Maria Theresia den Frieden von Füssen, 22. April 1745. So erhielt der Gemahl der Maria Theresia, Franz I., 1745—1765, die Kurstimmen, und die Kaiserin, wie sie nun hieß, hatte in Deutschland Frieden. Zwar dauerte mit Frankreich der Krieg in den östreichischen Niederlanden noch fort, und hier wandte der Marschall von Sachsen, ein unechter Sohn Augusts II. von Polen, das Kriegsglück auf die Seite der Franzosen; die Oestreicher unterlagen bei Fontenoy östlich von Tournay, und fast die ganzen Niederlande wurden vom Feinde besetzt. Da aber auch Frankreichs Geldmittel völlig erschöpft waren, und erst jetzt recht eigentlich die schmachvolle Regierung Ludwigs XV. in ihren Schwächen hervortrat, so ward zu Aachen 1748 ein für Maria Theresia im ganzen günstiger Friede geschlossen. Frankreich gab alle seine Eroberungen in den Niederlanden auf. Dagegen verlor Oestreich in Italien die Herzogtümer Parma und Piacenza, die es an einen Sohn des spanischen Philipp V. abtrat. — Maria Theresia war aus diesem so bedrohlichen Kriege ehrenvoll hervorgegangen, nur Schlesien blieb ihr von Friedrich genommen: ein Verlust, den sie nicht verschmerzen konnte.

Friedrichs erste Friedenszeit.

Schlesien mit Glatz, das auf diese Weise zu Preußen gekommen, umfaßte nahezu 700 □ M. und zählte etwa 1 ½ Millionen Einwohner.*) Friedrich II. wandte diesem fruchtbaren und schönen Lande, das aber durch Mißregierung tief verfallen war, seine besondere Sorgfalt zu. Bald hob sich der Ackerbau, es entstanden einzelne Fabriken, Webereien und Spinnereien, an denen jetzt Schlesien so reich ist; die Bevölkerung, obwohl durch den Krieg vermindert und geschädigt, mehrte sich rasch und überstieg schon nach zehn Jahren die frühere Höhe. Vor allem erfreute sich das Land endlich religiöser Duldung, und während der Protestant unter der protestantischen Regierung fest und gesichert wohnte, hatte doch auch der Katholik nirgends über Beschränkung zu klagen; ja als später (seit 1773) der Jesuitenorden aufgehoben und die Jesuiten überall vertrieben wurden, duldete sie allein Friedrich in Schlesien, so ganz hatten sich die Verhältnisse umgewandelt.

Derselben Sorgfalt erfreuten sich die andern Provinzen des gesamten Staates. Friedrich verwaltete sein Reich noch wie sein Vater es gethan, gleichsam wie ein großes Gut, wo das Auge des Eigentümers überall weilen, sein persönlicher Befehl überall hindringen muß. Damals gerade wurde eine verbesserte Rechtspflege eingeführt, und die Würde und Unabhängigkeit der Richter gesichert. Es nützte ihm besonders, daß er den Staat in so vortrefflicher Verwaltung von seinem Vater überkommen hatte; es galt vielfach nur die alte Ordnung aufrecht zu erhalten. Dazu dienten ihm besonders die Reisen, die er alljährlich durch alle Provinzen unternahm, theils um die Armeecorps, die in den einzelnen Provinzen standen, zu inspiciren, theils um die bürgerliche (Civil-) Verwaltung zu überwachen. Der gefürchtete, scharfe Blick des Königs bemerkte dann auch den kleinsten Mißstand; Lob und Tadel wurden gleich streng und gerecht abgewogen, und jedermann konnte ihn mit einer Bittschrift, oft auch mit einem mündlichen Gesuch angehen. Er seinerseits kannte jeden Dorfthurm und jedes adlige Gut an seiner Straße. Daheim setzte er dieselbe nicht zu ermüdende Thätigkeit fort. Nur schwer genügte er sich in seiner unablässigen Arbeit, die er für Königspflicht hielt. Ihm galt als Wahlspruch, der erste Diener seines Staates zu sein. Wenn ein Fehler in seiner Regierung war, so war es höchstens der, daß er schlechterdings alles selber thun, wenigstens selber leiten wollte, seine Untergebenen fast nur zu Ausführungsmaschinen seiner Weisungen machte.

---

*) Während es heute deren mehr als 3½ zählt.

So bedurfte er mehr der Kabinettssekretäre, die seine Ordres nur einfach zu Papier brachten, als der Minister in den verschiedenen Zweigen der Regierung. Von allen Seiten seines doch schon nicht kleinen Landes gingen Eingaben täglich in Masse an ihn ein, die er selbst las, meist selbst mit kurzer, scharfer, oft schlagend witziger Randbemerkung beschied. Eine so ungeheure Thätigkeit war nur bei der sorgsamsten Eintheilung der Zeit möglich; daher der König Sommers schon früh um 4, Winters gegen 5 Uhr an seinem Arbeitstisch war. Streng war Stunde für Stunde eingetheilt, und doch fand er bei so umfassender, aber nicht ängstlicher Thätigkeit Zeit, laut lesend oder die Flöte, sein Lieblingsinstrument, blasend, durch die Zimmerreihe seines Palais zu gehen, nachmittags nach der kurz gemessenen Mittagstafel, von seinen Windhunden begleitet, in den Anlagen zu promeniren, und abends ohne peinliche Abmessung der Zeit sich bei der Tafel ungehemmt der Lust geistreicher Unterhaltung, oft bis spät in die Nacht hinein, zu überlassen.

Denn neben der Strenge des königlichen Amtes blieb in ihm der Sinn für Wissenschaft, Poesie, geistreichen Verkehr, wie er ihn als Jüngling, als Kronprinz geliebt hatte; nur daß sein Kreis früh zusammenschmolz. Schon während des 2. schlesischen Krieges starb sein Liebling Jordan, andere folgten nach, und die sie ersetzen sollten, vermochten nie ganz die entstandene Lücke auszufüllen. Friedrich verletzte diese Freunde oft durch seinen beißenden, ungezügelten Witz, ohne sie deshalb in seinem Herzen entbehren zu können, ja empfand oft erst nach ihrem Tode schmerzlich, wie er sie geliebt, auch wie er sie gekränkt. Die Bildung in diesem Kreise wie die Unterhaltung waren französisch. In Frankreich nämlich hatte sich unter Ludwigs XIV. glänzender Regierung eine Litteratur entwickelt, die damals, im 18. Jahrhundert, noch ihre Nachblüte trieb. Unter ihrem Einflusse war die französische Sprache gewandt, gebildet, klar geworden, was man von der deutschen zu Anfang des 18. Jahrhunderts nicht hatte sagen können. Friedrich kannte unsere Muttersprache nur von der rohen, schwerfälligen Seite, wie er sie denn selbst auch nie richtig gesprochen noch geschrieben hat. Von den Dichtern unseres Volkes kannte er nur die seiner Jugendzeit und seiner ersten Regierungsjahre, einen Gottsched, Gellert — die ihm keinen hohen Begriff von sich beibringen konnten. Dagegen sprach er mit höchster Fertigkeit das reinste Französisch, ja, er hatte die Schwäche, in dieser Sprache nicht nur als Schriftsteller, sondern sogar als Dichter glänzen zu wollen. Diese Vorliebe für das Französische brachte ihn zum innigen Verkehr mit den glänzenden Geistern, die damals in der französischen Litteratur voranleuchteten. Zu ihnen gehörte vor allen Voltaire, das Spiegelbild dieser zweifelnden, spot-

tenden, einseitig verständigen Gesinnung, die sich zwar zunächst bloß die Zerstörung alles Aberglaubens vorgesetzt hatte, doch nur zu oft auch das Heiligste mit antastete. Was von der Litteratur dieser Zeit erstrebt ward, nannte man Aufklärung, und es war Friedrich wenigstens Ernst damit, die Herrschaft derselben auszubreiten. Strenge Denker, wie Leibniz, hatten in Deutschland ebenfalls die Geister geklärt; in seiner Jugend hatte Friedrich den Halleschen Philosophen Wolff (S. 390) bewundert und geehrt. Doch wandte er sich später von der noch immer schwerfälligen deutschen Gelehrsamkeit ab und lieber jenen glänzenden, witzigen Köpfen der Franzosen zu. Die höchste Freude machte es ihm, als Voltaire sich bereit zeigte, zu ihm nach Potsdam überzusiedeln, 1750. Es traten aber im näheren Verkehr die großen Schattenseiten des berühmten Dichters und sogenannten Philosophen hervor, und beide schieden, nachdem sie sich das Bitterste gesagt und gethan hatten; doch stellte sich später ein, wenn auch nicht so freundschaftliches, Verhältnis wieder her. Andere Franzosen dieser Aufklärungsschule z. B. La Mettrie machten seinem Umgange nicht mehr Ehre. Nur der Marquis d'Argens blieb, bis über die Zeiten des Unglücks hinaus, sein Freund und der Vertraute seiner frohen und schweren Stunden. Seine Generale und Staatsmänner, so sehr er sie in ihrer Stellung achtete, hatten an diesem vertraulichen Umgange keinen näheren Theil; nur einzelne Deutsche, zum Theil noch aus dem Rheinsberger Kreise, zählten zu demselben.

Da Friedrich mit weiser Sparsamkeit doch den Sinn für königlichen Glanz verband, gleichsam des Vaters und Großvaters Charakter vereinigend, so hatte er, so sehr er auf gefüllte Kassen hielt, doch Geld zu großen Bauten in Berlin wie in Potsdam übrig. Dort erhob sich in dieser ersten Zeit seiner Regierung das neue Opernhaus, die katholische Kirche, der Dom, später die Bibliothek; hier Sanssouci auf seiner lieblichen, im Sommer vom falben Grün der Orangen umkränzten Terrasse, von welcher aus der Blick über die schönen Höhen und Wasserspiegel des Havellaufs schweift: der Sitz eben jener geistgewürzten Stunden wie seiner fleißigen Regierungsthätigkeit.

Indessen wurde die Lage Europas für Friedrich immer bedrohlicher. Maria Theresia hatte in ihrem Herzen nie Schlesien aufgeben können. Seit 1746 hatte sie mit Rußlands Kaiserin, Elisabeth, Peters des Großen lasterhafter Tochter, über die sich Friedrich oft mit schonungslosem Spott geäußert und so ihre anfängliche Freundschaft in glühenden Haß verwandelt hatte, ein Bündnis geschlossen. Andererseits waren auch mit Frankreich, obwohl dieses seit 1751 in einem erneuten Bunde mit Preußen war, von Seiten Oestreichs Anknüpfungen gesucht worden, die durch Graf

Kaunitz, Maria Theresias klugen Minister, und bei den Franzosen durch die Marquise von Pompadour, Ludwigs XV. allgewaltige Buhlerin, sowie von ihrer Partei lebhaft betrieben wurden. Kaunitz selber war nach Paris gegangen, dort erzählte man sich, die Kaiserin habe eigenhändig an die Pompadour einen schmeichelhaften Brief geschrieben, und so entschieden Maria Theresia dies als unwahr bezeichnet hat, sie selbst gesteht doch zu, der Buhlerin ein „nicht sowohl prächtiges als artiges" Geschenk gesandt zu haben. So war eine vollständige Wendung in der europäischen Politik eingetreten, die fast 300jährige Feindschaft beider großen Mächte vergessen worden, und eine Einigung derselben eingeleitet, die, so oft sie sich seitdem wiederholt, jedesmal Deutschland schwer geschädigt hat. England wieder, unter König Georg II., war bisher Maria Theresias Bundesgenosse und Preußen wenig günstig gewesen: Georg liebte seinen Neffen Friedrich nicht, fürchtete für sein Hannover und hatte deshalb seinerseits mit Elisabeth von Rußland ein Bündnis geschlossen, damit dieses Preußen bedrohe, wenn dasselbe einmal etwas Feindliches gegen Georgs Heimats- und Lieblingsland unternehmen sollte. So spielten die Bündnisse in der seltsamsten Art. Für Friedrich war das Ergebnis zunächst dies, daß er allein stand. Da brach in den amerikanischen Kolonien die schon lange Zeit glimmende Feindseligkeit zwischen Engländern und Franzosen in einen offenen Krieg aus, 1755. Wollte Frankreich den Kampf nach Europa verpflanzen, so konnte es die östreichischen Niederlande (S. 386) besetzen, die Oestreich als Preis eines Bündnisses bot und gern für Schlesien, das es mit Frankreichs Hilfe wieder zu gewinnen hoffte, hingegeben hätte; dann weiter dringend in Hannover einfallen. Diese Gefahr aber trieb Georg II. auf die Seite Preußens, ohne ihn doch zu einem ehrlichen Freunde und Helfer desselben zu machen; während andererseits nun ein heimliches Bündnis Frankreichs und Oestreichs zustande kam. Der Kurfürst von Sachsen, zugleich als August III. König von Polen, und sein Minister Brühl wußten um all die feindseligen Pläne gegen Friedrich und schürten sie, ohne sich förmlich zu Theilnehmern der geschlossenen Bündnisse zu machen. Diese aber liefen auf nichts weniger als eine Theilung Preußens und eine Erniedrigung Friedrichs zum Machtbestande der alten Kurfürsten hinaus. Durch den Großfürsten-Thronfolger von Rußland, Peter, seinen eifrigen Bewunderer, wußte Friedrich, daß er im Jahre 1757 angegriffen werden sollte; vorläufig jedoch waren die Rüstungen in Oestreich sowohl wie in Rußland noch unvollendet. So entschloß sich Friedrich, zuvorzukommen, vor allem von Sachsen, als dem Stützpunkt seiner Operationen in dem bevorstehenden Feldzuge, dann aber auch von Böhmen Besitz zu ergreifen. Er hoffte, auch diesen Krieg ähnlich

wie die ersten beiden schlesischen mit wenigen energischen Schlägen zu beenden. Noch einmal ließ er sich durch England bewegen, bei Maria Theresia über den Zweck der schon deutlich hervortretenden Rüstungen Auskunft zu fordern, um wenigstens die Versicherung zu erlangen, daß er weder in diesem noch im folgenden Jahre angegriffen werden würde. Oestreichs Antwort lautete zuerst ausweichend, dann erfolgte eine stolze Zurückweisung; nun beschloß Friedrich II., wohlgerüstet wie er war, das Schwert zum Entscheidungskampfe zu ziehen.

Der siebenjährige Krieg 1756—1763. Die Jahre 1756—1757.

Am 29. August 1756 überschritten die Preußen in drei Heersäulen mit 70,000 Mann die sächsische Grenze. Friedrichs Einfall in ein Nachbarland, mitten in Friedenszeit, schien ein arger Bruch des Völkerrechts, und als solchen bemühten sich seine Feinde ihn darzustellen. Das sächsische Heer, 18,000 Mann stark, zog sich in eine feste Stellung bei Pirna. Friedrich schloß es hier ein und bedrängte es hart, während der Kurfürst-König August III. mit seinem Minister Brühl auf dem unüberwindlichen Königstein Rettung suchte. Schon jetzt aber vereitelte das zähe Aushalten der sächsischen Armee Friedrichs Plan, Sachsen zu überrennen und Böhmen im ersten Schlage zu nehmen. Um die Sachsen zu befreien, nahte sich von Böhmen her eine östreichische Armee unter Brown. Diese, 33,000 Mann stark, stieß auf das Beobachtungscorps, welches ihr Friedrich unter Keith entgegengestellt und zu dem er sich, während seine Hauptarmee die Sachsen eingeschlossen hielt, mit allen noch entbehrlichen Truppen selbst begab. Bei Lobositz, 1. Oktober 1756, auf dem linken Elbufer am Ausgange des Gebirges nach den Ebenen der Eger hin, traf er mit etwa 24,000 Mann den etwas stärkeren Feind in einer heißen Schlacht; denn auch dieser hielt sich gut und machte der preußischen Kavallerie viel zu schaffen, bis die Infanterie mit stürmender Hand das brennende Lobositz nahm. Friedrich belobte seine wackere Armee in einem besonders ehrenvollen Armeebefehl: „Seit ich, schrieb er an Schwerin, die Ehre habe, die Truppen zu befehligen, habe ich keine solchen Wunder der Tapferkeit gesehen.“ Aber die Oestreicher zogen sich unverfolgt zurück. Ja, Brown drang auf der rechten Seite der Elbe über die Gebirge bis Schandau in der sächsischen Schweiz vor, um hier den Sachsen die Hand zu reichen. Aber diese, schlecht verpflegt und schlecht geführt, gelangten soweit nicht; sie hatten zwar die Elbe überschritten, aber standen hungernd und von allem entblößt unter dem Lilienstein; und da Brown in seiner gewagten Stellung nicht lange warten konnte und zurück-

ging, kapitulirten sie, noch 16—17,000 Mann stark, am 16. Oktober 1756. Friedrich ließ den Offizieren die Wahl zwischen Kriegsgefangenschaft oder Uebertritt in preußische Dienste — die überwiegende Mehrzahl wählte das erstere — und steckte die gemeinen Soldaten unter seine Regimenter, doch hielten diese, voll Haß gegen die Preußen, später nicht lange bei seinen Fahnen aus. Der Kurfürst verließ vertragsmäßig mit Brühl Sachsen und begab sich nach Polen, wo er bis zu Ende des Krieges sich aufgehalten hat, ohne dieses schon völlig zerrüttete Reich ebenfalls zum Eingreifen in den Krieg gegen Preußen bewegen zu können. — Friedrich nahm in Sachsen seine Winterquartiere, hob Rekruten aus, benutzte die Hilfsmittel des wohlhabenden Landes zum neuen Feldzuge und zog aus dem Dresdener Archiv die Urkunden, die er veröffentlichte, um durch dieselben die feindselige Haltung des sächsischen Kabinetts zu beweisen.

Aber nun trat zu dem Bunde der beiden Kaiserinnen offen auch Frankreich hinzu. Es nahm rheinische und süddeutsche Fürsten, Köln, Pfalz, Württemberg, Baiern in Sold und riß auch das von ihm beeinflußte Schweden zu einer Kriegserklärung gegen Friedrich fort. Der Theilungsplan gegen Preußen ward nun völlig fertig. Rußland sollte Ostpreußen, Oestreich Schlesien und Theile der Lausitz, Schweden Vorpommern, Sachsen Magdeburg und Halberstadt haben, während man Frankreich in Belgien und Luxemburg entschädigen wollte. Oestreich zog auch das deutsche Reich nach sich, damals eine so verachtete Macht, daß, als später der Antrag auf die Achtserklärung gegen Friedrich gestellt wurde, und zu Regensburg (S. 389) der Reichsnotar Aprill dem preußischen Gesandten von Plotho die Citation „insinuiren" wollte, dieser ihn kurzweg zur Thür hinauswarf. Dem verbündeten halben Europa gegenüber stand Friedrich, nur von England unterstützt, das die Truppen von Braunschweig, Hessen-Kassel, Gotha, Lippe in Sold genommen und daraus ein Heer zum Schutze Hannovers aufgestellt hatte; am meisten jedoch angewiesen auf sein eigenes Genie, sein ausgezeichnetes Heer von 200,000 Mann, sein herrliches, aus dem Adel seines Landes gebildetes Offiziercorps, seine bewährten Generale, den greisen Sieger Schwerin, den gewandten, von ihm besonders geliebten Winterfeld, den kühnen Keith, den schlauen Zieten, den kecken Seydlitz, die deutschen Fürstensöhne Moritz von Anhalt und Ferdinand von Braunschweig-Bevern — nebst vielen anderen Braven. Er selbst ging von Sachsen noch einmal nach Berlin und gab die herrliche Instruktion an seinen Minister Finck, wie es gehalten werden solle, wenn er fiele oder, wenn er gar gefangen genommen würde — wie im letzteren Falle keine Rücksicht auf ihn genommen, keine Provinz abgetreten werden dürfe, und der Krieg zur Rettung

des Staates weiter ginge, als sei er nicht mehr da. — Aber auch Oestreich war seit dem Aachener Frieden erstarkt, und Friedrich sah sich einem nach dem von ihm selbst gegebenen Vorbilde gestalteten Heere unter tüchtigen Generalen gegenüber. Doch auch jetzt noch waren die östreichischen Rüstungen unvollendet, die russischen und französischen Armeen fern. Friedrich konnte also noch immer den Plan des vorigen Jahres aufnehmen. Er wollte Oestreich schlagen, dann, meinte er und Winterfeld, würden sich auch bei den andern „die stolzen Wellen legen."

Am 18. und 19. April rückten die Preußen in vier großen Heersäulen, im ganzen mit 117,000 Mann in Böhmen ein, wo zerstreut, von Mähren bis die Eger hinauf, unter Karl von Lothringen und Brown 133,000 Oestreicher standen. Friedrichs Ziel war Prag, wohin Brown die östreichischen Truppen eiligst concentrirt hatte. Hier trafen am 6. Mai 1757 etwa 64,000 Preußen auf 60,000 Oestreicher. Aber diese letzteren standen, durch Geschütze gedeckt, auf den Höhen rechts der Moldau, zu denen die Preußen erst über sumpfige Wiesen hinweg gelangen konnten. Hier wurden in ungebrochenen Sturmkolonnen vordringend, die Regimenter der altberühmten preußischen Infanterie von den furchtbaren Feuerschlünden der Oestreicher dahingestreckt. Schon begannen die Soldaten zu weichen, da riß der 73jährige Feldmarschall Schwerin einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand und rief: „Heran meine Kinder!" gleich darauf sank er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, zur Erde. Immer neue Bataillone folgten und sanken dahin; fast alle Generale Friedrichs sprangen vom Pferde und führten die Truppen persönlich vorwärts, den Degen in der Faust; endlich durchbrach Friedrich selbst im entscheidenden Momente den Feind, nachdem dessen Reiterei vorher schon in wirre Flucht geworfen war, und nun, nach fürchterlichem Blutbade, wurden die Höhen genommen und der Feind in die Stadt Prag zurückgetrieben; Brown, der unter Karl von Lothringen kommandirt hatte, war ebenfalls von einer Kanonenkugel tödlich verwundet. — Der König begann die Belagerung der Stadt, in welcher noch an 50,000 Feinde lagen. Schon hatten Mangel und Krankheit und die preußischen Feuerkugeln die Stadt aufs äußerste gebracht, als ein östreichisches Entsatzheer unter General Daun von der oberen Elbe sich näherte. Friedrich hoffte das Manöver des vorigen Jahres zu wiederholen (S. 423), indem er sich mit seiner Vorhut unter Braunschweig-Bevern vereinigte und Daun schlüge, um dann Prag um so sicherer zu nehmen. Er traf jedoch den östreichischen General mit weit überlegener Stärke (54,000 Oestreicher gegen 31,000 Mann Preußen) bei Kolin an der Elbe in sehr fester Stellung, 18. Juni 1757; und hier zuerst scheiterte sein Siegeslauf. Durch einen Fehler beim Angriff und weil

zum letzten Stoß die Kräfte fehlten, gerieth der Sturm der Preußen auf den linken Flügel des Feindes in Unordnung, nachdem Daun selbst sich schon für geschlagen gehalten. Der Ungestüm der sächsischen Kavallerie vollendete dann die Niederlage.

Sie fiel schwer ins Gewicht, denn mit ihr sank Friedrichs Plan zusammen. Vorher hatte er hoffen dürfen, mit wenigen Schlägen Oestreich niederzuwerfen und den Frieden in Wien zu diktiren; jetzt mußte er auf Vertheidigung und Rettung denken. Vorher waren seine leichten Truppen bis nach Baiern geschweift, und es sah aus, als würde dieses und andere Reichsländer zu ihm übertreten; jetzt mußte er eilends die Belagerung Prags aufgeben, und nachdem er in Böhmen einige Zeit vergebens gewartet, ob der Feind sich ihm nicht stellen und Gelegenheit zum Siege geben würde, sich nach Sachsen zurückwenden. Nun rückten auch die Russen in die Provinz Preußen ein. Hier kommandirte der greise General Lehwaldt, den sie mit Uebermacht bei Groß-Jägersdorf am Pregel schlugen, 30. August 1757. Glücklicher Weise zog jedoch der General Apraxin, da man in Rußland den Tod der Kaiserin Elisabeth (der jedoch nicht eintrat) und die Nachfolge Peters III. erwartete, eilig und fluchtartig zurück. Lehwaldt konnte sich gegen die Schweden wenden, die in Pommern und die Uckermark eingerückt waren. Mit leichter Mühe wurden sie vertrieben, aber inzwischen war ein Heer der Oestreicher unter Daun in Schlesien eingerückt, und das Land schien ihnen auf immer wieder zuzufallen. Und vor allen gefahrdrohend drangen jetzt die Franzosen an. Mit zwei Armeen rückten sie über den Rhein. Die erstere derselben, unter d'Estrées, schlug unweit Hameln bei Hastenbeck das englisch-hannöversche Heer unter dem unfähigen Cumberland, Georgs II. Sohne, manövrirte ihn bis in den Winkel zwischen Weser- und Elbe-Mündung, wo er entmuthigt mit d'Estrées' Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, die Konvention von Kloster Zeven schloß, 8. Sept., und dadurch Hannover, Braunschweig und Friedrichs ganze rechte Flanke preisgab. Die feindlichen Truppen schweiften auch wirklich mit wüsten Plünderungen bis zur Elbe, in das Altmärkische, Halberstädtische und Magdeburgische.

Das zweite französische Heer unter dem Prinzen von Soubise hatte die Reichsarmee in Thüringen an sich gezogen und war, über 50,000 Mann stark, gegen die Saale und gegen Sachsen vorgegangen. Friedrich, der sich schon gegen Schlesien hatte wenden wollen, zog nun zuerst gegen diesen Feind, dem sein General Seydlitz durch einen lustigen Reiterüberfall zu Gotha schon einen ersten Schrecken eingejagt hatte. Bei Roßbach, westlich von der Saale, unweit Merseburg, trafen sich dann die Heere, 5. No-

vember 1757. Noch um Mittag standen die Zelte der Preußen noch unberührt, und Friedrich saß ruhig bei Tafel, während die Feinde in weitem Aufmarsch mit klingendem Spiel die 22,000 Preußen auf dem linken Flügel zu umgehen anfingen und nur noch fürchteten, dieselben möchten ihnen durch die Flucht entgehen. Plötzlich fielen die Zelte der Preußen, erdonnerten ihre Kanonen und in schönster Schlachtordnung stand das Heer; wie ein Wetter brauste die Reiterei unter Seydlitz' Führung in den Feind. Da ergriff diesen ein ungeheurer Schrecken und für die Preußen war die ganze anderthalbstündige Schlacht bald nur ein fröhliches Jagen auf „Reichsarmee und Franzosen." Hier war Seydlitz der Held des Tages, Friedrich aber ward der bewunderte Liebling Europas, besonders der Deutschen, die den langjährigen Uebermuth der Fremden so gründlich hier zu Schanden werden sahen.

Aber die ernste Arbeit folgte noch. Gegen die in Schlesien eindringenden Oestreicher war bei Moys unweit Görlitz General Winterfeld, einer der Lieblinge Friedrichs, in unglücklicher Schlacht gefallen. Der Herzog von Braunschweig-Bevern war mit einem wohl ausgeführten Rückzuge vor dem 80,000 Mann starken, von Daun und Karl von Lothringen kommandirten Feinde bis gegen Breslau zurückgewichen. Die Oestreicher belagerten die Festung Schweidnitz, und Braunschweig-Bevern versäumte es, jetzt, wo der Feind getheilt war, und die ermuthigende Kunde des Roßbacher Sieges eintraf, einen siegreichen Schlag zu führen. Nach dem Falle von Schweidnitz sah er sich dem ganzen wieder vereinigten Heere der Oestreicher hoffnungslos gegenüber, er ward geschlagen, gerieth bei einer Rekognoscirung in Gefangenschaft (man glaubte — es scheint, mit Unrecht — er habe sie absichtlich gesucht, um Friedrichs Unwillen zu entgehen), und die Hauptstadt Schlesiens selbst fiel nun in Feindeshand. Doch hielt sich das kleine preußische Heer, etwa 20,000 Mann stark, bei der Stadt, bis Friedrich mit etwa 14,000 Mann herankam und sich mit ihm vereinigte. Nun galt es den großen entscheidenden Schlag zu führen. Friedrich wußte, daß er siegen müsse oder verloren sei. Er redete deshalb — was er sonst nicht pflegte — seine Generale und Stabsoffiziere in einer besonderen Ansprache an. „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die zweimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens: alles dies hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Meine Herren, die Feinde stehen bis an die Zähne in ihrer Verschanzung: hier müssen wir sie angreifen, entweder sie schlagen oder alle da bleiben. Keiner muß denken anders

durchzukommen, und wem dies nicht ansteht, der kann gleich seinen Abschied bekommen und nach Hause gehen." Des Königs großes Auge ging fragend in der Versammlung umher: auf allen Gesichtern war die Antwort der erprobten Männer in glänzenden Zügen zu lesen; dann fuhr er im Tone des Königs fort: „Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." Und das Glück begünstigte ihn. Unvorsichtig verließ Karl von Lothringen seine feste Stellung hinter der Lohe und rückte den Preußen bis Leuthen entgegen. Der Tag der Schlacht brach an (5. Dezember 1757). Die Soldaten stimmten den Gesangvers an: „Gieb daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret." Aus den Scharen klang es wohlgemuth: „Es ist heute wieder der fünfte!" und „Roßbach!" hallte die Antwort durch das Heer. Friedrich aber rief seinen treuen Zieten heran und ließ sich einen Offizier mit 50 Mann zur Bedeckung geben. „Ich muß mich, sprach er zu diesem, heut mehr aussetzen als gewöhnlich. Falle ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen." Friedrich benutzte auch hier mit meisterhaftem Blick die Beschaffenheit der Gegend, die er noch dazu ganz genau von früheren Manövern her kannte. Hinter einer Wand niederer Hügel zog er unbemerkt den größten Theil seiner Infanterie zusammen und warf sie dann, in der sogenannten schiefen Schlachtordnung, auf den überraschten linken Flügel der Oestreicher. Als diese noch einmal durch einen großen Reiterangriff den Sieg an sich zu reißen suchten, prallte auch dieser ab an Friedrichs Kavallerie, dann schlug dieser auch den rechten Flügel in der Ebene zu Boden. Der Sieg war erfochten und die kalte Herbstnacht breitete sich über das blutige Schlachtfeld; da erhob ein preußischer Grenadier den Gesang: „Nun danket alle Gott", und aus tief bewegter Seele fiel sein ganzes Bataillon ein, dann Regiment auf Regiment, auch die Feldmusik begleitete feierlich, und das ganze Heer sang „mit Herz und Mund und Händen das Lied zu Gottes Ehr". — Friedrich, der an demselben Abend zu Lissa nur durch seine große Geistesgegenwart persönlicher Gefangennahme entging, trieb den Feind noch vor Ende des Jahres aus ganz Schlesien, nahm Breslau wieder und ging auch jetzt ohne Verlust und mit glänzendem Ruhm aus dem Feldzuge dieses Jahres.

Der siebenjährige Krieg 1756—1763. Die Jahre 1758 und 1759.

Angespornt durch diese Siege Friedrichs, griffen nun, noch vor Ende des Jahres 1757, auch die Engländer den Krieg auf dem Festlande kräftiger an. Der große Minister Pitt setzte im Parlament die Verwerfung der Konvention von Kloster Zeven (S. 426) und beim Könige die Rückberufung Cumberlands durch. An die Spitze des englisch-hannöverschen Heeres trat der von Friedrich dem Großen selbst empfohlene, tüchtige, Ferdinand von Braunschweig. Dieser eröffnete schon in den ersten Monaten des Jahres 1758 den Feldzug gegen die Franzosen, die, ohne Zügel und Zucht, jetzt unter Clermont standen. Er scheuchte sie in eiliger Flucht aus den Winterquartieren in Hannover und Westfalen bis zum Niederrhein, trieb sie hinüber und lieferte ihnen, im Laufe des Sommers, die siegreiche Schlacht bei Krefeld (23. Juni). Als später ein französisches Heer unter Soubise vom Main her vorrückte, mußte er zurückgehn, doch gelang es ihm, noch den größeren Theil Westfalens, selbst gegen den tüchtigeren General Contades, gedeckt zu halten.

Friedrich hatte zuerst Schweidnitz wieder erobert; dann war er, um den Krieg auf einen neuen Boden zu versetzen und, wenn es ihm gelänge Olmütz zu erobern, nach der einen Seite hin Böhmen, nach der anderen Ungarn zu bedrohen, um so vielleicht den Frieden zu erzwingen, selbst angreifend in Mähren eingefallen. Auch Sachsen, wo sein Bruder, Prinz Heinrich, mit nur geringen Streitkräften stand, glaubte er so am besten vor einem Angriffe der Oestreicher zu decken. Die Belagerung von Olmütz hielt ihn jedoch bis in die Sommermonate auf; die Aussichten wurden immer ungünstiger und schwanden zuletzt ganz, seit die Oestreicher unter Laudon einen Munitionstransport, den Zieten heranführen sollte, aufgefangen hatten. Friedrich hob deshalb die Belagerung auf und durch einen bewunderungswürdigen Rückzug brachte er sein Heer durch Böhmen über Königgrätz nach Landshut in Schlesien. Hier trafen ihn neue schlimme Nachrichten. Die Russen unter Fermor waren abermals in Preußen eingerückt, hatten diesmal die ganze Provinz besetzt, diese aber wie ein erobertes Land, in welchem auch schon der russischen Kaiserin gehuldigt war, gnädig behandelt. Dann waren sie mit furchtbaren Verwüstungen durch Pommern und die Neumark vorgedrungen bis zur Oder und belagerten jetzt das von ihrem Feuer bereits eingeäscherte Küstrin. Da eilte Friedrich zum Schutz und zur Rache herbei. Das verödete Land, der Jammer seiner geplünderten Unterthanen entrüsteten ihn. Er vertraute, durch einen Sieg schnelle Erlösung zu bringen. Er ging unterhalb Küstrin über die Oder und traf mit seinen 32,000 M. den über

50,000 M. starken Feind bei Zorndorf (25. Aug. 1758), noch nach alter, halb-barbarischer Weise in ein großes Schlachtviereck aufgestellt. Es begann eine furchtbare Blutarbeit, da die zum Theil betrunkenen Russen nicht vom Platze wichen und reihenweise mit den Kolben niedergeschlagen werden mußten. Zweimal gab Seydlitz, der Sieger von Roßbach, mit der Reiterei und den hier für ihren heimischen Boden kämpfenden märkischen Infanterie-Regimentern in schwankender Schlacht die Entscheidung. Die Russen zogen sich zurück — nach der vergeblichen Belagerung von Colberg, das sich heldenmüthig vertheidigte, überwinterten sie an der Weichsel — aber auch die Preußen hatten schwere Verluste gehabt, und es hatte sich gezeigt, daß die alten Kerntruppen, namentlich bei der Infanterie, dahin waren. —

Nun eilte Friedrich nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich nur mühsam sich der Oestreicher unter Daun und der Reichsarmee erwehrte, ohne daß er zuvor Schlesien, wo seine Hauptfestung Neisse bedroht wurde, entsetzen konnte. Auf die Nachricht von seinem Annahen legte sich ihm Daun zwischen Bautzen und Görlitz in den Weg. Friedrich aber, der diesen vorsichtigen, zögernden General zu sehr verachtete, bezog unter den Augen desselben beim Dorfe Hochkirch ein sehr ungünstig gelegenes Lager, trotz der Abmahnung aller seiner Generale. Drei Tage stand Friedrich auch unangefochten, bis er am Tage des festgesetzten Abmarsches in der Frühe des 14. Oktobers hier überfallen wurde. In dem brennenden Dorfe selbst erhob sich ein verzweifelter Kampf; die Preußen wurden hinausgeschlagen und verloren eine Menge Geschütze; Friedrich selbst war in Lebensgefahr, an seiner Seite fiel sein Freund Keith und Prinz Franz von Braunschweig; aber dennoch wich der Muth und die Ordnung nicht von dem braven Heere. Schon in den ersten Tagen des November stand Friedrich, der seinen Bruder Heinrich an sich gezogen, in Schlesien und entsetzte Neisse und Kosel. Auch dieses Jahres Feldzug hatte noch glücklich für Friedrich geendet. Daun aber bekam vom Papste zum Dank für den Sieg bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen.

Dennoch waren die Kräfte des Königs erschöpft und die Hilfsgelder der Engländer reichten bei weitem nicht hin, ihn aufrecht zu erhalten. Friedensunterhandlungen, die er versuchte, schlugen ihm fehl, und so sah er sich genöthigt, den vierten Feldzug dieses langen Krieges anzutreten. Diesmal, 1759, drohten sich die Russen und Oestreicher in Schlesien zu vereinen, und so ihm diese Provinz ganz zu entreißen. Friedrich, nachdem er im Anfange der Campagne einerseits die russischen Magazine in Polen, andrerseits die östreichischen in Böhmen hatte zerstören lassen, stand einstweilen „auf Schildwacht und wartete der Dinge, die da kommen sollten.“ Gegen die Russen

entsandte er Dohna, dann, mit der Vollmacht eines Diktators, Wedell, um sie zurückzuschlagen, aber die geringen Streitkräfte der Preußen erlagen vor der russischen Uebermacht bei Kay unweit Züllichau (23. Juli), und Friedrich konnte die gefürchtete Vereinigung Laudons und Soltykoffs nicht verhindern. Verbunden war der Feind über 70,000 M. stark, dem Friedrich, als er alles an sich raffte — er ließ nur ein kleines Heer unter Prinz Heinrich zurück, um Schlesien gegen Daun zu halten — nur etwa 48,000 entgegen führen konnte. Dennoch griff er ihn in seiner festen Stellung bei Kunersdorf (12. August 1759) auf dem rechten Oderufer, Frankfurt gegenüber, an, anfangs mit solchem Glücke, daß die Schlacht gewonnen schien; aber als er mit den schon ermüdeten Truppen auch noch den rechten Flügel der Russen werfen wollte, an diesem abprallte, und nun Laudon mit raschem Ueberblicke zum Angriff überging, da erfolgte die schwerste Niederlage, die Friedrich je erlitten hat, das ganze Heer schien aufgelöst, alles Geschütz verloren, Hauptstadt und Monarchie nicht mehr zu retten. Und so wäre es gewesen, wenn die Feinde zum Verfolgen schnell und einig gewesen und, wie Laudon rieth, auf Berlin gerückt wären. So aber trennten sie sich bald, und dieses „Wunder des Hauses Brandenburg" rettete Friedrich den Großen. Die Russen, die den Oestreichern nicht zur Herrschaft über Deutschland helfen wollten, gingen nach Polen zurück. Laudon wandte sich nach Mähren.

Friedrich war in dieser Unglückszeit tief gebeugt, aber mit dem Muthe eines alten Römers entschlossen, einen schmachvollen Ausgang des Krieges nicht zu überleben. In seiner verlassenen Stimmung flüchtete er in seinen Briefen an Freundesbrust, oder tröstete sich an der Poesie, die ihm auch hier treu blieb. Und noch war das Unglück nicht erschöpft, denn in Sachsen wurde von der Reichsarmee das wichtige Dresden erobert, und der von ihm in den Rücken Dauns entsandte General Finck ward von einem dreifach überlegenen Feinde bei Maxen — unfern Dresden — gezwungen, mit 12,500 Mann zu kapituliren (21. November). Nur ein Lichtblick schien in dieses dunkle Jahr. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte, nachdem er im Anfange des Jahres die Franzosen unter Broglie in der Nähe Frankfurts a. M. bei Bergen (13. April) vergebens angegriffen und durch Hessen hatte zurückweichen müssen, bei Minden am 1. August einen Sieg über Contades erfochten; damit rettete er Hannover, Hessen und Westfalen vor dem Schicksal, das diesen Ländern durch ausdrücklichen Befehl von Paris aus zugedacht war, „buchstäblich zur Wüste gemacht zu werden" (S. 379), und rettete Friedrich selbst vor vollständiger Erdrückung zwischen seinen Feinden. Ja, er konnte sogar mit dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand

von Braunschweig dem Könige eine Verstärkung schicken, die in Sachsen, wohin derselbe zurückgekehrt war, zu ihm stieß. Die Hälfte Sachsens behauptete Friedrich noch und behauptete sie selbst durch die allerstrengsten Winterquartiere. Alle Friedensunterhandlungen, die England und Frankreich bereits anbahnten, scheiterten an der Siegestrunkenheit der Oestreicher und Russen, die namentlich seit dem „Finckenfang bei Maxen" über sie gekommen. So endete dies Unglücksjahr für Friedrich.

Der siebenjährige Krieg 1756—1763. Vom Jahre 1760—1763.

Ebenso traurig, wie das Jahr 1759 geschlossen, begann das Jahr 1760. Militärisch war Friedrichs Lage schlimm genug, und um seine Verlegenheit voll zu machen, starb im Oktober 1760 Georg II. von England, und sein Nachfolger, unter welchem Pitt vom Ministerium zurücktrat, erneuerte 1761 den Subsidientraktat nicht wieder. Friedrichs Kasse war so erschöpft, daß er zu den äußersten Mitteln schritt: schlechtes Geld prägen ließ und die benachbarten Reichsländer, besonders Mecklenburg, Anhalt, sowie den fränkischen Kreis mit den härtesten Kontributionen drückte. Ebenso wunderlich mußte er sich mit der Einstellung neuer Soldaten — die alten lagen begraben auf den Schlachtfeldern — behelfen. Seit das Glück ihn verlassen zu haben schien, fehlten jene Scharen von Abenteurern, die von nah und fern in seinen Dienst geströmt waren; das eigene Land gewährte nicht mehr die hinreichende Zahl von Rekruten und Offizieren, obwohl einzelne Provinzen z. B. Pommern zur Abwehr des nächsten Feindes, aus eigenem Antriebe eine Landmiliz — eine Art Landsturm — gebildet hatten. Seine Werber arbeiteten, nicht immer auf löbliche Weise, durch ganz Deutschland. So ging er mit einem mühsam zusammengestellten Heere in den Kampf dieses Jahres.

Es galt, das nun mit doppeltem Eifer angegriffene Schlesien zu vertheidigen. Hier wollten sich abermals Russen und Oestreicher treffen und auf Berlin rücken. Zugleich hielt Daun Friedrich in Sachsen fest. Gegen Laudon, der in Schlesien einrückte, schickte Friedrich seinen persönlichen Freund Fouqué voraus, der aber mit dreifach überlegener Zahl von Laudon bei Landshut angegriffen, nach heldenmüthiger Gegenwehr der Uebermacht erlag (23. Juni 1760), nachdem er selbst im verzweifelten Gefecht, beinahe tödlich, verwundet worden war. Friedrich, der ihm keine Hilfe hatte bringen können, versuchte Dresden durch einen Sturmangriff wieder zu gewinnen, der aber auch abgeschlagen wurde; es half ihm nichts, daß er die schöne Stadt bombardirte; Daun kam zum Entsatz heran, und sie blieb ihm bis

zu Ende des Krieges verloren. Nun wandte er sich wirklich nach Schlesien, wo Glatz verloren gegangen, und wo Laudon Breslau beschossen hatte, das jedoch vom General Tauenzien mit 4000 Mann gegen eine ganze Armee heldenmüthig vertheidigt worden war. Hier wurde auch ein russisches Heer erwartet, das auf dem rechten Ufer der Oder heranrückte.

Friedrich war bei seinem Zuge fortwährend von Daun und Lacy begleitet; auf die Nachricht seiner Ankunft zog ihm Laudon entgegen; man hoffte, Czernitscheff, der russische General, werde ebenfalls herbeikommen: so glaubte man Friedrich zwischen drei Heeren sicher zur Uebergabe zu bringen. In dieser Lage war Friedrich bei Liegnitz, als ein frisch gewagter Ueberfall auf Laudons Heer einen der fröhlichsten und schönsten Siege des ganzen Krieges herbeiführte (15. August 1760) und das Glück des Königs wieder herstellte. Denn nun kamen die Russen nicht, und Daun allein wagte keinen Angriff. Dagegen zogen nun Russen unter Tottleben und Oestreicher unter Lacy nebst einem Corps Sachsen auf Berlin: Berlin hatte schwache Besatzung, doch lagen hier zufällig wackere Generale, unter ihnen Lehwaldt und Seydlitz, die ihre Wunden ausheilten. Den Russen leistete man Widerstand und warf sie bis auf Köpenick zurück, als aber die Oestreicher dazu kamen, fürchtete man, durch längeren Widerstand über die Hauptstadt eine Plünderung zu bringen, und ging auf Spandau und Brandenburg rückwärts. So zog der Feind ein (9. Oktober). Am schlimmsten wurde in den königlichen Schlössern zu Schönhausen und Charlottenburg gehaust; edel benahm sich Esterhazy in Potsdam. Tottleben begnügte sich endlich mit 1½ Millionen Thaler Kriegssteuern; dann zog der Feind auf die Nachricht, Friedrich eile zum Entsatz herbei, schnell ab, so daß jener sich wieder nach Sachsen wenden konnte.

Hier blieb noch ein schweres Werk übrig. Sachsen war fast ganz in Feindeshand gefallen; Daun stand in fester Stellung bei Torgau und war gewillt, in Sachsen zu überwintern. Friedrich, der sich das Land nicht konnte entreißen lassen, beschloß, nach ernster Berathung, ihn anzugreifen. Die Schlacht (3. November 1760) war der letzte jener furchtbaren Sturmangriffe, an denen der siebenjährige Krieg so reich ist, und die blutigste des ganzen Krieges. Friedrich griff die steilen Höhen von Süptitz in der Front an, und zwar durch ein Mißverständnis zu früh, während sein wackerer Zieten, der in dem letzten Nothjahre oft sein Trost gewesen war, mit der anderen Hälfte des Heeres den Feind umgehen sollte. Der Abend kam heran, und nach furchtbarem Blutbade hatte Friedrich noch nichts gewonnen; eine glücklicher Weise schon schwache Kartätschenkugel hatte ihn selbst getroffen. In der Kirche von Elsnig jedoch, wo er übernachtete, erfuhr er, daß Zieten die

Schlacht gewonnen habe; am Morgen ritt er hinaus und dankte mit dem jubelnden Heere seinem Retter. Nochmals konnte Friedrich in Sachsen seine Quartiere nehmen. Aber seine Lage heiterte sich noch immer nicht auf, trotz seiner verzweifelten Anstrengungen nach Frieden oder Bundesgenossen.

Freilich bewegte nach dem Feldzuge 1760 die Sehnsucht nach Frieden Preußen wie Oestreich, England wie Frankreich, Rußland wie Schweden; selbst Maria Theresia wurde von dem allgemeinen Elend und der eigenen Finanznoth bewegt; nur Kaunitz betrieb den Krieg. Er hätte freilich auf die Zerstückelung Preußens nach diesem Feldzuge verzichten müssen. Aber Oberschlesien und namentlich Glatz wollte er behalten. Auch sollte Friedrich nicht, sobald die markgräfliche Linie, die bisher in Anspach und Baireuth geherrscht, erlöschen würde, diese Länder an Preußen ziehen (S. 245) und so in das Herz Süddeutschlands hineinwachsen. Diese Befürchtung wog noch schwerer, als der Verlust Schlesiens. Nicht minder gefährlich dünkte ihm die bevorstehende Vereinigung der pfälzischen Kur mit der bairischen. Für diesen Fall wollte er mindestens den Landstrich bis an den Inn den öftreichischen Landen hinzugefügt sehen. So kam es zunächst noch zu keinem Frieden. Als der neue Feldzug 1761 begann, blieb Friedrich nichts übrig, als in Schlesien erst lange Zeit durch künstliche Märsche die Vereinigung der Oestreicher (unter Laudon) und der Russen zu hindern, dann, als diese doch bewerkstelligt war, bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz ein äußerst künstlich befestigtes Lager zu beziehen, in welchem ihn die Gegner trotz seiner geringen Macht nicht anzugreifen wagten. Doch wandte sich später Laudon plötzlich auf Schweidnitz (1. Oktober) und nahm durch Ueberfall diese Festung; und am Ende des Jahres nahmen die Russen, die wieder nach Pommern gegangen waren, endlich auch Colberg (16. Dezember), das der Oberst von der Heyde mit Beihilfe der tapfern Bürgerschaft so lange und so heldenmüthig vertheidigt hatte. Wieder schloß ein Jahr, und dunkler als je war Friedrichs Lage. Halb Schlesien und halb Pommern waren verloren, kaum behauptete er noch einen Theil Sachsens. Der Krieg mußte sich nun dem Herzen seines Landes nähern. Trotz Friedrichs bewunderungswürdiger Ausdauer und trotz der Uneinigkeit, Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Feinde — wodurch allein ein so langer Widerstand möglich wurde — konnte man den Augenblick kommen sehen, wo er unterliegen mußte. Da entwirrte eine höhere Hand den Knoten seines Geschickes.

In den ersten Tagen des Jahres 1762 starb Elisabeth von Rußland. Ihr folgte ihr Neffe, der Großfürst Peter III. (ein Holstein-Gottorpscher Prinz), ein eifriger Freund und blinder Nachahmer Friedrichs, der sofort Waffenstillstand, dann Friede mit dem Könige schloß, durch welchen er alles

preußische Gebiet herausgab, das die Russen besetzt hielten. Von Rußland ward auch Schweden, dessen König, Friedrichs II. Schwager, den Krieg ohnehin mit Widerwillen führte, zum Friedensschlusse veranlaßt. Peter III. ging sogar zu einem Bündnisse mit Friedrich über und ließ unter Czernitscheff 10,000 Russen zu ihm stoßen. Schon wollte Friedrich in Verbindung mit diesem die Oestreicher, die auf den Burkersdorfer Höhen unweit Schweidnitz standen, angreifen, als wie ein Donnerschlag die Nachricht eintraf, Peter III. sei von seiner Gemahlin Katharina II. entthront, dann bald darauf ermordet worden. Katharina, eine geborne Prinzeß von Anhalt-Zerbst, dankte Friedrich II. zwar ihr Glück und ihre Erhebung, denn er hatte einst ihre Verheiratung mit dem russischen Großfürsten vermittelt; dennoch schien sie jetzt in Elisabeths Wege eintreten zu wollen; wenigstens erhielt Czernitscheff zugleich mit der Nachricht vom Thronwechsel den Befehl, sich von Friedrich zu trennen. Hier zeigte sich die angeborene Ueberlegenheit eines wahrhaft großen Mannes; Friedrich bestimmte ihn, die Nachricht drei Tage lang zu verleugnen, und unterdessen schlug er den Feind, dessen rechter Flügel durch die in Schlachtordnung getretenen Russen (wenngleich sie nicht kämpften) in Schach gehalten war. Diesem Siege folgte die Wiedereroberung von Schweidnitz. Bald aber erneuerte auch Katharina den Frieden mit dem Könige; sie erkannte in ihrer Staatsklugheit, daß ihr bester Verbündeter Preußen sei. Um dieselbe Zeit neigte sich auch Frankreich zum Frieden; es hatte in seinen Kolonien gegen England ungeheure Verluste und gegen das englisch-deutsche Hilfsheer unter Ferdinand von Braunschweig trotz vorübergehender Vortheile und mächtig großer Heere auch kein Glück gehabt, so daß zum Heile Friedrichs ihm in dem letzten Jahre von dort her gar keine Gefahr mehr gedroht hatte. Nach den Vorunterhandlungen zu Fontainebleau 1762 ward später 1763 zu Paris der definitive Friede abgeschlossen, der in dem Besitzstande der französischen Kolonien viel änderte, in Deutschland jedoch alles beim Alten ließ.

So standen schon gegen Ende des Jahres 1762 Oestreich und Sachsen nur noch allein im Kampfe. Auch die Reichsarmee, die mit den Oestreichern zum Entsatz von Dresden herangerückt war, war am 29. Oktober 1762 von Prinz Heinrich und Seydlitz bei Freiberg geschlagen, und die Preußen hatten seitdem Streifzüge bis nach Süddeutschland unternommen, schwere Kontributionen erpreßt und auch hier den Reichsständen den Frieden um so dringlicher gemacht. Es erfolgte nun auch zwischen den bis zuletzt feindlichen Mächten Oestreich und Preußen, zuerst ein Waffenstillstand, dann aber schon am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertusburg (einem Jagdschloß zwischen Leipzig und Riesa), in welchem der Breslauer

und Dresdner Friede abermals bestätigt ward, mithin Friedrich ganz Schlesien und Glatz behielt. Er verpflichtete sich nur, beim Ableben des gegenwärtigen Kaisers seine Kurstimme dessen Sohne zu geben.

So war der siebenjährige Krieg geendet. Er bestätigte die Wahrheit, „daß das Schicksal der Staaten weniger von ihren Kräften abhängt als von wenigen großen Menschen, welche dieselben zu gebrauchen, zu vermehren und Nationen eine Seele zu geben wissen." Friedrich hatte sein Land, das damals kaum mehr als 5 Millionen Menschen zählte, fast gegen das ganze verbündete Europa vertheidigt und keinen Fuß breit seines Gebietes verloren. Aber sein Kampf hatte noch eine höhere Bedeutung gehabt, als die Selbständigkeit Preußens darzuthun und Deutschland vor dem abermaligen Abreißen von Ländergebieten (Preußen, Pommern und den Rheinlanden) zu schützen; es war die Sache des Protestantismus, der Bildung und Freiheit, die Friedrich verfocht; seine Niederlage würde ähnliche Folgen für Deutschland gehabt haben, wie sie die Besiegung der Protestanten im Beginn des dreißigjährigen Krieges (S. 333—341) mit sich gebracht hatte. Mit seinem siegreichen Ausgang aber wirkte der siebenjährige Krieg erhebend auf ganz Deutschland. Friedrich verdankte seinen endlichen Sieg zunächst seiner Kühnheit im Glück, seiner Beharrlichkeit im Unglück, die ihn mit Recht neben die ersten Helden der Geschichte stellt; dann jedoch auch der Zertheiltheit, Langsamkeit und Planlosigkeit der Gegner, unter denen seine Geistesgröße freilich im Volk wie an den Stufen der Throne ihm zahlreiche Freunde gewonnen hatte — und endlich der Vorsehung, die in Rußland einen Thronwechsel herbeiführte, gerade als Friedrich nach menschlicher Berechnung verloren war. Dazu kam dann als innerer Grund der festgefügte Bau des preußischen Staates, wie er vom großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. selbst aufgeführt war: des Monarchen Strenge gegen sich selbst, der Unterthanen Treue, der Beamten Pflichtgefühl, der Soldaten Ehre und Muth; dies alles ohnegleichen und, in diesem Grade, eine neue Erscheinung in der Geschichte der modernen Völker.

Die spätere Friedenszeit.

Friedrich hieß nun der Große, nicht nur bei seinem Volk, sondern in ganz Europa. Und er zeigte sich des Namens werth in der 23jährigen Friedenszeit, die ihm noch beschieden war. Zunächst galt es, die Wunden des Landes zu heilen. Friedrich öffnete sogleich nach dem Frieden seine Magazine und ließ dem Bauer Saatkorn austheilen; auch was von Artillerie- und Kavallerie-Pferden entbehrlich war, wandte er dem Ackerbau zu. Vor

allem hatten die adligen Güter gelitten. Friedrich, der den Adel, welcher sich in der That äußerst hingebend und aufopfernd erwiesen hatte, für die festeste Säule seines Staates hielt, und der aus ihm fast ausschließlich seine Offiziere nahm, suchte besonders diesem Stande zu helfen. Dabei füllte er sorgsam den Staatsschatz wieder: für sich selber so sparsam, daß er von den 1,200,000 Rthlr., die er zu seinem Privatgebrauch ausgesetzt, nur etwa 200,000 Rthlr. jährlich verwendete, übertrug er dasselbe System des Sparens auf alle Zweige der Staatswirthschaft: so konnte er nicht nur nach und nach hilfsbedürftigen Gemeinden über 24 Mill. Rthlr. als Unterstützung zufließen lassen, sondern hinterließ am Ende seiner Laufbahn 60 bis 70 Millionen Thlr. im Staatsschatz. Zugleich vermehrte er auch noch im Frieden das stehende Heer um ein Bedeutendes; von den 22 Millionen Thlr. Staatseinkünften gebrauchte er für dasselbe allein 13 Mill. jährlich. Es betrug zuletzt 200,000 Mann auf einen Staat von 3600 □M. und etwa 6 Mill. Einw. Festungen wurden ausgebaut und neu begründet. Das alles ging nur an, indem die Ansprüche des Hofhaltes, die Gehälter der Beamten, der ganze Zuschnitt des bürgerlichen Lebens knapp und sparsam, gleichsam spartanisch war. — Das Heer bestand nur zum Theil aus Landeskindern und zwar nur aus den unteren, ungebildeten Klassen; die größere Hälfte war geworben und zwar durch Werber in ganz Deutschland, die sich durch ihre Kniffe und Gewaltsamkeit überall unliebsam machten. Unter dem Gewehr herrschte eine eiserne Disciplin, die selbst durch grausame Strafen, wie das Gassenlaufen, noch geschärft war. Dennoch waren Desertionen häufig, so streng sie auch gestraft wurden. Der Soldat, vom Bürger mehr bemitleidet als geehrt, trug seine knappe, steife Uniform, bei der gleichfalls aufs äußerste gespart war; alles ging regel- und schnurrecht nach dem Kommando.

Der Bauernstand blieb in Preußen — und so im ganzen Deutschland — auch unter Friedrich noch immer in Erbunterthänigkeit, unter der Gerichtsbarkeit seiner Gutsherren, und war dazu mit drückenden Lasten und Abgaben, mit Fronden, Zehnten und dergl. beschwert. Der König wagte nicht diese Verhältnisse vollständig umzugestalten; alles, was für den Stand geschehen konnte, war, die Bauerngüter in ihrem Bestande zu sichern, die Einziehung derselben und ihre Umwandlung in Vorwerke zu verhindern und den Bauern an den gemeinsamen Rechtswohlthaten theilnehmen zu lassen, was Friedrich mit höchster Strenge oft bis zur Ungerechtigkeit gegen den andern Theil betrieb.*) Im ganzen war es immer noch ein armseliger,

*) Die bekannte Geschichte vom Müller Arnold.

gedrückter, knechtisch gesinnter Stand. — Das Bürgertum in den Städten wurde wohlhabender, doch fehlte ihm noch das freie Selbstvertrauen und die kühne Unternehmungslust unserer heutigen Zeit. Die Regierung selbst mußte alles betreiben, Anlage von Fabriken, Spinnereien, Webereien 2c. durch Prämien und Privilegien anregen, oder selbst einzelne Geschäfte als Staatsmonopole treiben. Indessen erwuchs in den größern Städten ein reicher Kaufmannsstand, und schon zeichneten sich z. B. in Berlin auch jüdische Familien durch Glanz und Reichtum, bald sogar durch Bildung aus. Sonst herrschte noch meist der alte, fromme, nüchterne, beschränkte, aber ehrenfeste Bürgersinn; nur einige gewecktere Köpfe begannen der neuen Aufklärung nachzustreben und an der aufblühenden deutschen Dichtung theilzunehmen.

Neun Jahre nach dem Hubertusburger Frieden machte der König eine Eroberung ohne Blut, die fast an Größe und Bedeutung der von Schlesien gleich kam. Es geschah dies in der ersten Theilung Polens. Polen war ein durch die maßlose Freiheit seines Adels tief herabgekommenes, nicht mehr lebensfähiges Reich. Der Gedanke der Theilung durch die Nachbarn: Rußland, Oestreich und Preußen, war, als Oestreich, ohne mit Polen im Kriege zu sein, polnisches Gebiet als altes Eigentum okkupirte, in einer wie zufälligen Aeußerung Katharinas II. hingeworfen, von Friedrich dann mit Eifer ergriffen und erweitert worden. — Friedrich nämlich hatte nach dem siebenjährigen Kriege, da er die Gefahren des Alleinstehens und ebenso die Unzuverlässigkeit eines englischen Bündnisses hatte kennen lernen, einen Bund mit Katharina II. geschlossen, in welchem sich beide ihren gesamten Länderbesitz gegenseitig verbürgten. Beide Mächte waren in Polen zum Schutz der Dissidenten — der Andersgläubigen, besonders der Protestanten und griechischen Christen — eingeschritten, was allerdings eine Nothwendigkeit war, denn die grausamen Protestanten-Verfolgungen in Thorn (1724) waren nicht die letzten geblieben. So hatte man Gelegenheit zu fortwährender Einmischung und zu absichtlicher Unterhaltung der inneren Verwirrung und Gesetzlosigkeit. Auf den Theilungsgedanken ging Friedrich so lebhaft ein, weil er überzeugt war, nur dadurch verhindern zu können, daß Rußland ganz Polen in Besitz nahm. Welche Gefahr aber für Preußen, wenn dies geschah, wenn das polnische Westpreußen, wenn das heutige Posen in die Gewalt des stetig wachsenden Rußlands gerieth! Ostpreußen war dann der russischen Macht verfallen, russischen Truppen stand von Posen aus der Vormarsch auf Berlin jeden Augenblick frei. Daß Katharina auf Polen ihr Auge warf, stand nur im Einklang mit der bisherigen russischen Politik. Schon im 7jährigen Kriege war Polen geradezu Rußlands Operationsbasis gegen Norddeutschland gewesen, jetzt behandelte man das Land bereits, als

wäre es Rußland unterthänig. Es stand die Frage nicht so, ob Polen überhaupt noch bestehen sollte; sein Untergang lag in seinen eigenen Fehlern begründet, und seine Eroberung war längst bei Rußland beschlossen. Für Friedrich blieb nur noch die Frage, ob er die Beute dem mächtigen Nachbar allein überlassen, oder selbst nebst Oestreich daran theilnehmen und zugleich einen Krieg zwischen Rußland und Oestreich, der leicht auf deutschen Schlachtfeldern ausgefochten werden könnte, verhindern sollte. Rußlands steigende Uebermacht war eine Gefahr für ganz Europa. Schon war Kurland, ein deutsches Land (S. 254), obwohl noch unter einem eigenen Herzog, ganz von Rußland abhängig (S. 407), die Herrschaft auf der Ostsee in Rußlands Hand, und die Siege, welche die Russen damals über die Türken davontrugen, ließen es wohl möglich erscheinen, daß Katharina II. ihren Lebensplan ausführte, die Türkei und Konstantinopel zu unterwerfen und auch Beherrscherin des schwarzen Meeres zu werden. Solche Besorgnisse hatten sogar eine Annäherung Friedrichs II. an Kaiser Joseph II. veranlaßt, der ihn 1769 in Neisse und den er 1770 in Neustadt in Mähren besucht hatte, ohne daß jedoch das alte Mißtrauen zwischen beiden völlig überwunden worden war. Bei der Theilung Polens, die 1772 geschah, erhielt Rußland den größten Antheil; Oestreich: Galizien und Lodomirien; Preußen: das Bistum Ermeland, Westpreußen und den Netzedistrikt mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, 645 □M. mit etwa 600,000 ihrer Abkunft nach meist deutschen Bewohnern.

Denn was Friedrich damals gewann, war einst, bis auf den Netzedistrikt, Land des deutschen Ordens gewesen, durch deutsches Schwert und deutschen Pflug gewonnen (S. 176), dann zur Zeit der deutschen Ohnmacht und Schmach unter Kaiser Friedrich III. dem Orden entrissen (S. 256). Friedrich handelte auch hier nur nach der Preußen zugewiesenen Aufgabe: im Osten Deutschlands einzubringen, was im Westen verloren gegangen. Das Land, das ihm zufiel, war ein ödes, verkommenes Land, mit einem zuchtlosen, armen und übermüthigen Adel und einem verthierten Bauernstande. Städte und städtisches Gewerbe gab es kaum dem Namen nach; den Bürgerstand bildeten die Juden, die Handel, Handwerk u. dergl. in ihren Händen hatten. Friedrich unterzog auch dies Land seiner besonderen Sorge. Er ließ den sog. Bromberger Kanal von der Brahe zur Netze ziehen und so Weichsel- und Odergebiet miteinander verbinden. Schnell hob sich der Verkehr: aus dem elenden Orte Bromberg, der damals 500 Einwohner hatte, erwuchs eine blühende Stadt, die heute über 30,000 Einwohner zählt. In ähnlicher Weise hoben sich andere Städte mit überraschender Schnelligkeit. In die Provinz sandte er seine einfachen, rechtlichen Beamten, es kam Treue

und Beständigkeit in den Verkehr, der Bauer begann ein Dasein, das des Lebens werth war. Noch ehe Friedrich die Augen schloß, war hier eine neue Schöpfung deutschen Geistes und Strebens erblüht, die das Unrecht der Besitzergreifung vergessen ließ. — In derselben Weise kolonisirte Friedrich, wo es noch nöthig war, in seinen andern Ländern. — Im Oder-, Warthe- und Netzebruch wurden an den bisher vom Wasser versumpften Ufern Striche Landes trocken gelegt, die heute zu den reichsten Bauerlanden Norddeutschlands gehören; in Ostfrisland gewann man dem wilden Dollart (S. 281) den Landschaftspolder ab; auch für die Havelgegend ward viel gethan. Noch zwar gab es keine Chausseen in Preußen wie überhaupt nicht in Deutschland; aber dennoch geschah viel für Belebung und Erleichterung des Verkehrs, besonders wurden Kanäle (schon lange vor dem Bromberger in den Jahren 1743—1746 der Plauensche und der Finow-Kanal) angelegt. Was freilich den Handelsverkehr mit dem Ausland betraf, so ging Friedrich noch von den Grundsätzen aus, die einst zu seines Vaters Zeiten ihre Berechtigung gehabt haben mochten: hohe Steuer auf ausländische Produkte zu legen, um dadurch die inländische Fabrikation zu heben. So richtete er eine strenge Zollordnung ein, Regie genannt, die besonders Tabak und Kaffee hoch besteuerte. — Je mehr diese Dinge unentbehrliche Bedürfnisse wurden, um so drückender erschien diese Steuer, zumal er sie fast nur von Franzosen, die er ja ohnehin begünstigte, verwalten ließ.

Dies waren einzelne Fehler einer sonst musterhaft geordneten Staatsverwaltung. Noch kurz vor seinem Tode wurde dem großen Könige auch der von ihm befohlene Entwurf eines neuen preußischen Gesetzbuches, „das allgemeine Landrecht" vorgelegt; die Vollendung desselben erlebte er jedoch nicht mehr. So schaffte Friedrich nach allen Seiten hin. Nur leider gewöhnte sich dabei das Volk, alles von oben her, vom König fertig zu bekommen, und seine Selbstthätigkeit wurde zu wenig geweckt. Auch lernte eigentlich niemand, nicht einmal der Thronfolger, der „Prinz von Preußen", mitregieren. Nur im Kriege war eine Reihe ausgezeichneter Generale, die auch einmal gewohnt waren, selbständig handeln zu können, neben dem großen Könige erwachsen: aber fast alle starben schon vor Friedrich dahin. In den Staatsgeschäften war nur Hertzberg, der Unterhändler beim Hubertusburger Frieden, ein Vertrauter Friedrichs, und doch war auch dieser kein Staatsmann ersten Ranges. So ruhte Preußens Größe vorläufig nur auf zwei Augen — denen des Königs; der Staat konnte leicht eine geistlose Maschine werden, wenn dies sein lebendiges Herz einmal aufhörte zu schlagen. Und Friedrich schärfte umsonst seinen Nachfolgern ein, daß sie bei ihrer angefeindeten Stellung in Europa stets schlagfertig sein müßten

— toujours en vedette! — wenn er diesen seinen Geist nicht vererben konnte und seinem Volke noch keinen neuen, selbstthätigen einzuhauchen vermocht hatte.

Friedrich der Große als Vorbild in Deutschland.

Wie Ludwigs XIV. verderbliches Beispiel die Fürsten Europas und besonders Deutschlands im 17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts irre geführt hatte, so war es umgekehrt Friedrichs des Großen glänzendes Vorbild, das jetzt, in der 2. Hälfte desselben, vielfach und zum Heile der Unterthanen Nachahmung fand, ja das nicht bloß durch Deutschland, sondern fast durch ganz Europa wirkte. Zwar war es nicht bloß die eine Persönlichkeit Friedrichs, die wie mit einem Zauber dies neue Leben hervorrief. Es begannen neue Anschauungen und Ideen sich zu verbreiten, die zwar oft noch unklar oder oberflächlich, manchmal sogar gottlos und gefährlich, doch das gemeinsam hatten, daß sie Menschenwohl und Freiheit und Zerstörung alter drückender Mißbräuche zum Ziele nahmen. In England waren sie zuerst aufgetaucht, in Frankreich bekamen sie durch glänzende Köpfe, wie Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot u. a. die schöne Umkleidung und geläufige Fassung, in der sie schnell durch die Welt getragen wurden. Zunächst unter den Hohen der Erde verbreitet, räumten sie hier manchen Wust des Aberglaubens und der Beschränktheit weg, erschütterten dann aber auch das Heilige, das Sittliche, das Zuchtvolle, das Christentum selbst auf seinen ewigen Fundamenten. Unseren großen deutschen Denkern und Dichtern verdanken wir dann später eine ganz andere, mächtigere Vertiefung des geistigen und sittlichen Lebens. Wir haben schon gesehen, wie warm auch Friedrich der Große sich diesen Aufklärungsideen hingab; ja er erschien so recht als der verkörperte Ausdruck derselben, als der Träger seines Zeitalters.

So ward die fast 30jährige Friedenszeit, die nach dem für Deutschlands Entwickelung so bedeutungsvollen (S. 436) siebenjährigen Kriege in Deutschland eintrat, eine Zeit reichen geistigen Segens. An die Stelle des wüsten Hoflebens im 17. und des sittenlosen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat, wenngleich die Leichtfertigkeit blieb, doch meist ein aufgeklärtes, mildmenschliches, für Volkswohl, Volksbildung, für Kunst und Wissenschaft begeistertes Streben. Es trat dies nicht bloß an Höfen hervor, die schon seit lange an Preußen angeschlossen waren wie z. B. in Braunschweig, wo der freilich verschwenderische Herzog Karl, Friedrichs des Großen Schwager, eine gelehrte Anstalt gründete (das Collegium Carolinum), welche viele

der besten deutschen Köpfe aus den Jahren 1740—1760 hier zusammenführte; oder in Anhalt-Dessau, wo unter Basedows Leitung das berühmte Philanthropinum (eine auf neuen, natürlicheren Grundsätzen beruhende Erziehungsanstalt) eingerichtet wurde. Auch der Hof von Holstein-Eutin ward ein nördlicher Sammelplatz gelehrter und feiner Geister. Manche Fürsten ahmten Friedrichs militärische Thätigkeit nach, was ja freilich, besonders wenn es in kleinen Gebieten geschah, oft nur zu einem ebenso steifen wie lächerlichen Soldatenspielen führte. Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg legte in seinem Ländchen Festung und Kriegsschule an; aber die letztere hat doch einen Scharnhorst gebildet, und der Fürst selbst in fernen Ländern für sich und deutsche Waffentüchtigkeit Ruhm erworben. An seinen kleinen Fürstenhof zu Bückeburg ward Herder berufen. Ebenfalls auf Preußens Vorbild blickte man in Weimar, wo die Herzogin Amalie, eine Tochter Karls von Braunschweig, und dann ihr reichbegabter Sohn Karl August ihre kleinen Städtchen Weimar und Jena zu einem Sammelplatze der größten Geister des Jahrhunderts machten. Noch mancher edle Fürst wäre unter den kleinen thüringischen Regenten dieser Zeit aufzuzählen. In Sachsen, wo seit 1763 der minderjährige Friedrich August regierte, der nicht auf den polnischen Thron hatte gelangen können, endete mit jenem stolzen, dem deutschen Lande nur verderblichen Titel der Glanz und die Verschwendung, wie sie die beiden Auguste (der II. und III.) von Polen und ein Brühl getrieben hatten, und durch welche dem Lande tiefere Schäden gebracht waren als durch die fast maßlosen Leiden des siebenjährigen Krieges. Es folgten dann, besonders seit der Volljährigkeit des milden Fürsten, glücklichere Zeiten für das schwer heimgesuchte Land. In Württemberg stiftete Herzog Karl Eugen, der einst gegen Friedrich den Großen gekämpft und in Sittenlosigkeit und Verschwendung mit Ludwig XV. und seinem Versailler Hofe gewetteifert hatte, in späteren Jahren umgewandelt, seine Karlsschule, aus der unser Schiller hervorgegangen ist. Baden erfreute sich unter dem edel gebildeten, humanen und frommen Karl Friedrich eines äußerst glücklichen Zustandes.

Selbst die geistlichen Herren wirkten im Sinne der Aufklärung und Verbesserung. Der würdige Fürstenberg in Münster, Erzbischof Clemens Wenzel (ein Bruder des Kurfürsten von Sachsen) in Trier, Emmerich Joseph von Breidbach in Kurmainz, Franz Ludwig von Erthal in Würzburg und Bamberg u. a. zählen zu den trefflichsten deutschen Fürsten. Freilich dienten hier die Reformen fast nur dazu, die unbezwinglichen Mißbräuche in ein grelleres Licht zu setzen. Denn im allgemeinen waren die geistlichen Staaten tief zerrüttet; man zählte wohl auf 1000 Menschen,

die etwa die Quadratmeile bewohnten, 50 Geistliche und 260 Bettler. Merkwürdig war es, daß die geistlichen Herren von Köln, Trier, Mainz und Salzburg auch eine kirchlich freisinnige Wendung nahmen und bei einer Zusammenkunft zu Ems die sogenannte Emser Punktation, 1786, aufstellten, die darauf hinausging, in Deutschland eine von Rom unabhängige katholische Nationalkirche zu begründen, doch scheiterte der Plan besonders an dem Widerstand der Bischöfe, welche eine „erzbischöfliche Oligarchie" fürchteten, und der preußischen Politik, welche darin nur eine Stärkung der kaiserlichen Gewalt Josephs II. sehen konnte.

Nur noch einzelne Staaten blieben zurück; so Baiern, welches besonders durch den fortwährenden Einfluß der Jesuiten gehemmt war, und auch unter Maximilian Joseph, 1745—1777, trotz dessen wohlwollender Gesinnung, nur langsame Fortschritte machte. Auch Kurpfalz, unter schwelgerischen und trägen Regenten, blieb vernachlässigt und stand fast fortwährend im Solde Frankreichs. In anderen Ländern drückte noch immer eine grenzenlose Verschwendung auf die Unterthanen. In Salzburg, wo man noch 1732 unter dem Erzbischof Ludwig Anton von Firmian die Protestanten vertrieben (S. 404), erhoben sich unter einem fast italienischen Himmel Prachtbauten, wie in Florenz; bis hier am Ende des Jahrhunderts gleichfalls eine aufgeklärte Regierung begann. In Kassel, wo nur Friedrichs Soldatentum Nachahmung fand, thürmte man gleichfalls Werke hohler Pracht weit über die Steuerkraft des armen Landes hinaus. Denn leider bildete zu den Grundsätzen der Aufklärung und Humanität oft genug schnöde Willkür den dunklen Gegensatz. So verkauften damals die Höfe von Kassel, Württemberg u. a. ihre Landeskinder in ganzen Regimentern an England, um im Dienste dieses Landes die Schlachten gegen die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner auszufechten. So schützten fast überall noch grausame Jagdgesetze das fürstliche und adlige Vergnügen. Und in manchen kleinen und kleinsten Staaten, die vielleicht kaum mehr als „12 Unterthanen und einen Juden" hatten, geschahen unerhörte Thaten despotischer Laune, ohne daß sich zu ihrer Ahndung eine Hand regte. Es war eine Zeit dämmernden Lichtes, mit dem noch tiefe Schatten der Nacht kämpften. Das Reich als solches war abgestorben und ohne Einfluß auf das öffentliche Leben. Was auch Gutes und Schönes in einigen Staaten begründet wurde, es fehlte die Gemeinschaft in einem sie alle umfassenden nationalen Bande.

Oestreich unter Maria Theresia (1740—1780) und Joseph II. (1780—1790).

Oestreich nahm gleichfalls an dem Fortschritte theil, der sich über das deutsche geistige Gesamtleben verbreitete. Maria Theresia (1740—1780) von einem festen, fast männlichen Charakter, klarem Verstand und von wahrer Fürsorge für ihr Volk geleitet, wußte in dem so verfallenen Zustande der östreichischen Länder doch manches zu bessern. Sie erleichterte das Los des meist noch leibeigenen Bauern. Sie hob durch Ritterakademien die Bildung ihres Adels, der bisher meist nur äußerlichem Glanze und Scheine gelebt hatte; sorgte für den Ackerbau, für Kirche und Schule, trat, so fromm katholisch sie war, doch jedem unberechtigten geistlichen Einfluß entgegen, minderte die Zahl der unnützen Feiertage, verbesserte die Gerichte, gestaltete nach preußischem Muster das Kriegswesen fast völlig um und hob auf jede Weise die Wohlfahrt ihres Landes. Selbst einige Strahlen der deutschen Litteratur fielen jetzt in dieses vom übrigen Deutschland bereits so lange abgeschlossene Land. Auch die Finanzen, schon lange durch Pracht, durch Mangel an Uebersicht und durch die bequeme Großartigkeit des Kaiserhofes zerrüttet, wurden vor allem durch den Gemahl der Maria Theresia, den Kaiser Franz I. — den sie in die innere Regierung sonst wenig eingreifen ließ — wenigstens etwas in Ordnung gebracht. Das ganze östreichische Reich, das aus so verschiedenartigen Bestandtheilen (S. 387) sich zusammensetzte, ward vorsichtig und planmäßig zu einem einheitlichen Staat herangebildet. — In den meisten dieser Umwandlungen war das preußische Vorbild maßgebend.

Als Franz I. 1765 gestorben war, ward sein junger Sohn Joseph II., der schon seit 1764 römischer König war, in Frankfurt unter den alten Förmlichkeiten zum Kaiser (1765—1790) gekrönt. In Oestreich ward er durch seine Mutter Maria Theresia zum Mitregenten, wie es sein Vater gleichfalls gewesen, angenommen, doch hielt dieselbe bis zu ihrem Tode die Hand fest auf ihrer eigenen Regierung und gewohnten Macht. In Joseph II., feurig, geistvoll, ganz glühend von den Aufklärungs- und Verbesserungsgedanken seiner Zeit, wirkte das Beispiel Friedrichs des Großen, des ehemaligen Feindes, mehr fast als in irgend einem anderen Fürsten des Jahrhunderts. Friedrichs rastlose Thätigkeit, seine Gewissenhaftigkeit, sein strengwilliges Durchgreifen bis ins Kleine — alles das war ihm Vorbild: nur daß er mit einer Hast vorging, die ihn oft genug nöthigte, Uebereiltes zurückzunehmen, kaum Begonnenes fallen zu lassen. — Die Bahn der Reformen in Oestreich war ihm noch verschlossen, so lange seine Mutter lebte und

regierte, aber er allein war Kaiser des Reichs, und wie viel gab es hier zu reformiren. Mit dem ihm eigenen Feuereifer widmete er sich dieser Aufgabe. An der Verbesserung der höchsten Reichsgerichte, des Reichshofrathes zu Wien und des Kammergerichts zu Wetzlar (S. 388) — beides Institute, die ihren Werth längst verloren hatten, — versuchte er zunächst seine Kraft, doch nur, um die Erkenntnis zu gewinnen, daß die kaiserliche Macht nicht stark genug sei, gegen die verrotteten Zustände des Reiches durchzudringen, um so weniger, als die mächtigeren Reichsfürsten jede Erstarkung des Reiches und der kaiserlichen Gewalt hinderten.

Es war nicht Josephs Art, einmal gefaßte Pläne, allem Widerstande Trotz bietend, durchzusetzen. Er wandte, nachdem sein Versuch, das Reich zu reformiren, in den ersten Anfängen gescheitert war, sein ganzes Streben der Erweiterung der öſtreichischen Hausmacht zu. Daß für Schlesien noch kein Ersatz gewonnen, trieb ihn nur um so mehr an und steigerte die Rücksichtslosigkeit, mit der er vorging. Baiern war es, auf welches Oestreich schon mehr als einmal seine Augen geworfen hatte, und das nun zu gewinnen die Umstände günstig schienen. Mit Kurfürst Maximilian Joseph erlosch 1777 hier die baierische Kurlinie (S. 338). Es mußte die Pfalz-Sulzbachische (S. 216 Anm.) folgen mit Karl Theodor, dem Landesherrn von Pfalz, Jülich und Berg, der gleichfalls ohne legitime Erben war, und mit dem auch diese Linie erlosch. Karl Theodor hatte also kein besonderes Interesse, die Kurlande zu erhalten. Joseph II., der auf einen Theil Baierns (ganz unbegründete) Erbansprüche erhob, bot ihm einen Handel an; um eine bedeutende Geldsumme wollte er Baiern an sich ziehen; auch an eine Eintauschung Schwabens als Zuwachs der vorderen öſtreichischen Länder ward gedacht. Frankreichs Zustimmung zu dieser Abrundung und Machterweiterung Oestreichs sollte durch Abtretung des wichtigen Luxemburg erkauft werden. Da dem verschwenderischen, ausschweifenden Pfalzgrafen mehr mit Geld als mit Land gedient war, so war dieser willig, darauf einzugehen, und Joseph besetzte sofort das Land. Dagegen nun wirkte Friedrich II. von Preußen. Nicht nur zum Schirmer des europäischen Gleichgewichts hatte ihn die durch ihn begründete Stellung Preußens gemacht; auch in Deutschland mußte er seinen Verhältnissen nach ängstlich wachen, daß Oestreich nicht zu mächtig wurde. Nach diesen Grundsätzen handelte jetzt Friedrich: er bestimmte den künftigen Erben Karl Theodors, Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen diesen Verkauf zu protestiren, und erklärte sich bereit, diesen bei seinen Rechten zu schützen. Da Joseph II. seinerseits auch nicht weichen wollte, so kam es zum Kriege: zum sogenannten baierischen Erbfolgekriege 1778—1779. Noch einmal rückten die Heere der beiden

Mächte auf die alte Scheide der Sudeten gegen Böhmen und Schlesien. Doch fielen weder entscheidende Schlachten noch große Heldenthaten vor; nur zeigten sich hier und da die leichten Reiter der Oestreicher den Preußen überlegen, und schon traten einzelne Mängel des bewunderten preußischen Heerwesens heraus. Aber weder hatte Maria Theresia selbst, noch auch Friedrich der Große in seinen alten Tagen Lust zur Erneuerung blutiger Kämpfe. Maria Theresia unterhandelte hinter dem Rücken ihres Sohnes mit Friedrich über den Frieden, der dann auch am 13. Mai 1779 zu Teschen geschlossen ward: Oestreich entsagte darin der bairischen Erbfolge, bekam aber doch einen kleinen Theil des Landes, nämlich das Innviertel (S. 434). Leider hatte Friedrich zu diesem Friedensschlusse die Vermittelung Rußlands angerufen und so dieser Macht neue Gelegenheit gegeben, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen. Auch Joseph suchte von nun an die mächtige Gunst Katharinas II.

Als Joseph nach seiner Mutter Tode freier Herr seiner Handlungen geworden war, nahm er seine unruhigen Vergrößerungspläne von neuem auf: er schmälerte die Stifter Passau, Constanz, Regensburg u. a., brachte seinen Bruder auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln und Münster, und ergriff endlich noch einmal den alten Plan, Baiern an Oestreich zu ziehen und zwar wieder im Einverständnis mit demselben Karl Theodor. Er machte diesen willig, Baiern gegen die östreichischen Niederlande auszutauschen, die er ihm als ein Königreich Burgund (S. 220) abtreten wollte. Damit dies nicht geschähe, schlug Friedrich der Große wieder denselben Weg ein wie früher: er veranlaßte Karl von Pfalz-Zweibrücken, den künftigen Erben, zum Protest und erklärte, mit seiner ganzen Macht ihm beistehen zu wollen. Diesmal kam es nicht zum Kriege, sondern Joseph II. gab rasch seinen Plan wieder auf. Friedrich aber hatte längst eine ihm gefährliche Freundschaft zwischen Rußland und Oestreich entstehen und seinen Bund mit ersterer Macht sich lösen sehen. Umsomehr mußte er fortan sich auf Deutschland stützen, Schutz gewährend und Schutz empfangend. Jetzt, um etwa weiteren Uebergriffen Oestreichs wirksamer entgegentreten zu können, noch am Abend seines Lebens, 1785, stiftete er den deutschen Fürstenbund, eine Vereinigung mittlerer und kleinerer deutscher Staaten unter Preußens oberster Leitung; demselben traten bei: Hannover, Sachsen, Braunschweig, Baden, Mecklenburg, Weimar, Anhalt, Hessen, Kur-Mainz, Zweibrücken, Anspach rc. Bei der Abschließung desselben zeigte sich sein Minister Hertzberg besonders thätig und geschickt.

Maria Theresia war 1780 gestorben. Nun erst konnte Joseph seinem brennenden Verlangen, zu regieren, zu bessern, zu beglücken freien Lauf

lassen. Edel und groß gesinnt, gleicht er darin Friedrich, daß auch er sich nie genug thun konnte, daß er jedem persönlich zugänglich war, gern persönlich eingriff und half, und noch leben wie vom alten Fritz auch von ihm tausend Anekdoten in Büchern wie im Munde des Volkes, das ihm freilich bei seinen Lebzeiten mit nur geringer Liebe gelohnt hat. Aber ihm fehlte der praktische Sinn und die kühle Besonnenheit des alten Meisters auf dem preußischen Throne. Eine Menge unvorbereiteter, übereilter Reformen drängten eine die andere. Die Folter hörte auf, eine Zeit lang sogar die Todesstrafe; strenge Rechtsgleichheit ward eingeführt; die Leibeigenschaft abgeschafft. In der Kirche häuften sich die Reformen noch mehr; er hob in seinem Lande 700 Klöster (mehr als ein Drittel der bestehenden) auf und zog ihr Vermögen für Zwecke des öffentlichen Unterrichts an den Staat; führte deutsche Kirchenlieder und die deutsche Bibel ein: gab Glaubensfreiheit und Protestanten, Juden, Griechen mit katholischen Unterthanen fast gleiche Rechte 2c. Umsonst kam der Papst Pius VII. selbst zum Besuch an den Wiener Hof, 1782. Joseph II. empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung und Höflichkeit, gab ihm aber in keinem Stücke nach.

Wie in seinen deutschen Ländern, so ging Joseph auch in den übrigen Erblanden mit seinen stürmischen Verbesserungen vor. Er suchte mit allem Ungestüm aus Oestreich den Einheitsstaat zu machen, wozu Maria Theresia langsam die ersten Schritte gethan. Und hierbei gerade entfremdete er sich die Herzen. In Ungarn beleidigte er durch Aufhebung der Leibeigenschaft den mächtigen Adel, durch Begünstigung der deutschen Sprache die ganze Nation. In den Niederlanden verdarb er es durch seine kirchlichen Neuerungen mit der einflußreichen Geistlichkeit, die das Volk gegen ihn erbitterte, das ohnehin durch Aufhebung mancher seiner alten Freiheiten gekränkt war. Hier brach eine offene Revolution gegen ihn aus, 1789; in Ungarn und Böhmen drohte sie — als der Kaiser schnell und in der Blüte der Mannesjahre starb. Er hatte an einem Kriege der Kaiserin Katharina II. von Rußland gegen die Türkei 1788—1791 theilgenommen, da er auch hier auf Eroberungen hoffte. Der Krieg aber ward östreichischerseits nicht glücklich geführt, und in der Fieberluft der untern Donaugegend hatte der Kaiser den Keim tödlicher Krankheit eingesogen. Die tiefe Verstimmung über das Scheitern fast aller seiner Pläne und so vieler wohlmeinender Absichten untergrub gleichfalls seine Gesundheit. Nicht lange vor seinem Tode bekannte er, als er das Sakrament in seiner Schloßkapelle nahm, öffentlich und feierlich: er habe nur das Gute gewollt, sollte er gefehlt haben, so hoffe er auf die göttliche Barmherzigkeit und Nachsicht. Mit seinem Tode, 20. Februar 1790, lenkte zwar Oestreich wieder mehr in die alten Bahnen

ein, doch waren durch Josephs Neuerungen auch in diesem Staate die Kräfte geweckt und eine völlige Umkehr zum Alten unmöglich geworden.

Schon schreckte die große Bewegung der französischen Revolution Europa und machte die bisher freisinnigen Herrscher mißtrauisch gegen jede Neuerung und gegen die Stimme ihrer Völker. Als auf Joseph dessen Bruder Leopold II. folgte, 1790 bis 1792 — sowohl in Oestreich als auf dem deutschen Kaiserthron — verfuhr dieser genußsüchtige, aber kluge Herrscher, der bisher als Großherzog von Toscana (S. 219 Anm.) gleichen Grundsätzen wie Joseph gehuldigt, mit äußerster Vorsicht, bezwang die Revolution in den Niederlanden mit Waffengewalt und versöhnte Ungarn. Er brachte ein Stück welscher Listigkeit mit auf den Kaiserthron, die auch in den äußeren Beziehungen des Staates, besonders denen zu Preußen, ihre Anwendung fand. Im Innern schuf er ein wachsames, geheimes Polizeiwesen, führte die Censur wieder ein und wußte jeder revolutionären Spur klug und streng zu begegnen.

Die letzten Zeiten Friedrichs des Großen und die Regierung Friedrich Wilhelms II. 1786—1797.

Friedrich der Große erfreute sich in seiner langen Regierungszeit der unveränderten Liebe seines Volkes und der Achtung Europas. Nur ihm selbst blieb nicht verborgen, wie die Zeit sich verwandelte. Er sah in seinem Preußen den alten einfachen, entsagungsvollen Sinn schwinden, der einst die Drangsale des siebenjährigen Krieges überdauert hatte. Er sah, daß Glaube und Religiosität nicht ungerächt von den Hohen dieser Welt verlacht werden, sondern daß auch das Volk dieser Güter sich entäußern könne, und so wünschte er wohl selbst, die schlichte Frömmigkeit des preußischen Volkes sei noch, wie er sie einst 1740 von seinem Vater überkommen hatte. Auf die neuen großen geistigen Schätze des deutschen Volkes, in denen sich Aufklärung und Tiefe, Freiheit und Sittlichkeit zu verbinden begannen, die zum Theil gerade in seinem Preußen seit Lessing und Kant erwachsen waren — fiel sein, in dieser Beziehung ganz gehaltener Blick nicht. Sein äußeres Leben vereinsamte je länger je mehr; alle seine Freunde gingen vor ihm ins Grab. Einzelne Todesfälle der Seinen, die er am meisten geliebt, waren mit Unglücksfällen des siebenjährigen Krieges zusammengetroffen: so der Tod der Mutter bald nach der Schlacht von Kolin, der seiner Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth (S. 409), gerade am Unglückstage von Hochkirch. Auch der Marquis d'Argens starb vor ihm, und in dem Jahre, das ihn selbst dahinraffen sollte, auch der alte

Waffengefährte Ziethen. So vereinsamt, fast menschenfeindlich, und doch mit der alten unveränderten Sorge und Thätigkeit nur für sein Reich und Volk bedacht, schien es ihm wohl, als lebe er seinem Geschlechte zu lange; aber ungebrochen von Seelenschmerzen und Körperkrankheit, verharrte er in der strengen Ordnung seiner Thätigkeit bis noch zum Vortage seines Todes. Am 17. August 1786 brach das gewaltige Auge, das so klar seine Zeit, so streng und groß sein Reich beherrscht hatte. Sein Bild strahlt unter den Helden und Lieblingen der deutschen Nation: das Bild des „alten Fritz", wie er dasteht in seinem dreikantigen Hut, einfachen blauen Soldatenrock, hohen über die Knie gehenden Stiefeln; oder wie er hinreitet auf seinem Schimmel, den Krückstock in der Hand, die Gestalt nicht groß, hager, von Alter und Leiden gebeugt, das Angesicht tief gefurcht und wettergebräunt, aber mit einem wunderbar gewaltigen, großen und hellen Auge, aus dem der Herrschergeist leuchtet. Neben Luther lebt sein Name in unzähligen Geschichten, Anekdoten und Erinnerungen im Munde unseres Volkes bis auf heute fort. — Mit ihm schien Preußens große Zeit dahin.

Denn der ihm auf dem Throne folgte, ersetzte ihn bei weitem nicht. Friedrich Wilhelm II., Friedrichs Brudersohn, hatte die persönlichen Gaben des Muthes, der Ritterlichkeit, der Gutmüthigkeit, auch eines empfänglichen, regsamen Geistes; aber diese Eigenschaften wurden verdunkelt durch schwankendes Wesen, Sinnlichkeit, Hang zum Wunderbaren. Auch hatte der große Friedrich diesen seinen Nachfolger, dessen persönliche Begabung er nicht hoch schätzte, bisher nicht in die Regierungsgeschäfte eingeweiht. Nur der Minister Hertzberg war einigermaßen im Stande, Friedrichs des Großen Politik fortzusetzen. Noch zwar stand Preußen ehrfurchtgebietend unter den Mächten Europas da; das zeigte sich gleich im Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms II. In Holland lag die republikanische Partei mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien in Zwiespalt; zuletzt kam es soweit, daß des Prinzen Gemahlin, eine Schwester Friedrich Wilhelms II., als sie eine Reise von Nymwegen nach dem Haag machen wollte, von der Bürgermiliz an der Grenze der Provinz Holland mehrere Stunden gleichsam gefangen gesetzt und dann auf Befehl der „hochmögenden" Herren von Holland zurückgeschickt wurde. Dieser Vorfall, besonders die Auslegung, welche ihm der oranische Hof gab, veranlaßte den König aus der Zurückhaltung, die er bisher den holländischen Wirren gegenüber beobachtet, herauszutreten. Sein ritterlicher Sinn meinte, die Beleidigung der Schwester rächen zu müssen. So rückten denn 1787 über 20,000 Preußen unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in das Land ein, bezwangen mit leichtester Mühe die prahlerischen Bürgermilizen der Republi-

kaner und setzten die prinzliche Familie in ihre alte Machtstellung wieder ein. Ja großmüthig, aber nicht zu Preußens Vortheil, verzichtete Friedrich Wilhelm II. sogar auf alle Kriegskosten und andere Vortheile, die er bei dieser Gelegenheit seinem Lande leicht und billiger Weise hätte verschaffen können z. B. freie Schiffahrt auf dem von den Niederländern mit Zöllen gesperrten Rheine. Schon durch diesen ersten leichten Feldzug, der unglücklicher Weise den alten Glauben des Heeres an seine Unbesiegbarkeit noch befestigte, wurde der von Friedrich hinterlassene Schatz erschöpft. Weniger ruhmreich fiel der Feldzug in die Champagne 1792 aus, der in Verbindung mit Oestreich, doch wesentlich von preußischen Truppen, unter der Führung desselben Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und in Gegenwart des Königs selbst unternommen wurde (S. 463). Die größten Erfolge dagegen schien man im Osten zu gewinnen — doch waren auch hier die Vortheile mehr glänzend als dauernd.

Das polnische Reich hatte unter den übermüthigen Eingriffen des sich fortwährend vergrößernden Rußland sein herabgewürdigtes Dasein nach der ersten Theilung (S. 439) noch eine Zeit lang fortgefristet. Im Jahre 1787 veranlaßte Katharina II., die ihre alten Eroberungspläne gegen die Türken nie aus den Augen verloren, einen Krieg, dem sich auch Oestreich unter Joseph II. anschloß (S. 447) und in den sie ihre Kreatur, den Polenkönig Stanislaus Poniatowski, mit hineinzog; erstes Ziel sollte der Sturz der Türkei sein, aber der Bund sollte auch über dies Ziel hinaus dauern; daß dann zunächst Preußen bedroht sei, konnte sich niemand verbergen. Unter ihrem Feldherrn Potemkin machten die russischen Heere in der Moldau und Walachei die raschesten Fortschritte. Friedrich Wilhelm II. und sein Minister Hertzberg folgten der Politik Friedrichs des Großen, indem sie die Bedrohung des europäischen Gleichgewichts durch die überhandnehmende russische und östreichische Macht abzuwenden und sich gegen eine östliche, slavische Ueberwältigung zu wahren suchten. Preußen verband sich deshalb nicht nur mit England, Holland, Schweden, die gleiche Interessen hatten, sondern auch mit der Pforte selbst und mit Polen, dessen Regierung anders als sein König dachte. Allerdings war Hertzbergs Politik dabei zweideutig; er hoffte wenigstens Danzig und Thorn, vielleicht auch die Gebiete von Posen und Kalisch für Preußen zu gewinnen, wogegen Oestreich, wenn man es zum Nachgeben bringen könnte, Galizien an Polen abgeben und sich dagegen an türkischen Provinzen entschädigen sollte. So lange Joseph II. lebte und seine im Aufstand begriffenen Länder (S. 447) in Hertzbergs Hand zum Werkzeug gegen ihn gemacht werden konnten, waren die Aussichten für Preußen günstig. Schon faßte dasselbe an der Grenze

Belgiens, im Bistum Lüttich, wo es die Bewohner gegen ihren Bischof unterstützte, festen Fuß; preußische Offiziere organisirten die belgischen Truppen gegen Oestreich. Als aber hier Leopold II. zur Regierung kam (S. 448), suchte er geschmeidig und klug eine Annäherung an Preußen, das noch immer eine sehr kriegerische Haltung bewahrte. Es kam deshalb in Schlesien zum Reichenbacher Kongreß, auf welchem zunächst Preußens bisherige Verbündete, die Seemächte England und Holland, sich gegen jede Vergrößerung desselben und für Aufrechterhaltung des früheren Zustandes (des status quo) erklärten — was von Anfang an Oestreichs Wunsch gewesen war; dann stellte sich letzteres, als ließe es sich von Preußen schrecken, keine Vergrößerung in der Türkei mehr zu begehren. Mit diesem Schein begnügte sich Friedrich Wilhelm II., der, bereits mißtrauisch auf Hertzberg und die von diesem unterstützten revolutionären Bewegungen, die Lust zum Kriege verloren hatte; außerdem hatte sich Friedrich Wilhelm mit der Türkei in ein Bündnis eingelassen, so daß man derselben keine Abtretung an Oestreich auferlegen konnte; ja auch in ein Bündnis mit Polen, ohne zuvor sich die Abtretung von Danzig und Thorn verbürgen zu lassen. So gewann Leopold II. durch den Reichenbacher Vertrag (27. Juli 1790), was er wollte, nämlich Frieden nach außen und innen. Preußen aber war zum ersten Male bei Verfolgung seiner Pläne zurückgewichen.

Die Folge des Reichenbacher Kongresses war der Rücktritt Hertzbergs von der Regierung und eine größere Hingebung Preußens an Oestreich, welches nicht daran dachte, die Bedingungen des Reichenbacher Vertrages der Türkei gegenüber zu erfüllen, und so Preußen noch mehr bloßstellte. Da aber dem Könige Friedrich Wilhelm jetzt nichts so sehr am Herzen lag, wie der Krieg gegen die Revolution in Frankreich, so gab er auch diesmal nach. Auch Rußland achtete im Türkenkriege nicht mehr auf Preußens Drohung, zumal die Seemächte letzteres im Stich ließen. Die Mächte, die auf Preußen gehofft hatten, die Türkei, Polen, Schweden, sahen sich von ihm preisgegeben und hielten es für treulos. Ja Polen schritt nun, unbekümmert um Preußens Freundschaft, zu einer Umwandlung seiner Verfassung und nahm ein erbliches Königtum und eine den französischen Grundsätzen von 1789 nachgebildete konstitutionelle Verfassung an, 1791. Allen diesen Veränderungen gab Friedrich Wilhelm zunächst seine Zustimmung; als aber die Russen, herbeigerufen von einer vaterlandsverrätherischen Partei der Polen selbst, der sog. Targowiczer Konföderation, in das Land einrückten, einigte er sich mit Katharina II. zu einer zweiten Theilung Polens 1793, in welcher er die Woiwodschaften Gnesen, Posen, Kalisch, nebst den Städten Thorn und Danzig erhielt. Aus diesen so erworbenen Gebieten

ward eine neue Provinz „Südpreußen" gebildet. Als bald darauf die polnischen Patrioten noch einmal — jetzt zu spät einig und tapfer — sich unter Kosciuskos Führung erhoben, rückten abermals Preußen in das Land, die den schwersten Aufstand, allerdings ohne viel Ehre dabei einzulegen, niederkämpften; als er zu erlöschen begann, und nur Warschau noch sich hielt, rückte der russische Feldherr Suworoff heran, nahm Praga und erstürmte Warschau. Dann folgte eine dritte Theilung 1795, welche das polnische Reich von der Karte tilgte, und bei welcher Rußland wie in allen früheren Theilungen den Löwenantheil, Preußen einen Strich im Osten seines Landes mit der Hauptstadt Warschau erhielt, aus dem es die Provinzen Neuostpreußen und Neuschlesien bildete. Oestreich, das keinen Schwertstreich gethan, erhielt durch Rußlands Gunst einen fast gleich großen Antheil, West-Galizien.

Ohne durch die Klugheit seiner Staatsmänner oder durch die Ueberlegenheit seiner Waffen sich hervorgethan zu haben, war Preußen abermals mit leichter Mühe um fast 2000 □M. gewachsen. Aber dies in der zweiten und dritten Theilung Polens Gewonnene stand in einem andern Verhältnis als das, was Friedrich II. erworben hatte: weder war es deutsches Land, noch auch so leicht von preußischer Art und deutscher Nationalität zu bewältigen. Es waren ungeheure, öde Weiten, mit slavischer, fanatisch-katholischer Bevölkerung, die allem, was germanisch und protestantisch hieß, aufs feindseligste entgegentrat. Sie in deutsches und preußisches Wesen hineinzubilden, dazu hätte es mindestens eines Jahrhunderts des Friedens bedurft, und dies war dem preußischen Staat nicht beschieden. So blieben diese Lande ein unsicherer und wenig werthvoller Erwerb, ja ihr Besitz konnte Preußen und seiner Aufgabe in Deutschland geradezu verderblich werden.

Im Innern war die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. eine nicht glücklichere. Zwar ward die lästige Regie (S. 440) aufgehoben, das Schulwesen in allen Zweigen gefördert, selbst der aufblühenden deutschen Litteratur Begünstigung zugewandt; aber im großen und ganzen sank auch die innere Ordnung des Staates. Der wohlgefüllte Schatz Friedrichs des Großen war durch die unglücklichen äußern Unternehmungen bald erschöpft, und Schulden traten an dessen Stelle. Am Hofe begann ein sittenloses Leben, das sich auf die Residenz fortpflanzte: Leichtsinn und Genußsucht nahmen überhand und mit diesen Fehlern zugleich eine oberflächliche, prahlerische Ueberhebung, die es vergaß, daß Preußen seine Großmachtsstellung nur behaupten konnte, wenn man die Bahnen des großen Friedrich, der sie erkämpft, weiter wandelte, wenn König und Volk in der Anspannung aller Kräfte wetteiferten. Damit stand es im schneidenden Gegensatz, daß Friedrich

Wilhelm II. sich Menschen hingab, die, zum Theil Heuchler und Gaukler, sein Gemüth für eine krankhafte Religionsschwärmerei zu gewinnen verstanden, neben der doch die Unsittlichkeit des Lebens fortdauerte. Aus jener ging das sogenannte Wöllnersche Religionsedikt hervor, welches die Glaubensüberzeugung der Geistlichen einer vorhergehenden Prüfung unterwarf und sie zu zwingen versuchte, ihre Predigten streng in den Grenzen der alten Rechtgläubigkeit zu halten, auch wenn sie selber anders dächten. Gegen dies, ohnehin leichtfertig gegebene, Gesetz empörte sich ebensowohl die selbstselige eitle Oberflächlichkeit und Aufgeklärtheit, die besonders in Berlin ihren Sitz hatte, als auch die ernste, strenge aber freie Forschung, die seit Lessing, Herder, Semmler und Kant gleichfalls besonders in Preußen heimisch war, und der echt protestantische Geist, der nirgend Religiosität in Form des Zwanges billigt. Es war ein Gesetz, das auch alsbald von Friedrich Wilhelms II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., fromm und christlich gläubig wie er war, für verderblich erkannt und aufgehoben wurde. — Der Urheber desselben, Wöllner, hatte leider mit manchen andern unwürdigen Männern das Herz des weichen Königs zu gewinnen gewußt. In einem Jahrzehnt war die künstliche, scheinbar so feste Gründung Friedrichs des Großen unterhöhlt, und als König Friedrich Wilhelm II. starb, am 16. November 1797, blieb seinem Sohne, Friedrich Wilhelm III., die schwere Aufgabe, das schon lecke Staatsschiff durch die Stürme einer drohenden Zeit zu steuern.

Deutsche Dichtung und Wissenschaft.

Obwohl, wie oben (S. 441 ff.) gezeigt, in allen Theilen Deutschlands ein neues, geistig frisches Leben begonnen hatte, und mancher aufgeklärte, wohlwollende Fürst seinen Unterthanen, die durch einen langen Frieden beglückt wurden, Bildung und Gedeihen zu schenken bemüht war, erschienen doch die gröbsten Mißbräuche oder Rückschritte neben den erfreulichsten Entwicklungen. So war Oestreich nach den kurzen, übereilten Versuchen Josephs, auf die alten Bahnen zurückverfallen und von Deutschland in seinen politischen Interessen und geistigem Leben abgeschlossener denn je. So schien auch Preußen nach kurzem, glanzvollem Aufleuchten wieder zu sinken: kurz — die deutsche Nation schien kaum besser berathen, als zur Zeit der Angriffe Ludwigs XIV., jetzt, wo abermals eine große Probezeit zu überstehen war. Und dennoch war es ganz anders geworden in dem deutschen Volk, dennoch konnte man jetzt wieder, und vielleicht mehr als je zuvor, von einer deutschen Nation reden. Wohl waren es die Glanzthaten Prinz Eugens, des

großen Kurfürsten und vor allem Friedrichs des Großen gewesen, die diese Wirkung gefördert; aber ihnen an die Seite traten jetzt die Thaten der deutschen Geisteshelden, welche dem deutschen Volke ein neues Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit wie seines Adels unter den Nationen der Welt erschufen. Der deutsche Geist, im Protestantismus zu neuer Innigkeit des Gefühls und zu neuer Kraft des Denkens erwacht, hatte in der Ermattung des 17. Jahrhunderts gleichsam über seinen verborgenen Schätzen träumend ausgeruht; jetzt im 18., unter dem Nachhall der Thaten Friedrichs, erhob er sich von neuem. Aber obwohl zunächst nur von Preußen dem deutschen Nationalgefühl diese Anregung kam — dennoch nahmen an dieser neuen deutschen Geistesentwicklung alle deutschen Stämme theil, ja es quoll in den kleinen Staaten im Süden und Westen des Vaterlandes eine noch reichere Ader deutschen Geisteslebens als in Preußen selbst; es nahm selbst die Schweiz, dieses politisch von Deutschland getrennte Glied, an dieser Gesamtentwicklung den lebhaftesten Antheil.

Von hier ging schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Dichter und Gelehrter aus, der gleichsam die alte Verbindung der Schweiz mit Deutschland neu befestigte. Haller (geb. 1708, gest. 1777), der Dichter der „Alpen", der, nach Göttingen berufen, lange Zeit eine Zierde dieser blühenden Universität war, welche Deutschland der Vorliebe des hannöverisch-englischen Königshauses für das deutsche Stammland verdankte (gegründet 1737). Hallers Zeitgenosse war Hagedorn in Hamburg (geb. 1708, gest. 1754), der zuerst die schwerfällige deutsche Poesie wieder Anmuth lehrte. So regte sich im äußersten Norden wie im äußersten Süden die deutsche Muse zuerst wieder. In Leipzig, der alten Stadt des obersächsisch-meißenschen Stammes, dem Luther bei der Bildung eines neuen Hochdeutsch (S. 362) das meiste verdankt hatte, gab seit 1730 Gottsched (1700—1766) Regeln der Poesie, freilich steif, einseitig und anmaßlich genug, doch läuterte er, besonders durch den Hinweis auf die bessern französischen Dichter, den Geschmack in Deutschland. Gerade als Friedrich der Große den Thron bestieg und die schlesischen Kriege begannen, ließen sich Schweizer Kunstfreunde und Dichter (Bodmer, Breitinger) mit Gottsched in einen heftigen Schriftenkampf ein, der zur besseren Erkenntnis des Wesens der Poesie führte. Durch und trotz Gottsched ward Leipzig der Sammelplatz der bedeutendsten Kräfte dieses Jahrzehnts; von hier aus wirkte Gellert (1715—1769), der Dichter volksbeliebter Kirchenlieder wie anmuthiger Fabeln und Erzählungen; ferner jene Männer, die einen jugendlichen Freundeskreis bildend, später meist in Braunschweig am Collegium Carolinum (S. 441) sich wieder zusammenfanden, Gärtner, Ebert, Zachariä u. a., die man von

ihrer Zeitschrift als die Mitarbeiter der Bremer Beiträge zu bezeichnen pflegt. Und aus diesem Kreise hob sich der erste neuere große deutsche Dichter Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. 1803 zu Hamburg), der Sänger des Messias und herrlicher Oden. Es lebte in ihm noch der fromme Glaube der Reformation, und in ihm zuerst nahm die deutsche Sprache wieder den erhabenen Schwung, den sie seit Luther vergessen; mit edlem Selbstbewußtsein erhob sich durch ihn wieder die deutsche Muse; in ihm gewann auch die Liebe zum deutschen Vaterlande wieder den frischen, reinen Ausdruck:

Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht das Herz Dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Er zuerst hat wieder großes gehofft von seinem damals noch so zersplitterten, vielfach gedrückten Vaterlande (1773):

Frei, o Deutschland,
Wirst Du dereinst, ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen!

Begeistert wie Klopstock vom Vaterlande sang, hallte es nun auch nach im Kreise der jungen Dichter, die in ihm ihr Vorbild fanden, bei den Sängern des sog. Göttinger Haines: Voß, Hölty, Bürger, den Brüdern Stolberg. Unterdessen hatte Gotthold Ephraim Lessing (1729 bis 1781), der in Leipzig, dann in Berlin und Hamburg, zuletzt in Wolfenbüttel lebte, der deutschen Prosa Kühnheit und Kraft gegeben und die letzten Fesseln französischer Knechtschaft, welche die deutsche Poesie noch trug, gesprengt; er hatte das deutsche Drama geschaffen; er hatte sich in seiner „Minna von Barnhelm" unmittelbar durch Preußens Ruhm und Größe begeistern lassen und in seinem „Nathan der Weise" in edelster Reinheit Duldung und Geistesfreiheit verkündigt. Zu ihm standen die eigentlich preußischen Dichter in engerer Beziehung: Ewald von Kleist (1715—1759), der Sänger des Frühlings, der in der Schlacht von Kunersdorf zum Tode verwundet ward, und Gleim, der Halberstädter Kanonikus, der Dichter der „Lieder des preußischen Grenadiers", der Herold von Friedrichs Schlachtenruhm im siebenjährigen Krieg. Auch große Gelehrte gingen aus Preußen hervor: so Winckelmann, dessen Sinn nach den antiken Kunstherrlichkeiten des Südens stand, und der dem deutschen Volke, ja der ganzen neueren Zeit der begeisterte Ausleger ihrer Schönheit wurde: so Kant in Königsberg, der ganz neue Bahnen des Denkens und Untersuchens aufschloß, aber zugleich mit hohem, sittlichem Ernst jener leichtfertigen Aufklärung, wie sie

die französischen sogenannten Philosophen verbreitet hatten, für immer in Deutschland die Thüre schloß.

Schon in diesem neueren Geiste des kühnen Forschens und Strebens erwachsen, trat dann, ebenfalls ein Ostpreuße, Herder (1744—1803) hervor, der gleichmäßig als Gottesgelehrter, Philosoph und Dichter seine reiche Wirksamkeit entfaltete: der dem deutschen Sinn das Verständnis für die Poesie aller Völker und aller Zeiten erschloß und demselben jenen vorurtheilsfreien Allgemeinblick gab, der uns seitdem vor allen anderen Völkern der Erde eigen ist. — Doch waren es Süddeutsche, Kinder des alten fränkischen (S. 114) und schwäbischen (S. 134) Stammes, welche die deutsche Poesie zur Vollendung führen sollten. Schon früher hatte Wieland (1733 bis 1813), der Dichter des Oberon, geboren zu Biberach in Schwaben, französischen und antiken Vorbildern folgend, mit Heiterkeit, Witz und Anmuth den noch immer schwerfälligen deutschen Geist zu beleben gewußt. Den höchsten Gipfel des Schönen aber gewann Johann Wolfgang Goethe (geb. zu Frankfurt a. M. 28. August 1749, gest. zu Weimar 22. März 1832) gleich durch seine ersten Werke, Götz von Berlichingen und Werthers Leiden. Sein herrliches Vorbild riß die ganze damalige dichterische Jugend mit fort, und von ihm geleitet, begann in der sogenannten Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur (zwischen 1770 und 1785) ein so gewaltiger geistiger Umschwung, wie ihn etwa zwei Jahrzehnte später die französische Revolution auf staatlichem Gebiete hervorbrachte. Ihm strömte die Fülle deutscher Innigkeit in seinen Liedern und Balladen, die ganze Tiefe deutschen Denkens und Sinnens in seinem Faust, der ganze Reichtum freier Lebensanschauung in seinen Romanen (Wilhelm Meisters Lehrjahre, Wahlverwandtschaften ꝛc.) und in seiner Selbstbiographie (Wahrheit und Dichtung); und als seine italienische Reise ihn mit dem südlichen Himmel und den ehrwürdigen Resten alter Kunst bekannt gemacht hatte, prägte er auch jene klassische Vollendung der Form, die wir bei den Alten bewundern, seinen reifsten Werken (Iphigenia, Tasso, Hermann und Dorothea) auf. Neben diesen weltumfassenden Geist, zu dem bald alle Nationen als zu dem größten Dichter der Neuzeit aufblickten,. trat der jüngere Gefährte, Schiller (geb. zu Marbach in Schwaben, 10. Nov. 1759, gest. zu Weimar 9. Mai 1805), der große Tragödien-Dichter der Deutschen, der Sänger der Vaterlandsliebe und der Freiheit, dem „der Geschichte Flut auf Fluten schwollen" und dessen gewaltiges Geistesleben unter schwerem äußeren Druck ein stetes Fortschreiten war, „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen." Beide Männer, in erhebender Freundschaft zusammenwirkend, lebten in Weimar, wohin auch Herder, Wieland u. a. berufen waren, und das damals unter Karl Augusts

großherziger Regierung eine Hauptstadt der deutschen Muse ward. Neben Weimar blühte verschwistert die Universität Jena, wo Fichte, Schelling, Hegel, die großen Philosophen Deutschlands, nacheinander gewirkt und gelehrt haben (1795—1806).

So erreichte die deutsche Litteratur am Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Den Deutschen aber war sie mehr als andern Völkern die ihre: nicht bloß ein gerechter Stolz und eine Freude — sie ersetzte den Deutschen vorläufig das Gesamt-Vaterland, sie bildete sie, freilich erst allmählich, zu einer Nation zusammen, schloß sie in eine geistige Einheit, die über die Grenzen des zerrissenen deutschen Reiches hinausging und selbst die längst abgetrennten Glieder desselben, die Niederlande und die Schweiz, ja die im fernen Osten, in Siebenbürgen und in den baltischen Provinzen unter fremdem Scepter wohnenden Deutschen, wie die, welche jenseits des Oceans als fleißige Kolonisten sich eine neue Heimat gegründet, — zu einem großen Gemeingefühl, „so weit die deutsche Zunge klingt", fest und fester zusammenschmolz. Noch fehlte es dieser vorhandenen geistigen Einheit am rechten Bewußtsein; aber die Zeiten kamen, wo diese Litteratur sowie die halbvergessene Religion der einzige Trost, das letzte Kleinod der Deutschen blieb — der Nibelungenhort, der seiner Zeit erstehen sollte.

Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft. 1792—1815.

Die französische Revolution und ihre erste Einwirkung auf Deutschland.

Während in Deutschland eine innere Umwälzung der bisherigen Anschauungen fast auf allen Gebieten des geistigen Lebens vor sich ging, war in den Ländern des Westens eine ähnliche Aenderung der politischen Anschauungen erfolgt. Die amerikanischen Kolonien hatten sich in längerem Kampfe (1773—1783) ihre Unabhängigkeit vom europäischen Mutterlande, England, erkämpft. Friedrich der Große war der erste europäische Monarch gewesen, der die so entstandenen Freistaaten anerkannt hatte.*) Bei dem Kampfe und bei der Errichtung dieses neuen Gemeinwesens waren neue politische Grundsätze aufgetreten: Grundsätze der Gleichheit aller Staatsbürger unter sich, der Selbstbestimmung des Volkes u. s. w. Am eifrigsten hatte diese Grundsätze Frankreich aufgefaßt, wo die Gemüther bereits für solche Vorstellungen zubereitet waren (S. 441). Junge, begeisterte Schwärmer wie Lafayette waren als Freiwillige in den Kampf gezogen, dem alle Aufgeklärten des Zeitalters mit warmer Theilnahme folgten: zugleich hatte die allgemeine Stimmung in Frankreich, besonders die des freisinnigen Adels, den König genöthigt, offen die Waffen für die junge Republik zu ergreifen.

Auch als der Frieden geschlossen und die staatliche Selbständigkeit der amerikanischen Kolonien anerkannt war, wirkten die von dorther entzündeten Gedanken in Europa weiter und fanden besonders in Frankreich einen fruchtbaren Boden. Die Sünden Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. lagen wie ein Alp auf dem gedrückten Lande und auf Ludwig XVI., dem unglücklichen

---

*) Er hoffte davon für Ostfrisland eine bedeutendere Handelsentwicklung.

Sproß so schuldbefleckter Vorfahren. Eine unermeßliche Schuldenlast und infolge derselben unerschwingliche Steuern, die noch dazu von einem, dem sog. dritten Stande, dem der Bürger und Bauern, aufgebracht werden mußten, nicht auch auf die beiden ersten Stände, den Adel und die Geistlichkeit, sich vertheilten; außerdem der erschütterte Glaube, die mit Füßen getretene Hingebung des einst treuen Volkes, die nach dem Vorbilde des Hofes einreißende Sittenverderbnis; dies alles wirkte hier zusammen, eine Revolution vorzubereiten, die das Königspaar, Ludwig XVI. und seine Gemahlin Maria Antoinette, die Tochter Maria Theresiens, wohlwollend und sittenrein wie sie waren, nicht zu beschwören vermochten. Um für die Geldverlegenheiten Abhilfe zu gewinnen und die Steuerlast gleichmäßiger zu vertheilen, berief man 1789 die Stände des Reichs, die Generalstaaten (états généraux); bald aber gewann unter diesen der dritte Stand, damals von Männern wie Mirabeau, Sieyes, Lafayette geleitet, die Oberhand und schwur, nicht auseinander zu gehen, ohne dem Reiche eine Verfassung gegeben zu haben. Ein Volksaufstand in Paris, der die Bastille, das alte Staatsgefängnis Frankreichs, brach (14. Juli), und ein zweiter, in welchem ein wüster Volkshaufe den König und seine Familie von Versailles nach Paris führte (5. und 6. Oktober), kam den Bestrebungen der Nationalversammlung zu Hilfe. Wirklich stellte nun diese Versammlung eine neue, eine monarchisch-konstitutionelle Verfassung auf, die freilich schon die königlichen Rechte in fast republikanischer Weise auf das geringste Maß herabdrückte. Neben ihr aber stand bereits im Jakobinerklub eine offen republikanische Partei, gelenkt von Robespierre, Danton, Marat, Camille Desmoulins u. a., der besonders die Commune d. i. die Stadt Paris mit ihrem sich immer mehr geltend machenden Pöbel zujauchzte. Durch die wachsend aufrührerische Stimmung in seiner Sicherheit immer mehr bedroht, hatte der König im Juni 1791 einen Fluchtversuch gemacht, der aber mißlungen war.

Bald darauf ging die Nationalversammlung auseinander, und eine neue, aus demokratischen Wahlen hervorgegangene trat an ihre Stelle, die legislative, welche die von der ersten Versammlung aufgestellte Verfassung ins Lebens führen sollte. In ihr hatte bereits die republikanische Partei, die der sogenannten Girondisten, die Oberhand. Diese trieb die Sache zum Bruch und verwickelte absichtlich Frankreich in einen Krieg zunächst mit Deutschland, zu dem das lärmende Herausfordern der bei Clemens Wenzel (S. 442) in Trier und Coblenz weilenden Emigranten freilich erwünschten Vorwand bot. Und dieses wie der Krieg selber bot dann den Vorwand zur Bildung eines Lagers von Freiwilligen bei Paris, welche, in

Verbindung mit dem Pariser Pöbel, das Königtum stürzten, indem diese Massen am 10. August einen planmäßig angelegten Angriff auf die Tuilerien machten. Da aber um dieselbe Zeit die Preußen in Frankreich eindrangen (S. 463 ff.), und die Anhänger des Königtums sich zu erheben drohten, so riß eine andere Partei, neben der die Girondisten noch als gemäßigt erschienen, die Gewalt an sich. Danton erklärte im Jakobinerklub, der Schrecken müsse Frankreich retten, und ordnete die fürchterlichen Septembermorde an, die man an wehrlosen Eingekerkerten vollführte. Und bald darauf erklärte die dritte neu zusammentretende Versammlung, der National-Konvent, Frankreich zur Republik (21. September 1792) und nahm, während der König in dem Temple gefangen gehalten wurde, selbst die Regierung des Staates in die Hand.

Im Konvent herrschte die Partei des Berges d. h. die wilden Republikaner von Dantons und Robespierres Partei. Diese sandten zuerst den König aufs Schafott (21. Januar 1793), dann die gemäßigten Republikaner, die Girondisten — dann wüthete die Partei unter sich, und nachdem auch Danton auf der Guillotine geendet, herrschte Robespierre mit seinem Anhange wie ein Tyrann in Frankreich. Da gleichzeitig ganz Europa gegen die neue Republik in den Waffen stand, so leiteten die Häupter des Konvents und des „Wohlfahrtsausschusses" aus dieser bedrohten Lage Frankreichs die Nothwendigkeit her, daß der Schrecken fortherrschen müsse. — Zu Tausenden wurden die Gegner der Robespierreschen Republik eingekerkert, und Ströme von Blut rannen in Paris, in den größeren Städten Frankreichs, selbst auf dem Lande von den Guillotinen. Endlich stürzte eine etwas gemäßigtere Partei auch Robespierre und seinen Anhang (Juli 1794). Noch ein Jahr dauerte der Konvent, dann suchte Frankreich, des Blutrausches müde, Ruhe im Innern und schien diese vorläufig durch Einsetzung einer neuen Regierung, des Direktoriums, gefunden zu haben (1795). Schon aber lag die ganze Kraft des Staates in den Heeren und ihren jungen Feldherren. Von dem Suchen nach gesetzmäßiger Freiheit und geordneter Verfassung war man ausgegangen; dann aber hatte man sich in rasender Wuth mehr und mehr überstürzt und endete, wo so maß- und zügellose Bewegungen fast immer enden: im Militär-Despotismus.

Staunend hatte Europa diesem furchtbarsten aller Schauspiele, welche die Geschichte je geboten, zugeschaut. Auf das Nachbarland Deutschland wirkten diese Begebenheiten zunächst und am mächtigsten. Zuerst, als die neuen Gedanken: verfassungsmäßige Freiheit, Herrschaft des Rechtes statt der Willkür, brüderliche Gleichheit 2c., mit beredten Worten von begabten

und begeisterten Menschen vorgetragen, über den Rhein klangen, fanden sie durch ganz Deutschland lebhafte Theilnahme. Damals sang Klopstock:

> Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit.

Und Goethe selbst bekannte später:

> Wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
> Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
> Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
> Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
> Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit.

Dann, als die einzelnen Gewaltthaten geschahen, beklagte man diese, hielt sie aber für kaum zu vermeidende Uebel eines Uebergangszustandes; als dann aber die Greuel der Septembermorde, die Hinrichtung eines milden, persönlich tadellosen Königs, die Ströme unschuldigen Blutes zum Himmel schrieen, empörte sich der sittliche Sinn des deutschen Volkes gegen so wahnsinnige Verirrungen; Klopstock bekannte seinen „Irrtum", ja manche wurden ganz irre an der Möglichkeit, daß Völker sich zur Freiheit erheben konnten; Schiller sang:

> Wo sich die Völker selbst befrei'n,
> Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n

und Goethe mahnte:

> Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
> Dies ist unser! So lasset uns sagen und so es behaupten!

Dennoch war Deutschland nicht eines Sinnes. Auf die großen Staaten, Preußen und Oestreich, die eine Geschichte hatten, auf die sie stolz waren, und bei allen Mißständen doch Verhältnisse nach großartigerem Zuschnitt, wirkte die Revolution wenig. Je näher aber zum Rhein, je kleiner und kleinlicher die Staaten, um so leichter entzündeten sich die Köpfe. Hier gerade hatte man das Elend des verkommenen deutschen Reiches recht vor Augen — und nirgends wieder empfand man es so wie in den geistlichen Gebieten (S. 442) z. B. in Trier, Köln und Mainz. Die Bevölkerung begann über Steuerdruck, mangelhafte Gerechtigkeitspflege, Jagdunwesen, Lasten der Leibeigenschaft u. dergl. zu klagen. Selbst die ausgelassensten republikanischen Lehren, selbst die jakobinischen Greuel schreckten hier nicht ab, sich den „Neufranken", die mit gleißenden Worten alle Völker als Brüder grüßten, anzuvertrauen. Als nun sogar Oestreichs und Preußens Heere gegen die Republikaner unglücklich kämpften, wich das Vaterlandsgefühl — kaum war ein solches in diesen zuchtlosen Staaten vorhanden — der Lust

am Neuen und den Freiheitsverheißungen der Sieger. Und so werden wir Städte wie Mainz, Köln, Coblenz, uralte heilige Grundfesten des Reiches, leider wie bethört den gleißnerischen Fremden in die Arme eilen sehen — freilich nur, um den verrätherischen Tausch bald um so bitterer zu beklagen.

Oestreich und Preußen gegen die Revolution. Feldzug in die Champagne 1792.

Als in Paris die jakobinische Partei die Oberhand bekam, und das Ansehen und Leben des Königs selbst bedroht schien, begannen die deutschen Mächte zu überlegen, wie sie dem bösen Beispiel steuern und das monarchische Ansehen stützen möchten. Das bisher herrschende selbstsüchtige Interesse schien dem Eintreten größerer Rücksichten zu weichen, Oestreich und Preußen ihre lange Eifersucht zu vergessen. Diese Anschauungen wenigstens beherrschten den zur Weichheit und Großmuth geneigten Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Außerdem hatte die Nationalversammlung Rechte deutscher Fürsten und Herren, die diese noch auf französischem Gebiet von alter Zeit her besaßen, verletzt, und das Reich konnte wohl auf Entschädigung dringen. Vorläufig wenigstens fanden die vor der Revolution aus Frankreich Geflüchteten, die Emigranten, bei deutschen Fürsten, besonders am Rhein, gastliche Aufnahme und begannen hier, leichtfertig, sittenlos und unverbesserlich übermüthig wie sie waren, Rüstungen gegen ihr Vaterland (S. 459). Zu Pillnitz bei Dresden kamen dann als Gäste des Kurfürsten von Sachsen schon im Sommer 1791 Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. zusammen, um gemeinsame Maßregeln zu verabreden. Auch Graf Artois, der jüngere Bruder Ludwigs XVI., erschien hier, um ihre Theilnahme und ihr Einschreiten anzurufen. Jedoch zögerte der kluge Leopold und hütete sich vor jeder bindenden Zusage. Um so mehr drängte Friedrich Wilhelm II. Doch hätte Leopold wohl noch lange den Krieg vermieden, wenn denselben die republikanische Partei in Frankreich nicht selbst herausgefordert hätte. Die Nationalversammlung setzte den 1. März 1792 als den Termin an, an dem die Emigranten-Corps sich aufgelöst haben müßten, widrigenfalls Frankreich den Krieg erklären werde. Gerade aber an diesem Tage starb Kaiser Leopold. Sein junger Nachfolger, Franz II. (1792—1835), war mehr zum Kriege geneigt, und jetzt gerade gelangte in Frankreich jenes girondistische Ministerium (S. 459) an die Regierung, das am 20. April 1792 Franz II., dem „König von Ungarn und Böhmen", wirklich den Krieg erklärte. Natürlich fehlte es dabei nicht an Phrasen gegen die Feinde der Freiheit, gegen die „horde d'esclaves, de traîtres, de rois conjurés".

Aber Frankreich, aufgelöst im Innern, mit zerrüttetem Heer und Finanzwesen, hätte trotz aller Prahlerei einem schnellen Angriff von außen nicht widerstehen können. Nur war die Wehrkraft des deutschen Reichs gleichfalls nichtig, einzelne Staaten, wie das nun vereinte (S. 445) Pfalz und Baiern, suchten schon jetzt bei dem Reichsfeinde Neutralität, und die Großmächte verloren die kostbare Zeit und verdarben ihre Sache bald durch Zwiespältigkeit. Erst im August überschritten die Preußen von Luxemburg her die Grenze, während die Oestreicher von den Niederlanden und vom Oberrhein aus sich anschließen sollten. Schon diese Heere erreichten nicht die verabredete Zahl. Verhängnisvoll aber ward im Hauptheer der doppelte Oberbefehl. Friedrich Wilhelm II. war für schnelles Vorgehen; sein Oberfeldherr, der für den besten des Zeitalters galt, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, für langsames, bedächtiges Operiren. Dadurch litten alle Maßregeln an schlimmwirkenden Widersprüchen. Voraus ging dem Heere ein von Emigranten verfaßtes Manifest an die Franzosen, welches drohte, jede Stadt zu zerstören, die sich widersetze, Paris aber in einer für alle Zeiten denkwürdigen Weise zu züchtigen, wenn dem Könige Ludwig XVI. ein Haar gekrümmt werde. Diese hohlen Prahlereien, die damals wirkungslos zu Boden fielen, gaben später den französischen Volksrednern und Klubmännern erwünschten Anlaß, den Patriotismus der Franzosen zur Wuth aufzustacheln.

Die Preußen nahmen Longwy und Verdun und richteten ihren Marsch auf die Champagne. Vor dieser Provinz lagen die schluchtenreichen Wege des Argonner Waldes. Diese, hatten die Republikaner hochtrabend verkündet, müßten zu den Thermopylen Frankreichs werden. Zwar standen keine Spartaner und kein Leonidas hier; aber unschlüssig ließen die Preußen den beiden französischen Generalen, Dumouriez und Kellermann, Zeit, sich zu vereinen. Letzterer ward dann bei Valmy (westlich von Verdun) am 20. September 1792 in einer unvorsichtig vorgeschobenen Stellung überrascht. Die Schlacht begann. Die Franzosen hatten junge schlecht geübte Truppen, denen bei der Entfaltung der gefürchteten preußischen Kolonnen das Herz schlug; gleich anfangs brachten auffliegende Pulverkarren unter ihnen Verwirrung hervor; ein rascher Angriff hätte den Sieg entschieden. Statt dessen beschränkte sich der Herzog von Braunschweig auf eine nutzlose Kanonade; am Abend gingen die Truppen beiderseits in gedeckte Stellung zurück.

Aber für die Preußen ward der Tag zur Niederlage, während dem jungen Feindesheere der Muth wuchs. Dumouriez hielt dann durch geschickt eingeleitete Unterhandlungen die Preußen acht Tage auf, bis er verstärkt

und unangreifbar war. Nun gingen jene, gleichfalls durch Scheinunterhandlungen sich deckend, an den Rhein zurück; aber die Ungunst des Klimas, furchtbare Regengüsse und heftige Ruhrkrankheiten schadeten ihnen mehr, als die blutigste Niederlage es vermocht hätte. Außerdem war durch die gepflogenen Unterhandlungen bereits der erste Keim des Mißtrauens unter den Verbündeten ausgesäet. Dumouriez warf sich nun auf die Oestreicher in Belgien. In der Schlacht von Jemappes unweit Mons (6. November 1792) begann der republikanische Ungestüm der französischen Truppen sich zu entfalten; die Oestreicher wurden geschlagen und die Niederlande erobert. Ja, noch ehe das Jahr endete, hatten die Franzosen auch die deutschen Städte Lüttich und Aachen besetzt.

Während die deutschen Heere im Rückgang auf den Mittelrhein waren, überfiel plötzlich die französische Rheinarmee unter Custine, von den bereits eroberten Städten Speyer und Worms her, die deutsche Bischofsstadt Mainz. Schlecht befestigt, schlecht regiert und in der Stunde der Noth von ihrem Kurfürsten und dessen Beamten feig und kopflos verlassen, ergab sich die Stadt, der Hauptschlüssel der Rheinlande, leicht und willig den Franzosen, die mit den lockendsten Freiheitsverheißungen einzogen (20. Oktober 1792). Auch Frankfurt ward noch 1792 besetzt und gebrandschatzt, aber hier wurden die Neufranken von Preußen und Hessen und der wackeren Bevölkerung selbst noch vor Ablauf des Jahres wieder aus der Stadt geschlagen.

Die erste Koalition. Die Kämpfe bis zum Frieden von Basel.

Das Haupt des unglücklichen Ludwigs XVI. war auf der Guillotine gefallen (21. Januar 1793). Entrüstet und von der wachsenden Revolution stets mehr bedroht, schlossen fast alle europäischen Mächte — England, Holland, Preußen, Oestreich, das deutsche Reich, Sardinien, Neapel und Spanien — einen Bund gegen Frankreich, die sog. erste Koalition (1793). Nur Katharina II. von Rußland hielt sich, obwohl zum Kriege anreizend, fern, indem sie bei den Verwirrungen des westlichen Europas um so ungestörter ihre Pläne gegen die Türkei und Polen verfolgen konnte. — Den ungeheuren Rüstungen Europas hatte Frankreich, von inneren Parteiungen zerfleischt (S. 460), vom Aufstande fast aller seiner größeren Städte und der Vendée geschwächt, noch immer nichts entgegenzustellen als ungeordnete Heere und unversuchte jakobinische Generale. Wieder dankte es die Republik mehr der Uneinigkeit, der Unschlüssigkeit, dem gegenseitigen Neid und Mißtrauen der Verbündeten untereinander, als sich selbst, wenn sie auch diesmal siegreich blieb. Zwar begann der Feldzug

der Koalition mit glücklichem Vordringen. Die Oestreicher siegten am 18. März bei Neerwinden (zwischen Brüssel und Lüttich), eroberten Belgien wieder und rückten sogar ins nördliche Frankreich ein. Die Preußen nahmen Mainz wieder (22. Juli) und drangen siegreich in der Pfalz und im Elsaß vor. Aber nun ward die Mißstimmung zwischen Oestreich und Preußen (dort genährt von dem Minister Thugut, hier von einer Friedenspartei unter Haugwitz) immer größer. König Friedrich Wilhelm II. wandte sein Auge auf die bevorstehende zweite Theilung Polens (S. 451) und verließ im September des Jahres das Heer.

Die Franzosen schlugen noch in demselben Jahre bei Hondscoten südlich von Dünkirchen die Hannoveraner und Hessen und bei Wattignies unweit der Sambrefestung Maubeuge (15. und 16. Oktober) die Oestreicher, während die Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig in der Pfalz bei Pirmasens (14. September), an den Weißenburger Linien (13. Okt.) und endlich bei Kaiserslautern (28.—30. November) noch siegreich waren. Aber jeder der Bundesgenossen beschuldigte den andern wegen schlechter Unterstützung, und unbefriedigt nahm bald auch Karl Wilhelm Ferdinand seinen Abschied.

Im Jahre 1794 brachen die Franzosen von neuem gegen die Niederlande vor. Am 26. Juni siegte Jourdan bei Fleurus westlich von Namur, und was man in Wien schon vorher, nach Thuguts Plane, beschlossen hatte, Belgien aufzugeben, dagegen im Osten bei der bevorstehenden letzten Theilung Polens (S. 452) ein Entschädigungsstück zu gewinnen und im Anschluß an Rußland das eifersüchtig beobachtete Preußen hier zu überflügeln, das ward nun ausgeführt. Preußen, in seinen Finanzen erschöpft, war nur noch im Felde geblieben, weil England den größten Theil der Besoldung seines Heeres übernahm. Dafür aber wollte England dasselbe auch wie sein eigenes behandeln und ihm die Kriegführung besonders in den Niederlanden aufbürden. Noch waren die Preußen in der Pfalz auch unter Möllendorf glücklich; noch zweimal in diesem Jahre hatten sie bei Kaiserslautern gesiegt (23. Mai und 18.—20. Sept.; bei einem Versuche der Franzosen, die im ersten dieser Treffen erlittene Schlappe wieder gutzumachen, hatte sich besonders Blücher ausgezeichnet bei Kirweiler westlich von Speyer, 28. Mai); das preußische Selbstgefühl weigerte sich, bloß ein gemiethetes Werkzeug zu sein. So zerfiel allseitig die Koalition. Friedrich Wilhelm II. wünschte sein Heer in Polen allein verwenden zu können, nur widerstrebte er noch einem Separatfrieden, zu dem Frankreich entgegenkommend die Hand bot. Doch gingen nun auch die Preußen auf das rechte Rheinufer zurück, und die Franzosen nahmen das ganze linke Rheinufer in Beschlag.

Zu Anfang des Jahres 1795 eroberten sie dann unter Pichegru auch das von den Engländern besetzte Holland und formten daraus die batavische Republik. Preußen aber schloß am 5. April 1795 mit der französischen Republik den Frieden zu Basel, durch welchen die Bestimmung über das linke Rheinufer zwar einem demnächstigen allgemeinen Frieden vorbehalten blieb, doch war es vorläufig in der Hand der Franzosen, und Preußen bereits für seine eigenen dortigen Länder (Mörs, Geldern, Cleve) unter der Hand eine Entschädigung gelobt. Für diejenigen kleineren deutschen Länder, welche unter Preußens Vermittelung binnen drei Monaten den Frieden nachsuchten (meist norddeutsche), ward Neutralität gewährt. Wohl hatte Friedrich Wilhelm II., dessen Eifer im Anfang der reinste gewesen war, über hinterhaltige Selbstsucht seiner Bundesgenossen zu klagen; doch rächte sich das Zurücktreten von der gemeinsamen deutschen Sache und die nun beginnende ängstliche Friedenspolitik an Preußen später nur allzu bitter. — Oestreich blieb zwar im Krieg, anscheinend für das Interesse Deutschlands. Aber, bei der Unbedeutendheit des Kaisers, von Thugut, einem zweideutigen Menschen, geleitet, weckte es den nicht unbegründeten Verdacht, auch nur auf Eroberungen, bald in Italien, bald im Osten, vor allen Dingen auf die Erwerbung Baierns (S. 445, 446) bedacht zu sein. Erst im Sommer erwachte der Krieg wieder, indem zwei Heere der Franzosen unter fürchterlichen Verwüstungen über Düsseldorf und Mannheim her auf das rechte Rheinufer vordrangen. Diesmal aber waren die Oestreicher im Stande, unter dem tüchtigen General Clairfait sie zurückzuwerfen und mit einem nun eintretenden Waffenstillstand die alten Stellungen zu behaupten.

Napoleon Bonaparte. Friede zu Campo Formio.

Fünf Armeen stellte im Jahre 1796 die französische Republik gegen ihre noch übrigen Feinde: England, Oestreich, Sardinien ins Feld. Von diesen sollten zwei, die Maas-Sambre- und die Rhein-Armee, ins Innere Deutschlands vorbrechen, eine dritte von Italien her einen gleichzeitigen Angriff machen und eine endliche Verbindung mit den beiden andern in Süddeutschland suchen. Die italienische Armee stand an der genuesischen Küste zwischen den Apenninen und dem Meere, welches von den Engländern behauptet wurde, eng eingeschlossen. Die Truppen waren ausgehungert und litten an allem Mangel, aber ihre Kriegstüchtigkeit war dadurch nicht gemindert. Mit dem Frühling des Jahres 1796 trat an ihre Spitze Napoleon Bonaparte (Buonaparte), geb. 15. August 1769 zu Ajaccio auf Corsica.

Damals 27 Jahre alt und schon frühzeitig in den Revolutionskriegen ausgezeichnet, begann der junge, schlanke Mann mit den schwarzen Augen und dem langen schwarzen Haar hier seine gewaltige Laufbahn. Selten oder nie hat die Geschichte in einem Menschen solch eine Mischung des kältesten Verstandes und der glühendsten Leidenschaft, der glänzendsten wie der furchtbarsten Elemente hervorgebracht. Franzose an militärischem wie politischem Talent, an Gewandtheit, Dinge und Menschen zu behandeln, an Beredsamkeit wie an Prahlerei und eitler Ruhmesliebe, verräth doch zugleich seine arglistige Falschheit sein italienisches, seine unversöhnliche Rachsucht sein corsisches Blut. Aus der Schule der wildesten Revolution, aus der Freundschaft der Robespierre hervorgegangen, hat er nie in seinem Leben jakobinische d. h. despotisch-revolutionäre, furchtbare und gewissenlose Mittel gescheut, um zum Ziele zu gelangen; hat er es verstanden, auch bei den schlechtesten Thaten die Phrase der Tugend, Großmuth und Humanität auszuhängen, durch welche die feile Menge der Thoren aller Zeiten nur zu leicht geblendet wird. Dennoch gebührt ihm der Ruhm, nicht bloß in hundert Schlachten gesiegt, sondern auch die Revolution geschlossen, neue Ordnungen und Gesetze aufgestellt zu haben; und selbst da, wo er nur das Selbstsüchtige, ja das Böse gewollt, hat er nach Gottes höherem Rathschluß gar oft das Gute geschafft, besonders in unserem Vaterlande.

Seinen hungernden, zerlumpten, wüsten Soldaten versprach er in vier Wochen Mailand. Und er hielt Wort. Indem er mit Schnelle und Geschick stets seine Truppen in Massen und in Uebermacht auf die in weitläufigen Stellungen verzettelten Oestreicher zu werfen wußte, schlug er den 72jährigen, langsamen Beaulieu rasch aus den Gebirgen hinaus und zwang den König von Sardinien zum Frieden mit der Republik. Dann überschritt er den Po, umging die Linie des Tessin und nahm bei Lodi die Adda-Brücke, worauf er sich rückwärts wandte und Mailand besetzte. Auch die starke Linie am Mincio wußte er dann geschickt zu überschreiten und zwang ein östreichisches Heer unter Wurmser, nach der Niederlage bei Castiglione und Bassano, sich nach Mantua zu werfen, wo er es den Winter hindurch belagerte. Ein drittes, zum Entsatz heranrückendes Heer unter Alvinzy schlug er bei Arcole (15.—17. November) und bei Rivoli (14. Januar 1797) und gewann nun auch Mantua (2. Februar). Von seiner festen Stellung in Oberitalien aus beherrschte General Bonaparte fast ganz Italien, plünderte es aus oder gestaltete es um; er war es allein, der in diesem Jahre die republikanischen Waffen mit Sieg gekrönt hatte.

Denn in Deutschland war von den Franzosen zuerst zwar mit Glück, dann mit entschiedenem Mißgeschick gekämpft worden. Im Frühling hatte

der junge Erzherzog Karl, Kaiser Franzens Bruder, der an Clairfaits Stelle Oberbefehlshaber der gesamten östreichischen Armee in Deutschland geworden war, zuerst die Maas-Sambre-Armee unter Jourdan, die bereits den Rhein überschritten, nach einem siegreichen Treffen in der Nähe von Wetzlar wieder über den Strom zurückgeworfen. Dann hatten freilich zwei Heere unter Jourdan und Moreau, die Schwaben und Franken unerhört brandschatzten, ihn tief bis nach Baiern zurückgedrängt. Plötzlich aber mit Verstärkung gegen Jourdan vorbrechend, schlug er diesen bei Amberg, 24. Aug., und dann bei Würzburg, 3. Sept. 1796, so daß derselbe in eiliger Flucht gegen die Lahn hinunter über den Rhein zurückging, überall verfolgt von dem grimmig sich erhebenden Landvolk, das die unaussprechlichen Greuel und Bedrückungen an seinen zuchtlosen Banden rächte. Auch Moreau sah sich nun zum Rückzuge über den Schwarzwald und den Rhein genöthigt.

Erzherzog Karl war im folgenden Frühling 1797 dazu bestimmt, dem General Bonaparte in Oberitalien entgegenzutreten, der über die Etsch gegangen war. Auch Erzherzog Karl, von vornherein mit zu geringen Streitkräften versehen, mußte ihm weichen. So drang er über den Tagliamento und Isonzo nach Friaul, ging durch die Alpenpässe auf Villach im Drauthale, von hier auf Judenburg, Leoben und Bruck im Murthale und näherte sich dem Semmering: das Herz Oestreichs schien bedroht. Zwar stand vor ihm zur Deckung Wiens der Erzherzog Karl, und von Frankreich her wagten sich dies Jahr keine Heere ins Innere Deutschlands; außerdem erhob sich jetzt in seinem Rücken der treue Tiroler Landsturm, und die Bevölkerung Oestreichs und Wiens gerieth in patriotische Bewegung, so daß Bonapartes Stellung, mit einer Armee von nur 40,000 Mann, gefährdet zu werden begann. Aber seine kecke Haltung und seine Drohung, auf Wien zu marschiren, schreckten den Kaiser und die Hofleute, besonders Thugut und Cobenzl, die ohnehin eine eigene patriotische Bewegung der Bevölkerung für revolutionär und für viel bedenklicher hielten als die Abtretung einer Provinz. So ward zu Leoben ein Präliminarfrieden geschlossen (18. April 1797), dem ein bis zum Herbst dauernder Waffenstillstand folgte. Bonaparte machte indessen dem Seestaate Venedig ein Ende und bildete in Italien die cisalpinische und ligurische Republik, die sich aufs engste an Frankreich schließen mußten.

Nach manchem Harren und Schwanken im Laufe des Sommers folgte dann dem Präliminarfrieden der definitive Friede zu Campo Formio (einem Landhause unfern Udine in Friaul, wo Bonaparte seinen militärischen Hof hielt) am 17. Oktober 1797. Durch denselben trat Oestreich

das Herzogtum Mailand (S. 386) an die neugebildete cisalpinische Republik ab; die Niederlande an Frankreich. Dagegen erhielt es Venedig, Istrien und Dalmatien. Während noch zu Leoben öffentlich die Unverletzlichkeit (Integrität) des deutschen Reichsgebietes zum Schein verbürgt worden war, willigte jetzt in einem geheimen Artikel Oestreich ebenfalls (S. 466) in die Abtretung des linken Rheinufers, forderte aber für sich das Erzbistum Salzburg und einen Theil Baierns; Preußen sollte seine linksrheinischen Besitzungen behalten, um nicht Ansprüche auf Entschädigung erheben zu können (S. 466). So hatte auch der Kaiser seinen Frieden und seine Entschädigung auf Kosten des Reiches hergestellt.

Der Kongreß zu Rastatt. Die zweite Koalition.

Das deutsche Reich war also in der Stunde der Noth von seinen beiden Großmächten verlassen (S. 466, 469). Keine von beiden hatte der andern etwas vorzuwerfen; jede war nur auf sich bedacht gewesen. Aber auch die Kleineren hatten nur im Sinne der Furchtsamkeit, der engherzigen Selbstsucht und fast lächerlichen Unbeholfenheit gehandelt, wie solche Fehler aus dem Gefühl der Ohnmacht fast mit Nothwendigkeit entspringen. Nicht bloß, daß die erste Kunde vom Vorbrechen der Franzosen über den Rhein bis tief in den Osten des Reiches hin die Fürsten in die Flucht getrieben hatte; manche konnten kaum die Zeit erwarten, dem einst so prahlerisch verdammten, revolutionären Feinde knechtische Freundschaft und Unterwerfung entgegenzutragen. So besonders der charakterlose Karl Theodor von Kurpfalz und Baiern (S. 445). Der ganze Jammerstand des Reiches war offenbar geworden, und schon rührten die Franzosen an ihr Jahrhunderte lang erstrebtes Ziel, die Rheingrenze.

Um den Frieden auch mit dem deutschen Reiche herzustellen d. h. um die Abtretungen auf dem linken Rheinufer, die viele deutsche Fürsten betrafen, zu regeln und auszugleichen, war bei dem Frieden zu Campo Formio ein Kongreß zu Rastatt festgesetzt, der von französischen wie deutschen Botschaftern beschickt wurde (seit dem 9. Dezember 1797). Erstere gebärdeten sich hier mit dem frechsten Uebermuthe. Bald trat der schon heimlich mit Preußen und auch mit dem freilich wieder schwankenden Oestreich verabredete Plan deutlich hervor: zur Entschädigung der weltlichen Fürsten die geistlichen Gebiete einzuziehen (zu säkularisiren). Aber freilich brachte die Durchführung dieses Planes eine Reihe der ärgerlichsten Verhandlungen mit sich, während die Franzosen bereits das linke Rheinufer, als für immer zu

Frankreich gehörig, in Departements theilten und es in allen Dingen der neuen Republik einverleibten.

Der kecke Uebermuth des revolutionären Feindes griff mehr und mehr über alle Schranken. Die festen Punkte auch auf der rechten Rheinseite, Kehl, Castel, Ehrenbreitstein, wurden entweder besetzt, oder ihre Schleifung wurde verlangt. Aus dem Kirchenstaate wurde eine neue Tochterrepublik, die römische (15. Februar 1798), und aus der alten Schweiz die helvetische (12. April) gebildet. Bonaparte unternahm seine abenteuerlich kühne Fahrt nach Aegypten, eroberte auf dem Wege Malta, den Sitz des Johanniterordens (S. 167), und häufte dann durch die Schlachten bei den Pyramiden, am Tabor, bei Abukir, neue Ehren auf sich und seine Armee. In der Unternehmung gegen den Orient sah sich besonders England angegriffen, und sein Minister, der jüngere Pitt, betrieb darum aufs eifrigste die Bildung einer neuen Koalition. In Rußland war 1796 Paul I. seiner Mutter Katharina gefolgt, ein leidenschaftlicher, unbeständiger Herrscher, aber der heftigste Feind der Revolution, die ihm als ein frevelhafter Angriff auf die gottgeheiligte Stellung der Monarchie erschien, ein Feind nicht wie seine Mutter nur mit Worten, nein auch mit Thaten. So ward Rußland leicht gewonnen, und Paul träumte sich schon als Hersteller der alten Ordnung in Europa. Aber auch Oestreich, in seinen geheimen Hoffnungen, die ihm im Frieden von Campo Formio (S. 468) gemacht waren, getäuscht, neigte sich der Koalition zu. Eine muthwillige Aufreizung des französischen Gesandten Bernadotte, der bei einem östreichischen patriotischen Gedenkfeste vom Gesandtschaftshotel in Wien die dreifarbige Fahne herausfordernd aushängte, und ein darüber entstehender Volksauflauf brachten hier die Sache zum Bruch. Auch Preußen suchte man, obwohl vergeblich, in die Koalition zu ziehen. Dagegen traten Neapel und die Türkei mit ein.

So begann im Anfang des Jahres 1799 ein neuer Weltkrieg, der der zweiten Koalition, welcher sich vom Helder bis zur sicilischen Meerenge ausdehnte. Anfangs waren die Verbündeten glücklich. Erzherzog Karl siegte bei Stockach nördlich vom Boden- (Ueberlinger-) See (25. März) und drängte die Franzosen über den Rhein zurück. Ebenso waren die Waffen der Oestreicher in der Schweiz und Italien siegreich. Der Kongreß zu Rastatt war, auch nachdem die Feindseligkeiten längst eröffnet, in überschwenglicher Geduld gegen alle französischen Anmaßungen noch zusammengeblieben. Erst als östreichische Truppen in der Nähe der Stadt standen, löste er sich auf. Bei ihrer Abreise aber wurden die französischen Gesandten von östreichischen Husaren überfallen, zwei von ihnen mit Säbelhieben getödtet,

während nur einer schwer verwundet entkam. Diese dunkle That, deren Urheberschaft wohl bei östreichischen Diplomaten zu suchen ist, sprengte endlich auch den Kongreß. Wie ein Sturm brauste dann durch Italien die siegreiche Kriegführung des gewaltigen, wunderlichen und furchtbaren Suworoff, des russischen Obergenerals. Die Schöpfungen Bonapartes vom Jahre 1796, die Tochterrepubliken Frankreichs, sanken vor ihm in Trümmer. Dann durch den Befehl seines Kaisers nach der Schweiz gerufen, machte er den wunderbarsten Alpenübergang, von dem die Geschichte zu erzählen weiß. Von den jähen Höhen des St. Gotthard herabgestiegen, fand er Russen und Oestreicher bei Zürich, wo im Frühjahr Erzherzog Karl gesiegt, von Massena geschlagen, so daß der Feind ihm die Ausgänge im Reußthale, dann im Muottathale sperrte, und mußte sich auf neuen, furchtbaren Märschen über die Bündtner Alpen ins Vorderrheinthal werfen. Schon aber herrschte innerer Zerfall in der Koalition. Paul I., der eifrig die alten Ordnungen hatte wieder aufrichten wollen, hatte Oestreich im Verdacht, nur nach Vergrößerung in Baiern und Sardinien zu streben; England hatte in Verbindung mit russischen Truppen einen unglücklichen Feldzug in Holland gemacht. So rief Paul I. sein Heer zurück und die zweite Koalition begann sich zu lösen.

Marengo. Friede zu Luneville. Reichsdeputationshauptschluß.

Unterdessen war Bonaparte aus Aegypten zurückgekehrt, hatte am 18. und 19. Brumaire (9. und 10. Nov.) 1799 die bisherige französische Regierung, das Direktorium, gestürzt und sich zum ersten Konsul wählen lassen. Von nun an herrschte er durch seine militärische Gewalt in Frankreich unumschränkter als irgend ein Fürst Europas in seinem Lande. Er bot sogleich in einem Briefe voll schöntönender Worte den Monarchen Englands und Oestreichs die Friedenshand; als diese verschmäht wurde, hatte er den Schein der Gerechtigkeit in einem neuen Feldzuge für sich. — Schon im Frühjahr drang Moreau siegreich bis nach Baiern vor, während Massena den östreichischen General Melas durch die hartnäckige Vertheidigung von Genua ermüdete. Bonaparte sammelte indessen heimlich an verschiedenen Stellen im östlichen Frankreich ein Heer, vereinte es plötzlich und begann vom Rhonethale aus seinen Uebergang über den großen Bernhard (14.—20. Mai 1800). Glücklich kam er im Thal der Dora Baltea an, am Fort de Bard vorüber und gelangte in die lombardische Ebene.

Das östreichische Heer hatte indessen Genua erobert. Jetzt von Bonaparte plötzlich in der Flanke angegriffen, sah es sich genöthigt, umzukehren.

Am 14. Juni 1800 kam es zur blutigen Schlacht von Marengo unweit Alessandria. Schon glaubte sich der östreichische Feldherr Melas des Sieges sicher, als französischerseits Desaix, Bonapartes Waffengefährte aus Aegypten, der erst vor zwei Tagen bei der Armee eingetroffen war, auf dem Schlachtfelde erschien und durch den ungestümen Angriff seiner Division den Sieg für die Franzosen mit seinem Leben erkaufte. Ganz Oberitalien war in der Hand der Sieger, denen die Oestreicher nun Waffenstillstand boten; alle Siegesfrüchte des vergangenen Jahres (S. 470) waren verloren. Doch suchte Oestreich, nun noch fester mit England verbündet, nur Zeit zu gewinnen. Als der Waffenstillstand, ohne zum Frieden zu führen, ablief, brachte Moreau den Oestreichern auf dem Plateau zwischen Isar und Inn bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) eine vollständige Niederlage bei, infolge deren er über die Ens bis ins Herz des Kaiserstaates vordrang.

Nun war auch Oestreich zum Frieden genöthigt. Bonaparte, bereits in inniger Freundschaft mit dem wankelmüthigen Paul I. von Rußland, war in der Lage, den Frieden diktiren zu können. Kaiser Franz mußte ihn zu Luneville, östlich von Nancy, 9. Febr. 1801 zugleich im Namen Oestreichs wie des deutschen Reiches schließen. Es ward darin auf den Frieden von Campo Formio (S. 468) zurückgegangen, als Grenze Oestreichs in Italien wurde die Etsch, als Grenze Deutschlands gegen Frankreich der Rhein anerkannt. Aber auch die Herzöge von Modena und Toskana, Habsburgischen Stammes, sollten in Deutschland, ersterer im Breisgau, letzterer mit Salzburg entschädigt werden. In jeder anderen Beziehung ging man auf die Verhandlungen des Rastatter Kongresses (S. 469) zurück. Was die einzelnen weltlichen Fürsten eingebüßt, das sollte durch die Säkularisation der geistlichen Gebiete ersetzt werden. Ein schmählicher Vertrag! Deutschland verlor an 1150 □M. seines besten Gebietes und an 3½ Millionen seiner Landeskinder; dagegen ließen sich die Fürsten entschädigen und vergrößern durch Beraubung ihrer Mitstände.

Das schwerste Werk blieb jedoch noch übrig: die Ausgleichung und Vertheilung dieses Raubes. Während der Reichstag zu Regensburg klagend und sich windend endlich die sogenannte Reichsdeputation zu diesem Zweck einsetzte, befanden sich bereits die fürstlichen Unterhändler in Paris, und es ist besser zu schweigen über die verächtlichen Wege, die sie bei Talleyrand und andern einflußreichen Diplomaten, später auch bei Rußland einschlugen, um ihre Habgier zu sättigen. Von den Fremden diktirt, denen sich Preußen und Baiern nur zu willig, Oestreich zögernd und mißvergnügt, hingaben, kam dann am 25. Febr. 1803 der sogenannte Reichsdeputationshauptschluß

zustande. Die geistlichen Gebiete, das einzige Kur-Mainz ausgenommen, verschwanden durch denselben von der Karte Deutschlands; von freien Städten blieben noch sechs: Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. An Entschädigungen erhielten:

Oestreich die Bistümer Trient und Brixen und für den Großherzog von Toskana Salzburg; an den Herzog von Modena trat es den Breisgau samt der Ortenau ab.

Preußen erhielt — oder hatte vielmehr schon 1802 besetzt — für 48 □Meilen, die es am linken Rheinufer aufgegeben (S. 466), nahezu 200 □Meilen, nämlich außer kleineren Gebieten die Stifter Hildesheim, Paderborn und den größten Theil von Münster, ferner Erfurt und das Eichsfeld und die freien Städte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar.

Hannover erhielt Osnabrück.

Baiern bekam für die abgetretene Kurpfalz, für Jülich ꝛc. die Stifter Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg, Passau und eine Reihe Abteien und Reichsstädte; etwa 290 □Meilen für 200 abgegebene. Erst diese Abrundung verlieh dem Staate rechte politische Gestalt und Bedeutung.

Württemberg erhielt für das abgetretene Mömpelgard reiche Entschädigung an Klostergut und an Reichsstädten in Schwaben, durch die gleichfalls sein Gebiet trefflich abgerundet ward. Am reichsten aber entschädigt ward

Baden, dem für 8 verlorene □Meilen an 60 gewährt wurden, theils kurpfälzische, theils geistliche Gebiete; das Land dehnte sich jetzt, freilich noch zerstückt, vom Neckar bis zur Schweizergrenze aus.

In diesen drei Staaten schuf sich Bonaparte bereits einen Anhang und eine Stütze gegen Oestreich und Preußen.

In demselben Sinn wurden Hessen-Darmstadt und Nassau bedeutend vergrößert. Unzählige Entschädigungen und Ausgleichungen fanden außerdem in kleinerem Maßstabe statt. Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und Salzburg wurden zur Kurwürde erhoben.

Beginnende Erniedrigung Deutschlands.

Durch die Friedensschlüsse von Basel, Campo Formio und Luneville, endlich durch den die Schmach besiegelnden Reichsdeputationshauptschluß war die morsche Form des alten deutschen Reichs völlig zerbrochen. Größere Schande, größeres Unglück hatte selbst der westfälische Friede (S. 356) einst nicht gebracht. Keine deutsche Macht, von der größten bis zur kleinsten,

war ohne Schuld geblieben. Alle hatten, nach denselben Grundsätzen wie sie die französische Revolution und Bonaparte gelehrt, Gewaltthat geübt und nach Raub ihre Hände ausgestreckt. Und das deutsche Volk? Es sah in stumpfer Theilnahmlosigkeit das Reich gestürzt, das Vaterland zerstückt, die Grenzen geschmälert. Das Unglück, seit Jahrhunderten kein Vaterland gehabt zu haben, ward nun schmerzlich an ihm offenbar. Aber noch schien das niemand zu fühlen. Es bedurfte noch härterer Schläge, und Bonaparte ward die eherne Geißel in der Hand Gottes, sie reichlich über uns zu verhängen.

Denn Bonaparte ging von nun an seinen schonungslosen, zertrümmernden Gang weiter. Zwar hatte er auch mit England den Frieden von Amiens geschlossen und schien nun wirklich eine Periode der Ruhe und des Glücks über Frankreich und die Welt bringen zu wollen. Aber die Einigkeit dauerte nicht lange. Man stritt um die Herausgabe Maltas (S. 470), und England, noch unter der Leitung des jüngeren Pitt, sah sich bald geflissentlich herausgefordert. Schon 1803 standen beide Nationen wieder im Kampfe. Bonaparte, der England zur See nicht gewachsen war und es zu Lande nicht erreichen konnte, faßte den Plan, sich durch Wegnahme **Hannovers** zu entschädigen. Im Sommer 1803 drang ein französisches Heer von nur 12,000 Mann unter General **Mortier** plötzlich von Holland her in das Kurfürstentum ein. Auch in diesem Lande, das die reichsten Hilfsmittel und ein Heer von 15,000 Mann schlagfertig hatte, trat dem Feinde nur die Kopflosigkeit des regierenden Adels und die tiefe Verfallenheit aller Zustände entgegen. Man vermied aufs angelegentlichste jeden Widerstand und „alles, was Ombrage machen könnte". Der Obergeneral erhielt von der Landesregierung sogar die Weisung: „den Truppen nicht zu gestatten zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen". Dieselbe Landesregierung gab durch feige Kapitulation (3. Juni 1803) das Land mit seinen trefflichen Kriegsvorräthen und Festungen und mit einem Schatz von mehr als einer Million in die Hände der Feinde. Das Heer ward nach Lauenburg (S. 226 Anm.) über die Elbe geführt und hier entwaffnet und aufgelöst. Das tüchtige Volk vom alten Sachsenstamme knirschte, als es die kleinen, häßlichen Soldaten auf den elenden abgemagerten Pferden einrücken und die schmählichsten Gewaltthaten ausüben sah — und sich sagen mußte, daß es von solch einem Feinde ohne Schwertschlag überwunden sei! — Hannover war ein deutsches und kein englisches Land gewesen, wenngleich der König von England sein Kurfürst war; der Ueberfall war mithin durchaus ungerechtfertigt. Das deutsche Reich aber ließ es wiederum fast theilnahmlos geschehen, daß einer der herrlichsten

Edelsteine ungestraft aus seiner Krone gebrochen wurde; Preußen, durch seine Macht und seine Lage zunächst zum Schutz berufen, hatte zwar erst an England das Erbieten gestellt, Hannover als neutrale Macht zu besetzen und zu schützen; dann aber, als dies abgelehnt worden, ließ es zu, daß ein unternehmender Feind sich zwischen seine westlichen und östlichen Landestheile setzte.

Bald folgte eine noch höhnischere Gewaltthat, die einen Schrei des Entsetzens in ganz Europa hervorrief. Gegen die neue Gewalt Bonapartes hatten in Frankreich republikanische wie royalistische Verschwörungen stattgefunden, die aber leicht unterdrückt worden waren und nur zur Befestigung seiner Macht gedient hatten. Nun hielt sich wenige Stunden von Straßburg zu Ettenheim in Baden, also auf deutschem Reichsgebiet, ein Bourbonischer Prinz, der Herzog von Enghien, auf, dessen Mitschuld an jenen Umtrieben durchaus unerwiesen war, an dem aber Bonaparte ein Exempel seiner Rache zu statuiren beschloß. Er ließ deshalb plötzlich bei Nacht Soldaten über den Rhein gehen, den Herzog in Freundesland und unter deutschem Reichsschutz aufheben (15. März 1804), ihn nach Vincennes bringen und dort unter dem Gaukelspiel eines gerichtlichen Verfahrens verurtheilen und erschießen. So tief gesunken war Deutschland, daß der Regensburger Reichstag kein tadelndes Wort darüber zu sagen wagte. Rußland, Schweden, England brandmarkten die That: das deutsche Reich blieb in ehrlosem Schweigen!

Indessen rührte Bonaparte an das Ziel seiner Wünsche, die Kaiserkrone. Schon 1802 hatte er sich zum Präsidenten auch der italienischen Republik, dann zum lebenslänglichen Konsul wählen lassen. Nach dem Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts ward er dann endlich, am 18. Mai 1804, zu Pfingsten als Napoleon I., Kaiser der Franzosen, verkündet, und am 2. Dezember von dem zu diesem Zweck nach Paris gerufenen Papste feierlich in der Notredame-Kirche gesalbt. Die meisten europäischen Mächte erkannten ihn ohne Bedenken an. Der deutsche Kaiser Franz II. nahm nur zuvor noch den Titel eines erblichen Kaisers von Oestreich an — als solcher von nun an Franz I. genannt — und schloß sich dann gleichfalls der Anerkennung an.

Noch in demselben Jahre kam der neue Gewaltherrscher, der sich in einer unverstandenen Nachäffung Karls des Großen gefiel, nach Aachen, Köln und Mainz, den Stätten altdeutscher Reichsherrlichkeit. Ueberall erschöpfte sich der knechtische Sinn in Huldigungen. Schon strömten die rheinischen Fürsten aufmerksam an seinen Hof. Aber auch in dem noch nicht unterworfenen Theile unseres Volkes fehlte es an jedem Bewußtsein der erlittenen

oder drohenden Schmach; noch galt kleinliche Selbstsucht dem bethörten Zeitalter als höchste Weisheit. Es mußten erst noch härtere Schläge fallen, um das entschlummerte Nationalgefühl zu wecken und ein Vaterland wiederherzustellen; es galt, was Goethe schon 1797 vorahnend gesagt hatte:

> Denn gelöst sind die Bande der Welt: wer knüpfet sie wieder,
> Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!

Ulm und Austerlitz 1805. Dritte Koalition.

Oestreich war durch den Luneviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß wenig in seinen ursprünglichen Erwartungen befriedigt worden. Rußland hatte, nachdem Paul I. auf entsetzliche Weise unter Mörderhänden gefallen (1801), in dessen jungem Sohne und Nachfolger, Kaiser Alexander, einen Herrscher, der weich und empfindsam, für Begeisterung und edelmüthige Regungen empfänglich, und doch wieder seiner schwankenden Natur nach unselbständig und unzuverlässig war. Dieser war von anfänglicher Bewunderung und Freundschaft für Bonaparte, je mehr er sich bloß als dessen Werkzeug erkannt, zu Abneigung und Feindseligkeit übergegangen. Vor allem aber wachte England und der unermüdliche Pitt über jeden Fortschritt des verhaßten Gegners. Napoleon hatte bald nach seiner Kaiserkrönung auch die italienische Republik in ein Königreich verwandelt und die eiserne Krone (S. 43) für sich genommen (1805); andere Theile hatte er mit Frankreich vereinigt, andere seinen Verwandten verschenkt. — Bei diesen Stimmungen und diesen Verhältnissen ward es dem englischen Minister nicht schwer, Rußland und Oestreich mit England in eine neue, die dritte, Koalition zu vereinigen. Man hoffte auch Preußen zu gewinnen, welches in seinem Ansehen bereits so gesunken war, daß Alexander auf den übermüthigen Gedanken kam, es mit Gewalt zum Kriege fortreißen zu können. Drohend kehrten sich die russischen Heere gegen die preußische Grenze, und fast gebieterisch verlangte der Zar den Durchmarsch. Noch aber bewahrte Preußen seine Würde. Friedrich Wilhelm III. stellte sein Heer entgegen, um jede Verletzung der Neutralität mit gewaffneter Hand abzuwehren. So wählte Alexander mildere Wege, während Preußens Neutralität bald von Napoleon in schreiendster Weise wirklich verletzt wurde.

Die Koalition, der sich auch die Staaten zweiten Ranges, Neapel und Schweden angeschlossen, hatte einen großen Angriff von Italien und Deutschland her auf Frankreich im Sinne. War der Sieg erfochten, so sollten die

Napoleonischen Staaten befreit oder aufgelöst, Europas alte Ordnungen wieder hergestellt werden. Noch aber waren solche Gedanken und Pläne nur im Kopfe der Herrscher und Hofleute, nicht im Herzen der Völker. Man wähnte mit den alten Mißbräuchen, den alten mit Schuld oder Schande bedeckten Persönlichkeiten, mit den alten verbrauchten Mitteln so Gewaltiges zu vollbringen. Die Wiedergeburt war noch nicht geschehen, und darum Sieg und Hoffnung noch ferne. — Napoleon hatte damals von Boulogne aus einen Angriff auf England gerüstet. Man glaubte ihn deshalb zu einem festländischen Kriege nicht vorbereitet und hoffte, ihn überraschen zu können. Aber, während jener alle Pläne gegen sich kannte und überwachte, kamen die Maßregeln der Koalition langsam und verworren zur Ausführung. Nur in Italien stand unter Erzherzog Karl eine ausreichende Macht. In Deutschland reichte das Heer, welches unter General Mack gestellt ward, nicht aus, um, wie man beabsichtigte, Baiern zu besetzen, die Napoleon befreundeten Kurfürsten von Württemberg und Baden im Schach zu halten und dem Kaiser selber zu begegnen. Die russischen Heere standen noch fern; erst im Oktober sollte das erste am Inn, das zweite an den Grenzen Mährens anlangen.

Bei weitem das Verderblichste war jedoch die schlechte Wahl des Oberbefehlshabers. Mack wiegte sich in den verworrensten Phantasien papierner Kriegspläne. Zwar rückte er in Baiern ein, aber Kurfürst Max Joseph, Karl Theodors Nachfolger in Baiern und Berg,*) zog seine Truppen glücklich aus dem Netz und führte sie wie auch Württemberg und Baden später Napoleon zu. Mack dagegen concentrirte seine Truppen, 57,000 Mann, an der oberen Donau um Ulm und wähnte sich in meisterhafter Stellung des Sieges sicher. — Napoleon aber, der bei seinem englischen Landungsplan sein Heer gerüstet hatte, wandte plötzlich und, statt überrascht, selber überraschend seinen Angriff gegen Deutschland. Seine Heeresabtheilungen, in denen am rechten Platz auch stets der rechte Mann stand, griffen unter seinen berühmten, siegesgewohnten Marschällen wie die eisernen Glieder einer trefflichen Maschine mit vollkommener Präzision ineinander; wie auf den Radien eines Kreises bewegten sie sich jeder selbstständig nach dem vom Herrscher bezeichneten Mittelpunkt, auf Ulm zu. Mack war bereits völlig umschlossen, als er den Feind noch fern wähnte. Um das Netz zuzuziehen, war Bernadotte, der aus Hannover herbeikam, auf Napoleons Befehl, unbekümmert um Preußens Neutralität, durch das Anspachsche gerückt. Als

*) Er war aus der Zweibrückischen Linie und ein Bruder jenes Karl, dessen sich Friedrich der Große gegen die östreichischen Eroberungspläne angenommen hatte.

das blinde Siegesvertrauen Macks dann endlich enttäuscht war, er sich von fast 200,000 Mann umstellt sah — da folgte ebenso schimpfliche Kleinmüthigkeit, und am 17. Oktober 1805 kapitulirte er mit 23,000 Mann, die er noch bei sich hatte. In düsterm Schweigen streckten die wackeren Truppen, durch den Wahnsinn und die Ehrlosigkeit ihres Anführers verrathen und verkauft, das Gewehr. — Der Schmach von Ulm folgte ein unglücklicher Feldzug. Die Russen, deren erstes Heer unter Kutusow am Inn angekommen war, gingen nun nach Mähren zurück. Auf dem Marsche bestanden sie jedoch, mit Oestreichern zugleich, ein glückliches Gefecht bei Dürrenstein an der Donau. Napoleons Generale, Murat, Lannes, Bertrand, nahmen dann ohne alle Gegenwehr Wien ein. Napoleon drang nach Mähren, wo sich die letzte Entscheidung des Kampfes vorbereitete.

Aber unerwartet gestaltete sich die Lage für ihn gefahrvoll. Preußen, durch die Verletzung seiner so eifrig gehüteten Neutralität (S. 476) entrüstet, schien plötzlich der Koalition beitreten zu wollen. Alexander, diese Stimmung benutzend, kam persönlich nach Berlin, und hier ward ein enger Freundschaftsbund zwischen ihm und Friedrich Wilhelm III. geschlossen (S. 482). Von letzterem gesandt, kam Haugwitz (S. 465) in das Hauptquartier Napoleons, um ihm unter preußischer Vermittelung einen Frieden vorzulegen, nach welchem er Deutschland räumen sollte; im Falle der Ablehnung wollte Preußen mit 180,000 Mann der Koalition beitreten. Außerdem aber näherten sich von Italien, Steiermark und Tirol her die Erzherzöge Karl und Johann mit fast 90,000 Mann und bedrohten Napoleons Rücken. Ein neu verstärktes Russenheer unter Kutusow und Alexander stand ihm entgegen. Englands Admiral Nelson hatte seine Flotte bei Trafalgar an der Küste von Andalusien (21. Oktober) vernichtet. Alles dies brachte Napoleon in eine sehr mißliche Lage.

Aber seine Ueberlegenheit half ihm auch jetzt. Haugwitz, charakterlos, franzosenfreundlich und leichtsinnig wie er war, ließ sich von Napoleon zu Talleyrand nach Wien komplimentiren, ohne nur seinen Auftrag vorzubringen. Die Verbündeten, die um jeden Preis jetzt hätten eine Schlacht vermeiden müssen, wußte Napoleon durch erkünstelte Furcht dazu zu locken. Die Ungeduld Alexanders und der rohe Uebermuth seiner Altrussen gingen in die Schlinge. Es war am Jahrestage von Napoleons Krönung, 2. Dezember 1805, als bei Austerlitz unweit Brünn die sogenannte Dreikaiserschlacht Napoleons I. gegen Alexander I. von Rußland und Franz I. von Oestreich geschlagen ward. Die für Napoleons Glück sprichwörtlich gewordene „Sonne von Austerlitz" beschien am Abend des blutigen Tages das vollständig aufgelöste Heer seiner Gegner, dessen Reste über einen schmalen Damm zwischen

zwei Seen und über das dünne Eis derselben Rettung suchten und meist Untergang fanden.

Der Sieg brachte mit schneller Wendung den Frieden. Schon zwei Tage nachher kam der Kaiser Franz persönlich mit Napoleon bei einem Wachtfeuer auf freiem Felde zusammen. Diese demüthigende Begegnung zündete zwar in Franz nur persönliche Abneigung, die er nie verwunden, doch führte sie für jetzt zum Frieden, der zu Preßburg am 26. Dezember geschlossen ward. Durch denselben trat Oestreich Venetien (S. 468) an das Königreich Italien ab, Tirol und Vorarlberg nebst einzelnen kleineren Gebieten an Baiern, das außerdem das Recht erhielt, die freie Stadt Augsburg (S. 473) zu besetzen, einzelne Stücke des Breisgaus an Württemberg und Baden; dafür bekam es als Entschädigung Salzburg.*) Der Kaiser Franz mußte die Herrscher von Baiern und Württemberg als Könige anerkennen. Es war bloße Phrase, wenn es im Vertrage hieß, sie hörten darum nicht auf, der confédération germanique anzugehören, denn ein späterer Artikel sicherte ihnen wie dem Kurfürsten von Baden die volle Souveränität. Am schmählichsten aber ward Haugwitz und in ihm Preußen behandelt. Nach der Austerlitzer Schlacht wagte jener vollends nicht mehr, seinen Auftrag auszurichten, den Napoleon doch kannte und in rachsüchtiger Erinnerung behielt. Gerade an dem Tage, wo er nach seines Königs ursprünglichem Befehl hätte den Krieg erklären müssen (15. Dezember), schloß er den Vertrag zu Schönbrunn, durch welchen Preußen in ein Bündnis mit Frankreich trat, das althohenzollernsche Anspach (S. 482) an Baiern (dies sollte dafür Preußen entschädigen und Berg an Frankreich abtreten), die Reste von Cleve, dazu die Festung Wesel und das Fürstentum Neuenburg an Frankreich überließ und als Preis dafür Hannover erhielt. Zwei Monate später (15. Febr. 1806) ward dieser Vertrag zu Paris erneuert, aber schon mußte Haugwitz auf die Entschädigung für Anspach verzichten und weitere Schmälerungen des im Schönbrunner Vertrag Ausbedungenen sich gefallen lassen. Durch diese Verträge war auch Preußen auf die Bahn des Untergangs geführt.

*) Der Kurfürst von Salzburg (S. 473) erhielt das von Baiern abgetretene Würzburg als Kurfürstentum.

Preußen vom Baseler Frieden bis 1806.

Preußen hatte seit dem Baseler Frieden sich auf sich selbst zurückgezogen und war in steter Neutralität beharrt. Eine solche aber stimmte weder mit der Stellung Preußens, noch mit den Erinnerungen aus der Zeit des großen Kurfürsten und des großen Königs. Ersterer hatte ganz entschieden, so klein auch seine Macht noch war, es für seinen Beruf geachtet, für Deutschlands Heil und Grenzen stets im Vordertreffen zu stehen; letzterer hatte seinem Reiche die Weisung hinterlassen, daß es in allen europäischen Zerwürfnissen den Ausschlag geben müsse.*) Beider Mahnungen war damals Preußen uneingedenk und bereitete so sich selbst seinen Sturz.

Friedrich Wilhelm II. starb am 16. November 1797. Ihm folgte sein 27jähriger Sohn Friedrich Wilhelm III. (1797—1840). Der junge König, eine edle, soldatische Gestalt, knapp und karg in Worten, verschlossen und königlich in seiner Haltung, brachte die edelsten und reinsten Bestrebungen auf den Thron. Aber, wie einst sein Vater selbst, fern von Geschäften und durch beschränkte Menschen erzogen, fehlte ihm damals noch die volle Reife und Festigkeit des Charakters und vor allem das Vertrauen in sich selbst, das einem Regenten erst das rechte Gewicht des Handelns giebt. So blieben zum Theil die alten Rathgeber seines Vaters auch seine Leiter, zu seinem und seines Staates Verderben. Manches freilich änderte sich bei Hofe: der König selber war sittenrein, bürgerlich schlicht und ehrbar; neben ihm stand seine junge, schöne, hochbegabte Gemahlin, Luise von Mecklenburg-Strelitz (geb. 10. März 1776, gest. 19. Juli 1810). Schon an Friedrich Wilhelms II. Hof hatte sie edle Sitte, Huld und Anmuth gebracht, einen milden, wohlthätigen Sinn und ein Gemüth, das an der Natur, im Umgang mit Kindern und mit einfachen Menschen aus dem Volke seine Freude fand. Damals bewundert als die Fürstin der Fürstinnen, wie König Friedrich Wilhelm II. sie nannte, und von Dichtern wie Goethe und Jean Paul gefeiert, ahnte wohl kaum jemand, daß sie auch für schwere Leiden bestimmt sei und einst in dunkler Zeit der „gute Engel der gerechten Sache" sein würde. Eine Reihe schöner und begabter Kinder wuchs um das junge Herrscherpaar heran. Leider aber erstreckte sich die Einwirkung des sittlichen Geistes der Königsfamilie nicht weit auf den Hof und die Residenz. Die allgemeine Leichtfertigkeit der Zeit, Mangel an religiösem Ernst, Genußsucht und Haschen nach äußerem Flitterglanz war an die Stelle des einst so strengen opferwilligen, spartanischen Geistes in Preußen getreten. Die

*) Es müsse „l'arbitre des destinées de l'Europe" sein.

deutsche Litteratur, damals (im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts) auf ihrem Gipfel (S. 456), begann weit über ganz Deutschland hin ihre Strahlen zu werfen; so auch auf Berlin. Aber neben der früheren gesellschaftlichen Oberflächlichkeit ward eben dadurch nun auch eine Sucht geistig zu glänzen in Berlin zur Modekrankheit. Für die Zertrümmerung Deutschlands, für die Gefahren, die auch gegen Preußen sich thürmten, lebte bei diesem Geschlecht damals kaum ein Bewußtsein oder irgend eine Theilnahme.

Zeigte so das gesellschaftliche Leben in Preußen, besonders in der Hauptstadt, den Stempel verborgener Fäulnis bei äußerem Glanz, so trug ihn das staatliche Leben nicht minder. Manches zwar war durch Friedrich Wilhelms III. redlichen Willen besser geworden. Das Wöllnersche Religionsedikt (S. 453) hatte der junge Herrscher sogleich aufgehoben. Auch waren Ersparungen eingetreten, die Finanzen Preußens wurden gebessert. Neue Bauten z. B. das Brandenburger Thor (noch unter Friedrich Wilhelm II. 1789—93 erbaut) und andere mehr zierten die Residenz, Landstraßen begannen damals zuerst durch den preußischen Staat geführt zu werden. Für Wissenschaft und Kunst, sowie für Volksunterricht geschah manches. Aber die alten Fehler lasteten mit verhängnisvoller Schwere auf dem Staat, dessen allmählich einrostende Maschine noch forttreiben sollte, wie sie von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen eingerichtet war. Haugwitz, oberflächlich, sittenlos und leichtsinnig, leitete die äußere Politik; neben ihm standen Männer wie Lucchesini und Lombard, von denen der letztere thatsächlich käuflich war. Am schlimmsten aber stand es im Heere; das damalige Preußen hatte auf etwa 10 Millionen Einwohner ein Heer von mehr als 200,000 Mann. Aber dieses Heer, herrlich im Aeußeren, war auf keinem Kriegsschauplatze erprobt, sein Stolz gründete sich auf die verjährten Erinnerungen des 7jährigen Krieges. Noch immer bildeten die gemeinen Soldaten einen tief verachteten, mit empörender Herabwürdigung behandelten Stand. Die Offiziere gehörten mit nur zufälliger Ausnahme dem Adelstande an. Unter ihnen war, wie auch unter den Gemeinen, im ganzen noch ein guter Kern; doch litten sie an den Fehlern einer Friedensarmee. Die älteren waren meist steif und geistlos, die jüngeren leichtfertig und übermüthig. Fast alle aber waren in dem Dünkel der Unüberwindlichkeit des preußischen Heeres befangen. Der leichte holländische Feldzug (S. 449) hatte sie in demselben bestärkt, die schlimme Warnung des Feldzuges in der Champagne (S. 463 ff.) ihn nicht erschüttert, und wirklich hatten auch die Feldzüge in der Pfalz von 1793 und 1794 (S. 464, 465) das Heer in seiner alten Ueberlegenheit gezeigt.

Noch immer war der Staat im Wachsen geblieben. Schon 1791 waren die althohenzollernschen Länder Anspach und Baireuth (S. 243) der Monarchie heimgefallen. Der Friede von Luneville und der Reichsdeputationshauptschluß (S. 472) hatte Preußen abermals um schöne Gebiete, fast um 200 □Meilen, vergrößert. Dies war erlangt ohne Schwertschlag, ja schon mehr durch die gefährliche Freundschaft eines mächtigen, aufdringlichen Siegers, der bald darauf Hannover besetzte und so die westlichen Theile der Monarchie von den östlichen schied. Seitdem hielt man sich in Preußen einerseits nicht frei von Begehrlichkeit nach diesem der Monarchie so wichtig gelegenen Lande: andererseits hatte man doch nicht den Muth, es durch eine offene Allianz mit Napoleon, die dieser lange gesucht hatte, zu erwerben. Dieser haßte und verachtete allmählich die preußische Regierung, die sich ihm fortwährend in solcher Schwäche und Unentschiedenheit zeigte. Preußen hatte sich damals, wie auch später, vergeblich bemüht, einen Fürstenbund (S. 446) zum Schutze der norddeutschen Neutralität herzustellen. Im Jahre 1805 war Preußen, wie gezeigt, bereits so wenig gefürchtet, daß Alexander glauben konnte, es durch die Drohung eines Angriffs zum Anschluß an die Koalition zwingen zu können. Gleich nachdem dieser Versuch zurückgewiesen, erfolgte der Durchmarsch der Franzosen durch Anspach (S. 477), der den König aufs bitterste verletzte. Bald darauf kam Kaiser Alexander, der zum Heere eilte, persönlich zu Friedrich Wilhelm III. nach Potsdam. Dieser fühlte selbst, daß Preußen nicht länger müßig zusehen dürfe. Die persönliche Freundschaft Friedrich Wilhelms und Alexanders, die schon bei ihrer ersten Begegnung in Memel (1802) begründet war, gab den Ausschlag, ihn völlig für energisches Handeln zu gewinnen. Ehe Alexander abreiste, äußerte er den Wunsch, die Gruft Friedrichs d. Gr. zu sehen; hier besiegelte die feierliche, nächtliche Scene das alte Herzensbündnis der Herrscher. Preußen war zum Kriege entschlossen. Das preußische Heer hätte, bei raschem Vordringen, Napoleon Verderben bringen müssen. Aber nun die Schlacht von Austerlitz und Haugwitz' unverantwortliche That (S. 479)! Napoleon hatte arglistig sein Werk berechnet. Indem Preußen Hannover annahm, ward es mit England verfeindet, das denn auch sofort alle preußischen Handelsschiffe auf der See kaperte; indem es von Napoleon, den es hatte bekämpfen wollen, Geschenke nahm, erschien es jedem Bundesgenossen als unzuverlässig, falsch und zweideutig. Kurz, Napoleon wußte es von allen Seiten allein zu stellen und knickte erst seine Ehre, ehe er es mit den Waffen brach.

Dieses Preußen verhöhnte und reizte nun der Eroberer auf jede Weise. Schon im Feldzuge von 1805 hatten sich Baden, Württemberg, Baiern

an ihn angeschlossen. Nach dem Preßburger Frieden traten sie offen in ein Bündnis mit ihm. Die genannten Länder, außerdem Mainz, Darmstadt, Nassau, Berg (wo Napoleons Schwager, Murat, Großherzog geworden), die Fürsten von Hohenzollern und einzelne noch kleinere Staaten trennten sich für immer vom deutschen Reiche und bildeten am 17. Juli 1806 den sogenannten Rheinbund unter Napoleons Protektorat. Ihre Gebiete wurden durch umfassende Mediatisirungen reichsfreier Städte und Herrschaften vergrößert und abgerundet, sie selbst waren von nun an die gefügigen Werkzeuge des Eroberers. Franz II. legte darauf, Napoleons Befehlen nachgebend, die deutsche Kaiserkrone nieder (6. Aug. 1806). Ohne Kampf und Ehre, ohne Theilnahme und Bedauern ging damals das tausendjährige Reich Karls des Großen, das längst (S. 157, 207, 356) nur noch eine Mumie gewesen, zu Grabe. Ein langes Interregnum sollte folgen, ehe es neu erstand.

Preußen beklagte sich über diesen drohenden Machtzuwachs Frankreichs, dessen feindselige Spitze ihm zugekehrt war. Arglistig schlug dagegen Napoleon vor, Preußen möge in Norddeutschland einen ähnlichen Bund deutscher Staaten herstellen, ja die deutsche Kaiserkrone nehmen; heimlich aber wirkte er an den kleinen Fürstenhöfen dagegen, daß sie sich Preußen anschlössen. Und als damals in England Pitt, Napoleons unversöhnlicher Feind, gestorben, und Fox im Ministerium gefolgt war, der sich zu Frankreich günstiger stellte, besann sich Napoleon keinen Augenblick, Hannover zurückzubieten. Durch Murat wurden die Abteien Elten, Essen und Werden, die zu Preußen gehörten, mit Truppen besetzt und dem Großherzogtum Berg einverleibt. Kurz, alles war geflissentlich darauf angelegt, Preußen zu kränken und zu entwürdigen, um es endlich zum Kriege zu reizen.

Jena und Auerstädt. Preußens Fall. 1806.

Längst hatten die Weiterblickenden in Preußen die Unvermeidlichkeit des Krieges und die Nothwendigkeit, daß der König sich mit andern Berathern umgebe, erkannt. Noch im Laufe des Jahres 1806 hatten einige der vorzüglichsten und höchstgestellten Männer, an der Spitze der Freiherr von Stein (der schon damals mit im Ministerium saß) und des Königs jüngere Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, in einer Eingabe an den König sich dieserhalb mit dringenden Mahnungen an ihn gewandt. Friedrich Wilhelm, gewöhnt an die absolute Weise seiner Vorgänger, hatte diesen Schritt als ein Vorgreifen gegen seine höchste Gewalt angesehen und ungnädig aufgenommen. Jetzt, bei dem wachsenden Uebermuthe Frankreichs,

empörte sich auch in der Bevölkerung der Residenz wie im Heere der alte stolze preußische Geist, besonders bei den jüngeren Offizieren. Es kam vor, daß einzelne derselben auf der Schwelle des französischen Gesandtschaftshauses ihre Degen wetzten, daß andere ihre Wachtmeister in das Theater schickten, um in Schillers Wallenstein in das Lied, „Frisch auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd" miteinzustimmen.

Gegen Ende des Sommers 1806 erkannte auch der König die Unvermeidlichkeit des Krieges, obwohl er, der die Schwächen des damaligen Preußens sehr wohl überblickte, nur mit bangen Vorahnungen zu diesem letzten Entschlusse schritt. Das Heer, noch von 1805 her zum Theil unter den Waffen, kehrte sich gegen Mittel- und Süddeutschland, wo die neuen Rheinbundstaaten drohten, und wo auch das französische Heer von 1805 fast noch schlagfertig zusammenstand. Friedrich Wilhelm III. verlangte von Napoleon Entfernung dieser Truppen aus Deutschland und Zulassung eines norddeutschen Bundes. Dieses Ultimatum empfing Napoleon erst, als schon so still wie möglich, aber mit äußerster Präzision seine Armeecorps sich in Franken sammelten, zum Uebergange nach Thüringen bereit waren, und er selber schon in Bamberg sich befand. An 200,000 Mann, zum Theil Rheinbündler, standen vereinigt. Auch die preußischen Truppen, etwa 150,000 Mann, hatten sich unter der Führung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eines 71jährigen Greises, zu dem man, trotz der schlimmen Erinnerungen aus der Champagne (S. 463), wieder seine Zuflucht nehmen zu müssen geglaubt hatte, gegen Mitteldeutschland zusammengezogen. Aber alles geschah planlos, mit heilloser Verwirrung und trotzdem bei der Masse mit verblendeter Sicherheit. An Preußen angeschlossen waren nur Kursachsen und Weimar. Oestreich, Rußland, England warteten, im ganzen nicht mißgünstig, aber zum Helfen theils zu geschwächt, theils zu langsam und mißtrauisch, aus der Ferne den Ausgang ab.

Die preußischen Heerführer dachten Napoleon die Saalepässe zu sperren und ihm so mit Erfolg entgegentreten zu können. Nach langem Schwanken ging man bis Jena vor, wo unter Fürst Hohenlohe die eine Hälfte des Heeres Stellung nahm, während die andere unter des Herzogs eigner Leitung bei Weimar stand. Erst jetzt kam die förmliche Kriegserklärung. Schon aber hatte Napoleon den Thüringer Wald bei Saalburg überschritten und seine Truppen rückten das Saalthal hinunter, wo sie zuerst bei Saalfeld auf die schwache preußische Vorhut unter Prinz Louis Ferdinand stießen. Der Prinz sah sich, ehe man es im Hauptquartier vermuthet hatte, dem andringenden Feindesheere gegenüber; ahnend den Fall der alten preußischen

Herrlichkeit und eingedenk, was einem Enkel so großer Ahnen gezieme, fand er hier fechtend den Heldentod (10. Oktober).

Es war das Vorzeichen des kommenden, entsetzlichen Unglücks. Im Hauptquartier hatte man erfahren, daß Napoleons Marschälle bereits über Schleiz und Gera hinausrückten und die Preußen zu umgehen drohten. Es ward deshalb beschlossen, in eine andere Stellung, die hinter der Unstrut genommen werden sollte, zurückzugehen. Aber schon drei Tage nach dem Schlage von Saalfeld stand Napoleon in Jena. In der Nacht zum 14. Okt. brachten seine Truppen die Kanonen, die zum Theil von den Lafetten genommen waren, den sog. Landgrafenberg hinauf, der nördlich von Jena gelegen, das Saalthal beherrscht, und den noch das Hohenlohesche Corps besetzt hielt. Hohenlohe, bereits zum Rückzuge kommandirt, ließ den Feind ungehindert festen Fuß fassen. So stand dieser schon den Preußen auf gleichem Boden gegenüber, als am nebeligen Morgen des 14. (des Unglückstages von Hochkirch, S. 430) der preußische General sich gezwungen sah, nun doch eine Schlacht anzunehmen. Denn durch das Mühlthal wie durch das Rauthal hinauf waren auf das Plateau überlegene Massen gekommen, von welchen die zerstreuten preußischen Abtheilungen vereinzelt gefaßt und trotz der Tapferkeit der Truppen geschlagen wurden. Furchtbar schnell entschied sich hier die Niederlage, ehe noch die nachrückenden Truppen von Rüchels Corps zum Kampfe kommen konnten. Vollständig aufgelöst, floh das Heer auf Weimar zu.

Um dieselben Stunden war das vom Herzog von Braunschweig geführte Hauptheer, auf seinem Marsche in die neu beabsichtigte Stellung hin, bei Auerstädt, drei Meilen unterhalb Jena, gleichfalls auf dem linken Saaleufer, auf die französischen Armeecorps unter Davoust und Bernadotte gestoßen, die von Napoleon abgesandt waren, dem Hohenloheschen Corps bei Jena in den Rücken zu kommen, und die gleichfalls schon die steilen Saalübergänge ohne Hindernis genommen hatten. Ebenso planlos und vereinzelt wie bei Jena begannen hier die Preußen die Schlacht. Es mehrte die Verwirrung, daß während des Kampfes der Herzog von einer Kartätschenkugel tödlich geblendet wurde. Vergebens suchten General Blücher und Prinz Wilhelm durch verzweifelte Kavallerie-Angriffe das Glück des Tages zu retten. Beide Heere flohen gegeneinander auf Weimar zu. Aber schon am Abend des 14. zogen hier die Franzosen ein.

Ein einziger Tag hatte das alte, so sichere Preußen zertrümmert. Das Heer war nur eine aufgelöste Masse, die in wildem Knäuel der Festung Erfurt oder dem Harze und Magdeburg sich zuwälzte. Die Führer verloren die Fassung, der gemeine Mann begann die Fahnen zu verlassen und

nach Haus zu gehen, als gäbe es kein Preußen mehr. — Erfurt, wo General Möllendorf lag, eine starke, wohlversehene Festung, die den ersten Halt hätte bilden müssen, fiel auch zuerst durch feige Uebergabe schon am 15. Oktober und gab das schlimme Beispiel den andern. In diesem allgemeinen Schiffbruch raffte Blücher noch einige Reste von Truppen wieder zusammen und führte sie über den Harz, der Altmark und der Elbe zu. Von den Franzosen scharf verfolgt, war es schwer, das Corps bei Sandau, wo man den Fluß passiren wollte, sicher überzusetzen. Hier zeigte Oberst York, der die Nachhut führte, mit seinen Jägern in dem meisterhaften Treffen von Altenzaun*) zum ersten Male wieder, daß der alte preußische Muth noch nicht erloschen sei. Die Hauptmasse des aufgelösten Heeres hatte über den Harz Magdeburg zu gewinnen gesucht, während die Franzosen direkten Weges über Leipzig und Halle auf Berlin rückten. Ersterer Ort ward von ihnen geplündert, bei letzterem schlugen sie die preußische Reserve-Armee, die unter dem Prinzen Eugen von Württemberg stand (17. Okt.). — Als das flüchtende Heer, jetzt unter Hohenlohes Befehl, unter den Wällen von Magdeburg sich zu sammeln suchte, war es schon von schlimmer Vorbedeutung, daß der Kommandant dieser wichtigsten Festung erklärte, er könne nicht für die Verpflegung desselben sorgen. Nun beschloß man, hinter die Oder auf Stettin zurückzugehen, während Napoleons Truppen sich schon Potsdam und Berlin näherten. In Berlin war der alte Heldengeist tapferer Vertheidigung, ja sogar tapferen Ausharrens (S. 433) erloschen. Angesichts des unermeßlichen Unglücks hatte der Kommandant der Stadt (Graf Schulenburg-Kehnert) keine andere Mahnung gewußt als „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Am 25. Oktober kapitulirte Spandau, ohne einen Schuß zu thun. Während dann Lannes und Murat rasch aufbrachen, dem Hohenloheschen Hauptheer den Weg auf die Oder abzuschneiden, hielt Napoleon am 27. Oktober seinen Einzug in Berlin. Durch das Brandenburger Thor, von dem nun der Siegeswagen herabgenommen und gleich dem Degen Friedrichs des Großen aus Potsdam als Siegestrophäe nach Paris gesandt ward, nahm er seinen Weg die Linden hinab ins Schloß der preußischen Könige. Vor demselben, im Lustgarten, flammten nachts die Biwachtfeuer seiner Garden. Gleich darauf (am 28. Oktober) kapitulirte bei Prenzlau Fürst Hohenlohe mit seinem Corps, das noch aus 10,000 Mann und 1800 Pferden bestand. Kleinere Bruchstücke des fliehenden Heeres folgten dem entmuthigenden Beispiel.

*) Joh. Gust. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg.

Nur Blücher beugte sich der allgemeinen Schande nicht. Auf die Kunde dessen, was bei Prenzlau geschehen, zog er sich mit seiner Schar nach Mecklenburg, vereinigte sich hier mit dem bisher vom Herzog von Weimar geführten Corps und wandte sich nun, etwa 20,000 Mann stark, immer von den Franzosen unter Soult, Murat und Bernadotte auf den Fersen verfolgt, auf Lauenburg. York hatte meist die schwere, aber ehrenvolle Aufgabe, das hart bedrängte Corps zu decken. Verzweifelt, warf man sich endlich in die alte, noch ziemlich befestigte Reichsstadt Lübeck hinein. Aber fast gleichzeitig drangen die Franzosen nach. Ein wüthendes Gefecht entspann sich in den Straßen der Stadt, in welchem Blücher persönlich wie ein Rasender kämpfte, York schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Blücher, der etwa noch 8000 Mann aus der Stadt zog, kapitulirte dann endlich bei Ratkau (7. November) auf ehrenvolle Gefangenschaft. Er durfte unter die Akte seiner Uebergabe schreiben: „Ich kapitulire, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe.“ Er wenigstens hatte die Ehre gerettet.

Der tiefgebeugte Monarch hatte sich auf Küstrin geflüchtet, wo er seine Gemahlin wieder traf, die ihn erst am Morgen des Unglückstages von Auerstädt verlassen hatte. Gerade gegen sie, als sei sie die Aufhetzerin zum Kriege, hatte Napoleon in seinen Bulletins sich die gemeinsten, giftigsten Schmähungen erlaubt. Aber gerade erst das Unglück bewährte die christliche Fassung des Herrscherpaares. In dem allgemeinen Abfall zeigten sich doch auch wieder einzelne rührende Beweise von Treue und Männlichkeit. Weiter ging dann die Flucht auf Königsberg. Stein hatte wenigstens die Hauptkassen des Staates zu retten gewußt und so die Mittel für die Fortführung des Krieges gesichert. — Aber noch hatte das furchtbare Unglück, das über die Monarchie Friedrichs des Großen gekommen war, nicht ausgestürmt, noch hatte die Demüthigung nicht den höchsten Grad erreicht. Es kam die Nachricht, daß auch Magdeburg kapitulirt habe. Der 73jährige General von Kleist hatte es überliefert an der Spitze von 19 Generalen,*) mit 24,000 Mann, 6563 Pferden, 600 Geschützen, Proviant und Munition im Ueberfluß (8. November). Stettin hatte sich schon am 29. Oktober an 800 Muratsche Reiter ergeben. Küstrin fiel am 1. November mit gleicher Feigheit; die hannöverschen Festungen an der Weser Hameln und Nienburg folgten. — Noch hoffte der König, Napoleon zu einem erträglichen Frieden zu bewegen. Aber die Bedingungen des Siegers steigerten sich mit solchem Uebermuth, daß selbst die Unterwerfung keine Rettung mehr schien. Dennoch war es dem Könige auch jetzt noch schwer, mit den alten Rath-

*) Die freilich zusammen 1300 Jahre zählten.

gebern und Anschauungen, die ihn ins Unglück geführt, entschlossen zu brechen; noch stand seine Hoffnung auf Rußland und Alexander. Auch ihn sollte erst die Schule der bittersten Erfahrungen läutern, bis er die Mittel zur Rettung erkenne, wo sie waren: in ihm selbst und seinem treuen Volk, dessen hochherzigste Männer bis jetzt noch den Stufen des Thrones ferne standen.

Die vierte Koalition. Friede zu Tilsit. 1807.

Kaiser Alexander hatte gleich auf die erste Kunde von Preußens Unglück den König seiner wärmsten Freundschaft und Hilfe versichert. Wirklich rückten die Russen in die Provinz Preußen ein. Aber statt, wie die preußischen Vaterlandsfreunde gehofft und gewünscht hatten, die Weichsellinie zu halten, zeigten sich ihre Führer unlustig, etwas für Preußen zu thun, und suchten bald nur die russische Grenze zu decken, während die Truppen schlimmer wie die Franzosen das unglückliche Land verwüsteten. — Napoleon, nachdem er von Berlin die sogenannte Kontinentalsperre — die Absperrung aller englischen Schiffe und Waren von den ihm unterworfenen festländischen Häfen — erlassen hatte und damit den tödlichen Streich gegen England geführt zu haben glaubte, brach nach Posen auf. Beim Annahen der Franzosen hofften die Polen auf die Wiederherstellung ihres Vaterlandes und erhoben sich, von Napoleon ermuntert, zunächst in den preußischen Gebieten des ehemaligen Polens. Als sich dann der Feind über Warschau der russischen Grenze näherte, lieferte Bennigsen (einer der Mörder Pauls S. 476) ihm bei Pultusk am Narew (26. Dezember 1806) ein unentschiedenes Treffen. Der Winter brachte dann vorläufig den Kampf zum Stillstand.

Die preußischen Truppen standen, kaum noch 6000 Mann stark, unter dem tüchtigen General Lestocq. Als die Kriegsbewegungen wieder begannen, nahm das Häuflein durch rechtzeitiges, entschlossenes Eingreifen siegreich theil an der Schlacht von Preußisch-Eylau südlich von Königsberg, 7. und 8. Februar 1807. Zum ersten Male erblickte hier Napoleon ein Schlachtfeld, winterlich öde und kalt, mit Verstümmelten und Sterbenden bedeckt, das er nicht sein nennen konnte. Die Folge dieser Glücksschwankung war eine vielversprechende Anerbietung an Friedrich Wilhelm III., vom russischen Bündnis abzufallen, die dieser in seiner schlichten Rechtlichkeit zurückwies. Hätte nur Alexander dieselbe Treue bewahrt! — Ueberhaupt begann die preußische Ehre sich wieder herzustellen. Schon zu Ende des Jahres 1806 war Thorn unter Lestocq vergeblich zur Uebergabe aufgefordert worden.

Ein glänzendes Beispiel altpreußischen Muthes aber gab der 73jährige L'Homme de Courbière in Graudenz, der, als ihn die Franzosen mit Unverschämtheit bedeuten wollten, es gäbe keinen König von Preußen mehr, entschlossen erwiderte: „Nun, so bin ich König von Graudenz", und die Festung bis zum Frieden hielt. Auch Danzig, großartiger versorgt und befestigt, begann eine hartnäckige Vertheidigung. Aus Schlesien, dieser jüngsten der preußischen Provinzen, kam die Kunde von frischer patriotischer Haltung. Zwar waren, als ein Armeecorps unter Jerome Bonaparte hier einrückte, ebenfalls eine Reihe Festungen in schimpflicher Kopflosigkeit übergegangen; so Glogau (3. Dezember), Brieg, selbst Breslau (5. Januar), und am schimpflichsten das feste Schweidnitz (7. Februar). Doch fehlte es nicht an erhebenden Beispielen; erst nach tapferer Vertheidigung fiel Neisse, und die kleinen Festungen Kosel und Glatz hielten sich sogar unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Friedensschlusse. Ueberhaupt aber regte sich die Bevölkerung der Provinz, und es fehlte nur an entschlossener Leitung, um schon jetzt Großes zu leisten. — Das erhebendste Beispiel aber des Widerstands gab Colberg in Pommern (S. 434). Hier trat nach altem Recht und Herkommen die tapfere Bürgerschaft selbst mit in die Vertheidigung ein; an ihrer Spitze Nettelbeck, eine kühne Seemannsnatur, in tausend Abenteuern seiner Jugend und in den Gefahren ferner Meere und Welttheile gehärtet, jugendlich bei fast 70 Jahren und ein echter Preuße der alten Zeit. Bald leuchteten hier auch die kühnen Husarenstücke des unternehmenden, feurigen Schill, und als die Gefahr näher kam, die kühle Ruhe und schöpferische Kraft Gneisenaus, der zum Kommandanten der Feste ernannt war. Ein Theil der Stadt stand in Flammen, die Gefangenen brachen aus dem Stockhause aus, aber unerschüttert ertrug die Stadt das 30stündige Bombardement — bis die Kunde vom Waffenstillstande kam.

Anfangs des Frühjahrs 1807 kam Alexander selbst nach Preußen, auch jetzt noch voll feurigen Eifers. Bei einer Heerschau umarmte er Friedrich Wilhelm und rief unter Thränen: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!" Zu Bartenstein an der Alle ward ein neuer Vertrag, die vierte Koalition, zunächst zwischen Rußland und Preußen, geschlossen. Auf Englands und Schwedens Unterstützung konnte man rechnen, auf Oestreichs künftigen Beitritt hoffte man. Keine Eroberung mehr galt es, sondern Herstellung der durch Bonaparte zertrümmerten Ordnung Europas, ferner Befreiung Deutschlands, vor allem Preußens. Mit diesen großen Entschlüssen ging man in den sich erneuernden Kampf. Aber schon am 26. Mai fiel Danzig, nach einem

mit ungenügenden Kräften seitens der Russen gemachten Entsetzungsversuche und nach der tapfersten preußischen Vertheidigung. Mit überlegenen, trefflich geleiteten Kräften begann dann Napoleon den Feldzug. Bei Heilsberg an der Alle (10. Juni) ward zwar ein erster kecker Angriff der Franzosen von den Russen kaltblütig abgewehrt, wobei abermals der preußische Muth glänzte. Aber der Obergeneral Bennigsen und die Altrussen waren bereits des Krieges „für Preußen" müde, und es ward immer weiter nach der Grenze hin zurückgewichen. So kam es zur entscheidenden Schlacht bei Friedland an der Alle, 14. Juni, in der Napoleon den Sieg errang. Noch war nicht alles verloren: wie bei Leoben und Austerlitz (S. 468, 478) war Napoleons Rücken bedroht, da Oestreich ihm nicht sicher war, Schweden und England eine Landung in Pommern, die Blücher vorhatte, begünstigten. Aber Napoleon hatte mit Alexander bereits Unterhandlungen angeknüpft, und, seiner Betheuerungen gegen den Freund vergessend, hatte sich Alexander darauf eingelassen. Am 25. Juni kamen beide Herrscher in einem Zelt, das über einem Floß auf dem Niemen errichtet war, zusammen. Hier lockte Napoleon den Zaren mit der Aussicht auf die Herrschaft Osteuropas, auf die Erwerbung Finnlands, auf Theilung der Türkei — die alten Ziele russischen Ehrgeizes. Alexander ward Napoleons Bundesgenosse, und dieser, immer darauf bedacht, selbst in Friedensschlüssen neue Feindschaft zu säen, drängte dem Kaiser Alexander einen Theil von Neuostpreußen auf, um ihn dadurch, wie er hoffte, mit Friedrich Wilhelm III. für immer zu verfeinden, was ihm freilich trotzdem nicht gelang.

Zu Tilsit sahen sich dann auch Napoleon und Friedrich Wilhelm. Jener hatte einen demüthig Unterwürfigen zu finden geglaubt, er traf einen stolzen, soldatischen Mann, ruhig, einsilbig und zurückhaltend, den das Unglück nicht gebrochen hatte; und neben ihm sah er die schöne und edle Königin Luise, die seinen unedlen Aeußerungen gegenüber die große Seele und königliche Haltung nicht einen Augenblick verleugnete. Hier zu Tilsit ward dann am 7. und 9. Juli der Friede abgeschlossen. Preußen trat die Hälfte seines Gebietes ab d. i. (Hannover nicht mit gerechnet) von 5714 □Meilen mit fast 10 Millionen Einwohnern behielt es noch 2868 mit nicht ganz 5 Mill. Bewohnern. Napoleon sorgte dafür, daß der Stachel der Bitterkeit auch recht empfunden ward; denn auch dies Gnadentheil ließ er dem Könige nur „aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und um den aufrichtigen Wunsch zu bethätigen, beide Nationen durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden." In der That ließ er Preußen nur bestehen als Schranke zwischen seinem Machtgebiet und dem russischen. Die Demüthigung kam, die Friedrich der Große so oft er-

klärt hatte, nicht überleben zu wollen. Alles, was westlich von der Elbe lag, die Festung Magdeburg inbegriffen, ward abgegeben; mithin die Altmark, von wo aus einst der preußische Staat gegründet worden war, die rheinischen und westfälischen Besitzungen, Ostfrisland und das erst eben erworbene Hannover. Im Osten trat Preußen sämtliche in der zweiten und dritten polnischen Theilung (S. 452) erworbenen Gebiete ab, aus denen Napoleon ein Herzogtum Warschau schuf, zu dessen Herrscher er den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen einsetzte.

Dies Land nämlich beschloß der Eroberer gegen Preußen zu einer Vormauer zu machen; und so ward es, obwohl es gegen ihn gestritten, auf Kosten Preußens vergrößert und zum Königreich erhoben, womit es zugleich dem Rheinbund beitrat. Ebenso erfuhr auch Sachsen-Weimar, dessen edler Herzog Karl August als preußischer General bis zuletzt ritterlich bei Preußen ausgehalten, am Ende doch Napoleons Gnade; es blieb bestehen. Den Kurfürsten von Hessen dagegen, der in thörichtem Geiz auch das geringste Opfer gescheut und zwischen Napoleon und Preußen hin- und hergehandelt hatte, vertrieb er von Land und Leuten gleichwie das braunschweigische Herzogshaus, an dem er angeblich das Manifest von 1792 (S. 463) rächte. Karl Wilhelm Ferdinand, durch die Wunde von Auerstädt des Augenlichts beraubt, hatte den Sieger gebeten, in seiner Hauptstadt sterben zu dürfen; er hatte es verweigert. Unter den fürchterlichsten Qualen war der Fürst bis Altona geflüchtet, wo er endlich „vor des Hirnes Spalte die Ruh im Grabe fand". Aus diesen nun herrscherlosen und den von Preußen zu Tilsit abgetretenen Gebieten bildete Napoleon ein neues Königreich im nordwestlichen Deutschland, das Königreich Westfalen, das er seinem jüngsten Bruder Hieronymus (Jerome) gab, der seine Residenz in Kassel nahm und gleichfalls dem Rheinbunde beitrat.

Auch Preußen war nun gebrochen. Aber es war auch mit dem Frieden von Tilsit der tiefste Grad der Erniedrigung Deutschlands erreicht. Schon begann die innere Erhebung und Wiedergeburt. Man fing wenigstens an, die Schmach zu fühlen, die das Vaterland getroffen, und selbst über die Grenzen Oestreichs und Preußens hinaus, in das gesamte Deutschland hinein, begann dies Gefühl sich zu verbreiten.

Der Rheinbund.

Noch aber gebot Napoleon, vor allem mittels des Rheinbundes, über Deutschland bis an die geschmälerten Grenzen Preußens und Oestreichs. Die Fremdherrschaft war entschieden. Und was das Schlimmste war, noch schien die Mehrzahl der Unterworfenen ihre Ketten nicht mit Knirschen, sondern mit einer Art von niederträchtigem Stolz zu tragen. Noch zählte die französische Herrschaft zahlreiche Freunde. Manche blendete das glänzende Genie Napoleons, so daß sie nur in völliger Hingabe an den „Mann des Jahrhunderts" Heil erblickten. Und einige Vortheile hatte die Masse des Volkes wirklich durch die Fremdherrschaft gewonnen: Im Königreich Westfalen ward Napoleons neues Gesetzbuch, der Code Napoléon, mit seiner allgemeinen Rechtsgleichheit und seinen sonstigen Vorzügen angenommen; es wurden Schwurgerichte eingeführt, die Fronden und persönlichen Lasten der Bauern hörten auf. In Baiern, wo der wohlwollende König Max Joseph regierte, suchte dessen Minister Montgelas mit einem Eifer und einer Rücksichtslosigkeit, die an Joseph II. (S. 447) erinnerte, den aus vielfachen, bunten Bestandtheilen zusammengesetzten Staat in eine strenge Einheit zusammenzuschmelzen. Neben manchem Willkürlichen geschahen auch hier im ganzen manche Besserungen, vor allem schwand das frühere Jesuitenregiment. In Württemberg dagegen gab freilich die persönliche Härte und Willkür König Friedrichs I. ein gehässiges Nachbild Bonapartescher Zustände. In dem Großherzogtum — so hieß es jetzt — Baden regierte noch immer der treffliche Karl Friedrich und suchte jetzt seinem größeren Gebiete dieselben Segnungen zu schaffen, wie einst seiner kleinen Markgrafschaft. Doch fühlte er bei den stets sich steigernden Anforderungen Napoleons nur zu schmerzlich, daß dies unmöglich sei, und sehnte oft die früheren und bescheidneren, aber glücklicheren Tage zurück. Der stets vermehrte Steuerdruck für Napoleons Interessen, der durch die Kontinentalsperre gehemmte Handel und die immer wachsende Aushebung zum Militärdienst (die Konskription) machten vor allem den Staaten des Rheinbundes fühlbar, daß die fremden Fesseln auch drückten. Die Heere freilich dieser Staaten waren meist von dem Napoleonischen Reiche bethört. Lange waren sie in ihrer früheren Kleinstaaterei als „Reichsarmee" (S. 426) nur der Spott der Völker gewesen: Napoleon lehrte sie unter seinen Fahnen siegen und erfüllte sie mit militärischem Stolz. Es zeigte sich nun, daß in keinem deutschen Stamme die alten herrlichen Eigenschaften des Kriegsmuthes erloschen waren; nun hob diesen versunkenen Schatz jetzt der Fremde. Und häufig überboten die Rheinbundstruppen (wie es Abtrünnige zu thun pflegen)

an Uebermuth und Roheit gegen die eignen deutschen Landsleute noch die Franzosen. Bei allen Mißständen aber hätten — wenn der Mensch von Brot allein lebte — die Zustände in Deutschland unter der Fremdherrschaft damals vielleicht noch erträglich scheinen können.

Aber mochte man die Güter des irdischen Lebens gerettet, vielleicht gar gebessert glauben, keinem konnte es verborgen bleiben, wie es nur in der Willkür des Gewaltigen stand, sie zu erhalten oder zu rauben. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich schon 1806 in Deutschland, als auf Befehl Napoleons durch ein Kriegsgericht der Buchhändler Palm aus Nürnberg, ein friedlicher Mann, der eine Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", wie sein Geschäft es mit sich brachte, versendet hatte, auf ausdrücklichen Befehl Napoleons zu Braunau am Inn erschossen wurde. Und französische Polizei, französische Späher, oder deutsche Verräther in französischem Sold zeigten bald, daß die entwürdigende Knechtschaft, die Napoleon über Frankreich ausspannte, doppelt schwer auf Deutschland, auf den Rheinbundstaaten, lastete. Einige der Rheinbundfürsten lernten nur zu rasch die Gewaltmaßregeln ihrem Gebieter ab, mit denen dieser unbekümmert um bestehende Rechte seine Zwecke verfolgte. Vor allem aber deutsche Ehre schändend war das Lasterleben, welches Jerome in Kassel (S. 491) begann; hier schien die Frechheit auch die letzte Maske der Scham abzuwerfen. Napoleon sah den kleinen Despoten der Rheinbundstaaten viel nach, wenn sie nur ihr Land seinen Konskriptionen öffneten und Truppen stellten, so viel er verlangte. Was er seinem Bruder Jerome eingeschärft, er möge nie vergessen, daß seine ersten Pflichten die gegen ihn und Frankreich seien, das galt von den anderen Rheinbundfürsten nicht minder. Willfährige Diener sollten sie ihm sein, mit ihrer jungen kriegsfähigen Mannschaft seinen Eroberungsgelüsten dienen. Schon 1808 begann er einen neuen Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel — der ihm im Laufe der Zeit so verderblich wurde — es waren zu zwei Drittel deutsche Landeskinder, die hier der spanischen Erbitterung entgegengestellt wurden.

Noch zwar gab es in Deutschland auch außerhalb Preußens und Oestreichs Seelen, die treu am Vaterland hingen. Im Königreich Westfalen vergaßen die Braunschweiger nicht so rasch das väterliche Regiment des gemißhandelten Karl Wilhelm Ferdinand, selbst die Hessen hielten am Geschlecht Philipps des Großmüthigen (S. 219, 309) trotz seiner unwürdigen Enkel; in Ostfrisland, in den westfälischen Gebieten blieb die alte Treue gegen Preußen. Dasselbe Gefühl herrschte in Anspach und Baireuth, und auch in Franken und Schwaben fügten sich die ehemals reichsfreien Gebiete nicht so schnell den neuen Napoleonischen Herrschern. Ueberall hier begannen nun

die Gemüther zu glühen, geheime Verständnisse wurden unter den Patrioten eifrig erhalten, besonders von Preußen her; es schien nur eines Anstoßes von außen zu bedürfen, und der Aufstand gegen die fremde Gewaltherrschaft brach los.

Doch war die Erlösung noch ferne. Seit sich Alexander mit Napoleon verbündet hatte, schien Europa, mit Ausnahme Englands, in die Knechtschaft der beiden großen Despotien, Frankreichs im Westen, Rußlands im Osten, dahingegeben. Zu Erfurt, in dieser alt deutschen, jetzt unter französischer Herrschaft stehenden Stadt, trafen sich im September und Oktober 1808 mit vielem hohlen Schaugepränge die beiden Herrscher und ihre Trabanten, um den Bund zu erneuen, den der Eigennutz, wie er ihn zu Tilsit geschlossen hatte, nun auch schon zu sprengen drohte. Es gelang der Ueberlegenheit Napoleons, Rußland vorläufig noch im Schlepptau der französischen Politik zu halten. Vor der Aussicht auf die türkische Beute trat bei dem Kaiser Alexander sogar das Drückende der Kontinentalsperre (S. 488), der Rußland schon im Tilsiter Frieden beigetreten war, zurück. Damit war der Westen Europas Napoleon überantwortet. Schon waren die Bourbonen in Spanien gestürzt, um Napoleons ältestem Bruder Joseph, der bisher nach Vertreibung der Bourbonischen Dynastie in Neapel König gewesen war, Platz zu machen. An Josephs Statt ward Murat, Napoleons Schwager, König in Neapel. Die Krone des Königreichs Italien (in Norditalien) trug zwar Napoleon selbst, aber sein Stiefsohn Eugen Beauharnais nahm als Vicekönig des Landes eine den genannten Unterkönigen nicht unähnliche Stellung ein. Der Papst ward im Jahre 1809 aller seiner Besitzungen beraubt und selbst gefangen gesetzt. In Holland saß Napoleons Bruder Louis auf dem Königsthron, in Deutschland folgte der Rheinbund seinen Winken; Dänemark war ihm dienstwillig angeschlossen; Schweden nach der Vertreibung des Königs Gustav IV., 1809, bereit, sich ihm in die Arme zu werfen. — So herrschte er über den weiten Westen Europas. Auf der andern Seite hatte Alexander Finnland von Schweden erobert und war im Begriff, die alten russischen Pläne auf die Türkei auszuführen. Neben diesen beiden Mächten stand England, in schonungsloser Selbstsucht auf allen Meeren herrschend, in stetem Fortschreiten und Siegen in den Kolonien und mit ruhmwürdiger Beharrlichkeit im Kampfe gegen Napoleon ausdauernd. Oestreich aber und Preußen schienen zwischen diesen Kolossen fast schon erdrückt.

So war die Lage Europas nach den Tagen von Tilsit und Erfurt.

Preußens Wiedergeburt. Stein. Scharnhorst.

Das furchtbare Unglück begann die alte Lebenskraft in Deutschland allmählich wieder aufzuwecken. Am tiefsten war Preußen gefallen; am schnellsten und herrlichsten ging hier ein innerer Umschwung vor sich. Der Tag von Jena und Auerstädt hatte nicht nur unendliche Schmach über Preußen gebracht; dies Land hatte auch mehr als ein anderes durch Kontributionen, Plünderungen, durch den Uebermuth der Sieger gelitten. Die Preußen aber hatten eine ruhmvolle Geschichte aus jüngster Vergangenheit, die den Rheinbundstaaten fehlte, und tiefer brannten hier in den Seelen die Frevel, die man dulden mußte. Die Unglücksjahre 1806 und 1807 hatten die früheren Fehler aufs grausamste bloßgelegt, und Friedrich Wilhelm III. hatte jetzt mit der Erkenntnis derselben auch den ernsten Willen, das Werk der Umgestaltung zu beginnen. Noch in der ersten Zeit des Unglücks hatte er Bedenken getragen, dem Manne sich anzuvertrauen, den alle patriotischen Stimmen als den einzigen bezeichneten, der in dieser äußersten Lage des Staates Rettung bringen könne. Als nach den Unglückstagen zu Tilsit alles verloren schien, da ward Stein als erster Minister berufen.

Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom Stein stammte aus einem Geschlecht des rheinfränkischen Adels, das seit unvordenklichen Zeiten zu Nassau an der Lahn auf seiner Burg zum Stein geblüht hatte. Daselbst war er im Jahre 1757 geboren. Voll von edlem, altem, ritterlichem Stolz, hatte er sich überhaupt erst schwer zu einem Dienst entschlossen; fühlte er doch sich als Reichsfreiherr Fürsten an Unabhängigkeit gleich. Dann hatte er sich für Preußen entschieden, während sonst seine Ahnen lieber in Oestreich oder an geistlichen Höfen Aemter und Auszeichnung gesucht hatten. Früh hatte sich seine Tüchtigkeit gezeigt: er war schon in den Unterhandlungen über den Fürstenbund (S. 446) thätig, damals noch als Bergrath zu Hagen in der Grafschaft Mark über das Berg- und Hüttenwesen dieser tüchtigen Gegend (S. 221) gesetzt, war dann nach verschiedener anderer Thätigkeit zu Münster beauftragt, dieses durch den Reichsdeputationshauptschluß (S. 473) an Preußen gekommene bischöfliche Gebiet in das Staatsganze einzufügen. Endlich wurde er als Finanzminister in das Generaldirektorium (S. 404) berufen. Ueberall aber bewährte er Scharfblick und praktisches Geschick. Doch mehr als diese Talente adelte ihn sein Charakter. Voll edlen Stolzes, echten Freiheitssinns und unerschütterlicher Wahrhaftigkeit, war ihm, der als Christ in Gottesfurcht sich beugte, jede Menschenfurcht fern. Im festen Vertrauen, daß das Gute doch in der Welt den Sieg behalte, hat er das Böse — als

dessen vollendeter Ausdruck ihm je länger je mehr Napoleon erschien — unerschütterlich bekämpft, fröhlichen Muths selbst in dem größten Glückswechsel: „weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.“ Dieser Feuerseele entsprach auch seine Erscheinung: die gedrungene Gestalt, die breite, gewölbte Stirn, das frei-herrschende Auge, die rasche, leicht zu altdeutscher Heftigkeit sich entflammende Rede. Noch einmal ist in ihm das Bild alten, echten Rittertums zu Tage getreten.

Es zog den König keine persönliche Zuneigung zu dem überlegenen, stolzen Manne. Vor dem Sturz hatte er seine Warnerstimme abgewiesen, noch nach dem Sturz den Unbeugsamen in Ungnade entlassen. Aber die eiserne Noth zwang ihn jetzt, zu dieser letzten Zuflucht zu greifen, und bald lernte Friedrich Wilhelm in seinem geraden Sinn ihn achten, ihm vertrauen und ergriff nun Steins große Vorschläge ohne Rückhalt, und ohne sich irre machen zu lassen durch eine Partei, die blind an den alten Mißbräuchen und Vorurtheilen hing und Steins schönes Werk zu hemmen und zu verdächtigen suchte. Mit allem Eifer begann jetzt Stein seine Thätigkeit. Es galt zunächst, Hilfsmittel und Geld für den schwergedrückten Staat zu schaffen. Denn noch standen die französischen Truppen fast 200,000 Mann stark in Preußen, und die Kontributionen, Requisitionen, Einquartierungskosten, Verpflegungsgelder waren kaum mehr zu erschwingen. Und gleichwohl war von Napoleon die eigentliche Abfindungssumme, gegen welche Preußen endlich geräumt werden sollte, noch gar nicht bestimmt — er wollte dadurch eben Preußen in seiner Willkür festhalten. Umsonst hatte sich Prinz Wilhelm, der jüngere Bruder des Königs (vermählt mit der hochherzigen Prinzeß Marianne von Homburg) persönlich nach Paris begeben, um Napoleon zu Milderungen zu bestimmen. Ja er hatte sich selbst als Geisel ihm angeboten, bis Preußen seinen Anforderungen genüge. Der Sieger hatte den Edelmuth anerkannt, aber ihn natürlich als unpraktisch verworfen: in Erfurt (S. 494) setzte er dann seine Forderung auf 120 Millionen Franken fest.*) — Stein nun half nicht bloß für die augenblickliche Noth durch Ersparungen, Papiergeld, Anleihen, selbst durch Verkauf königlicher Domänen: er erkannte, daß, um dauernde Hilfe zu schaffen, es einer äußern und inneren Umgestaltung des ganzen Staatswesens, einer sittlichen Wiedergeburt des ganzen Volkes bedürfe. Und das war nun sein großes Ziel: er begann den Neubau des Staates von den Fundamenten aus. Der Bauer (S. 252, 437) in den alten Provinzen war durch die Erbunter-

*) Er hat, nach seinem eigenen Worte, aus Preußen im ganzen mehr als eine Milliarde gezogen.

thänigkeit und durch eine Menge gutsherrlicher Lasten gedrückt. Erstere ward (entsprechend einem schon lang genährten Wunsche des Königs) aufgehoben; letztere sollten allmählich abgelöst werden. Fortan war der Bauer nicht mehr an die Scholle gebunden, sondern konnte sich frei zu jedem Berufe entschließen und sah mit freudigem Blicke die Möglichkeit vor sich, ein freies, unbelastetes Eigentum zu besitzen. Der Bürger in den Städten war gleichfalls durch Zunft und Zwang eingeengt, durch polizeiliche Maßregeln von oben her getrieben und von Beamten geleitet, die ihm die Regierung setzte, und die häufig nur invalide Militärs oder Staatsdiener waren. Stein verlieh in der neuen Städteordnung (19. November 1808) den Gemeinden wieder Selbstverwaltung und Freiheit in ihrem innersten Leben. Von der Bürgerschaft sollten die Stadtverordneten, aus diesen der Magistrat gewählt werden; nur der Bürgermeister wurde von der Regierung aus drei ihr vorgeschlagenen Kandidaten ernannt. An die Stelle des ehemaligen Zunftzwanges trat die Gewerbefreiheit; auch auf dem platten Lande ward freier Marktverkehr gestattet, Mühlenzwang u. dgl. aufgehoben. Der Adel schien zu verlieren: seine Vorrechte gegenüber der Landbevölkerung verschwanden. Jeder erhielt zu jedem Amt, zu dem er die Fähigkeit besaß, nun Zugang; ebenso konnte jeder Bürgerliche Rittergüter erwerben, wie umgekehrt jeder Edelmann bürgerliches Gewerbe treiben konnte. Aber Stein, der selbst ein Edelmann durch und durch war, suchte die Würde dieses Standes in einer hervorragenden sittlichen und patriotischen Haltung, nicht in Vorrechten und Privilegien. — Die oberste Leitung des Staates selbst wurde vereinfacht, indem an die Stelle der ehemaligen Kabinettsregierung der Staatsrath trat. — Vor allem aber erstrebte Stein Selbstverwaltung der Gemeinden und Betheiligung der Bevölkerung an den inneren Angelegenheiten des Staates. Die zum Theil noch bestehenden alten Provinzialstände sollten zeitgemäß umgebildet werden, indem besonders der größere Grundbesitz in ihnen vertreten wäre; diese sollten über innere Verwaltungsfragen ihrer Provinz berathen und beschließen. Das ganze Werk sollte endlich in Reichsständen, in welchen der gesamte Staat seine Vertretung fände, den passenden Abschluß bekommen und so Preußen in die Reihe der Verfassungsstaaten eintreten.

In so großartigen Grundzügen ward die Umgestaltung Preußens entworfen: es erlangte damit größere innere Vortheile, als sie Frankreich durch seine blutige Revolution erworben und nur noch theilweise behauptet hatte. Freilich sind bei der kurzen Dauer der Steinschen Verwaltung nicht alle Maßregeln (besonders nicht die letzte, die Einführung der Reichsstände) ins Leben getreten. Vieles blieb seinem Nachfolger vorbehalten; doch waren die

großen Anregungen gegeben. — Aber Steins Augen gingen über Preußen hinaus und hatten eine Befreiung des ganzen Deutschlands zum Ziele. Er unterhielt deshalb lebhafte Beziehungen zu Oestreich und zu vielen vaterlandsliebenden, einflußreichen Männern im übrigen Deutschland. Es entstand allmählich ein weitverzweigtes Einverständnis, welches, seit Napoleons erste Mißgeschicke in Spanien wieder an eine Möglichkeit der Befreiung denken ließen, sich über ganz Norddeutschland verbreitete. Einer von den Briefen Steins (an Fürst Wittgenstein) fiel der französischen Polizei in die Hände; er ward im Moniteur (der amtlichen Zeitung des Kaiserreichs) abgedruckt als ein Zeichen der feindseligen Gesinnung Preußens. Nun hielt es Stein für gebotene Pflicht gegen seinen König, um diesen nicht Napoleon gegenüber in eine noch bedrängtere Stellung zu bringen, seinen Abschied zu fordern. Zögernd und ungern fügte sich Friedrich Wilhelm (November 1808). Bald nachher erfolgte von Spanien aus, wo damals Napoleon weilte, die förmliche Aechtung gegen den „nommé Stein, der Unruhe in Deutschland zu erregen suche". Alle Behörden Frankreichs und des Rheinbundes wurden angewiesen, ihn zur Haft zu bringen; seine im Rheinbund belegenen Güter wurden mit Beschlag belegt. Nun wandte Stein sich flüchtig nach Oestreich und lebte hier, bis der große russische Krieg ihn auf einen neuen Schauplatz des Handelns rief, wo wir ihm wieder begegnen werden. Nicht viel länger als ein Jahr hatte er die Regierung in Preußen gelenkt, aber die kurze Zeit hatte auch hingereicht, den Staat neu zu beseelen. Sein Fall war zunächst ein Unglück für Preußen und Deutschland. In ihm verloren alle die bedeutenden Kräfte, die zu einer Erhebung in Norddeutschland reif waren, ihren leitenden Mittelpunkt. Des Rechtes Grundstein, der Deutschen Edelstein hat ihn schon damals dankbar unser Volk genannt.

Was Stein dem Staat, das war Scharnhorst dem Heer. Gerhard David Scharnhorst, eines Bauern Sohn, war am 12. November 1755 zu Bordenau im Hannöverschen geboren. Früh hatte ihn eine ausgesprochene Neigung zum Soldatenstande gezogen, und der Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg (S. 442), ein Soldatenfreund aus der Schule Friedrichs des Großen, hatte ihn in seine Militäranstalt zu Wilhelmstein aufgenommen. Bald hatte sich der junge Offizier in der hannöverschen Armee ausgezeichnet, besonders 1794 in den Niederlanden gegen die Franzosen und zugleich durch militärische Schriften solche Aufmerksamkeit erregt, daß er nach Berlin an die Kriegsakademie als Lehrer berufen wurde, womit er zugleich in das preußische Heer als Offizier eintrat. Ruhig, bedachtsam, bescheiden — seine herrlichen Gaben fast unter dem Anschein der Unbedeutendheit verbergend — hatte er von Anfang an das volle Vertrauen des Königs, der ihn nach und

nach zum General erhob, indem er ihn zugleich adelte. Den Feldzug von 1806 hatte er mitgemacht und schon hier durch seinen Rath sich auch im praktischen Dienst als ausgezeichnet bewährt. Im Feldzuge von 1807 hatte er sich neue Verdienste erworben. In der Schule des Glücks wie der Noth hatte sich in ihm, wie Gneisenau es ausdrückte, „jene kalte Prüfung und Beurtheilung bei höchster Wärme des Gefühls für alles Rechte und Große" entwickelt. Auch ihm fehlte es nicht an Neidern, doch wußte seine stille, ernste Gediegenheit sich unaufhaltsam Bahn zu brechen.

Noch im Jahre 1807 erneuerte Friedrich Wilhelm III. sein Heer. Ein Ehrengericht wurde aufgestellt, vor welchem jeder Offizier, der bei einer der vielen Kapitulationen betheiligt gewesen, sein persönliches Verhalten rechtfertigen mußte; wer es nicht vollständig konnte, ward ausgeschieden, da ohnehin das Heer, welches durch die Noth des Staates herabgesetzt worden und nach einer ausdrücklichen Vorschrift Napoleons nicht über 42,000 Mann zählen durfte, auch nur noch einer geringeren Zahl von Offizieren bedurfte. Dieses Heer umzubilden, ward Scharnhorsts Aufgabe, als er 1807 zum Vorsitzenden der Militärreorganisationskommission berufen ward. Das Werbesystem ward aufgegeben, die Armee nur aus Landeskindern gebildet. Die Behandlung ward menschlich und Ehrgefühl erweckend, die Bewaffnung einfach und praktisch, das Exerziren als Vorübung des Krieges betrieben. Scharnhorst gab dem Heere eine thatsächlich drei- und vierfach größere Stärke, indem man die 42,000 Mann nur immer auf kürzere Zeit einzog, um sie auszubilden. Dann entließ man sie, um eine gleiche Zahl neuer Mannschaften einzuberufen; sie waren dann Reservetruppen (Krümper), die jeden Augenblick wieder unter die Fahnen treten konnten. So ward der große Grundsatz, der das preußische Heer erneuerte, die allgemeine Wehrpflicht, und die nicht minder wichtige Einrichtung, die Landwehr, vorbereitet und ermöglicht — jener weltbewegende Grundsatz geschaffen, der der Verweichlichung und Selbstsucht im modernen Staate einen Damm setzte, und der, in seinen Erfolgen sich selbst verkündend, allmählich ganz Europa zur Nachahmung Preußens genöthigt und eine neue Epoche der Kriegsgeschichte begonnen hat. Ein neues Heer stand nun da, in welchem wie im Staat nur Verdienst und Auszeichnung, nicht adelige Geburt allein, zu den höchsten Stellen befähigen sollten. Solche geräuschlose Einrichtungen entgingen dem Auge Napoleons, oder er verachtete sie in seinem Stolze. Scharnhorst blieb im Amte und die nächste und edelste Stütze des Königs.

An Steins Stelle trat, nachdem eine Zeitlang der schwankende Altenstein Minister gewesen, Hardenberg 1810 als Staatskanzler. An Größe des Geistes und Charakters Stein nicht gleich, dagegen gewandter und ge-

schmeidiger als dieser, war er eben deshalb vielleicht noch besser geeignet, das Fahrzeug des Staates durch die Klippen und Stürme der nächstfolgenden Zeiten zu steuern. Vieles von Stein in der inneren Gesetzgebung Begonnene ist erst durch ihn zur Vollendung geführt worden. Neben ihm wirkten eine Reihe der edelsten Männer wie Schön, Niebuhr, Vincke, Wilhelm von Humboldt in Steins Geiste fort und ließen seinen Gedanken nicht untergehen.

Deutsche Männer zur Zeit der Fremdherrschaft.

Was eine Unglückszeit geschienen, ward zu einer Läuterung und Prüfung des deutschen Geistes. Es war vor allen Dingen das gedemüthigte, niedergetretene Preußen, welches zur Wiege der deutschen Erhebung wurde, zuerst der geistigen, dann der mit den Waffen. Erst jetzt geschah eine volle Verschmelzung des alten, straffen, preußischen Wesens mit all den reichen geistigen Schätzen des übrigen Deutschlands, die bisher nur spärlich eine verkümmerte Heimat hier gefunden. Die beiden größten Männer der preußischen Wiedergeburt, Stein und Scharnhorst, waren nicht geborene Preußen; aber wie es mit ihnen geschehen war, so zog Preußen fortan die besten Kräfte Deutschlands an sich, und indem es ihnen einen würdigen Wirkungskreis gab, erneuerte es sich selber durch sie. — Preußen, in welchem der alte Ruhm schmerzlich an die gegenwärtige Schande mahnte, fühlte auch schwerer als das übrige Deutschland die fremden Ketten. Ein ernsterer, im Unglück der Zeiten geläuterter Sinn, voll Frömmigkeit und ausharrenden Muthes, kehrte beim Volke ein, statt der Leichtfertigkeit und Genußsucht, die am Beginn des Jahrhunderts geherrscht hatte. Ein edles Beispiel gab die Königsfamilie. Die nächsten Jahre hindurch blieb sie in Königsberg, in fast bürgerlicher Einfachheit dem ganzen Volke ein Bild opfermuthiger Entsagung. Als sie dann in die Hauptstadt wieder einzog, 1809, zwei Tage vor Weihnachten, war es ein thränenreicher, weihevoller Tag. Die Königin Luise trug bereits den Tod im Herzen; am 19. Juli 1810 starb sie bei einem Besuch in ihrer Heimat Mecklenburg, unverzagt auf den Fall des Bösen, auf bessere Gestirne für ihren Gatten und ihr unglückliches Land hoffend.

Der erneute ernste und religiöse Sinn hatte in Königsberg zur Stiftung des Tugendbundes geführt, an dem viele edle Männer theilnahmen. Derselbe war keine Verschwörung gegen die Fremdherrschaft und wirkte nicht unmittelbar zu einem Aufstand gegen sie. Dem ernsten Sinn des preußischen Volkes gemäß wollte man nur sich stählen in sittlicher Zucht, um dem

Vaterlande bei künftigen Entscheidungen eine Schar echter und treuer Männer zuführen zu können. Doch ist das Wirken dieses Bundes, der keinen der bedeutenderen Namen mit umfaßte und der schon am letzten Tage des Jahres 1809 auf des Königs Befehl aufgelöst ward, besonders von französischen Schriftstellern überschätzt worden. Man könnte vielmehr sagen, das ganze Land war in diesen Unglücksjahren ein Tugendbund, der sich ohne Zeichen und Geheimsprache verstand. Hier genüge es, die großen Häupter der allgemeinen mächtigen Bewegung hervorzuheben.

Zunächst die Krieger. Voran glänzt Gebhardt Lebrecht von Blücher, geb. 1742, der schon im großen Unglücksjahre der Stern gewesen, der noch am längsten geleuchtet. Er war Mecklenburger von Geburt, im siebenjährigen Kriege zuerst bei den Schweden (in Vorpommern) in Dienst getreten. Dann von preußischen Belling-Husaren gefangen, hatte er gern die Uniform gewechselt und war von nun an mit ganzer Seele preußischer Soldat geworden. Als Offizier in dem neu erworbenen Polen stehend (S. 438), traf ihn um eines wilden Streiches willen die Ungnade des großen Königs. Als nämlich eine Reihe von Meuchelmorden an einzelnen Soldaten seines Bataillons verübt worden war, hatte er einen Priester, den er, ohne es ihm beweisen zu können, für den Anstifter hielt, an ein ihm gegrabenes offenes Grab gestellt und mit blinder Ladung auf ihn schießen lassen. Im Avancement übergangen, hatte er sich dann in den kühnsten Ausdrücken beschwert, darauf hatte Friedrich der Große entschieden: „Blücher kann sich zum Teufel scheren". Er hatte nun eine Zeitlang als verschuldeter Edelmann seine Scholle gebaut und an schönen Pferden sein kostspieliges Vergnügen gehabt. Aber eine unwiderstehliche Lust zog den niemals alternden Mann immer wieder zum Soldatenstande. Durch sein kühnes Reiten fiel er Friedrich Wilhelm II. auf, als diesem der Adel seiner Provinz bei dem ersten königlichen Besuche daselbst das Ehrengeleit gab; der rief ihn wieder unter die Husaren. In den französischen Revolutionskriegen Oberst eines Reiterregiments, hatte er bei Freund und Feind einen geehrten Namen gewonnen; le roi rouge nannten ihn damals die französischen Soldaten, die ihn an manchen Stellen, besonders bei Kirweiler (S. 465), kennen gelernt. Als General der Kavallerie hatte er bei Auerstädt mit verzweifeltem Angriff in Seydlitz' Manier das verlorene Glück des Tages umsonst wieder herzustellen versucht (S. 485). Auf der Flucht war er das Haupt der letzten Braven, mit denen er zu Ratkau bei Lübeck ehrenvoll kapitulirte (S. 487). Als das Heer reorganisirt war, ward er kommandirender General in Pommern. Hier faßte ihn über die Schmach seines Preußens jener finstere Schmerz, der ihn zeitweilig sogar des Verstandes beraubte, so daß er mit gezücktem Säbel und mit dem Ruf: Napo-

leon! auf die Fliegen an der Wand losging. Haß gegen diesen war seine Seele. Eine Heldengestalt mit prachtvoller Stirn, mit Augen, die, wie Arndt sagt, der Meeresschwermuth glichen, um den Mund die lauernde, übermüthige Husarenlist spielend: harmlos bei Spiel und Scherz, wenig bekümmert um das richtige Mir oder Mich in der Unterhaltung, doch treffend, sogar feurig beredt in seinen Worten, war er recht dazu gemacht der Abgott der Soldaten und der „Marschall Vorwärts“ bei der späteren Erhebung zu werden.

August Wilhelm Anton Neidhardt von Gneisenau wird stets neben Blücher genannt. Mitten in den Stürmen des 7jährigen Krieges, wenige Tage vor der Schlacht bei Torgau (S. 433) zu Schilda geboren, wo eben sein Vater als Offizier der Reichsarmee einquartiert gewesen, lebte er harte und gedrückte Kinderjahre in der Zucht fremder Leute, bis sein Großvater sich des Knaben annahm und ihn nach Würzburg überführte. Hier und später auf der Universität zu Erfurt genoß er eine sorgsame und umfassende Bildung. Aber Mangel an Vermögen, der ihm das Weiterstudiren unmöglich machte, sowie angeborene Neigung veranlaßte ihn, zuerst bei den Oestreichern, dann bei den anspach-baireuthischen Truppen Dienste zu nehmen. Mit einem Regiment der letzteren ging er nach Amerika (S. 443), ohne jedoch hier zum Schlagen zu kommen; nach seiner Rückkehr trat er in die preußische Armee. Zwanzig Jahre vergingen ihm hier meist in kleinen schlesischen Garnisonen, ohne daß er es über den Hauptmann hinausbrachte. So hatte er seine Jugend in harten Entsagungen, den größten Theil seines Mannesalters in kleinen gedrückten Verhältnissen verlebt, bis die Unglücksjahre sein glänzendes Talent enthüllten; er ward mit Schill und Nettelbeck der ruhmvolle Vertheidiger Colbergs (S. 489) und von da an genannt als eine der Stützen des preußischen Heeres. Er hatte das Talent, Feldzüge und Schlachten zu ordnen, das Blücher, dem Manne des Dreinschlagens und der listigen Husarenstreiche, zwar nicht fehlte, doch nicht in so glänzender Weise verliehen war; beide Männer ergänzten sich daher aufs trefflichste. Schöner fast noch als jene hohe kriegerische Begabung war seine feine Bildung, seines Wesens „Würd' und Huld und klarer Wille“ und „vor seinem Ruhm das eigene Erröthen“ — wie sein Biograph*) mit treffenden Zügen das Heldenbild abschließt.

Gesondert von ihnen, in seiner Stimmung oft ihnen schroff und feindlich gegenüber, steht Hans David Ludwig von York (geb. 1759). Sohn eines Offiziers des siebenjährigen Krieges, war er von Kind auf zum Sol-

*) Pertz.

daten bestimmt und bereits Lieutenant unter dem alten Fritz. Da riß ihn seine Lebhaftigkeit und Ehrliebe in einen verdrießlichen Handel, den der große König falsch auffaßte; auch er bekam den Bescheid: „York kann sich zum Teufel scheren"; 20jährig, war er kassirt, und die Noth trieb ihn, in holländische Dienste zu treten. Hier hatte er die Seeschlacht an der Doggersbank mitgefochten und dann am Kap und auf Ceylon abenteuerliche Jahre verlebt. Heimgekehrt, war er unter Friedrich Wilhelm II. wieder in das preußische Heer getreten und bald Oberst des einzigen leichten Regiments, das im damaligen Heere bestand, des „interessanten" Jägercorps geworden, das er mit eiserner Strenge zuerst zum leichten Tirailleurdienst gewöhnte, in welchem die Franzosen sich so auszeichneten. Bei Jena nicht unmittelbar mit betheiligt, hielt er sein Regiment zusammen und deckte mit ihm in einem prächtigen, exakten Jägergefecht bei Altenzaun (S. 486) den Uebergang Blüchers über die Elbe. Kalt und streng, „scharf wie gehacktes Eisen", voll gewaltiger Leidenschaft des Stolzes, der Heftigkeit, der plötzlichen Entschlossenheit, ist er stets mehr gefürchtet als geliebt worden; er zeigte zumeist noch das alte strenge Wesen der Zeiten Friedrichs des Großen, ohne die Mängel der späteren Tage. Bei der Neubildung des Heeres wies Blücher als auf einen der tüchtigsten Offiziere auf ihn hin; so ward er General, dann Generalgouverneur der Provinz Preußen und kam so in jene Stellung, in welcher er später den ersten Anfang der Erhebung machen sollte.*)

Friedrich Wilhelm von Bülow ward damals, als Blücher krankte, ihm in Pommern als General zur Seite gestellt. Aus einer alten, weitverzweigten Familie stammend, die manchen seltsamen, scharfgezeichneten Charakter aufzuweisen hatte, war Bülow der militärische Erzieher des Prinzen Louis Ferdinand (S. 484) gewesen, hatte nach dem Unglücksjahr in den Kämpfen um Danzig (S. 489) sich, freilich ohne Glück, ausgezeichnet, offenbarte aber schon jetzt durch kühle, heitere Besonnenheit und ruhigen Muth den künftigen Feldherrn. Neben diesen erprobten Männern stand ein reicher Nachwuchs jüngerer Offiziere, unter denen ein Grolmann, Boyen, Clausewitz noch in späten Zeiten Zierden des preußischen Heeres gewesen sind.

Aber neben den Männern der That glänzten die Männer der Wissenschaft, die jetzt nicht minder vom Gefühl des Vaterlandes ergriffen wurden. Unter ihnen ist in erster Reihe zu nennen Johann Gottlieb Fichte, der Redner an die deutsche Nation. Eines Webers Sohn, ist er geboren zu Rammenau in der sächsischen Lausitz 1762. Des Knaben, der eine gehörte

*) Droysen, vgl. S. 486 Anm.

Predigt aus dem Gedächtnis nachsagen konnte, nahm ein Edelmann sich an, der ihn auf die Schulpforte (S. 363) brachte. Unter manchen Kämpfen und Entsagungen, dann unter dem Drucke der höchsten Noth während seiner Studien- und Kandidatenjahre, wuchs in ihm die eiserne, stolze Männlichkeit, die ihn als Geistesverwandten neben Stein stellt. In Königsberg, wohin er gegangen, um den großen Philosophen Kant (S. 455) zu hören, begann sein Ruhm; in der Schweiz, wo er sich mit einer Tochter von Klopstocks Schwester verlobte und später verheiratete, erwuchs sein Glück. Dann nach Jena berufen, damals dem Hauptsitz des deutschen wissenschaftlichen Lebens (S. 456), wirkte seine gewaltige Persönlichkeit eine Anregung unter den Studenten, die bisher unerhört war. Aber seine philosophischen Ansichten hatten damals eine Gestalt gewonnen, die in vieler Hinsicht vom Christentum sich entfernte. Eine Beschwerde der kursächsischen Regierung gegen ihn verflocht ihn in eine Untersuchung und einen Streit, wobei Fichtes Stolz es zum völligen Bruch brachte, so gern ihn Karl August und sein Minister Goethe gehalten hätten. Er kam nach Berlin, wo ihn Friedrich Wilhelm III. mit edler Toleranz walten ließ. Schon damals, ehe noch in Berlin eine Universität war, hielt er hier seine Vorträge, zu denen sich die ausgezeichnetsten Männer der Residenz drängten. Nach dem Unglückstage von Jena verließ er Berlin und kehrte erst nach geschlossenem Frieden zurück. Noch stand französische Besatzung in Preußens Hauptstadt. Aber, während bezahlte Horcher seine Vorträge belauschten, mit Trommelschlag die französischen Bataillone unter den Linden vorbeizogen, hielt er im Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation" vor einem Kreis ausgewählter Gebildeter, die ihm aber, sprach er, nur das Bild der ganzen deutschen Nation darstellen sollten. Er zeigte dort, wie das deutsche Volk allein noch den Funken selbstsuchtslosen, freien geistigen Lebens bewahrt habe, und sänke es dahin, sei keine Hoffnung mehr für die Welt; so hob er die gedrückten Geister zu neuem Muth und zu neuem Glauben an den ewigen Beruf der deutschen Nation. Napoleon ließ ihn gewähren; er, der die „Ideologen" so tief verachtete, ahnte nicht, welche Macht in Deutschland Ideen üben.

Noch mehr große Geister indessen sammelten sich, als Friedrich Wilhelm III. trotz des Druckes der Zeit den großartigen Entschluß faßte, eine Universität in Berlin zu gründen, die die wissenschaftlichen Kräfte Deutschlands so viel wie möglich vereinigen sollte. Zu der geistigen Wiedergeburt, aus welcher allein die Befreiung hervorgehen konnte, bedurfte es auch ganz besonders einer Richtung der großen wissenschaftlichen Kräfte auf das eine vaterländische Ziel. Mit edler Freigebigkeit wies der König glänzende Mittel an, räumte einen der schönsten Paläste Berlins, das Palais des

Prinzen Heinrich, zum Universitätsgebäude ein, und 1810 ward die neue Anstalt begründet, deren Rektor zuerst Fichte zweimal hintereinander war. Neben ihm, dem Redner und Philosophen, wirkte damals Schleiermacher in Berlin. Friedrich Schleiermacher (geb. 1768) hatte in der herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Niesky seine Bildung erhalten und eine tiefe Frömmigkeit war hier in sein Wesen gepflanzt, die auch blieb, als er später vorübergehend den freisinnigsten Anschauungen in der Theologie sich hingab; bei reichen Kenntnissen und glänzender geistiger Begabung war er berufen, der Religion unter den Gebildeten ihrer Verächter neuen Boden zu gewinnen. Dann Professor in Halle bis zum Unglücksjahr, siedelte er jetzt, in den eigenen wie des Staates Stürmen zu neuem religiösen Ernste gesammelt, wieder nach Berlin über und ward durch seine männlichen, kraftvollen und tiefsinnigen Predigten eine Stütze in schwerer Zeit und eine der ersten Zierden der neu gegründeten Universität. Außerdem führte die Berliner Universität noch eine Menge ausgezeichneter Gelehrten nach Berlin, wie die Philologen Wolf, Buttmann, Böckh, den Mediziner Hufeland und viele andere, die meist auch das Ziel der Befreiung des Vaterlandes getreu im Auge behielten.

Die Wissenschaft, die Kunst, die Poesie — alles nahm nun wieder einen vaterländischen Charakter an. Man begann die Einseitigkeit des bisherigen Lebens einzusehen. „Seit mehr als 50 Jahren, schrieb Friedrich Schlegel, haben sich die Geister der Deutschen in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren, bis endlich jeder ernstere Gedanken an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhmes und mit ihr der Geist der Stärke und Treue bis auf die letzte Spur erloschen war." Die deutsche Altertumsforschung belebte sich damals durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, welche die Sagen und Märchen, die Religion und Sprache, die Rechte und Gewohnheiten der germanischen Urzeit wieder ans Licht zogen. Die Brüder Boisserée wiesen auf die Herrlichkeit der als barbarisch verspotteten gothischen Dome des Mittelalters hin, deren herrlichster Rest, der Kölner Dom, in ihrer Vaterstadt nun auch gleich dem Straßburger auf einem zu Frankreich geraubten Boden stand. Von den beiden Humboldts erhob sich Alexander nach seinen Reisen zu Weltruhm, während Wilhelm, der Freund Schillers, den Sprach- und Geschichtssinn belebte, zugleich aber als Staatsmann in Freundschaft mit Stein für Preußen wirkte. — Die großen Dichter zwar waren schon zum Theil zur Ruhe gegangen; auch der vom deutschen Volke geliebteste, Schiller, war am 9. Mai 1805 gestorben. Einsam ragte noch Goethes olympisches Haupt, mit immer neuen Ehren der Dichtkunst geschmückt und selbst von Napoleon mit

Achtung begrüßt; aber von den Schmerzen wie von den Hoffnungen seines Volkes hatte er sich abgewandt. Dagegen erwuchs ein jüngeres Geschlecht, in welchem sein hohes dichterisches Verständnis für alles Schöne mit neuerwecktem vaterländischen Sinn sich paarte. Es waren die sogenannten romantischen Dichter. Nicht ohne krankhafte Züge in ihrem Wesen, sind sie doch ausgezeichnet durch das feine Verständnis für unsere altdeutsche Art und Kunst wie durch ihre frische Begeisterung für unsere nationale mittelalterliche Herrlichkeit. Zu ihnen zählen die Brüder Schlegel, Ludwig Tieck und Novalis (Hardenberg), ferner der einsam stehende Heinrich von Kleist, sowie Brentano und Achim von Arnim, welche letztere in „des Knaben Wunderhorn“ eine Sammlung altdeutscher Lieder unserem Volke schenkten. Auch im übrigen Deutschland fehlte es nicht ganz an Vaterlandsgesang; der 20jährige Uhland dichtete um 1811 sein Gedicht „des Sängers Fluch“, in welchem zu dem blutigen König, „an Land und Siegen reich“, der aber gleichwohl ein „Fluch des Sängertums“ ist — Napoleon zum Vorbild gedient hat. So sproßten immer mächtiger unter der Eisdecke fremder Herrschaft die Keime zu einem Geistesfrühling ohnegleichen auf. Auch die Jugend fing an, schon für künftige Kämpfe sich zu stählen. Gerade unter dem fremden Druck begann Jahn in Berlin das Turnen zu üben, auf daß im gesunden, geschmeidigen Leibe dem Jünglinge auch eine freie, starke Seele gedeihen möge. — Dem deutschen wie einst dem alttestamentlichen Volke Gottes wandelte sich das Unglück zum Heil, die Strafe zur Buße, die Schande zur Ehre.

Oestreichs Erhebung im Jahre 1809.

So waren nach den Unglückstagen von Ulm und Austerlitz, von Jena und Auerstädt die Seelen des deutschen Volkes bereits in der Umstimmung, der inneren Läuterung, der neuen, starkmuthigen Erhebung begriffen. In Preußen hatten Stein und Scharnhorst die Mittel zu einem Volkskriege geschaffen, und daß ein solcher zum letzten Ziel, zur höchsten Hoffnung aller wurde, dafür sorgten die noch immer nicht endenden, wie zur absichtlichen Pein und Vernichtung ersonnenen Erpressungen und Bedrückungen des Feindes. Aber auch Oestreich hielt sich von der großen Bewegung nicht abgeschlossen, sondern schien vielmehr jetzt der feste Boden werden zu sollen, wo die Wünsche und Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde wurzeln und zur That heranwachsen würden. Auch Oestreich war nicht mehr das Oestreich der Thugut und Cobenzl. Die große Wiedergeburt hatte auch hier Volk

und Regierung ergriffen. — Graf Philipp Stadion, geb. 1763, aus schwäbischem, reichsritterlichem Geschlecht, war dem östreichischen Kaiserstaate geworden, was Stein der preußischen Monarchie. Bald nach dem Frieden von Preßburg (S. 479) zum Minister berufen, in seinem Sinne durch und durch deutsch, hatte auch er erkannt, daß nur durch Mitwirkung des gesamten Volkes ein glücklicher Befreiungskrieg zu kämpfen sei. Auch er hatte die geistigen und sittlichen Kräfte desselben, die seit Josephs II. und Leopolds II. Tode (S. 447, 448) unterm Bann gehalten waren, entfesselt, den Unterricht gehoben, die Presse befreit, durch Wort und Schrift auf die Vaterlandsliebe einwirken lassen. Auch hier wurde dem Bauernstande Erleichterung, dem Bürger freiere Bewegung, jedem Talent ohne Rücksicht auf Geburt Ermunterung und Beförderung. Der Staat nahm einen Aufschwung, der wieder an Maria Theresias und Josephs Zeiten erinnerte. Stieß auch Stadion bei seinen freieren Bestrebungen auf den inneren Widerwillen des Kaisers, dennoch wog auch bei diesem der Haß gegen Napoleon jetzt mehr als jede andere Rücksicht. Oestreich war nicht so schwer durch den Eroberer getroffen und wund gelegt, wie Preußen; es kämpfte noch nicht wie dieses um Sein oder Nichtsein; aber es rang um die Ehre und alte Macht, und die glänzenden Kaisererinnerungen waren weder im Volk noch in der Wiener Hofburg vergessen. Die Reformen hatten auch das Heer betroffen. Seit 1806 stand Erzherzog Karl, Oestreichs erprobter (S. 468, 470, 477) Feldherr, an der Spitze desselben. Unter seiner Leitung bildete sich das Heer in seinen Offizieren, seiner Bewaffnung, seinem Geist zu einem neuen, tüchtigen Ganzen. Und wie Scharnhorst in Preußen neben das dienende Heer eine Volksbewaffnung stellte, so ward auch in Oestreich eine Landmiliz geschaffen, durch deren Aufgebot das Heer auf 500,000 Mann gebracht werden konnte. — Auch hier hatten die Regierenden ihr Vertrauen wieder auf das Volk gesetzt, und dies Vertrauen ward nicht getäuscht!

Nun ging im Jahre 1808 die Kunde von dem gewaltigen Volkskampf, den Spanien gegen die Weltmacht Napoleons begann, und der immer furchtbarer und siegreicher ward, erfrischend und erhebend durch Deutschland. Es ward offenbar, wo und wie der Riese, vor dem Europa bebte, verwundbar sei. Was Blücher damals oder etwas später an einen Freund schrieb: „Ich weiß nicht, warum wir uns den Spaniern nicht gleich achten wollen", das war nur der Ausdruck der Stimmung, die im Herzen aller deutschen Männer lebte. Napoleon hatte sein Heer aus Preußen nach Spanien hinüberziehen müssen, so daß nun Oestreich, bisher durch dasselbe in Schach gehalten, aber auch Preußen selbst, wieder freier athmen konnte. Er ver-

mochte weder durch erlogene Siegesnachrichten, noch durch sein hohles Gepränge in Erfurt (S. 494) länger die Augen zu blenden. Aber schlimm war es, daß damals in Preußen gerade Stein gestürzt wurde (S. 498), auf dem vorzugsweise die Hoffnung eines Zusammenwirkens Preußens und Oestreichs beruhte, und dessen ausgesprochenes Ziel es war, „Deutschland durch deutsche Kräfte zu befreien.“ — Eine große Hoffnung schwand mit ihm. Und Napoleon, der noch einmal, wie einst in Tilsit, Alexander in Freundschaft an sich gefesselt hatte, konnte wenigstens seine Stellung einigermaßen wieder gesichert halten und ging nach Spanien, den verhaßten Krieg in Person zu enden.

Kaum glaubte er dies durch die Einnahme von Madrid erreicht zu haben, als er Oestreich für die Rüstungen zu strafen unternahm, die es seit 1807 unablässig betrieben. Er drängte es, wie Preußen 1806, geflissentlich zum Kriege. Aber nun trat der veränderte Charakter Oestreichs und seiner Bevölkerung hervor. Eine herrliche Begeisterung ging durch das Land; Freiwillige aller Stände strömten zu den Fahnen, reichlich flossen die freiwilligen Gaben zur Ausstattung, zum Schmuck und zur Pflege der Kämpfenden. Im Hauptquartiere des Erzherzogs befanden sich Männer wie Gentz und Friedrich Schlegel, um mit Schriften, Gedichten und Ansprachen die Sache der Befreiung zu führen, das ganze Deutschland mit aufzurufen und die Volksbegeisterung noch höher anzufachen. Man hoffte auf eine allgemeine vaterländische Erhebung, besonders auf den Anschluß Preußens. Leider waltete hier Steins Entschlossenheit nicht mehr; auch konnte in der That das schwergebeugte Preußen damals ohne Rußlands Hilfe nichts unternehmen. Alexander aber hatte dem Könige dringend zum Frieden gerathen. Doch sah man hier wie im übrigen Deutschland dem beginnenden Kampf mit fieberhafter Spannung zu. Mit furchtbarer Erbitterung begann in dem sonst geduldigen, friedlichen Volke der alte germanische Zorn gegen die übermüthigen Unterdrücker zu glühen.

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet sie den Fischen preis;
Schlagt sie todt! das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!

sang damals ein deutscher Dichter.*)

*) Der unglückliche Heinrich von Kleist (S. 506), der den Tag der Freiheit zu sehen sich selber geraubt hat.

Ohne den Rheinbund wären dem französischen Kaiser so rasche Schläge, wie sie der nun beginnende Krieg nöthig machte, unmöglich gewesen. Es waren deutsche Kräfte, mit denen er die Deutschen zwang! — Leider zögerte Erzherzog Karl, mit dem völlig gerüsteten östreichischen Heere rasch die Rheinbundstaaten, Baiern, Württemberg, Baden, zu überziehen, von ihren Hilfsmitteln Besitz zu ergreifen und am Rhein dem Feinde zu begegnen. Er hatte erst in Böhmen eine feste Stellung nehmen wollen, rückte aber dann zögernd über die bairische Grenze. Dagegen flog Napoleon mit seiner gewohnten Schnelle aus Paris herbei, zog seine weit auseinandergerissenen französischen, aber besonders rheinbündischen Streitkräfte zusammen und eilte mit ihnen die Donau hinab den Oestreichern entgegen. In den Schlachten in der Nähe von Regensburg (bei Hausen und Tann am 19. April, bei Abensberg und Pfaffenhofen am 20., bei Landshut am 21., Eggmühl am 22. und bei Regensburg selbst am 23.) glänzte wieder sein Feldherrntalent; jeder Tag war ein Sieg, und die gerade jetzt merkwürdiger Weise schlecht geführte, beinahe auseinandergesprengte östreichische Armee zog sich nach Böhmen zurück, um von dort die Donau wieder zu erreichen. Napoleon ging auf der rechten Seite der Donau abwärts und stand schon am 13. Mai in Wien.

Noch aber war der Kampf nicht zu Ende. In der rechten Flanke des Feindes hatte sich Tirol der fremden Herrschaft (S. 479) entledigt. Von Italien nahte sich ein östreichisches Heer unter Erzherzog Johann, der bisher siegreich gewesen und den Vicekönig, Eugen Beauharnais, bei Sacile zwischen Tagliamento und Piave (16. April) geschlagen hatte. Der Erzherzog Karl nahm Stellung am nördlichen Donauufer gegenüber von Wien mit einem verstärkten Heer, das den Franzosen beinahe gewachsen war. Napoleon eilte, auch dies zu schlagen, und suchte deshalb unterhalb Wien bei der Insel Lobau den Donauübergang zu gewinnen. Aber diesmal traf er in seinem kecken Unternehmen, bei Aspern und Eßlingen (21. und 22. Mai), auf einen Feind, wie er ihn nicht vermuthet hatte. Die Truppen, von ihrem ritterlichen Feldherrn persönlich ermuthigt, waren mit frischester Siegeshoffnung, mit Gesang und Jubel zum Kampf gezogen:

Seht Ihr den Stephan*) herüber winken
Und dort die fränkischen Adler blinken?
Auf, Brüder, stürzt Euch muthig drein,
Die Adler müssen unser sein!

---

*) S. 261. Theodor Körner, Leier und Schwert.

Ueber zwei Brücken hatten die Franzosen auf das Nordufer überzusetzen versucht und breiteten sich nun fächerförmig aus. Aber überall trafen sie auf kampfbereite östreichische Heersäulen, die ihr Vordringen hemmten. Indessen ließen die Oestreicher große Baumstämme und brennende Kähne den reißenden Fluß hinuntertreiben und zerstörten so die Schiffbrücke. Die blutigen Tage endeten damit, daß Napoleon mit einem zum Tode matten Heere auf die Insel Lobau zurückgeworfen und zum ersten Male vollständig geschlagen wurde. Trotz der Wachsamkeit der französischen Polizei ging die Jubelkunde dieses Sieges durch ganz Deutschland.

Länger als einen Monat bedurfte Napoleon, ehe er sich stark genug fühlte, um von neuem vorzubrechen. Er that dies am 5. und 6. Juli bei Deutsch-Wagram, etwas nördlich des Schlachtfeldes von Aspern. Diesmal ward ihm der Sieg. Der Erzherzog Johann, der aus Ungarn heranziehen sollte, hatte an der Raab unglücklich gegen den Vicekönig gekämpft. Seinem Zuspätkommen schrieb Karl den Verlust der Schlacht zu: nach furchtbarem Blutvergießen auf beiden Seiten, nach langem Schwanken eines Kampfes von riesenmäßiger Ausdehnung wichen die Oestreicher gegen Mähren rückwärts. Erzherzog Karl, der überhaupt bei diesem Kriege nur mit halber Seele gewesen war, begann zu unterhandeln. Es erfolgte der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli). Noch brauchte dieser nicht zum Frieden zu führen. Noch immer standen Streitkräfte genug zu Gebote, und eben damals that Preußen die ersten Schritte, sich Oestreich anzuschließen. Aber hier herrschte Mißvergnügen über den zögernden Verbündeten, von dem man geglaubt hatte, man würde ihn gleichsam mit Gewalt in den Kampf mit fortreißen können. Auch England war mit der versprochenen Landung in Norddeutschland, die dort den Volksaufstand unterstützen und Preußen ermuthigen sollte, ausgeblieben und machte statt dessen eine unglückliche Unternehmung in den Niederlanden, wo es Antwerpen zu gewinnen hoffte. So überwog in Wien die Friedenspartei, und Kaiser Franz, den Napoleon zuletzt durch die Gefahr der Absetzung geschreckt hatte, schloß den Frieden zu Wien (Schönbrunn) 14. Oktober 1809. Durch denselben gab Oestreich seine ganze adriatische Meeresküste auf; Istrien, Dalmatien, Görz, Krain und Theile Kärnthens wurden unmittelbar an das französische Reich abgetreten. Salzburg und Theile von Oberöstreich fielen an den Rheinbund, das westliche Galizien kam an das Herzogtum Warschau, ein Theil des östlichen an Rußland. Denn Kaiser Alexander, der den Krieg hätte hindern können, und durch den Preußen dann auch im Stande gewesen wäre, mit gegen Napoleon aufzutreten, hatte sich durch die Aussicht auf Eroberungen in der Türkei fortreißen lassen, im Bunde mit Napoleon zu

verharren und sogar mit ihm Oestreich zu bekriegen; er erhielt dafür seinen Siegesantheil.

Die schlimmste Wirkung dieses Krieges war, daß der Kaiser von Oestreich von nun an die Lust zu einem Kampfe gegen Frankreich ganz verloren zu haben schien. Stadion trat von der Leitung des Staates zurück, und der geschmeidige Metternich folgte. Gleich den Rheinbundsfürsten hielt man es nun für den größeren Vortheil, in Freundschaft mit Frankreich zu bleiben. Napoleon aber konnte seinen lang gehegten Wunsch durchsetzen und sich mit einer alten europäischen Dynastie durch Heirat verbinden. Von seiner ersten Gemahlin Josephine, die ihm keinen Erben geboren, hatte er sich im Dezember geschieden; Ende Januar begann die Werbung um des Kaisers Tochter Marie Luise, und schon im Februar 1810 folgte die Verlobung mit der Kaisertochter, dann die Hochzeit im April 1810. Damals waren mit dem Wiener Frieden die Hoffnungen Deutschlands dahin und verzweiflungsvoll gärte es in den Gemüthern. Ja es war, wie vereitelte oder zeitig entdeckte Anschläge auf Napoleons Leben zeigten,*) zu besorgen, daß die verlängerte Knechtschaft den alten, ehrlichen deutschen Sinn untergraben würde, und Fanatismus, heimliche Verschwörung und politischer Mord in Deutschland, wo sie noch nie gediehen waren, jetzt Wurzel schlagen würden.

Der Kampf in Tirol 1809.

Aber schönere Zeugnisse der allgemein erwachenden Vaterlandsliebe brachte das Jahr 1809 als solche verunglückte Versuche verwerflicher Schwärmerei. Es sind die begleitenden Ereignisse des großen östreichischen Krieges fast ebenso wichtig, wie dieser selbst, da sie die Sinnesänderung und den beginnenden Aufschwung des deutschen Volkes beweisen. Tirol, seit Jahrhunderten mit dem Hause Oestreich vereint (S. 246), war durch den Preßburger Frieden (S. 479) 1805 an Baiern abgetreten worden. Die Baiern führten nach französischem Muster manche gute und manche üble Neuerung ein, denen aber das am Alten hangende Bergvolk in gleicher Weise widerstrebte. Ihm mißfiel das bairische Regiment als ein fremdes, aufgedrungenes, besonders aber haßte es die Konskription, da das Land bisher unter Oestreich militärfrei gewesen. Die Priester, die viel, ja fast alles über die Seelen dieser strenggläubigen Katholiken vermochten, haßten

---

*) Die beiden preußischen Offiziere am Webicht-Gehölze bei Weimar, in den Tagen des Erfurter Kongresses, 1808. — Staps aus Naumburg, 1809

die Baiern als Neuerer, als Bundesgenossen der revolutionären, kirchenfeindlichen Franzosen. So trug das Land voll stillen Unwillens das rheinbündische Joch bis zum Frühling 1809. Heimliche Einverständnisse wurden mit Oestreich und selbst mit dem Erzherzog Johann fortwährend unterhalten, und nie war die Hoffnung auf die Rückkehr zum angestammten Herrscherhause aufgegeben worden.

Als der große Krieg von 1809 begann, rief (S. 508) der Kaiser Franz alle seine Völker zu den Waffen. Auch die Tiroler vernahmen diesen Ruf. Ihrem Landesvater so treu wie ihrem Glauben, einfach, des Fremden ungewohnt, lebten und webten sie noch im urdeutschen Selbständigkeits- und Freiheitssinn. Den Stutzen lernt früh dort schon der Knabe führen, mit ihm steigt der Jüngling und der Mann die steilen Alpenwände bis zum Rand des ewigen Schnees empor, die flüchtige Gemse zu jagen. So findet sich kriegerischer Sinn, Kaltblütigkeit in Gefahr, vor allem innige Vertrautheit mit den heimischen Bergen und Schluchten in jedem Landeskinde. Da Oestreich auf die Treue Tirols rechnen konnte, eilte es beim Beginn des Krieges, das Land zu besetzen. Kaum ließen sich seine ersten Truppen an den Eingangspässen blicken, so erhob sich das Landvolk und verjagte die bairischen Besatzungen. Bald erklang bis in die fernste Gebirgsschlucht hinein die Sturmglocke. Jede Gemeinde, jedes Thal trat unter die Waffen und kor sich selber, nach altgermanischer Weise, den Führer aus den entschlossensten und erprobtesten Männern. Es waren Jäger, Wirthe, Priester, die die Haufen führten: hier der ehemalige Wildschütz Joseph Speckbacher, dort der Wirth Martin Teimer, hier der eifrige Rothbart, der Kapuziner Haspinger, und viele andere ähnlicher Art. An die Spitze des Ganzen aber war ein Mann getreten, der wie weiland Saul eines Kopfes Länge über die Menge ragte, dessen prächtiger, schwarzer Bart bis auf den Gürtel reichte: Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeier, ein frommer, schlichter, demüthiger Mann, aber in seiner einfältigen Herzenstreue so recht ein Bild des Volkes, das er zum Kampfe führte; zu einem heiligen Kampfe, für seine Religion und für seinen Kaiser, für seine Berge und für seine Freiheit. Wie in Spanien schwärmte bald das ganze Land von kleinen Banden, die alle nach dem Mittelpunkte, auf Innsbruck los drängten (vom 9. bis 13. April 1809). Hierhin waren die Baiern gewichen. Schon blieb ihrem Anführer nichts Anderes, als Ergebung. Indessen kam aus Italien ein kleines französisches Corps unter einem General zur Hilfe heran. Von den Bauern aus allen Schluchten und von allen Höhen herab beschossen, hatte es doch noch den Brenner überschritten und stand nun am Iselberge nahe vor Innsbruck. Aber hier sah es sich von allen Seiten umringt und

mußte sich gleichfalls gefangen geben. Dann zogen unter Glockengeläute und endlosem Jubel die ersten östreichischen Soldaten unter General Chasteler wieder in die Hauptstadt ein. — Keine Grausamkeit hatte diesen schönen Befreiungskampf befleckt: in ihrem Freudentaumel schien es jetzt den siegreichen Tirolern, „als ob die Sonne Tag und Nacht scheine“, als ob himmlische Engel und Heilige ihnen vorangefochten.

Da kam wie ein Donnerschlag die Nachricht von den Unglückstagen bei Regensburg (S. 509). Bei dem nun erfolgenden Rückzuge der östreichischen Hauptarmee blieb Tirol ohne Stütze und Rückhalt. Napoleon behandelte unehrenhafter Weise den Krieg als Meuterei und setzte auf Chastelers Kopf, wie auf den eines Räubers, einen Preis. Weder dieser, noch sonst einer der ihm zur Seite gesetzten östreichischen Truppenführer wußte den Kampf der Bauern zu würdigen. Die Tiroler waren schon jetzt fast nur sich selbst überlassen; doch beschlossen sie ihre Berge zu vertheidigen. Die Baiern drangen unter Wrede wieder von Salzburg aus vor, nahmen am Himmelfahrtstage (11. Mai) nach hartem Kampfe den Strubpaß und stiegen dann über St. Johann ins Innthal hinab. Ueberall bezeichneten Spuren grausamer Rache ihren Weg. Beim Flecken Schwaz ward blutig gekämpft; die Baiern brannten den Ort nieder und drangen weiter auf Innsbruck; Chasteler zog ab und Wrede mit seinen Baiern, Lefebvre mit seinen Franzosen, rückten in die Hauptstadt ein. Das Land schien wieder unterworfen. Aber die Grausamkeit hatte das Volk erbittert. Wrede ward mit seinem Corps von Napoleon abberufen; um dieselbe Zeit überstieg schon Hofer mit seinen Südtirolern wieder den Brenner. Noch einmal riefen die Sturmglocken, riefen die Führer zu den Waffen, und wieder ward jeder Paß, jede Felswand, jede enge Straße lebendig. Wieder drängte sich der Kampf um den Iselberg zusammen (29. Mai). Der Feind, an 7000 Baiern, wich endlich mit schwerem Verluste. Dann blieb Tirol mehrere Monate hindurch unbelästigt, so lange die Kriegsunternehmungen bei Wien dauerten.

Nach dem Kampf am Iselberg und nach der Schlacht bei Aspern hatte ein kaiserliches Handschreiben den Tirolern die feierliche Versprechung gegeben, daß sie nie mehr vom Körper des östreichischen Kaiserstaates getrennt werden, und daß kein Friede unterzeichnet werden solle, der nicht das Land mit der Monarchie unauflöslich verknüpfe. Auf dieses Kaiserwort hin lebten die Tiroler in gläubigem Vertrauen und in Frieden den Sommer hindurch bis zum Waffenstillstand von Znaim (S. 510). In demselben war Tirols nicht gedacht, und nun rüstete sich der Feind mit Macht, das preisgegebene treue Land zu züchtigen. Lefebvre rückte wieder mit Franzosen, Sachsen und Baiern ein und nahm ohne Widerstand die Hauptstadt. Aber zum dritten

Male, und gewaltiger als zuvor, erhob sich das Tiroler Volk (August 1809). Ein von Süden heranziehendes Corps, das meist aus Sachsen bestand, ward in den engen Schluchten der Eisach, unter Felsen und Baumstämmen, die auf sie herabrollten, fast verschüttet; „den Getroffenen mochte es vorkommen, als wenn die Berge über ihnen zusammenstürzten".*) Eine andere Kolonne ward im Oberinnthale oberhalb Landeck in ähnlicher Weise vernichtet, nur mit Mühe rettete sich der französische Marschall selber, nachdem noch einmal am Berge Isel gekämpft worden war (13. August), aus „dem verwünschten Lande". Hofer zog als „Oberkommandant von Tirol" in die Hofburg zu Innsbruck ein.

Nun aber kam der Friede von Schönbrunn, der Tirol hoffnungslos aufopferte (S. 510). An 50,000 Mann setzte Napoleon gegen die Berge in Bewegung. Bisher hatte man vom Kaiserhofe her den Aufstand mehr ermuntert als beschwichtigt; nun plötzlich rieth man den tapferen Männern, sich willig zu unterwerfen. Wirklich beugte sich nun der größte Theil des Volkes der harten Noth. Auch Hofer hatte erst seinem Kommando entsagt und den Leuten befohlen, nach Haus zu gehen und die Waffen niederzulegen. Doch in seinem ehrlichen Sinne durch thörichte Schwärmer getäuscht und zu neuem Kampfe ermuntert, ergriff er noch einmal die Waffen. Aber schon unterwarf sich das Land. Nur um sein Passeierthal drängte sich noch Angriff und Vertheidigung (Ende November 1809). Aufgeregt aufs höchste, verwirrt und verzweifelnd, hatte Hofer die Zeit versäumt, wie andere Genossen sich entweder durch die Flucht oder durch willige Unterwerfung zu retten. Auch die Treuesten zerstreuten sich. Speckbacher lag mit gebrochenem Bein den Winter über unter Stroh und Dünger in einem Viehstall verborgen, bis er Gelegenheit zur Flucht fand. Haspinger entkam und war noch 1839 bei der Einweihung des Hoferdenkmals in der Domkirche zu Innsbruck. Auch Hofer selbst hatte sich in das Gebirge gerettet, wo er in einer den Winter über verlassenen Sennhütte seinen Aufenthalt nahm. Leider fand sich ein Verräther. Ein Trupp Soldaten stieg im Januar des folgenden Jahres auf die beschneiete Alm und führte den Helden gebunden herab. Man behandelte ihn mit viehischer Roheit, ließ ihn barfuß über Eis und Schnee gehen, zerzauste ihm den Bart, daß das Blut herabfloß; er trug es mit lächelnder Geduld, nach seines Heilands Bilde. Zu Mantua erkannte ein Kriegsgericht über ihn den Tod: und auf den Festungswällen der Stadt, einst seines Kaisers, traf ihn durch die Kugel der Tod — „der Tod, den er so manches Mal vom Iselberg gesandt ins Thal", und dem er mit un-

*) Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen 2c.

verbundenen Augen ins Angesicht schaute: am 20. Februar 1810, wenige Tage vor der Hochzeit der Kaisertochter mit dem stolzen Feinde, in dessen Namen auch diese Blutthat geschah. Tirol war wieder unterworfen. Aber das Märtyrerblut hier war nicht umsonst geflossen. Wie noch immer, entwuchs ihm die Saat des Segens für künftige Zeiten.

Dörnberg. Schill. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.

Die Tiroler Erhebung war nicht die einzige Heldenthat, welche den Kampf Oestreichs im Jahre 1809 begleitete. Auch in Norddeutschland regte es sich. Schon im Jahre 1808 war durch Stein und seine Freunde ein Plan von umfassender Weite angelegt worden. Gleichzeitig mit Oestreichs erwartetem Losschlagen sollte eine Landung der Engländer an der Ems- oder Wesermündung geschehen, zum mindesten mit 50,000 Mann. Dadurch sollte die ihren alten Fürstenhäusern noch treue Bevölkerung in Hannover, Braunschweig, Hessen zu den Waffen gerufen werden. Preußen, meinte man, würde sich dann sicher anschließen, und so das gesamte Deutschland den Kampf gegen Napoleon aufnehmen. Dies war der Plan, der aber durch das Zögern und die Selbstsucht Englands, das jene Landung auf Walcheren in den Niederlanden (S. 510) der in Deutschland vorzog, nicht zustande kam. Nur einzelne Bewegungen, zwar bald verunglückt, aber doch schön und heroisch, traten statt der allgemeinen Erhebung zu Tage.

Dörnberg stammte aus hessischem Adel, hatte sich seines tapferen Volksstammes früh würdig gezeigt, sich in seinen Jugendjahren bei verschiedenen militärischen Ereignissen ausgezeichnet und noch 1806 Blüchers Heldenlos bis zuletzt mit ihm getheilt. Er war dann, in Preußen bei der Verminderung des Heeres verabschiedet, als Oberst in Jeromes Dienst getreten, trug aber, wie das gesamte Hessenvolk, mit Unwillen das fremde Joch und war in den oben gedachten Erhebungsplänen fortwährend thätig. Das Land schien zum Aufstand reif, vor allem auf die Bauern, die in Hessen noch immer landwehrfähig waren (S. 345), zählte man. Dörnberg faßte den Plan, mit jenen und mit seinem Bataillon, auf das er rechnen zu können glaubte, den König von Westfalen in seiner eigenen Hauptstadt gefangen zu nehmen. Aber die Bauern brachen zu früh los (21. April). Nun mußte Dörnberg Kassel verlassen, doch sah er sich in kurzem an der Spitze von 8 bis 10,000 Landleuten. Aber des Krieges zu ungewohnt und fast waffenlos, zerstob der Haufen bei den ersten Kartätschenschüssen und Reiterangriffen, die auf ihn geschahen. Im Bauernkittel verkleidet, kam Dörnberg nach vielen Abenteuern zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, den er

dann tapfer begleitete, bis er später in Rußland und zuletzt in preußischen Militärdiensten eine ehrenvolle Stellung gefunden hat.

Schill, ein feuriger, schöner Mann, etwas zu rasch und abenteuerlich, aber ein Held durch und durch, hatte sich, wie oben (S. 489) erzählt, in der Vertheidigung Colbergs ausgezeichnet. Er war damals der erste, der, als die Franzosen vertragsmäßig endlich 1808 Berlin räumten, mit preußischen Truppen wieder in die Hauptstadt einzog und als Liebling der Soldaten wie der Bürger voll Begeisterung empfangen ward. Auf ihn wandten sich die Augen selbst bedeutenderer Männer, wie Steins, Gneisenaus u. a., die jene oben besprochenen Aufstandspläne leiteten. Er war bereit loszuschlagen. Zugleich sollte Dörnberg in Hessen, andere jüngere Offiziere in der Altmark gegen Magdeburg losbrechen. Nun begann, im April 1809, Oestreich seinen Krieg, aber Preußen zauderte mit seinem Beitritt. Da faßte Schill den freilich gewaltsamen, aber doch hochherzigen Gedanken, das Beispiel zu einem norddeutschen Volkskampfe zu geben und womöglich Preußen und seinen König mit fortzureißen. Am 28. April führte er sein Reiterregiment (etwa 500 M.) wie zum Exerciren vor Berlin hinaus. Draußen erklärte er ihnen, er sei entschlossen, den Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands zu beginnen. Die Reiter, die ihm mit ganzer Seele anhingen, folgten ihm mit begeistertem Zuruf. An zweihundert Mann aus seinem Infanterie-Bataillon mit vier Offizieren eilten ihm später freiwillig nach. Bald mehrte sich seine Zahl; er wandte sich auf Sachsen, erzwang sich den Durchmarsch durch Wittenberg und rückte dann auf Halle, die treue preußische Stadt, die ihn wie einen Befreier empfing. Nun aber traf auch hier lähmend die Kunde der östreichischen Niederlagen ein, auch erfuhr er, daß die Unternehmung in Hessen und der Altmark mißlungen sei. Schill kam ins Schwanken. Er wandte sich nördlich gegen die Elbe, wo er bei Dodendorf (unweit Magdeburg) ein Corps ihm entgegenrückender Westfälinger schlug. Aber es hatte sich schon herausgestellt, daß sein Beispiel bei den kälteren Norddeutschen keine allgemeine Erhebung, wie es in Spanien und Tirol geschehen, hervorrief. König Friedrich Wilhelm mißbilligte scharf und mit Recht die eigenmächtige That. Vor größeren, ihn angreifenden Streitkräften wich Schill durch Mecklenburg zur Ostsee und warf sich endlich in das nur noch schlecht befestigte Stralsund (S. 341), dessen französische Besatzung er überraschte und gefangen nahm. Er hoffte, die Stadt zu einem Saragossa zu machen,*) und verschmähte deshalb die Rathschläge, sich

*) Von der heldenmüthigen Vertheidigung dieser spanischen Stadt gegen die Franzosen sprach gerade damals alle Welt.

nach Rügen oder auf britische Schiffe zu retten, die man noch zeitig hätte benachrichtigen können. Unterdessen umschlossen ihn westfälische und holländische Truppen; auch dänische eilten in feiger Wohldienerei heran. So sah sich Schill von 6000 Mann umlagert. Der Feind drang durch die schlecht verwahrten Thore, und im letzten erbitterten Kampfe fiel Schill in den Straßen Stralsunds (31. Mai). Sie bestatteten ihn unehrlich „ohne Kanonenmusik und Flintengruß". Schlimmer noch erging es seinen gefangenen Kameraden. Napoleon ließ sie als Hochverräther behandeln. Vierzehn geborene Westfälinger wurden in Braunschweig erschossen, in Wesel elf junge Offiziere.*) Die Gemeinen wanderten nach Frankreich, wo sie neben Räubern und Mördern auf die Galeeren geschmiedet wurden, bis später ihre Landsleute sie befreiten.

Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels war der Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, den bei Auerstädt die feindliche Kugel getroffen und dem Napoleon nicht einmal die ruhige Stätte zu sterben gegönnt hatte, um die er ihn gebeten. Das Herzogtum war zum Königreich Westfalen geschlagen, und Friedrich Wilhelm seines Rechtes beraubt worden. Aber in ihm lebte das Welfische Heldenblut, und seine ganze Seele ging auf Kampf gegen den großen Räuber Deutschlands und seines Erbes. Auch er war in die oben bezeichneten Pläne eingeweiht und warb im östreichischen Schlesien, als Oestreich seinen Krieg begann, auf eigene Hand ein Freicorps, mit dem er sich besonders gegen das Königreich Westfalen richten wollte. Seine Güter in Schlesien (Oels) verpfändete er damals an Preußen, das unter diesem Anschein ihm Geld und Hilfsmittel bot. Das Corps ward erst vollständig, als die Schlachten bei Regensburg längst geschlagen waren; dann ward es dem Befehl des östreichischen Generals Am Ende, der in Sachsen operiren sollte, untergeordnet. Dieser unfähige Anführer hielt die Unternehmung nur auf; unter Kienmayer, einem frischeren General, der nach der Schlacht bei Aspern über diese Streitkräfte gesetzt ward, begann ein muthigeres Vordringen gegen Franken in das alte Baireuthsche hinein, wo der Preußensinn noch nicht erkaltet war. Man war im besten Fortschreiten gegen Junot und Jerome, als die Kunde von dem Waffenstillstand

*) „Zwei und zwei aneinander gefesselt, erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und kommandirten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen 10 todt am Boden; der elfte (nach einigen Felgentreu, nach anderen der eine Wedell) war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf, und rief auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!" Einen Moment später hatte auch er ausgelebt."

Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte 2c.

zu Znaim eintraf, der auf einmal die Hoffnung niederschlug. Wollte der Herzog als östreichischer Offizier gelten, so war er mit in die Bedingungen desselben eingeschlossen. Aber im Stolz eines gebornen Fürsten und in unersättlicher Kampflust gegen den Eroberer verschmähte er dies und nahm das Recht eines selbständigen Krieges für sich in Anspruch. Auf seine Aufforderung erklärte sich etwa die Hälfte seines Corps, 1300 Jäger, 650 Reiter, 80 Artilleristen mit 4 Geschützen, bereit, ihm zu folgen, wohin es sei.

Die kleine Heldenschar trug zum Sinnbild den Todtenkopf an dem mit dem Roßbusch bedeckten Tschako, jenes Sinnbild, Pardon weder zu geben noch zu nehmen, wie es seit Alters ein preußisches Reiterregiment führt. Mit ihr unternahm es der Herzog, den Weg sich zu seiner Hauptstadt und weiter bis zum Meere zu brechen. Sie glich einer altgermanischen Gefolgschaft (S. 17), die, wie einst Tacitus von unsern Vorfahren sagte, es für Ehre hielt, mit ihrem Fürsten zu fallen, für Schande, ihn zu überleben. Es flammte in all den treuen Seelen dieser wilden, schwarzen Gesellen der urdeutsche reckenhafte Muth, der die Gefahr um der Gefahr willen liebt. So stürzte sich die kleine Schar durch Sachsen, kam nach Halle, wo wieder, wie bei Schills Durchzuge, die treue altpreußische Bevölkerung aufjubelte, und mancher Musensohn ihr folgte; dann an den Bergen des Harzes vorbei nach Quedlinburg und von da am 28. Juli nach Halberstadt. Hier war gerade durch Zufall auf dem Marsch von Magdeburg her ein westfälisches Regiment einquartiert, das bei der unvermutheten Nachricht, der Feind nahe mitten im Freundeslande, die ziemlich festen Thürme und Thore der Stadt, die sie noch altertümlich umgeben, zu vertheidigen suchte. Ein heißes Gefecht entspann sich; aber der Herzog sprengte mit Kanonen die Thore, nach nächtlichem Straßenkampf ergab sich der Feind; viele Gefangene — auch sie waren ja Deutsche — schlossen sich dem kecken Zuge an. Am 31. Juli hatte man die ehrwürdigen Thürme von Braunschweig in Sicht. Auf den zu Promenaden umgewandelten Wällen seiner Stadt lagerte der Herzog mit seiner müden Schar. Und gerade hier sollte er den Entscheidungskampf bestehen. Denn ihm entgegen rückte ein westfälisches Corps Reubels von 5000 Mann, ihm nach folgte über Wolfenbüttel her der Holländer Gratien mit derselben Meute, die Schill zu Tode gehetzt, in fast gleicher Zahl. Auf den ersteren stürzte sich der Herzog am 1. August bei dem Dorfe Oelper, eine halbe Stunde von Braunschweig. Aber trotz des heldenmüthigen Kampfes gelang es ihm nicht, sich durch die Uebermacht Bahn zu brechen; er ward auf Braunschweig zurückgeworfen. Doch sonderbarer Weise zog sich in der folgenden Nacht der unfähige Reubel um Braunschweig herum, zur Verbindung mit Gratien. Der Herzog fand am 2. August die Straße zu seiner Rettung

offen. Rasch ging es nun, meist auf requirirten und willig dargebotenen Wagen, über Hannover, Wunsdorf, auf Bremen zu; bei Riendorf ward die Weser erreicht. Bei Hoya nahte der nacheilende Feind, aber ungefährdet von ihm gelang die Einschiffung des ritterlichen Häufleins bei Elsfleth. Dieselben Dänen, die den Schill hatten umgarnen helfen, waren auch hier, am Ausgang der Weser, als dienstwillige Schergen bei der Hand. Aber ihre Kugeln umsausten diesmal wirkungslos und verspottet die deutsche Heldenschar. So grüßten der Herzog und die Seinen das freie große Meer und athmeten auf nach 14 Tagen der Mühsal wie der Ehren, in denen sie von der böhmischen Grenze bis zur Nordsee geflogen waren. Britische Schiffe brachten sie nach Helgoland. Die Wackeren traten fast sämtlich in die „deutsche Legion“, die unter Wellingtons Befehl in Spanien neben den Engländern gegen die Franzosen focht, und zeugten auch hier durch ihre Thaten von der unversiegbaren deutschen Tapferkeit.

Die letzten Jahre der Knechtschaft. 1810—1812.

Auch aus den Kämpfen des Jahres 1809 war also Napoleon siegreich hervorgegangen. Die erste Erhebung der deutschen Nation war gescheitert. Trüber und hoffnungsloser war die Stimmung. Oestreich schien, seit Metternich an Stadions Stelle getreten, die alte diplomatische Klugheit der begeisterten Vaterlandsliebe vorzuziehen und sich nur Napoleon recht gefällig machen zu wollen. Zwar war, trotz der Verschwägerung, weder bei dem Kaiser noch bei dem hohen Adel irgend eine Hinneigung zu dem übermüthigen Emporkömmling. Aber hätte man auch, wie die eifrigsten Patrioten noch immer wünschten, einen neuen Kampf gegen Napoleon bestehen wollen, so hinderten doch die schwer erschütterten Finanzen des Kaiserstaates an jeder größeren Unternehmung. Gerade jetzt steigerten sich diese Verlegenheiten fast zum Staatsbankerott.

Immer aber stand Oestreich noch eine Stufe günstiger als Preußen. Preußen hatte im Kriegsjahre 1809 genug gethan, um Napoleon, dem natürlich kein Schritt verborgen blieb, zu reizen. Napoleon kannte den heißen Haß, den die preußischen Männer — er nannte sie deshalb die Jakobiner des Nordens — gegen ihn trugen, sein ganzer, schwerer Zorn kehrte sich gegen den kleinen, schon so hart mißhandelten Staat. Das Ministerium Dohna-Altenstein suchte jetzt diesen Zorn durch Nachgiebigkeit zu besänftigen; der Tugendbund (S. 500) wurde aufgelöst, die königliche Familie kehrte von Königsberg, wo sie frei und dem noch immer befreundeten Rußland nahe gewesen, nach Berlin zurück (S. 500) d. h. fast unter die französischen

Waffen, die von Magdeburg, Vorpommern und Hamburg aus leicht einen Schlag führen konnten. Ja die Minister fanden zuletzt selbst den Gedanken nicht zu schrecklich, um Napoleon in seinen Geldforderungen, mit denen er auf Preußen vernichtend drückte (S. 496), zufriedenzustellen, ihm die Provinz Schlesien oder doch Theile derselben zu weiterer Verfügung abzutreten! Als der Oberkammerherr Fürst Wittgenstein, dem Altenstein am 10. März 1810 diese Eröffnung gemacht, seinem Herrn in höchster Entrüstung diesen ehrlosen Antrag mittheilte, da war der König augenblicklich entschlossen, seine Räthe zu entlassen. Er trat mit Hardenberg in Verhandlung und berief ihn, da Napoleon seinem Wiedereintritt nicht länger widerstrebte, zur Würde eines Staatskanzlers.*) Hardenberg schaffte Rath in der Noth und nahm nach innen Steins Reformen, nach außen eine ebenso entschlossene wie vorsichtige Politik auf.

Der dritte Körper, den Napoleon aus dem zerschlagenen deutschen Reich gebildet, der Rheinbund, befand sich unter Napoleons Protektorat in kaum günstigerer Lage. Das Theilen, Zerreißen und Vertauschen von Ländern ging seit 1809 mit stets erhöhter Willkür weiter. So hatte z. B. Baiern nur einen Theil von Tirol, das ganz unschädlich gemacht werden sollte, zurückerhalten; ein Theil war zum Königreich Italien, ein anderer zu dem mit Frankreich vereinigten Illyrien gekommen. Auch an das Großherzogtum Würzburg, an Württemberg hatte es kleinere Abtretungen machen müssen. Dafür hatte es freilich Salzburg, einen Theil Oberöstreichs und Baireuth erhalten. Aber die Vergrößerungen standen doch nicht im Verhältnis zu den im Kriege von 1809 dargebrachten Opfern und zu den daran geknüpften Hoffnungen. Schon war auch hier Mißvergnügen gesäet. Mit dem neugebildeten Großherzogtum Frankfurt, das der charakterlose Dalberg erhielt, ward in ähnlicher Willkür verfahren; hier ward Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais, zum Nachfolger bestimmt. Die ganze Einrichtung ward hier französisch. — Jetzt erst begann auch in den Rheinbundsstaaten die Fremdherrschaft recht fühlbar zu werden. Napoleons Kriege heischten immer höhere Steuern, immer empfindlichere Konskriptionen. Dabei wuchs das Mißtrauen gegen die schon murrende Bevölkerung. Nicht bloß, daß der Buchhandel, das Zeitungswesen unter die drückendste polizeiliche Aufsicht gestellt und fast vernichtet wurden; auch kein Briefgeheimnis war mehr heilig; bis in den Schoß der Familien, bis in die Gefängniszellen drängten sich die Spione. Kein Gericht war mehr unabhängig, kein Rechtsspruch vor willkürlicher Verschärfung sicher. Am schwersten aber lastete auf dem Wohl-

*) Nach v. Treitschke, Deutsche Geschichte I, 352.

stand der Bevölkerung die Kontinentalsperre (S. 488), die mit despotischer Härte beobachtet, mit blutigen Strafen eingeschärft ward. Und doch umging nicht nur der stets sich ausdehnende Schmuggel, auch der schändliche Handel, den Napoleon selbst mit verkauften Ausnahmen, sogenannten Licenzen trieb, das so furchtbar gehandhabte Gesetz. Das letzte moralische Gut unseres Volkes, seine Redlichkeit, begann wankend zu werden.

Gerade aber diesen Kampf, den Napoleon durch die Kontinentalsperre gegen das ihm unerreichbare England führte, brachte ihn zu immer neuen Gewaltmaßregeln. Holland, bisher als Königreich unter seinem Bruder Louis, ward mit Frankreich vereinigt, nachdem dieser, um seines Volkes Wohlstand nicht ganz und gar den Plänen des Eroberers zu opfern, seine Krone freiwillig niedergelegt hatte (8. Juli 1810). Ein Dekret Napoleons beschönigte diesen neuen Raub dadurch, daß das Land für eine Anspülung französischer Gewässer (des Rheins und der Maas!) erklärt ward. Dann folgte am 13. Dezember 1810 die Vereinigung fast des ganzen nordwestlichen Deutschlands mit dem französischen Kaiserreiche. Hannover, nach 1806 zuerst unter Napoleonischer Verwaltung, dann im Januar 1810 zum Königreiche Westfalen geschlagen, ward nun wieder zum großen Theil abgerissen. Oldenburg, bisher ein Rheinbundsstaat, mußte von seinem Herzog geräumt werden; die Hansastädte und andere kleinere Gebiete bis Lübeck hin wurden unmittelbar zu Frankreich gezogen. Als Erklärung des neuen Raubes lautete es nur: die Vereinigung sei durch die Umstände geboten; von Hamburg hieß es: diese Stadt, die Napoleons Vorfahr (!), Karl der Große, gegründet, solle ihrer natürlichen Verbindung mit Frankreich nicht länger entzogen werden. Es war, als sollte zur Gewaltthat überall auch noch der Hohn hinzugefügt werden.

Napoleon schien auf dem Gipfel seines Glückes. Am 20. März 1811 ward ihm von seiner neuen Gemahlin der langersehnte Erbe geboren, dem schon vor der Geburt der Titel eines Königs von Rom zugetheilt war. Aber Glück, Macht und Glanz waren hohl. Die Völker murrten, sogar die Franzosen waren des Ruhmes satt, der ihren Handel lähmte, ihre Felder verödete und die Blüte ihrer jungen Mannschaft dahin raffte. Durch Füsiliren, Einkerkern, Confisciren und andere Schreckensmaßregeln glaubte Napoleon, immer mehr zum Verächter der Menschen geworden, sein Joch aufrecht erhalten zu können. — Aber immer schwankender ward seine Macht. Schwedens glaubte er sich versichert durch Bernadotte, der hier von dem kinderlosen Karl XIII. zum Nachfolger angenommen war (1810). Doch hatte er bald Grund, dem schlauen und selbstsüchtigen Gascogner zu mißtrauen. — Schlimmer aber gestalteten sich die Beziehungen zu Rußland.

Alexander hatte sich schon zu Erfurt (S. 494) überzeugt, daß Napoleon ihm höchstens Finnland und die Donauprovinzen gönne, Konstantinopel aber, den Schlüssel zur Macht des Ostens, so wenig in Rußlands wie in den Händen irgend einer andern Macht sehen wollte. Schon damals erkannte Alexander, daß er bei Napoleons Freundschaft doch schlecht seine Rechnung fände. Dazu kam, daß die Kontinentalsperre, die er sich hatte aufdringen lassen, auf die Dauer in Rußland unausführbar war und deshalb schon mit dem Ende des Jahres 1810 durch einen neuen Tarif ihrem Kerne nach aufgegeben wurde. Als eine persönliche Verletzung empfand dann Alexander die Entthronung seines Verwandten (S. 224 Anm.), des Herzogs von Oldenburg. Seit dem Jahre 1811 ward es immer deutlicher, daß ein feindlicher Zusammenstoß der beiden Kolosse, des französischen und russischen Reiches, bevorstehe. Deutschlands Stellung dabei schien nicht zweifelhaft. Der Rheinbund hatte einfach Napoleons Befehl zu folgen. In Oestreich hielt Metternich eine russische Uebermacht in Europa für ebenso bedenklich, wie die Napoleonische. Ein Bündnis Oestreichs mit dem großen Sieger, der sich lebhaft um ein solches bemühte, schien im Osten, in Galizien und den Donauprovinzen, eine Entschädigung für das im Westen Verlorene zu verheißen. Es ward bereitwillig abgeschlossen, und zwar dahin lautend, daß 30,000 Mann unter einem östreichischen General für den bevorstehenden Feldzug Napoleon zur Hilfe gestellt wurden.

Aber in welche furchtbare Lage kam Preußen! Zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander war die alte Freundschaft bei der Petersburger Reise des ersteren erneuert worden, und auch die preußischen Patrioten mußten in Rußland ihren natürlichen Rückhalt sehen. Und nun mit Napoleon gegen Rußland fechten? Mit Napoleon, bei dem es längst beschlossene Sache war, bei der nächsten günstigen Gelegenheit das gehaßte Preußen ganz von der Karte zu tilgen? In dieser Noth riethen die Vaterlandsfreunde zu einem Verzweiflungskampf gegen Napoleon. — Scharnhorst hatte 124,000 Mann bereit, die Festungen waren neu bewaffnet, die Stimmung des Volkes vortrefflich, und das Land bot zwischen seinen Flüssen und Sümpfen fast unüberwindlich feste Vertheidigungslager. Müsse man fallen, so wolle man wenigstens mit Ehren fallen. Dazu war auch der König entschlossen; doch suchte man es zum Aeußersten noch nicht kommen zu lassen. Hardenberg bot sogar Napoleon ein Bündnis an. Dieser, der Preußens Rüstungen kannte, antwortete nicht. Von der anderen Seite gab auch Alexander keine bestimmte Zusicherung seines Schutzes. In fieberhafter Aufregung drängte damals Sorge und Hoffnung, Unschlüssigkeit und Verzweiflungswuth in Preußen durch- und gegeneinander. Ein Netz von Truppen ward indessen

von Danzig, Polen, Hamburg, ja vom Rheine her immer dichter und fester um das unglückliche Land gezogen. Konnte man wissen, ob es nicht nächstens nach der beliebten Formel heißen würde: das Haus der Hohenzollern hat aufgehört zu regieren? Endlich trat Napoleon gebieterisch mit seiner Forderung heraus: Preußen solle ein Bündnis mit ihm gegen Rußland schließen, ihm 20,000 Mann Hilfstruppen stellen, den Durchmarsch des Heeres gestatten und die Verpflegung desselben übernehmen. Die besetzten Festungen blieben in seinen Händen (Pillau und Spandau — die Citadelle Berlins, wie Napoleon sagte — wurden wider die Abrede besetzt), Berlin mußte den Franzosen eingeräumt werden. Dieser Vertrag ward am 24. Februar 1812 geschlossen. Er brach die letzte Hoffnung der preußischen Patrioten, die mit Rußland im Bunde einen Todeskampf für Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit erwartet hatten. Alle die jahrelangen Rüstungen schienen nun in die Hand des Feindes gegeben.

Mit dem Frühling 1812 begannen ungeheure Truppenmassen, so zahlreich, wie sie seit Attilas und Xerxes' Zeiten keinem Feldherrn mehr gefolgt waren, sich durch Deutschland gegen Rußland zu wälzen. Die Scharen erschienen im schönsten militärischen Glanze und im stolzen Bewußtsein ihrer Unbesieglichkeit. Von den 650,000 Mann, die Napoleon gegen Rußland führte, waren 200,000 Mann Deutsche. Sie haben fast alle für eine fremde Sache auf fremdem Boden den Tod gefunden. — Im Mai kam Napoleon nach Dresden. Hier drängten sich die unterworfenen Könige und Fürsten um ihn, mit seinen Marschällen und Generalen fast auf denselben Rang gestellt. Es war der höchste Sonnenblick seines Glücks. Selbst Franz I. und Friedrich Wilhelm III. konnten es nicht vermeiden, auf kurze Zeit ihn hier zu begrüßen. Von hier kam auch der stolze Tagesbefehl: die Könige, Prinzen, Fürsten und Marschälle sollten sich zu ihren Heeresabtheilungen begeben. Dann folgte Napoleon selbst seinen Truppen, die schon in Polen und Ostpreußen vorgerückt waren. Hier musterte er die gewaltigen Streitkräfte. Während die Rheinbundstruppen ihn, wie die Franzosen, mit dem üblichen Vive l'empereur! empfingen, hielten sich die Preußen, als er ihre Front entlang ritt, stumm und stolz. Napoleon befremdete dies, doch lobte er ihre exakte soldatische Haltung. Dann ging es über den Niemen nach Rußland.

Während die „große Armee" unter Napoleons eigener Leitung gerade auf die Mitte des russischen Reiches, auf Wilna, Smolensk und Moskau vordrang, hatten die Hilfstruppen der Preußen — sie bildeten der großen Armee 27. Division — eine Stellung auf dem linken Flügel des Heeres, der unter Macdonald in die Ostseeprovinzen einrückte. Die Oestreicher, unter Fürst Schwarzenberg, standen noch selbständiger auf dem rechten Flügel, der

von Galizien aus in das südliche Rußland eindrang. Das preußische Hilfscorps hatte Friedrich Wilhelm nach Napoleons Wunsch unter General Grawert stellen müssen, einen rechtlichen, aber schwachen und fügsamen Mann. Ihm hatte deshalb der König im General York (S. 502) einen Anführer beigegeben, von dem er wußte, daß er der Selbständigkeit und Ehre des preußischen Corps nichts vergeben werde. Schon im Laufe des Sommers nahm Grawert wegen Kränklichkeit längeren Urlaub und York trat an die Spitze. Der Höchstkommandirende, Marschall Macdonald, war ein sonst edler, freundlich gesinnter Mann, der aber in diesem Falle York, der den Franzosen höchst unbequem war, auf alle mögliche Weise persönlich zu reizen suchte, um ihn so vom Heere zu entfernen. Den mannigfachen Kränkungen setzte York, der die Absicht durchschaute, seine stolze, spöttische Kaltblütigkeit entgegen — und blieb. Den Preußen galt es für eine Ehrensache, da sie einmal den fremden Siegern folgen mußten, sich soldatisch auszuzeichnen, so viel es nur möglich sei. So dankte Macdonald ihnen das siegreiche Gefecht von Bauske und drang mit ihnen bis unter die Wälle von Riga, wo die Preußen von neuem sich auszeichneten, vor.

Die Konvention von Tauroggen. Stein und York in Königsberg.

Unterdessen waren die Russen, an Zahl der „großen Armee" nicht gewachsen, tief und tiefer in ihr ödes, unermeßliches Reich zurückgegangen, einer Schlacht ausweichend und den zu sicheren Feind immer weiter sich nachlockend. Diese Kampfesweise, den Feind an der Natur Rußlands untergehen zu lassen, ergab sich aus der Landesbeschaffenheit von selbst und ward von den einsichtigsten russischen wie deutschen Rathgebern Kaiser Alexanders angerathen, zunächst ohne rechten Anklang zu finden. Man zog sich vor Napoleon zurück, aber nicht dem „Plane" zu Liebe, sondern weil man mußte. Als das Murren gegen den Einfluß der Fremden im russischen Hauptquartier Alexander zwang, den bisherigen Feldherrn Barclay de Tolly, einen (deutschen) Livländer, mit einem Altrussen, Kutusow, zu vertauschen, lieferte dieser zur Vertheidigung der alten Hauptstadt Moskau die furchtbare Schlacht von Borodino. Sie brachte kein günstiges Ergebnis für die Russen, und nun ward System, was man bisher gezwungen gethan, auch Kutusow zog sich tiefer ins Innere des Landes zurück. Napoleon zog in Moskau ein (am 14. September 1812). Er glaubte sich des Sieges und eines vortheilhaften Friedens gewiß. Aber gerade jetzt begann das Unheil. Die russische Hauptstadt sank durch russische Hände selbst in Asche, und Napoleon, lange mit Friedenshoffnungen sich täuschend und bei seinen Verhandlungen absichtlich

hingehalten, begann erst da den immer nothwendiger werdenden Rückzug, als der Winter fast schon einbrach (18. und 19. Oktober 1812). Dieser brachte der großen Armee und mit ihr den Deutschen, die Napoleon hatten folgen müssen, Tod und Verderben. Bald nach dem fürchterlichen Uebergang über die Beresina (26.—29. November) verließ Napoleon sein Heer und floh, tief in Pelze gehüllt, unerkannt durch Deutschland nach Frankreich. Erst gegen Ende des Jahres schwankten die letzten Reste der „großen Armee", Leichen gleich, elendeste Menschen, blaubleiche Gestalten, den Tod im Herzen, in Lumpen, in Weiberröcke, in Stroh gehüllt, über die preußische Grenze — so hatte sie „Gott geschlagen mit Roß und Mann und Wagen".

Stein war in Petersburg dem Kaiser Alexander nahe gewesen. Daß man hier nicht verzagte, als Napoleon in Moskau einzog, daß man sich von Napoleons Friedensanerbietungen nicht fangen ließ, daß Alexander bei dem Wahlspruche ausharrte „er oder ich" — war vorzugsweise das Werk von Steins großem Charakter und rastlosem Eifer. Jetzt, gleichzeitig mit den flüchtigen Resten der großen Armee, eilte er mit dem deutschen Schriftsteller E. M. Arndt von Petersburg über die Schneefelder Livlands und Lithauens der deutschen Grenze zu. Im Namen des russischen Kaisers, meinte er, müsse man jetzt, nöthigenfalls mit Drohung und Gewalt, zum Kampfe gegen den Unterdrücker treiben. Aber schon war von Preußen selbst der Anfang der Erhebung gemacht.

York, zäh und streng die gesonderte Stellung seines Hilfscorps behauptend, im Grunde seines Herzens grimmer Feind der Franzosen, war von den Russen wohl erkannt. Schon vor Riga waren ihm von dem russischen Befehlshaber Anträge zu heimlichen Unterhandlungen gemacht und er zur Trennung von den Franzosen aufgefordert worden, wozu dann später der General Paulucci in sehr zudringlicher Weise ihn zu locken gesucht hatte. York hatte sich gegen die Russen nicht minder klug und an sich haltend benommen als gegen die Franzosen; er hatte nur eben das Einverständnis nicht ganz abgebrochen. So war er frühzeitig von dem Untergang der großen Armee benachrichtigt. Mit Einbruch des harten Winters begann auch Macdonald seinen Rückzug aus Kurland, die Franzosen voran, die Preußen in zwei Abtheilungen unter Massenbach und York nachfolgend. Schon wurden sie von den siegreichen Russen umschwärmt; die Generale Diebitsch und Wittgenstein erneuerten an York die Anträge, sich von den Franzosen, die doch die eigentlichen Feinde seien, zu trennen. Preußen, die in russischen Diensten standen, unter ihnen Clausewitz (S. 503), waren selbst die Unterhändler. Jetzt entschloß sich York. Aber vorsichtig wie er war, wollte er den Vertrag als durch Noth herbeigeführt erscheinen lassen. Er sah es gern,

daß sein Corps durch die Russen abgeschnitten wurde; zürnte, als sich dann wieder die Möglichkeit bot, durchzukommen. So ward seine That doch ein Werk des freiesten Entschlusses. Durch eine in der Poscherunschen Mühle nahe bei Tauroggen abgeschlossene Konvention (30. Dezember 1812) trennte er sein Heer von den Franzosen und traf mit den Russen das Abkommen, daß seinen Truppen in Ostpreußen Quartiere angewiesen würden, in denen sie neutral stehen bleiben sollten, bis der König den Vertrag gebilligt oder verworfen hätte. Jubelnd begrüßten die preußischen Soldaten die nun befreundeten Russen; man fühlte, daß mit dem Neujahrstage 1813 eine große Entscheidung aufleuchtete.

York hatte auf seine eigene Verantwortung gehandelt. Er schrieb an seinen König: „Ew. Maj. lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt habe. — Ich schwöre Ew. Maj., daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde." Aber er hatte auch den Muth, die Mahnung hinzuzufügen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruch Ew. Maj. liegt das Schicksal der Welt." York hatte gethan, was Millionen wünschten, „der Gedanke der Zeit war durch ihn zur That geworden." Seinem ersten Entschlusse mußten bald weitere folgen. Die Russen rückten über die preußische Grenze, dem Namen nach als Feinde des mit Frankreich verbündeten Preußens, der That nach als Befreier begrüßt und als solche auftretend. Das preußische Corps konnte nicht in müßiger Neutralität zuschauen. York, im vollsten Bewußtsein seiner ungewöhnlichen Lage, in welcher er „dem Könige den Willen frei machen müsse", trat wieder in seine Stelle als Gouverneur von Ostpreußen und folgte den Russen, die schon am 5. Jan. 1813 unter dem unendlichen Jubel des Volkes in Königsberg einrückten, woselbst einige Tage nachher auch Stein eintraf.

Noch war man ohne Befehle und Willensäußerungen vom Könige. Friedrich Wilhelm III. verfolgte mit Hardenberg unablässig und seit der Nachricht von Napoleons Niederlage mit steigender Hoffnung den Gedanken, das französische Joch zu brechen. Aber zu erreichen war dies, bei der damaligen Schwäche Preußens, nur im Bunde mit Rußland und, was der König aufs lebhafteste wünschte, auch mit Oestreich. Yorks That, die dem Könige den Kern seines Heeres rettete, war deshalb an sich willkommen, ja sogar erwartet: aber schwere Verlegenheit bereitete es, daß sie ausgesprochener Weise aus politischen, nicht militärischen Gründen geschehen war. Friedrich Wilhelm, in seiner Hauptstadt mitten zwischen den Franzosen und noch unter dem Druck der Napoleonischen Uebermacht, mußte die Konvention Yorks

verwerfen und ihn selbst für abgesetzt erklären. Denn schon hallten alle französischen Blätter wieder von Yorks „Verrath", und in Wahrheit war es seine That, die zur Folge hatte, daß Preußen bis zur Oder forthin nicht mehr durch Napoleon zu behaupten war. Es war leicht zu glauben, daß Napoleon, wenngleich er zunächst noch an sich hielt, den König und ganz Preußen für Yorks That büßen lassen werde. Vorsicht war mithin nach allen Seiten geboten. Indem Hardenberg den Kaiser Napoleon zu beruhigen suchte, die Rüstungen, die bereits begannen, als verstärkte Bundeshilfe für ihn darstellte (wie sie Napoleon selbst gefordert), ging Major von Natzmer, Flügeladjutant des Königs, zu Murat, um ihm die Entsetzung Yorks anzuzeigen und von diesem mit demselben Auftrage angeblich zu York selbst. Natürlich ließen ihn die Russen nicht durch; da legte er die Uniform ab und vollzog nun seinen geheimen Auftrag: er ging nach Wilna zum Kaiser Alexander, um ihm ein Bündnis Friedrich Wilhelms anzutragen, sobald er über die Weichsel vorrücke. — York aber erfuhr seine Absetzung nur durch die Zeitungen und blieb um so mehr in seinem Kommando, als sein bezeichneter Nachfolger, General Kleist, sich weigerte, dasselbe zu übernehmen. Es fragte sich aber, wer in der Provinz Preußen die Dinge leiten sollte.

Hier in diesem Lande echtdeutscher Schöpfung (S. 168, 254) wo ein ritterlicher Adel neben einer freien Bürger- und Bauernbevölkerung stand, war unterdessen die herrliche Begeisterung erwacht, die dann mit Feuers Schnelle und Gewalt über ganz Preußen, ganz Deutschland sich ausbreitete. Die Provinz war durch den Durchmarsch 1812 ausgesogen, durch eine vorhergegangene Mißernte schwer gedrückt, durch das lange Kriegselend verarmt; doch drängte sich alles zu freiwilligen Gaben, und die streitbare Jugend eilte zu den Waffen. Stein, nur sein großes Ziel vor Augen, machte Miene, als Diktator im Namen Alexanders die Provinz verwalten, Streitkräfte ausheben und die Kassen in Beschlag nehmen zu wollen. Dagegen empörte sich in den geborenen Preußen mit Recht der heimische Stolz und Unabhängigkeitssinn, und es kam zwischen Stein und York zu den heftigsten Auftritten. Doch standen in Schön, dem Oberpräsidenten der Provinz, in Auerswald, Dohna und anderen Männern wackere Vermittler zwischen ihnen. Und zuletzt wich Stein freiwillig dem edlen Drange jener Provinz, die nicht mehr gezwungen zu werden brauchte; er reiste nach Breslau ab. Doch hatte er zuvor die preußischen Stände berufen, die in der Noth sich ohne des Königs Aufruf, aber in seinem Namen, versammelten (5. bis 8. Februar). Hier ward beschlossen, alle Kräfte der Provinz zum Kampf bereit zu machen, das ganze Volk unter die Waffen zu rufen, einen Land-

sturm und eine Landwehr zu bilden, auf eigene Kosten ein National-Kavallerie-Regiment zu stellen, und alle diese Streitmittel in die Hände Yorks, als des General-Gouverneurs der Provinz, niederzulegen. Nun drängte sich die Jugend zu den Waffen. „Da sagten — erzählt Arndt — die sechszehn-, siebenzehnjährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge, beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, Lieder des Tyrtäus und Stücke aus der Klopstockschen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still um Sieg und Segen." Als York mit kräftiger Ansprache von den Ständen schied, scholl ihm ein begeistertes Hoch nach. „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus" war seine Antwort.

Berlin und Breslau. Des Königs Aufruf und des Volkes Antwort.

In Berlin hatten die flüchtenden französischen Intendanten, Generale und Marschälle, die seit Ende Dezember, tief in Pelze gehüllt und gleichsam verstohlen, die Stadt passirten, die erste Vermuthung furchtbarer Unglücksfälle der großen Armee wach gerufen, welche dann das 29. Bulletin als Wahrheit erkennen ließ. Sofort regte sich auch hier aufs gewaltigste der lang unterdrückte Sinn der Bevölkerung, und neue Hoffnung wurde wach. — Vorsichtiger mußten, wie gezeigt, der König und Hardenberg verfahren, welche die ganze Lage überschauten. Sie durften nicht allein der Begeisterung folgen, sie hatten besonnen für das Heil von Millionen, für Preußens und Deutschlands Errettung zu sorgen. Noch standen seit dem Durchmarsche von 1812 in Berlin und Spandau französische Besatzungen, etwas ferner drohten die von Hamburg und Magdeburg. Beängstigende Gerüchte verbreiteten sich, als beabsichtige man französischerseits eine plötzliche Gefangennahme des Königs, um in dessen geliebtem Haupte ein Pfand für die Ruhe des Volkes zu besitzen; man erzählte von verzweifelten Maßregeln, die solchem Aeußersten zu begegnen vorbereitet seien.

Wie schlugen deshalb auf einmal alle Herzen freier und höher, als es kund ward, der König habe am 22. Januar Potsdam verlassen, um sich nach dem vom Feinde unbesetzten Breslau zu begeben. Nach schon länger gefaßtem Plane hatte Friedrich Wilhelm III. die treue Stadt erwählt, die vor französischem Ueberfall sicher, dagegen den erwarteten Bundesgenossen Rußland und Oestreich nahe war, und die ihn mit offenen Armen empfing (25. Januar). Der König, das wußte man, war nun in seinen Entschlüssen frei. Und bald folgte der ewig denkwürdige Aufruf vom 3. Februar. Er forderte in kurzen einfachen Worten auf, in der gegenwärtigen gefahrvollen Lage des Staates ein Corps freiwilliger Jäger und so eine Pflanzschule von künftigen Offizieren zu bilden. In dem Aufruf war der Feind, gegen den es gehen sollte, nicht genannt. Aber das preußische Volk verstand

doch seinen König. Sofort erhob sich die gebildete Jugend; die Universitäten schlossen die Hörsäle, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Turnplätze wurden Waffenplätze. Zuerst von Berlin kamen auf kecker Turnerfahrt acht Jünglinge zu Fuß nach Breslau, mitten durch Winterkälte und Schneegestöber, mitten durch das vom Feinde besetzte Land. Dann drängte sich alles herbei. In Berlin meldeten sich in 3 Tagen 9000 Freiwillige. Der Jugend folgten die Männer, selbst die höchsten Stellen des Staates drohten verwaist zu werden, und bald mußte eine neue Verfügung dem allzu eifrigen Andrange steuern. Es bildeten sich die Freicorps, besonders dazu bestimmt, aus dem nichtpreußischen und rheinbündischen Deutschland vaterlandsliebende, gebildete, kampflustige Jünglinge aufzunehmen. Unter ihnen ist das Lützowsche das berühmteste geworden, welches, gleich den Helden Braunschweigs von 1809 (S. 518), den Todtenkopf und die schwarze Uniform trug; denn

Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
Um den gestorbnen Muth:
Doch fragt man euch, was dieses Roth bedeute?
Das deutet Frankenblut! —

sang Theodor Körner, der junge Dichter, durch den die Schar vor allen verherrlicht worden ist. — Thränen tiefster Rührung im Auge, sah König Friedrich Wilhelm von seinem Fenster in Breslau herab die unübersehbare Reihe von Wagen aus Berlin anlangen, von denen ihm die Jünglinge, oft noch eher Knaben zu heißen, entgegenjubelten. Dieser Augenblick gab ihm den Glauben an sein Volk wieder, den er im schlimmen Jahre 1806 fast eingebüßt hatte. Noch andere Männer kamen damals nach Breslau; so Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau — alle die Adler der sich vorbereitenden Erhebung sammelten sich.

Aber derselbe Kampfesgeist zuckte bis in die tiefsten Volksschichten hinunter. Bürger und Bauern in Preußen hatten so Unsägliches an Bedrückung und Mißhandlung erfahren, daß der nordische Ingrimm, langsam aber dann desto gewaltiger wie er ist (S. 12), nun mit aller Furchtbarkeit losbrach. Die Rekruten in ihren blauen Kitteln zogen mit trotzigem preußischen Soldatengesang an den französischen Regimentern vorüber, denen es anfing in dem überall glühenden Lande unheimlich zu werden. Indessen näherte sich Kutusow und, seinem Heere voraus, Kaiser Alexander, durch das von den Franzosen geräumte Herzogtum Warschau, der Provinz Schlesien und der Stadt Breslau. Schon war zwischen den beiden Monarchen der alte Freundschaftsbund erneut; zu Kalisch an der Prosna war am 28. Februar ein Vertrag abgeschlossen, dessen Ziel Wiederherstellung der Unab-

hängigkeit Europas war. Preußen sollte auf seinen Machtstand von 1806 zurückgeführt werden. Rußland nahm schon jetzt Polen (auch das ehemals preußische) in Besitz. Die Macht, welche Rußland zu Preußens Hilfe herbeiführte, war in der That unbedeutend, denn es hatte in dem Feldzuge von 1812 gleichfalls furchtbar gelitten. Preußen bot Rußland mehr als Rußland Preußen; aber die deutsche Begeisterung rechnete damals nicht. Am 15. März holte Friedrich Wilhelm seinen hohen Gast in Breslau ein, unter dem Schall der Glocken, unter dem Jauchzen und Weinen eines von den heiligsten Gefühlen der Vaterlandsliebe bewegten Volkes. Zwei Tage darauf, am 17. März 1813, erschien der Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk." „So wenig, heißt es darin, für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren geduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! — — Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen: erinnert Euch der heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! — — Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser Wille werden unserer Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

An demselben Tage verkündigte der König seinem Volke die Errichtung der Landwehr und des Landsturms (S. 499), nun für das gesamte Preußen. Als Ehrenzeichen für die Tapfern dieses heiligen Krieges war vom Könige schon am 10. März, dem Geburtstage der verewigten Königin Luise, der Orden des „eisernen Kreuzes" gestiftet worden. — Ein von einem Deutschen verfaßter Aufruf Kutusows, in Kalisch am 25. März 1813 erlassen, schloß sich der königlichen Ansprache an. Der russische Feldherr, im Begriff die deutsche Grenze zu überschreiten, redete darin das gesamte deutsche Volk an. Die Russen, hieß es, kommen als Befreier, um die Uebermacht eines ehrgeizigen Eroberers zu brechen, damit fortan Völker und Fürsten frei in ihren Grenzen und nach ihren eigenen Gesetzen leben können; alle deutschen Männer werden aufgeboten, sich der heiligen Sache des Vaterlandes und

der Menschheit anzuschließen, deutsche Fürsten, welche noch ferner der Fahne des Landesfeindes folgen sollten, mit Verlust ihrer Herrschaft bedroht; freie Verfassungen als Frucht der zu bestehenden Kämpfe verheißen.

Mit herzlichen Worten hatte sich — zum ersten Mal in der deutschen Geschichte — ein König an sein Volk gewandt und, indem er es zur Mitwirkung an seinem Werke aufforderte, es mündig gesprochen. In unvergleichlich herrlicher Weise antwortete das preußische Volk diesem Vertrauen. Wie alles zu den Waffen eilte, sahen wir schon seit dem 3. Februar. Jetzt wurden größere Anstrengungen von dem Volke verlangt; das Königreich Preußen, damals an Einwohnern nicht mehr als 5 Millionen zählend, stellte bis zum Sommer 1813 ein Heer von 271,000 Streitern, also von 18 Seelen einen Mann zu den Waffen. Gleiches hat nie ein Volk geleistet.

Vier Heere sammelten sich: unter York in Ostpreußen, unter Bülow in Westpreußen, zwei andere in Pommern und Schlesien. Die Franzosen hielten noch die Festungen, namentlich Danzig, besetzt; an 20,000 Mann standen noch in der Hauptstadt. Aber York und Bülow rückten bereits in Verbindung mit dem russischen General Wittgenstein auf Berlin. Schon am 20. Februar 1813 streiften die ersten Kosaken bis in die Straßen hinein. Am 4. März verließen dann die Franzosen freiwillig die immer drohender werdende Stadt und zogen sich auf die Elblinie zurück. An demselben Tage rückte die Vorhut Wittgensteins ein. Am 17. März hielt dann York, der durch ein Kriegsgericht vollständig gerechtfertigt und vom König in alle seine Würden wieder eingesetzt war, unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug mit 18,000 Mann preußischer, erprobter Kerntruppen.

Noch fehlte es an Bekleidung, Verpflegung, Bewaffnung. Aber es begann jetzt ein rührender Wetteifer in freiwilligen Gaben. Auch der Aermste brachte sein Scherflein. Wo in dem ausgesogenen Lande Geld fehlte, griff man zu anderen Mitteln. Eheleute und Verlobte brachten die goldenen Trauringe und erhielten eiserne dafür zurück: „Gold gab ich für Eisen" lautete die schöne Inschrift. Jenes arme Fräulein (Ferdinanda von Schmettau) brachte den einzigen Schmuck, den sie besaß: ihr schönes Haupthaar. Das Weib ließ den Gatten, die Verlobte den Bräutigam, die Mutter den Sohn willig ziehen: Schmach hätte den Zurückbleibenden getroffen. An der Spitze der Frauenvereine, die sich zur Unterstützung der Kämpfenden, zur Pflege der Verwundeten, zur Sammlung von Liebesgaben bildeten, stand die edle Prinzeß Wilhelm, Marianne von Hessen-Homburg, nebst acht anderen Prinzessinen des königlichen Hauses. — Der christliche Sinn, die einst verspottete und vergessene Religion, war mit heiliger Macht in allen

Seelen wieder aufgelebt. Unter Glockenklang, mit feierlich-kirchlicher Segnung, zogen die Scharen aus in den „heiligen Krieg". Denn

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!

Solch eine Feier fand in Breslau in Gegenwart Alexanders und Friedrich Wilhelms statt. Zu Rogau am Zobtenberge ward das Lützowsche Freicorps eingesegnet, dem Theodor Körner das kirchliche Weihelied gedichtet:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht:
Dem Herrn allein die Ehre!

Und in Berlin fand am 27. März vor dem Schlosse unter freiem Himmel die Einweihung des Yorkschen Corps statt. Ueber dem Dome brach die Sonne durch das Wintergewölk, als der Prediger den Segen sprach. Dann nahm York selbst das Wort: „Ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder!" war der Schluß der Rede. „Und das soll ein Wort sein!" scholl's aus den Reihen der Soldaten als Antwort.

Schon aber war die Begeisterung nicht mehr in Preußens Grenzen eingeschränkt; es war eine deutsche Erhebung. Die deutsche Dichtung, seit Schillers Tode fast verstummt, wurde noch einmal in neuen, frischen Klängen laut. Theodor Körner, geb. 1791, Sohn des würdigen Freundes Schillers, griff kühn in die Saiten. „Leier und Schwert" durfte er seine Lieder nennen, denn er kämpfte selber mit im heiligen Kampfe und hat freudig sein junges, edles Leben hingegeben. Seine Kunst, wie er in dem herrlichen Abschiedsbriefe an seinen Vater geschrieben, seufzte nach ihrem Vaterlande. Der erst 22jährige Jüngling hatte richtig den großen Mangel erkannt, an dem unsere Poesie bisher gekrankt hatte. Seiner Zeit, seinem Volke rief er zu:

Rühmet nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte giebt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.

In seinem „Aufruf", gleichsam die Antwort des deutschen Volkes auf Friedrich Wilhelms Aufruf vom 17. März, wandte er sich an die deutsche Nation:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte:
Drück Dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit Deinem Blute rein!

— — — — — — — — — — — — — — —

Zerbrich den Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen,
Vor dessen Antlitz Deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen,
Drauf wackres Volk, drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt Dein Herz, hoch wachsen Deine Eichen,
Was kümmern Dich die Hügel Deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!

Er trat seitdem in die Lützowsche Freischar, in welcher neben ihm Jahn, der Meister der deutschen Turnkunst (S. 506), und Friesen, der Spiegel der deutschen Jugend dieser Zeit, und mancher andere treffliche Jüngling diente. Die Todesahnung, die durch seine Lieder klingt, ist Wahrheit geworden; er wie Friesen fehlten im Siegesheimzug. Körner fiel bei Gadebusch unweit Schwerin in Mecklenburg am 26. August 1813 und Friesen durch welsche Tücke beim Winterfeldzug in Frankreich.

Neben diesem, dem jugendlich herrlichen, sang der männliche, tapfere Ernst Moritz Arndt (geb. 1769, † 1860), Steins treuer Begleiter in Rußland. Sein Lied fragte nach des Deutschen Vaterlande und gab die Antwort:

Das ganze Deutschland soll es sein! —

Den Kriegern schrieb er in Luthers markiger Sprache einen Katechismus „für den deutschen Wehrmann“.

„Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden sich an.“

Jedem deutschen Manne aber sang er:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,

Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestünde bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Dann Friedrich Rückert (geb. 1788, † 1866), der, noch ein Jüngling, im großen Sturm sich zurief:

Wie kühne Krieger jetzt, mit Gluthblick trutzend,
In Reih'n sich stellend, heben ihre Schäfte,
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischte Sonette ein Paar Dutzend.

und der die Preußen mahnte, Friedrichs des Großen Degen aus dem Dom der Invaliden zu Paris heim zu holen. Er lieh dem heiligen Schwur, der in aller Kämpfer Herzen lebte, Worte:

Wir schlingen uns're Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir den Blick und schwören,
Ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten:
Wir schwören, steh'n zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgeh'n, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

Endlich der weiche, melodische Schenkendorf (geb. 1783, † 1817), der, obwohl mit gelähmtem Arm, doch wie Körner auch mit in den heiligen Kampf gezogen:

Vaterland, in tausend Jahren,
Kam Dir solch ein Frühling kaum!
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!

Diese Lieder,*) Volkslieder im höheren Sinn, gingen, gleich den kampffreudigen Gesängen der Reformationszeit, zündend durch das ganze deutsche

*) Mit ihnen schließt zugleich der kurze Ueberblick über die Entwickelung unserer Sprache, welcher im Buche beiläufig mit gegeben ist. Vergl. S. 26, 82—84, 164—166, 270, 272 und 273, 277, 279, 285, 286, 360—366, 378, 455, 461 ꝛc.

Land. Man besann sich, was man seit 600 Jahren schien vergessen zu haben, daß es ein unveräußerliches deutsches Reich, ein deutsches Volk gebe. So erklärten schon im Februar 1813 Männer aus den Rheinbundsstaaten, unter ihnen die edelsten Namen, daß sie Deutsche sein und die gemeinsame Sache des Vaterlandes gegen die Bedrücker ergreifen wollten.

Beginn des Befreiungskrieges. Groß-Görschen (2. Mai) und Bautzen (20. und 21. Mai).

Indessen begannen die kriegerischen Bewegungen in Norddeutschland. Als in Preußen die erste Begeisterung erwachte, regte sich auch Hamburg mit, die alte deutsche Stadt, die, seit 1810 zum französischen Reich gezogen (S. 521), gleichfalls unglaubliche Bedrückungen erfahren hatte. Die Franzosen versuchten durch den Schrecken die Bewegung niederzuhalten, dann, als die gewöhnlichen grausamen Strafmittel nicht mehr anschlagen wollten, zogen sie ab. Wenige Tage nachher (18. März) rückte eine Kosakenschar unter dem kecken Reiteranführer Tettenborn in die Stadt ein, die sie mit endlosem Freudenjubel empfing und sich nun für immer von den fremden Drängern befreit wähnte. Bald setzten russische Truppen unter Dörnberg (S. 515) auch über die Elbe. Am 2. April kam es zu einem Kampf vor und in Lüneburg, in welchem der französische General Morand schwer verwundet gefangen, die Stadt genommen wurde, und schöne Thaten der Tapferkeit geschahen. So brachte ein Dienstmädchen aus der Stadt, Johanna Stegen, als das heldenmüthige preußische Bataillon von Borke, welches an dem Treffen mit theilnahm und zumeist in und vor der Stadt den Sieg entschied, sich verschossen hatte, mitten im heftigsten Kugelregen den Kriegern neue Munition.

Durch ganz Norddeutschland, durch Hannover, Westfalen, Oldenburg, Bremen, Ostfriesland, bis an die Grenzen Hollands, waren die Geister wacker. Es war ein verhängnisvoller Fehler, daß die Verbündeten versäumten, sogleich den Krieg über die Elbe zu tragen. Von der begeisterten, zornglühenden Bevölkerung unterstützt, hätten sie Jerome verjagen, die Rheinbundsfürsten einschüchtern und den Krieg am Rheine beginnen können. Aber theils war Preußen noch zu wenig gerüstet, und Rußlands thatsächliche Schwäche begann sich zu offenbaren; theils lag auch ein gewisses Zaudern im Charakter beider Herrscher dieser Länder. Kurz, diese doch einmal aufgeregten Gegenden wurden dem Feinde wieder preisgegeben, und die Schergen der Napoleonischen Gewalt, der Marschall Davoust und der fürchterliche Vandamme, waren bereits im Anzuge, um mit den gewohnten Schreckensmaß-

regeln den Abfall zu züchtigen und ihr wüstes Regiment noch einmal wieder aufzurichten. Auch die Rheinbundsfürsten, durch die alte Mitschuld an Napoleon gefesselt, eilten, uneingedenk der Pflichten gegen ihre Nation, wieder unter seine Fahnen. So begann dann der Krieg in der Mitte Deutschlands statt an der Grenze, und auch in dieser erhebendsten Zeit blieb dem deutschen Vaterlande das Jammerlos nicht erspart, Deutsche gegen Deutsche kämpfen zu sehen.

Besonders traurig gestalteten sich die Verhältnisse im Königreiche Sachsen, wo König und Volk bisher willig sich dem Eroberer hingegeben hatten. Die Aufrufe der Verbündeten, die Gärung der großen Zeit, ergriffen auch hier die Gemüther. Selbst im Heere hoffte General Thielmann durch einen eigenmächtigen Schritt den Uebergang zu den Verbündeten durchzusetzen und den König mit fortreißen zu können. Aber alle Versuche, Sachsen und dessen Herrscher für die gemeinsame Sache zu gewinnen, scheiterten. Der König Friedrich August (S. 442), in seinem Privatcharakter edel und von seinem Volke geliebt, doch großen Zeiten und Entschlüssen nicht gewachsen, entfloh aus seiner Hauptstadt nach dem Vogtlande, dann gar nach Regensburg und Prag und suchte Baiern und Oestreich zu einem Neutralitätsvertrage mit Sachsen zu gewinnen. Freundschaftlichen Einladungen der verbündeten Monarchen wich er aus. Napoleon hingegen stellte ihm später sofort die Wahl, innerhalb 6 Stunden sich für ihn zu entscheiden, oder er habe aufgehört zu regieren. Noch ehe er dieses drohende Gebot erhielt, auf die bloße Kunde von dem ersten Siege Napoleons bei Großgörschen kehrte er zur Sache „seines großen Alliirten" zurück, der er im Grunde seines Herzens immer angehangen.

Aeußerst langsam waren die Heere der Verbündeten vorgerückt. Zwar hatte man Ende März Dresden, wo Davoust noch, zurückweichend, die schöne Elbbrücke gesprengt hatte, besetzt, und am 24. April waren auch die Monarchen von Preußen und Rußland feierlich dort eingezogen, aber nicht einmal der Festungen Torgau und Wittenberg gelang es Herr zu werden. An der Unterelbe, gegen welche York von Berlin aus aufgebrochen war (S. 532), hatte der russische Feldherr Wittgenstein, unter dessen Befehl York stand, glücklich gekämpft. Bei Möckern, in der Nähe von Burg, stieß er am 5. April auf die Truppen des Vicekönigs, die von Magdeburg aus auf das rechte Elbufer übergesetzt waren. Es war Yorks kühle Besonnenheit und der stürmische Ungestüm seiner 12,000 Preußen, welche dies erstere größere Gefecht des Krieges siegreich entschieden. Vor dem Anprall der preußischen Reiter, vor dem Grimm der pommerschen und märkischen Infanteristen zerstoben hier die französischen Bataillone; der neue Schlachteneifer gab sich hier

zum ersten Male kund. Wittgenstein ging nun freilich über die Elbe, kleine preußische Reitercorps schweiften bis Thüringen, doch war immer noch zu wenig geschehen, um Napoleon gehörig begegnen zu können. Die preußischen Truppen und Generale glühten vor Ungeduld. Das Zögern lag besonders mit am Oberbefehl, den der Altrusse Kutusow führte, welcher für Rußland genug geschehen glaubte, wenn Polen besetzt und erobert werde, und nur widerwillig in Deutschland vorging. Zum Glück für die deutsche Sache starb er (29. April).

Napoleon hatte mit gewohnter Schnelligkeit und Kraft ein neues Heer geschaffen. Aus dem erschöpften Frankreich bewilligte ihm der Senat eine neue Konskription von 350,000 Mann, und als Preußens Kriegserklärung kam, wurde eine neue Aushebung von 180,000 Mann beschlossen. Dazu zog er die Rheinbundskräfte an sich und stand bereits Ende April den Verbündeten an der Saale gegenüber. Freilich hatte er vorerst nur 120—130,000 Mann zusammen, darunter kaum 5000 Reiter. Doch hatten die Verbündeten ihm erst etwa 50,000 Russen und 40,000 Preußen entgegenzustellen. Der Oberbefehl bei ihnen war noch immer russisch; auf Kutusow war Wittgenstein gefolgt. Bei Merseburg erkämpfte ein Theil des französischen Heeres gegen Truppen Yorks, die unter Obristlieutenant v. Lobenthal einen heldenmüthigen Widerstand leisteten (29. April), in einem blutigen Treffen den Saale-Uebergang, während andere Heeresmassen von Weißenfels her in die Ebene bei Lützen zogen, wo einst Gustav Adolf gefallen (S. 348). Hier auf weitem, ebenem, zum Theil sumpfigem Boden, der von großen Gräben, unter diesen dem Floßgraben, durchschnitten wird, trafen sich die Heere zu der ersten großen Schlacht dieses Jahres (2. Mai 1813). Napoleons Armee war Corps hinter Corps in ziemlich sorglosem Vormarsch auf Leipzig, wo er den Feind suchte, als die Verbündeten ihm in die rechte Flanke fielen. Die Schlacht, von Scharnhorst entworfen, stand also für den Sieg günstig, zumal die Alliirten, wenn auch an Zahl schwächer, doch an Kanonen und Reiterei ein großes Uebergewicht hatten. Man schlug sich mit äußerster Erbitterung, besonders um das Dorf Groß-Görschen, wo zuletzt die Preußen sich siegreich behaupteten. Aber durch Lässigkeit war die russische Reserve nicht herangezogen, die Reiterei fast gar nicht verwandt worden. Die ganze Wucht des Kampfes hatte auf den Preußen gelegen. Der entscheidende Moment zum Siege ward durch Wittgensteins Schuld versäumt, und Napoleon gewann Zeit, allmählich mit seiner ganzen Uebermacht die Stellung der Verbündeten zu umklammern. So schloß der Tag; die Preußen glaubten, am folgenden Tage werde man die Schlacht erneuern. Aber in der Nacht noch weckte Alexander den König Friedrich Wilhelm und überzeugte ihn, sehr

wider Willen, von der Nothwendigkeit des Rückzuges. Die Schlacht war keine Niederlage, denn in der Nacht hatten sich auch die Franzosen zurückgezogen. Ueberaus herrlich hatte die junge preußische Armee sich bewährt; die schönsten Thaten der Vaterlandsliebe und des Heldenmuthes waren geschehen; selbst die Todten lagen da mit verklärtem Angesicht. Napoleon behielt nichts als ein blutiges, schwer erkauftes Schlachtfeld. Doch war schon dies für Napoleon ein großer Gewinn. Denn nun erst konnte er des Rheinbundes wieder sicher sein; stand doch in den Augen seiner Bewunderer seine Unüberwindlichkeit von neuem fest.

Sachsen war durch diesen Sieg für Napoleon gewonnen, für die Verbündeten vorläufig verloren. Sie gingen hinter die Elbe zurück. Napoleon zog in Dresden ein. Die Stimmung des deutschen Heeres war gedrückt, doch nicht entmuthigt. Die Führer erkannten die Nothwendigkeit einer neuen Schlacht, damit die Hoffnung, die Begeisterung nicht erkalte. Man wählte hinter den steilen Thalrändern der oberen Spree bei Bautzen eine feste Stellung, um Napoleons Vordringen aufzuhalten, der an 170,000 Mann gegen 90,000 Alliirte heranführte. Mit äußerster Hartnäckigkeit und Erbitterung von beiden Seiten ward hier am 20. und 21. Mai gekämpft. Napoleon gewann auch diese Schlacht, zumal auf Seiten der Verbündeten ihm falsche Dispositionen Kaiser Alexanders willkommene Blößen boten. Aber wieder hatten die Verbündeten, besonders die schon sehr zusammengeschmolzenen Preußen, mit höchstem Heldenmuthe gestritten. Der größere Verlust war auf Seiten Napoleons; keine Gefangenen, keine Fahnen, keine Kanonen waren in seinen Händen. Die Schlacht konnte mit Recht nur für eine „abgebrochene", keine verlorene gelten. Doch blieb das verbündete Heer im Rückzuge, und immer düsterer ward die Stimmung aller Patrioten:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her:
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

So sang damals Körner.*) Schon stand der Feind in Schlesien, näherte sich Liegnitz und Breslau. Dennoch war die Armee der Preußen, nach Gneisenaus Ausdruck, „geschlossen und ungebrochen in ihrem Muth, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen". Ja Napoleon

*) Mit Bezug auf das schöne Lied von Lange: „Es heult der Sturm, es braust das Meer", vom Jahre 1812.

hatte sich, wie schon so oft (S. 478), in eine sehr gefährliche Lage vorgewagt. Das glückliche Reitergefecht Blüchers bei Haynau (26. Mai) brachte den Franzosen bedeutende Verluste bei, russische und preußische Verstärkungen trafen ein, und Blücher wie Gneisenau waren überzeugt, man müsse siegen, wenn bei dem frischen Muthe der Truppen dem bereits sehr geschwächten Feinde eine neue Schlacht geliefert würde. Oestreich, hoffte man, werde sich dann für die Alliirten erklären. — Die Russen aber dachten entschieden an einen Rückzug über die Oder, ja nach Polen hinein. In diesem Falle wollten die Preußen sich von ihnen trennen und gegen das Gebirge und die Grafschaft Glatz hin sich ziehen. Es fragte sich, was dann aus dem so glorreich begonnenen Kriege werden solle.

Da war es gerade Napoleon, der einen Waffenstillstand anbot. Auch er hatte in dem blutigen Kampfe viel gelitten, auch seine und seiner Verbündeten Rüstungen waren noch unvollendet. Besonders aber hoffte er auf neue Siege seiner Staatsklugheit. Noch am ersten Schlachttage von Bautzen hatte er einen Botschafter an Alexander gesendet, um an ihm die alten Künste von Tilsit (S. 490) wieder zu versuchen, um ihn durch lockende Verheißungen von Preußen loszureißen. Alexander aber war treu geblieben, der Gesandte nicht einmal vorgelassen worden. Auch Napoleons Hoffnungen richteten sich nun auf Oestreich, das er möglicher Weise gewinnen konnte; dann war der endliche Sieg nicht mehr zweifelhaft. So bot er selbst Alexander Waffenstillstand, den jedoch dieser nur in Gemeinschaft mit Preußen annahm, am 4. Juni zu Pläswitz bei Jauer. Zwei Scheidungslinien und zwischen beiden ein neutraler Strich Landes sollten die feindlichen Heere trennen. Die Dauer desselben war vorläufig auf 7 Wochen festgesetzt, doch ist er bis zum 16. August später verlängert worden. — So ruhten nun die Waffen wieder, aber wie waren seit dem großen Frühlinge die Hoffnungen gesunken! Dennoch blieb das Gottvertrauen, der gefaßte Muth und die Siegesgewißheit im Volke unerschütterlich. Wieder sang die Sängerstimme dieser großen Zeit:

Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott:
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott!

Verhandlungen und Rüstungen während des Waffenstillstandes. Bildung der fünften Koalition.

Das war die einzige Furcht in allen Gemüthern, der Waffenstillstand könne den Frieden, der Frieden von neuem die Knechtschaft, wenn auch in milderer Form, bringen. „Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ.“ *) Aber indem das Volk so treu und fest aushielt, war auch die Regierung nicht unthätig. Erst jetzt wurde das preußische Heer vollständig, und es trugen nun die Scharnhorstschen Maßregeln (S. 499) herrliche Früchte. Aus allen alten Provinzen traten die Landwehren zusammen und bildeten die Verstärkungsmassen für die Linienregimenter. Außerdem ward erst jetzt die vollständige Herbeischaffung des Kriegsmaterials möglich. Auch kamen neue russische Heerhaufen aus der Tiefe des ungeheuren Reiches langsam nachgerückt. Wenn also einerseits Napoleon sich stärkte, sein geschwächtes Heer nach und nach wieder auf 440,000 Mann brachte, so wuchs dagegen auch das Heer der Verbündeten. Aber gleichzeitig strengte die Diplomatie alle ihre Kräfte an, um durch Bündnisse oder Neutralität den Krieg im voraus zu entscheiden.

Oestreich hatte bis jetzt am Kampfe keinen Antheil genommen; ihm galt er nicht wie Preußen als Kampf der Rettung und Befreiung, nicht als ein heiliger Krieg. Zwar regte sich auch hier im Volke deutscher Sinn, und selbst bei den Brüdern des Kaisers eine nationale Gesinnung. Doch fehlte diesmal, nach den bitteren Enttäuschungen, der alte Schwung vom Jahre 1809. Zwar hegte Kaiser Franz I. gegen Napoleon, mochte er auch jetzt sein Schwiegersohn sein, immer die alte Abneigung. Aber jener Sturm des freien starken Geistes, wie er Preußen und Norddeutschland durchbrauste, schreckte seine Seele; er sah in ihm Jakobinertum und Revolution. Metternich war ein persönlicher Bewunderer Napoleons und fürchtete, wenn dieser gestürzt würde, die Uebermacht Rußlands. Er sah von Anfang an, daß Oestreich im großen Kampf den Ausschlag geben, daß es deshalb von beiden Seiten umworben sein würde. Aus dieser Zwischen-

*) E. M. Arndt; bei Häusser, Deutsche Geschichte 2c. IV.

stellung den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, war von vornherein seine Absicht. So wand sich Oestreich bei der Verlegenheit Napoleons zuerst aus dem Bunde von 1812 (S. 522) los, bot sich dann zum Vermittler, ja stellte sich endlich drohend als bewaffneter Vermittler neben und über Napoleon. Die Gelegenheit war ausgezeichnet günstig, jetzt nicht bloß die großen Einbußen der früheren Jahre wieder einzubringen, sondern zu höchstem Ansehen emporzusteigen. Kaiser Franz kam nach Böhmen, und die verbündeten Monarchen versäumten nicht, ihn zu begrüßen, und versuchten, durch die Aussicht auf vollständige Wiederherstellung seiner alten Macht ihn zu gewinnen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Lützen war Scharnhorst, obwohl selbst verwundet, zu diesem Zweck nach Prag, von Prag in die Nähe von Wien und wieder zurückgeeilt. Anstrengung, Aufregung und seine rücksichtslose Thätigkeit hatten die erst unbedeutende Wunde verschlimmert, und so war der edle Mann am 28. Juni seiner Krankheit erlegen; ein heiliges Sühnopfer, zur Auslöschung alles alten gegenseitigen Grolles und Neides. In denselben Tagen schickte Franz I. den Grafen Metternich nach Dresden zu Napoleon. Sicherlich forderte dieser damals nicht mehr, als für Oestreich eine theilweise Wiederherstellung und die Auflösung des Herzogtums Warschau, im übrigen Verzichtleistung Napoleons auf die norddeutschen Annexionen vom Jahre 1810 und die Herstellung Preußens bis zur Elbe. Aber Napoleon gab auch diesen bescheidenen Anforderungen, die Deutschlands Knechtschaft besiegelt hätten, kein Gehör — und konnte es nicht. Denn der Bau seiner Gewaltherrschaft war so unnatürlich und künstlich, daß er fürchten mußte, er werde unter ihm zusammenbrechen, sobald nur an irgend einer Stelle gerüttelt und geändert würde, und er Beweise von Schwäche und Unsicherheit gäbe. Man vereinigte sich nur zu einem Friedenskongreß in Prag, den außer Frankreich und Oestreich auch Rußland und Preußen beschickten. Die Gesandten aber der beiden letzteren Mächte hielten sich von vornherein so abgeschlossen, daß, bei Napoleons fortgesetztem Trotz, an keine friedliche Einigung zu denken war.

Schon vor den Prager Verhandlungen fand ein anderer Kongreß zu Reichenbach in Schlesien statt, wo Alexander und Friedrich Wilhelm weilten. Hier trat zunächst England, das ja in ununterbrochenem Kriege gegen Napoleon geblieben, und dessen Heere von Spanien aus bereits den Pyrenäen sich näherten, den Alliirten bei. Der Unterhändler dieses Staates war Graf Münster, der Hausminister der hannöverisch-englischen Königsfamilie. Als Preis des Bundes wurden für dieselbe sehr günstige Bedingungen zugesagt: Hannover sollte nicht nur in seinen alten Grenzen hergestellt, sondern auch vergrößert werden, und zwar durch ehemals preußische

Gebiete (Hildesheim, Ostfriesland). Um so theuern Preis mußte eine Hilfe erkauft werden, die für die ungeheuren Rüstungen Preußens — die Truppen, welche das Königreich aufbrachte, überstiegen die im Vertrag ausgemachte Zahl um das Doppelte — kaum 8 Mill. Gulden zur Unterstützung gewährte! — Hier erklärte auch Oestreich in denselben Tagen, als Metternich in Dresden bei Napoleon verweilte, es werde dem Bunde beitreten, falls Napoleon die ihm gestellten Vermittlungsvorschläge abweise. Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, dem man das bisher dänische Königreich Norwegen zugesichert hatte, gehörte schon zum Bunde. Sie alle bedachten sich mit kühlem Sinn; nur Preußen, das doch alles an diesen Krieg gesetzt, das die größte Heeresmacht gestellt, mit Feldherren, die fast alle späteren Siege erkämpft haben, und mit einem Volke voll der reinsten Begeisterung — nur Preußen, damals noch immer nach seinem bisherigen Unglück beurtheilt, konnte wenig daran denken, sich im voraus Vortheile zusichern zu lassen. Darum hat es wohl viel Ehre, aber damals keinen entsprechenden Lohn seiner Mühen geerntet. Wohl mochte in dieser bedrängten Zeit in Friedrich Wilhelms frommer Seele jenes Wort laut werden, das als Inschrift sein Grab bezeichnet: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott." Da verkündeten die Feuerzeichen (10.—11. August), die von Prag her über die Berge flammten, daß — zum Heile Deutschlands — Napoleons Stolz Oestreichs vermittelnde Hand zurückgewiesen, und daß nun auch Kaiser Franz mit in das große Bündnis gegen ihn eingetreten sei.

So stand vor Ablauf des Waffenstillstandes die fünfte Koalition drohend und geschlossen Napoleon gegenüber, der sie leicht hätte vereiteln können, wenn er rechtzeitig nachzugeben verstanden hätte. Der mächtigen Koalition entsprachen die neu aufgestellten gewaltigen Heeresmassen. Man zählte über 270,000 Mann Preußen, 260,000 Mann Oestreicher, 250,000 Mann Russen, die nun ins Feld traten. Doch waren die Massen beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten weder gleich zusammen noch auch alle schlagfertig. Die schwedische Hilfe war gering, und England hatte seine Streitkräfte unter Wellington auf spanischem Boden stehen, wo der Sieg leicht ward, seit Napoleon alle nur verfügbaren Streitkräfte nach Deutschland gezogen. Immerhin standen an 500,000 Mann gegen Napoleon, der etwa 440,000 entgegenstellen konnte. Dieses Uebergewicht der Alliirten an Truppenzahl ward aber dadurch ausgeglichen, daß bei ihnen die Vielköpfigkeit und Schwerfälligkeit eines Bundeskrieges herrschte, während auf der anderen Seite Napoleon allein gebot. Die Alliirten hatten drei Armeen gebildet, und zwar:

a) eine Nordarmee unter des Kronprinzen von Schweden Führung. Das Heer bestand wesentlich aus Preußen, Linientruppen wie Landwehren,

und die trefflichen preußischen Generale, der geniale Bülow (S. 503) und der zähe, feste Tauenzien, waren hier beide gegen Gneisenaus Warnung einem fremden Befehlshaber untergeordnet, der ihnen, wo nicht an militärischer Tüchtigkeit, so doch an Eifer und gutem Willen nachstand. Denn Bernadotte war von Anfang an ein Hemmnis der deutschen Sache. Er führte den Krieg nur mit halber Seele, um seine schwedischen Interessen zu sichern. Auch wollte er es mit den Franzosen nicht verderben. Hob er sich doch gar im Laufe des Krieges zu dem kühnen Gedanken empor, vielleicht an Napoleons Statt Kaiser der Franzosen werden zu können! — Die Nordarmee war 150,000 Mann stark.

b) die schlesische Armee. In ihr bildeten russische Truppen unter den Generalen Sacken und Langeron die Mehrzahl, obgleich von den Preußen auch Yorks Corps (38,000 Mann) sich hier befand. Der Befehl aber war preußisch, und zwar war in Blücher (S. 501), dem Gneisenau zur Seite stand, endlich der rechte Mann gefunden. Wenn Yorks starrer Charakter oft auch harte Reibungen mit dem „genialen" Generalstab herbeiführte, so ergänzten sich doch gerade wieder beide Feldherren in glänzender Weise. Dies Heer zählte an 100,000 Mann.

c) die böhmische oder Hauptarmee. Zu ihr hatten sich die Monarchen begeben, die in Gemeinschaft mit dem östreichischen Feldmarschall Schwarzenberg, einem edlen Manne und geschickten Diplomaten, doch als Feldherr von keiner hervorragenden Bedeutung, das Oberkommando führten. Bei ihr befanden sich die östreichischen Truppen ungetrennt (etwa 110,000 M.), außerdem aber Preußen unter Kleist und Russen unter Wittgenstein, besonders die Garden beider Mächte. Sie zählte 235,000 Mann und hatte ihre Stellung nördlich von Prag gegen die sächsische Grenze, besonders gegen die Pässe des Mittel- und Erzgebirges hin.

Ein großer Halbkreis also, in dessen weitester Peripherie die Städte Berlin, Breslau und Prag lagen, umgab von Norden, Osten und Süden her Napoleon, der in Dresden, gleichsam dem Centrum desselben, den Angriff erwarten zu wollen schien. Dieser war, nach dem ursprünglichen Plane, der böhmischen Armee zugetheilt; die beiden andern sollten sich mehr abwartend verhalten. Aber bei angreifendem Vorgehen Napoleons gegen eine der drei Armeen sollten jedesmal die beiden anderen sofort seinen Rücken und seine Flanke bedrohen.

Deutsche Siege.

Großbeeren (23. Aug.), Hagelberg (27. Aug.), Katzbach (26. Aug.), Dresden (26. und 27. Aug.), Culm (29. und 30. Aug.), Dennewitz (6. Sept.).

Kaum war der Waffenstillstand abgelaufen, so begannen die Feindseligkeiten von allen Seiten. Ueber die Elb- und Erzgebirge begann die Hauptarmee gegen Dresden vorzugehen. Am frühesten aber war Blücher auf, um mit der letzten Stunde der Waffenruhe schon den neutralen Strich (S. 540), der zwischen beiden Feindesheeren gelassen war, besetzt zu haben. Die Nordarmee erwartete den Angriff, den, wie man richtig vermuthet hatte, Napoleon mit aller Macht gegen Berlin führen würde. Hierher wandten sich denn auch die Corps von Oudinot, Reynier und Bertrand, unterstützt von Arrighis Reiterei.

Südlich von Berlin bilden die Notte, die zur Spree und dem Müggelsee geht, und die Nuthe, die bei Potsdam in die Havel fällt, nach Osten und Westen hin einen breiten Sumpfgürtel mit sehr schwierigen Uebergängen. Diese zu halten und zu schützen war die Absicht der preußischen Generale Bülow und Tauenzien. Der Kronprinz aber, als Höchstkommandirender, war der Meinung, es sei besser, die Schlacht auf den Höhen dicht an der Südseite Berlins (Kreuzberg, Hasenheide) anzunehmen; ja später ging er in der Vorsicht noch einen Schritt weiter, indem er eine Brücke unterhalb Berlins, bei Moabit über die Spree schlagen ließ und Berlin der zügellosen Rache des aufs höchste erbitterten Feindes preisgeben wollte. „Was ist Berlin?" — sagte er auf Bülows dringende Vorstellungen dagegen — „was ist Berlin? — eine Stadt." — Aber es war die Hauptstadt Preußens, das Herz der ganzen deutschen Erhebung, und Bülow hatte wohl Recht, wenn er zornig erklärte, seine Knochen sollten vor Berlin bleichen, aber nie würde man ihn über die Brücke bei Moabit bringen. So sah sich der Kronprinz, als die französischen Generale mit etwa 70,000 Mann anrückten, doch genöthigt, wenigstens die Miene anzunehmen, als wolle er die oben bezeichnete günstige Stellung im Süden der Stadt halten. Aber er zögerte gleichwohl so zweideutig, daß der Feind Zeit gewann, den Sumpfgürtel zu überschreiten; ja er wollte Tauenzien schon mit seinem Corps bis dicht vor Berlin zurücknehmen. Da folgten die preußischen Generale dem Vaterlandsgefühl mehr, als einem fast verrätherischen Oberbefehl. Tauenzien blieb stehen, und Bülow, der den Feind vor sich hatte, beschloß ihn anzugreifen. Die Franzosen kamen am 23. August in drei Heerhaufen und passirten den Wald, an dessen Nordende das Dorf Großbeeren, 2 Meilen von Berlin, lag. War dieses gewonnen, so hatten sie nur noch offene, sandige

Ebene bis Berlin vor sich, wo sie unter den günstigsten Bedingungen eine Schlacht liefern konnten. Aber sie hatten sich getheilt; rechts zog Bertrand und traf auf Tauenzien; in der Mitte Reynier auf Großbeeren, links zog Oudinot. Die Entscheidung lag bei Großbeeren, das die Sachsen von Reyniers Corps auch wirklich nahmen. Aber nun drang Bülow mit aller Entschlossenheit vor, seine pommersche Landwehr drehte die Gewehre, die bei dem schrecklichen Regenwetter versagten, um und schlug mit den Kolben drein; das Dorf ward nach furchtbarer Blutarbeit genommen, Reyniers Corps zerstreut. Oudinots Hilfe kam zu spät. Der Kronprinz hatte nichts gethan, Bülow zu unterstützen; Preußen allein, und zwar in nicht überlegener Zahl, hatten die Schlacht gewonnen und die Hauptstadt gerettet. Doch verschmähte jener es nicht, sich mit den fremden Lorbeeren zu schmücken. Oudinot wich zurück, und Bernadotte ließ ihn unverfolgt abziehen. Nun hob sich in der Hauptstadt der gesunkene Muth wieder, und die thätige Hilfe zeigte sich in den langen Wagenreihen, die den Kämpfern Erquickung zuführten und die Verwundeten mit in die pflegenden Quartiere zurücknahmen.

Zur Unterstützung Oudinots hatte Napoleon von Magdeburg her den General Girard mit etwa 9000 Mann gleichfalls gegen Berlin vorgehen lassen. Auf dem Wege erreichte diesen die Kunde der Niederlage von Großbeeren. Als er unschlüssig stehen blieb, warf sich mit etwa gleichen Kräften in seinen Rücken das preußische Corps des Generals von Hirschfeld, das zu der Nordarmee gehörte und fast nur aus kurmärkischer Landwehr bestand. So kam es zum Treffen bei Hagelberg (27. Aug.). Bei der Ungeübtheit der Truppen schwankte zuerst der Sieg; bis zuletzt, kein Kommandowort mehr abwartend, die preußischen Bataillone zum Theil mit geschultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu thun, die Stellungen des Feindes stürmten, ihn, von Tschernitscheffs Kosaken unterstützt, in das Dorf warfen und dort ein ganzes Bataillon an der Dorfmauer mit den Kolben zusammenschlugen, dann fast die ganze Division vernichteten, so daß alle Gassen, der Amtshof, der Teich von Leichen erfüllt waren; nur etwa 1700 Mann retteten sich. Nirgends hat der Ingrimm und der persönliche Zorn des gemeinen Mannes in Preußen so furchtbar gewirkt als in diesem Treffen, dessen Erfolge die von Großbeeren noch übertrafen. — Von Hamburg her zog Davoust (S. 536) durch Mecklenburg gegen die Nordarmee in denselben Tagen heran, von einem Corps unter Wallmoden beobachtet. Als er aber von den Niederlagen bei Großbeeren und Hagelberg vernahm, ging er zurück, um noch länger die Geißel der unglücklichen Stadt zu sein. Mit einer kleinen Abtheilung seiner Truppen bestand das Lützowsche Freicorps bei Gadebusch

ein kurzes Treffen, in welchem der Sänger des Krieges, Theodor Körner, den Heldentod starb (S. 533).

Drei Tage nach dem Siege bei Großbeeren erfocht Blücher mit der schlesischen Armee den Sieg an der Katzbach (26. August). Von dem Kamm des Riesengebirges kommen eine Reihe reißender Bergwasser, die schnellen Laufes und, wenn Regengüsse sie schwellen, mit furchtbarer Wildheit zur Oder hinabstürzen. Zwischen ihnen bleiben als Vorstufe der höheren Gebirge, breite Plateaus, die mit schroffen Rändern zu jenen Flüssen abfallen. Ueber diese Plateaus zog sich die Hauptstraße von Breslau auf Dresden, die Städte Liegnitz, Löwenberg, Görlitz u. a. berührend. Blücher hatte sich bereits in den Besitz des ganzen Striches bis Liegnitz hin zu setzen gewußt; er ging dann sogleich mit seiner Armee zum Angriff auf Ney, der ihm entgegenstand, über und drängte ihn bis an den Bober zurück. Napoleon aber, der berechnete, daß er noch einige Tage vor einem Angriffe der böhmischen Armee sicher sei, eilte selbst mit bedeutender Verstärkung hierher, weil er Blücher zu einer Schlacht zu locken hoffte. Er hatte an 150,000 Mann beisammen. Dem vorgeschriebenen Plane gemäß aber wich Blücher jetzt einer Schlacht aus und ging bis hinter die Katzbach zurück. Seine Operation veranlaßten eine Reihe schwieriger Vor- und Rückmärsche, unter denen bei dem fürchterlichen Regenwetter die Soldaten schwer litten, und über die im Yorkschen Hauptquartier bitter gemurrt wurde. Aber der Erfolg rechtfertigte die Maßnahmen Blüchers. Zunächst ging, nach zweitägigem Verweilen beim Heer, Napoleon mit seiner Garde zurück, weil er nun Dresden decken mußte (S. 548). Es blieben unter Macdonalds (S. 524) Oberbefehl die Corps von Ney, Lauriston, Macdonald und die Reiterei von Sebastiani zurück, etwa 80,000 Mann. Macdonald blieb im Vorrücken, traf aber unerwartet auf den nun gleichfalls wieder vorrückenden Blücher. Während letzterer zum Angriff übergehen wollte, erhielt er die Nachricht, daß der Feind unvorsichtig über die steilen Einschnitte der Katzbach und Wüthenden Neisse vordränge. Alsbald nahmen die Preußen auf dem Plateau östlich von diesen Flüssen eine feste Stellung, und während der strömende Regen kaum für die Feldherren selbst eine Uebersicht der Schlachtentwickelung gestattete, geriethen hier die Armeen Regiment gegen Regiment, ja Mann gegen Mann aneinander. Bald entschied auch hier der Gewehrkolben, der Ingrimm und die körperliche Stärke der preußischen Truppen. In wilder Flucht von den engen Hohlwegen abgedrängt, wälzte sich der feindliche Knäuel von Infanterie, Reiterei und Kanonen durcheinander zu dem steilen Bergabfall längs der Wüthenden Neisse, in deren hochgeschwollene Fluten er hinuntergestürzt wurde. Der Sieg wurde vollständig, ja glänzender und erfolgreicher, als er

sich im Anfange übersehen ließ. Von den Russen hatte Sacken die Preußen trefflich unterstützt, auf den Befehl zum Angriff hatte er erwidert: Melden Sie dem General „Hurrah!“ Aus Gefälligkeit gegen ihn ward auch die Schlacht „an der Katzbach“ (26. August) genannt, wo seine Stellung gewesen. Langeron, in ungemein fester Position, hatte mitzuschlagen kurzab verweigert. Der Sieg war nahe der alten Wahlstatt erfochten worden, wo deutsche Tapferkeit einst die Mongolenhorden bestanden (S. 155). Von ihr trägt Blücher seinen Namen „Fürst Blücher von Wahlstatt“. — Die herrliche Waffenthat stellte zwischen den Feldherren, besonders zwischen Blücher und York, ein besseres Einvernehmen her, und schnell und energisch folgte man dem Feinde gegen die Lausitz und Sachsen hin.

Aber hier bei Dresden hatte in denselben Tagen die Hauptarmee nicht mit gleichem Erfolg gerungen. Auf der Südseite Dresdens liegt eine weite Ebene, die einerseits von dem bei Pirna aus dem Gebirge brechenden Strome, andrerseits in großem Halbkreise von den Ausläufern des Erzgebirges umgrenzt wird. Hier münden die Landstraßen, die von Böhmen her das Erzgebirge übersteigen. Auf denselben war die böhmische Armee nach Sachsen eingerückt, während Napoleon sich noch bei dem schlesischen Heere befand (S. 547) und hier den Angriff der Alliirten noch nicht so bald erwartete. Diese suchten den Feind bei Leipzig, zogen also links hinter Dresden aus den Bergen und erschwerten und verspäteten so ihren Angriff. Doch war auch der Feind überrascht, und bei schneller Entschlossenheit hätte Schwarzenberg vielleicht Dresden nehmen können, ehe noch Napoleon von seinem erfolglosen Vorgehen gegen Blücher zurück war. Aber man ließ ihm zögernd Zeit, herbeizukommen und alle seine Streitkräfte in Dresden zu vereinen. Am 26. August erfolgte, immer noch mit überlegenen Truppen, der Angriff der Verbündeten, der jedoch schon jetzt blutig abgewiesen wurde. Am folgenden Tage aber schlug Napoleon den linken Flügel der Feinde vollständig und drängte den rechten von der Hauptstraße bei Pirna ab; inzwischen war Vandamme mit einem starken Corps beim Königstein über die Elbe gegangen und schien die Hauptstraße nach Böhmen besetzen zu wollen. So sahen sich die Verbündeten zu einem äußerst schwierigen Rückzuge genöthigt und mußten auf schlechten Nebenwegen entweder jene Hauptstraße (von Pirna nach Teplitz) zu gewinnen suchen oder direkt den unwegsamen Gebirgsrücken überschreiten. Die Schlacht hatte, verglichen mit den Gefechten bei Großbeeren, Hagelberg und an der Katzbach, eine riesenmäßige Ausdehnung gehabt; und nun war sie, die Hauptschlacht, verloren worden! Die einzige Tröstung blieben jene jetzt eben eintreffenden Siegesnachrichten. Doch drohte die Gefahr völliger Vernichtung für die große Armee, wenn

Napoleon sie mit gewohnter Schnelle verfolgte. War es doch zweifelhaft, ob nicht der Rückzug für den größten Theil derselben bereits abgeschnitten sei.

Zum Glück unterblieb diese rasche Verfolgung. Vielleicht drückte den französischen Kaiser körperliches Unwohlsein, vielleicht lähmte hier die Nachricht von den Niederlagen seiner Marschälle den Muth ebenso, wie sie denselben bei den Verbündeten wieder hob. Er selbst kehrte von Pirna nach Dresden zurück, und zwei bereits zur Verfolgung auf der Hauptstraße beorderte Armeecorps wurden zur Umkehr angewiesen. Nur das dritte und vorderste unter Vandamme blieb im Vorrücken, ohne zu wissen, daß keine Unterstützung folge. So stieß, schon im Herabsteigen von den Höhen begriffen, Vandamme bei Culm (am 29. August) auf die russischen Generale Ostermann und den Prinzen Eugen von Württemberg. Es kam alles darauf an, daß diese den Ausgang des Passes behaupteten, denn die Hauptarmee war auf ihrem Rückzuge noch tief in den Gebirgen. Dem Könige Friedrich Wilhelm III. gebührt der Ruhm, mit aller Macht zur Vertheidigung ermuntert zu haben; 15,000 Russen hielten hier den ganzen Tag den Kampf gegen einen doppelt starken Feind aus; die Tapferkeit der russischen Garden unter Ostermann, dem in diesem Gefecht der linke Arm durch eine Kanonenkugel weggerissen ward, sowie die Geschicklichkeit und Besonnenheit Eugens von Württemberg ermöglichten die erfolgreiche Vertheidigung, bis allmählich die Unterstützungen herannahten, die Kaiser Alexander aufs Schlachtfeld dirigirt hatte, namentlich die östreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi. — Am folgenden Tage aber (30. August) griff Vandamme wieder an, im Glauben, nun würden die erwarteten französischen Corps ihm folgen; ohne zu ahnen, daß jetzt er es sei, der einen doppelt starken Feind vor sich habe. Da erschien in seinem Rücken unerwartet ein preußisches Corps. General Kleist, der mit seinen Truppen bisher noch zurückgewesen, war schon am 29. August vom König beordert worden, in das Teplitzer Thal zu eilen. Da alle Wege dorthin verfahren waren, so warf er sich mit großer Kühnheit auf die Hauptstraße und marschirte nach Nollendorf in den Rücken Vandammes, war aber nun der Meinung, er müsse sich durch das feindliche Corps durchschlagen. Indessen kam ihm dasselbe schon von Culm her entgegengebraust, wo es an diesem zweiten Tage entschieden geworfen war, und suchte sich selber den Rückweg und die Rettung zu erkämpfen. So war der Zusammenstoß verzweiflungsvoll. Aber, zwischen die zwei Heere eingekeilt, unterlag Vandamme; fast sein ganzes Corps ward gefangen, er selbst mit. Der verhaßte Peiniger Norddeutschlands war einen Augenblick sogar persönlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Kleist aber hatte, ohne es zu ahnen,

den Sieg entschieden, nach welchem ihm später sein König den Zunamen von Nollendorf gab.

So war Napoleon zwar selbst siegreich, in seinen Generalen aber unglücklich gewesen. Doch hatte sein Sieg bei Dresden den Erfolg gehabt, daß bei der Nordarmee das rasche Vordringen unterblieb, und daß das Hauptquartier Schwarzenbergs und der verbündeten Monarchen einigermaßen entmuthigt wurde. Von hier aus verlangte man sogar, als Napoleon gegen Böhmen sich wenden zu wollen schien, daß sich Blücher, der in siegreichem Vorgehen gegen die Elbe hin war, mit dem größten Theile der schlesischen Armee über das Gebirge zur böhmischen ziehen und diese verstärken solle. Bei Blücher aber wußte man, wie verkehrt solch eine Maßregel sein würde; hatte man doch Napoleon wie in einer Zwickmühle: also daß, wenn er gegen eine der drei Armeen sich wendete, die andern beiden nur beharrlich gegen ihn vorgehen durften, und sein Rücken war bedroht und sein Plan gehindert. Blücher, ebenso schlau als tapfer, wußte dem Befehl auszuweichen, indem er sich auf den Sieg von Dennewitz berief, der den Monarchen wahrscheinlich noch nicht bekannt sei, und auf die durch denselben gänzlich veränderte Lage.

Denn ein neuer, herrlicher Sieg war von den Preußen erfochten. Die Nordarmee hatte seit dem Siege von Großbeeren fast müßig gestanden. Die preußischen Generale waren aufs äußerste entrüstet über das zweideutige Zögern Bernadottes, unter dessen Befehl sie beide sich gebannt sahen. In vierzehn Tagen waren sie so weit vorgerückt, wie ein rüstiger Fußgänger in einem starken Tagemarsch wandert, als ein neues französisches Heer von dem festen Lager bei Wittenberg aus unvermuthet ihnen entgegenkam. Diesmal hatte Napoleon das Amt, „die Kosakenschwärme und die ganze Masse schlechter Infanterie, die Landwehren“ zu schlagen und darnach Berlin zu nehmen, seinem Marschall Ney, dem „Tapfersten der Tapferen“, aufgetragen. Unter ihm standen wieder Oudinot, Reynier, Bertrand und Arrighi mit etwa 70,000 Mann. Am 6. September ward zuerst Tauenzien bei Jüterbogk in einen gefährlichen Kampf gegen die Uebermacht verwickelt: er behauptete sich in den Weinbergen und längs der alten Stadtmauer mit Muth und Beharrlichkeit. Umsonst ließ Bülow den Kronprinzen, der nur 2 Stunden entfernt stand, zum Vorrücken drängen; dieser zögerte wie gewöhnlich. Bülow selbst aber brach von der rechten Seite, wo er stand, mit seinem Corps zur Hilfe auf und trug nun die ganze Hitze der Schlacht, die sich in den Dörfern südlich von Jüterbogk, deren Mittelpunkt das Dorf Dennewitz war, entwickelte. Die Preußen nahmen die Dörfer mit stürmender Hand: am Abend war der schöne Sieg entschieden, kaum daß Bernadotte

eine Hand dazu gerührt hatte. Ja die preußische Brigade Borstell war gegen des Kronprinzen Befehl im letzten, entscheidenden Augenblick als Reserve ihren Landsleuten zugezogen und hatte den noch einmal gefährdeten Sieg behauptet. Nur Preußen, etwa 50,000 Mann, hatten denselben gegen eine entschiedene Uebermacht erfochten: Bülow, der deshalb den Namen von Dennewitz trägt, ihn errungen. Ney selbst bekannte seinem Herrn, daß er vollständig geschlagen sei. Napoleon ließ unkluger Weise die Sachsen, die (hier zum letzten Male) unter seinen Fahnen und zwar mit aller Tapferkeit gekämpft, die Schuld der Niederlage entgelten und wandte damit auch dieses Volk völlig von sich ab, das nun einsehen lernte, wie des Fremden Freundschaft lohnt.

Fünf Siege waren in 14 Tagen erfochten worden; die Verluste von Dresden waren durch sie in glänzender Weise ausgeglichen. Der Weg zur Elbe lag der Nordarmee offen; aber auch jetzt bewegte sich Bernadotte mit der möglichsten Langsamkeit. Schon traten Bülow und Tauenzien mit Blücher in Verbindung, in der ernstesten Absicht, sich von dem Verräther, wie sie ihn unverhohlen bezeichneten, zu trennen. Blücher näherte sich von Schlesien durch die Lausitz der Elbe; eine Vereinigung beider Armeen und darnach der Uebergang über diesen Fluß war leicht zu bewerkstelligen; alsdann aber war der Rücken Napoleons bedroht, und seine Stellung in Dresden mußte unhaltbar werden. Umsonst wandte dieser sich erst gegen Blücher nach Bautzen — Blücher vermied, wie vor dem Siege an der Katzbach, vorsichtig eine Schlacht; — dann gegen die böhmische Armee, — diese stand zu überlegen im Teplitzer Thal, er durfte, die Gebirge in seinem Rücken, keinen Angriff gegen sie wagen; dann noch einmal gegen Blücher — die gewünschte Schlacht ward ihm nicht zu theil.

Die Leipziger Schlacht.

Bereits begann der Kreis um Napoleon, dessen Mittelpunkt noch immer Dresden war, sich enger zu schließen; auch rückten durch Schlesien nach Böhmen eben die russischen Reserven unter Bennigsen, an 57,000 Mann stark, herbei. — Blüchers Marsch nach Böhmen (S. 550) ward also unnöthig; dagegen betrieb er nun mit aller Macht den Uebergang über die Elbe. Sein Heer zog sich deshalb rechts die Schwarze Elster entlang, die zwischen Torgau und Wittenberg mündet. Dieser Stelle gegenüber auf dem linken Elbufer, an einem todten Arm des Flusses, liegt das Dörfchen Wartenburg, welches durch einen langen Damm, der hier die Sehne des im starken Knie sich beugenden Stromes bildet, mit dem südlicher gelegenen Dorfe

Bleddin verbunden ist. Gerade an diesem Flußknie hatte Blücher ungehindert zwei Schiffbrücken schlagen können, und das Yorksche Corps ging hier über (am 3. Oktober). Aber auf der Westseite, in den Weidendickichten und Sumpfstrecken vor den Dörfern, entspann sich erst der mörderische Kampf; neben und hinter dem Dorfe standen unter Bertrand Italiener, Franzosen und Rheinbundstruppen, besonders Württemberger, die den Uebergang theuer verkauften. Nur Yorks zähe Beharrlichkeit, seine Kunst, vorsichtig ein Treffen zu nähren bis zum letzten entscheidenden Stoß, brachte auch hier den Sieg und dem Feldherrn später die Ehre des Namens York von Wartenburg. Der Uebergang aber nöthigte nun auch den noch immer widerstrebenden Bernadotte, über die Elbe nachzufolgen. Dies geschah der Mündung der Mulde gegenüber bei Roslau und Acken. Die schlesische und Nordarmee waren somit vereinigt und standen im Rücken Napoleons.

Auch im Hauptquartier hatte man erkannt, wie ungemein günstig durch die Siege der schlesischen und Nordarmee die Lage der Verbündeten sich gestaltet, und es war nun auch hier beschlossen worden, wieder angriffsweise vorzugehen. Als Zielpunkt sämtlicher Armeen ward Leipzig ausersehen. Napoleon durfte deshalb seine Stellung in Dresden nicht länger behaupten, um nicht durch die überlegensten Streitkräfte von Frankreich abgeschnitten zu werden. Denn schon kamen die Nachrichten, daß auch Baiern mit Oestreich unterhandle, und dieser große Rheinbundsstaat im Begriff sei, ins feindliche Lager überzugehen. Schon begannen fern in seinem Rücken die Streifpartien der Verbündeten immer kühner zu werden, und Tschernitscheff jagte zum ersten Male Jerome aus seiner Residenz Kassel (28. Sept.). Mit einer Handvoll Kosaken war das Königreich Westfalen umgestürzt worden, und mochte immerhin der Bruder Napoleons noch einmal zurückkehren, seines Weilens war nicht lange mehr. Am 7. Oktober brach Napoleon von Dresden auf und zog der Mulde zu. Es galt dem Heere Blüchers, der zu beiden Seiten dieses Flusses von Düben abwärts stand. Der aber wich, sobald er die Absicht Napoleons erkannte, ihn mit überlegener Kraft anzugreifen und zu schlagen, mit derselben Vorsicht und Geschicklichkeit aus, wie früher. Und zwar wandte er sich westlich der Saale zu, um durch diesen Marsch auch Bernadotte und die Nordarmee sich nachzuziehen. Sein Plan gelang, und beide vereinigte Armeen nahmen hinter der Saale von Merseburg bis Alsleben hin ihre Stellung, der Kronprinz am weitesten nördlich und der Elbe am nächsten. Der Gegner war Napoleon entschlüpft. Nun machte dieser das Scheinmanöver, als wolle er über die Elbe gehen und Berlin selbst bedrohen. Und Bernadotte, der, als Berlin wirklich in Gefahr gewesen, es

hatte preisgeben wollen (S. 545), nahm, um nur nicht an der letzten Entscheidung gegen Napoleon mitzuwirken, dies als Vorwand, über die Elbe zurückzuweichen; ja er würde sich nach den Marken aufgemacht haben, hätte Blücher ihn nicht wider Willen gehalten. Napoleon aber, getäuscht durch den Abzug eines kleinen Corps unter Tauenzien, wandte sich nun dem böhmischen Heere nach Leipzig hin entgegen, um hier rasch die Oestreicher, die aus dem Erzgebirge hervorrückten, zu schlagen.

In der weiten, von Dörfern dicht bedeckten Ebene um Leipzig sammelten sich nun von allen Seiten die Heere zum letzten großen Entscheidungskampfe. Westlich von der Stadt fließt die Pleiße, die unmittelbar nordwestlich von derselben in die Elster fällt. Beide Flüsse bilden vor ihrer Vereinigung auf eine geraume Strecke hin zu einander die Schenkel eines spitzen Winkels und schließen einen sumpfigen Landstrich ein. Von Leipzig aus führt über die Elster die große Straße nach Lindenau und dann weiter nach Lützen und Weißenfels. Südlich von der Stadt und östlich von der Pleiße liegen eine Menge Dörfer, unter denen Wachau, Liebertwolkwitz und das etwas näher an Leipzig gelegene Probstheyda für die Schlacht von besonderer Wichtigkeit wurden. Von Osten her kommt im Bogen die Parthe an die Stadt heran und fällt auf der Nordseite derselben südlich von Gohlis in die Elster. Napoleon hielt in einem engen Kreise die Dörfer nördlich, östlich und südlich von Leipzig besetzt. Die verbündeten Oberbefehlshaber suchten eilig die schlesische und die Nordarmee heranzuziehen. Erstere stand noch in und bei Halle; unverweilt kam sie herbei, während der Kronprinz mit der Nordarmee unter vielen Ausflüchten zögerte.

Am 16. Oktober stand vom Blücherschen Corps York mit etwa 21,000 Mann um Mittag nahe vor dem vom Feinde besetzten Dorfe Möckern an der Nordwestseite der Stadt, während sich Schwarzenberg stark genug glaubte, von Süden her anzugreifen. Noch war die große Lücke im Osten, in welche Bennigsens Reserven und Bernadottes Nordarmee einrücken sollten, nicht geschlossen und die östreichischen Generale Colloredo und Bubna nicht heran, noch hatte Napoleon die Möglichkeit, mit dicht zusammengezogenen und deshalb überlegenen Truppen im Süden der Stadt an diesem Tage einen Sieg zu gewinnen, denn hier standen seinen 121,000 Mann etwa nur 113,000 Mann Alliirte gegenüber. Um so mehr wuchs diese Möglichkeit, als Schwarzenberg ein sehr starkes östreichisches Corps in den Winkel zwischen Elster und Pleiße geworfen hatte, wo es in einer unmöglichen Stellung gegen das Dorf Connewitz, das von Poniatowski tapfer vertheidigt wurde, nichts ausrichten und auch den Haupttruppen nur schwer zu Hilfe ziehen konnte. Seit dem Morgen begann ein so furchtbares Kanonenfeuer der

gegeneinander ringenden Heere, wie die ältesten Krieger nie zuvor gehört. Von Oestreichern, Preußen und Russen ward bei Wachau und Liebertwolkwitz mit äußerstem, wetteifernden Heldenmuthe gestritten. Der erstere Ort ward dreimal erobert und wieder verloren. Gegen Mittag schien sich der Sieg für Napoleon zu entscheiden. Um den letzten Schlag zu führen, formirte er einen furchtbaren Reiterangriff von fast 9000 Mann, von dessen Annahen die Erde erbebte. Aber gerade dieser Schlag mißlang, tapfer hielten die Verbündeten stand, und jetzt eben kamen ihnen die ersten Verstärkungen. Napoleon dagegen erwartete vergebens seine Marschälle Marmont und Ney, die bereits von der bei Möckern angreifenden schlesischen Armee festgehalten wurden. Auch ein späterer Infanterie-Angriff scheiterte an den immer mehr anwachsenden Truppenmassen der Alliirten. So endigte dies Gefecht von Wachau ohne entscheidenden Sieg für Napoleon.

Zur gleichen Stunde aber erlitten seine Marschälle eine Niederlage bei Möckern gegen York, der eben dadurch von der alliirten Armee bei Wachau ein mögliches Unheil abwandte. Napoleon erwartete die schlesische Armee so bald von dieser Seite nicht. Doch zog Blücher bereits von Halle heran, und während er selbst mit Sacken und Langeron sich mehr links wandte, zog York mit seinen Preußen auf der geraden Straße über Schkeuditz auf Leipzig zu. Im Dorfe Möckern, unweit der Stadt, traf er auf Marmonts Corps, das eben von Napoleon Befehl erhalten, auf Wachau zu rücken; es zählte fast 20,000 Mann. York, nur an Reiterei überlegen, griff es an, und es entspann sich nun um Möckern eines der heftigsten Dorfgefechte dieses Krieges: jedes Haus und jede Mauer ward zur Burg sowohl für die Stürmenden wie die Vertheidigenden; lange schwankte auch hier der Kampf; endlich entschied ein Reiterangriff Yorks auf die Anhöhen links vom Dorf. Zwar war das wackere preußische Corps fast um die Hälfte zusammengeschmolzen: aber es hatte durch seinen Sieg bei Möckern eine Niederlage bei Wachau verhindert, ja nur Bernadottes Zurückbleiben verschuldete es, daß nicht vielleicht schon an diesem Tage Leipzig von der Nordseite her genommen wurde.

Am 17. Oktober — es war ein Sonntag — ruhte die Kriegsarbeit. Napoleon mußte eigentlich erkennen, daß die Schlacht schon gegen ihn entschieden sei; denn jede Stunde führte neue alliirte Truppen in den furchtbaren Kreis, der sich dicht und dichter um ihn und die Stadt Leipzig schloß. Hatte er am 16. mit gleichen, an manchen Stellen — wie bei Wachau — mit stärkeren Kräften nicht Herr werden können, wie sollte er es jetzt gegen so überlegene? — Aber er hatte manchen Sieg in seinem Leben durch dreiste Unterhandlungen mitten in aufwachsenden Gefahren erfochten (S. 468, 478, 490),

er hoffte auch jetzt auf ein ähnliches Glück. Er sandte den gefangenen östreichischen General Merveldt an seinen Schwiegervater und bot nun die Zugeständnisse, die er in Dresden und Prag trotzig verschmäht hatte (S. 542). Er hoffte den Kaiser Franz durch Erinnerung an die Verwandtschaft und durch andere Lockungen von der Allianz zu trennen. Umsonst! — man würdigte ihn jetzt nicht einmal mehr einer Antwort. So ging der kostbare Tag für ihn verloren, während Blücher, der einzige, der nicht ruhen konnte, vom Nordosten her näher an Leipzig herandrang, und nun selbst Bernadotte bereits im Anmarsch war.

Napoleon hatte am 18. Oktober, als dem entscheidenden Tage der Völkerschlacht von Leipzig, noch über 160,000 Mann gegen einen Feind, der jetzt mehr als 250,000 Mann stark war. Schon Abends vorher, als die Antwort aus dem Lager Oestreichs ausblieb, hatte er die ersten leisen Anordnungen zum Rückzuge getroffen. Aber rechtzeitig zu weichen, gab Verblendung oder Trotz dem eisernen Manne nicht zu. Seine Stellung hatte er zusammengezogen. Sie ging jetzt von der Pleiße auf Probstheyda, das in der Spitze des von seinen Truppen hier gebildeten Winkels lag, und im Bogen von da an das Nordende von Leipzig zurück. Gegen ihn drangen jetzt die Alliirten von allen Seiten an: wie ein Pelotonfeuer ohne Pausen, ununterbrochen, rollte seit früh Morgens der Donner der schweren Geschütze. Wie einst auf den catalaunischen Gefilden (S. 32) standen hüben und drüben „die Völker der ganzen Welt" zum furchtbaren Entscheidungskampf gegeneinander! Während längs der Pleiße abermals ein östreichisches Armeecorps unter dem Prinzen von Hessen-Homburg ohne besondere Erfolge gegen Poniatowski andrang, wüthete der Hauptkampf weiter rechts um Probstheyda und Liebertwolkwitz. Oestreicher, Russen und Preußen, an Tapferkeit unter sich wie mit dem gleichfalls heldenmüthig ringenden Feinde wetteifernd, stürmten hier unter den Augen der Monarchen und unter den Generalen Barclay, Kleist und Wittgenstein gegen Napoleons Spitze, der gleichfalls nicht weit von dort bei einer von Kanonenkugeln durchlöcherten Windmühle und bei einem Wachtfeuer, das hier und da von einschlagenden Geschossen mit Erde überschüttet wurde, die Seinen leitete. Bei dem wiederholten Vordringen und Zurückweichen häuften sich hier die Leichen wie zu Wällen auf. Brach die große Armee hier durch, so war Napoleon verloren; aber eben deshalb kämpften auch hier seine Garden der schönsten Tage ihres Ruhmes würdig. Probstheyda ward von ihnen behauptet, während etwa seit Mittag Bennigsen über die Dörfer Holzhausen, Zuckelhausen, Baalsdorf gegen Leipzig vordrang. Noch etwas später kamen Theile der Nordarmee unter Bülow über Taucha und Paunsdorf heran. In demselben Augenblick ging ein

Theil der sächsischen Artillerie und Infanterie (etwa 3500 Mann) aus der Schlachtlinie des Feindes zu den Oestreichern über: von Napoleon mit schlechtem Dank für ihren Kampf unter seinen Fahnen belohnt (S. 551), suchten sie nun ihre deutschen Brüder auf, um sich mit ihnen zu vereinen. Auch etwa 600 Württemberger unter Normann waren schon etwas früher übergetreten. Bernadotte, der von Norden her einrücken sollte, hatte nicht bloß selbst so lange wie möglich gezögert, sondern sogar noch preußische und russische Generale zurückzuhalten versucht. Von den Verbündeten endlich aufs ernsteste gedrängt, erklärte er, nicht vorgehen zu können, ohne daß ihm von der schlesischen Armee 30,000 Mann abgegeben würden. Und nun gab Blücher ein Beispiel schöner Entsagung: er, der älteste und siegreichste General der verbündeten Armee, stellte sich freiwillig unter den Fremdling, um ihm auch den letzten Vorwand des Zögerns zu nehmen und die allgemeine Sache zu fördern: dann aber ging er nicht auf dem Umwege über die Brücke von Taucha, wie der Kronprinz vorgeschrieben, sondern quer durch die Parthe auf den Feind, obgleich sein Fußvolk bis an den Gürtel ins Wasser sank — und griff das von Marmont tapfer vertheidigte Dorf Schönfeld an. Hier wie in den brennenden Dörfern rechts und links wüthete der fürchterlichste Kampf bis zum Abend. Zur Seite Blüchers ging Bülow von Paunsdorf her vor, und von hier, der Nordostseite her, ward bis dicht an Leipzig vorgedrungen. Kaum erreichte Napoleon, daß sein nun von Nord und Süd eingedrücktes Dreieck nicht durchbrochen und ihm aus seiner Spitze in Probstheyda nicht der Rückzug abgeschnitten wurde. Als der Abend auf ein Schlachtfeld herabsank, auf dem viele tausend Todte und Verwundete lagen, furchtbare Opfer des Ehrgeizes eines einzigen, war der Sturz eben dieses Gewaltigen entschieden. Da sanken, wird erzählt, bei der Siegeskunde, die Schwarzenberg überbrachte, die Monarchen auf ihrem Hügel auf die Knie, dem Herrn zu danken, der den Tag der Befreiung verliehen. Und wohl mochten sie danken: denn hätte Er nicht das Herz des Gewaltigen verstockt und seine Augen verblendet und auf der andern Seite die Herzen der Völker mit seinem Geist geweckt, wie hätten sie diesen Tag gesehen! — Das Dunkel brach herein. Da saß der gestürzte Imperator „in seinem Bivouac auf einem hölzernen Stuhle in Schlaf versunken. Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schoß; er glich in diesem Augenblicke jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen, verdüstert und verstummt, um das Feuer und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber.“ *) Es war später Abend, als er

*) Häusser, nach Odeleben.

nach Leipzig zurückkehrte. Der Rückzug hatte bereits begonnen und ward durch die mondhelle Nacht fortgesetzt.

Am Morgen des 19. Oktober aber begann von allen Seiten der Angriff der Verbündeten auf Leipzig. Napoleon kämpfte nur noch um seinen Abzug. Aber immer näher klangen die Hörner der Bülowschen Jäger, und am Grimmaischen Thore ward zuerst von dem Königsberger Landwehr-Bataillone unter Major Friccius der Eingang erkämpft. Noch wand sich durch die von Geschütz und Fuhrwerk aller Art verfahrenen Straßen langsam, in peinlichem Drängen, der Rückzug des Feindes. Nun mehrte sich, als die Eindringenden ihm in die Flanke feuerten, die Verwirrung ins entsetzlichste. Kaum bahnte man für den Kaiser selbst noch einen Weg. Dann ward aus Furcht und Irrtum die Elsterbrücke zu früh in die Luft gesprengt, und so der letzte Rest der Zurückgebliebenen in Feindeshand geliefert. Selbst einige Marschälle fehlten: Macdonald hatte sich schwimmend durch die Elster gerettet; unglücklicher als er, war der Pole Poniatowski, erst auf dem Schlachtfelde von Napoleon zum Marschall ernannt, mit seinem Pferde gesunken und von den Fluten fortgerissen worden; Reynier, Lauriston waren gefangen. Mittags war die Stadt in den Händen der Verbündeten, und Alexander zog mit Friedrich Wilhelm ein, empfangen vom Jubel der Einwohner. Der König von Sachsen, durch Napoleon fast bis zuletzt mit Siegeshoffnungen getröstet, ward als Gefangener der Monarchen nach Berlin geführt. Der Jubel des großen Siegestages ging über ganz Deutschland. Aber theuer war die Schlacht erkauft. Die vielen Tausende, die in der Schlacht nur die Wunde, nicht der Tod getroffen, sie zehrte das Lazarethfieber, Hunger und Elend und schlechte Pflege — denn wo waren die helfenden Hände für so unermeßliche Noth? — langsam und jammervoll auf. Und doch durfte Arndt mit Recht von der Siegeskunde singen:

Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Cymbeln hell:
Habt Dank der Müh von dem blutigen Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht!

Bis zum Rhein.

Napoleon setzte mit dem Rest seines Heeres (ungefähr 100,000 Mann) seine Flucht gegen den Rhein hin ziemlich unbelästigt fort, denn die verbündete Armee folgte langsam. Nur das Yorksche Corps ward über Merseburg dem Feinde zur Verfolgung in die Flanken geworfen und ereilte ihn zum ersten Mal bei Freiburg beim Unstrut-Uebergange, dann am Hörselberge nahe bei Eisenach, doch beide Male, ohne ihn zu hemmen oder ihm großen Abbruch zu thun. Nicht eher als am Main trat ihm ein bedeutenderes Hindernis entgegen. Baiern war, seit Napoleons Sache in Deutschland sich zu Ende neigte, mit Oestreich in Unterhandlungen getreten: und schon am 8. Oktober hatte es mit diesem den Vertrag von Ried (südlich von Passau) geschlossen, demzufolge es sich von Napoleon und dem Rheinbund trennte und der Sache der Verbündeten beitrat: dafür gewährleistete ihm Oestreich (ohne die vertragsmäßige Rücksprache mit den übrigen Verbündeten zu nehmen) den durch Napoleon geschaffenen Besitzstand seiner Gebiete; natürlich mit Ausnahme Tirols, wofür anderweitige Entschädigung eintreten sollte. Jetzt bemühte sich die bairische Regierung, den langjährigen Schimpf willig getragener Fremdherrschaft durch einen letzten Streich gegen den früheren Herrn und Verbündeten auszulöschen. Bei Hanau suchte General Wrede ihn aufzuhalten. Aber noch einmal ermannte sich Napoleon und brach durch den Feind mit letzter Kraft, wenngleich mit schwerem Verluste (30. und 31. Oktober). So kam er glücklich über den Rhein. Langsam und auf verschiedenen Wegen folgte bis an das Ostufer desselben die alliirte Armee. Wären sie jetzt, wie Gneisenau rieth, unverweilt nach Frankreich hineingegangen — Napoleon, der wie im Jahre zuvor ohne Armee heimgekommen war, hätte ihnen keine Truppen entgegenzustellen gehabt, und sie hätten bis Paris hin ihre Quartiere im voraus bestimmen können.

Gleich nach der Leipziger Schlacht war Bülow gegen Norddeutschland aufgebrochen, um die ehemals preußischen Lande westlich von der Elbe wieder zu besetzen. Das Königreich Westfalen brach nun in Stücken, denn schon am 26. Oktober war König Jerome zum zweiten Male, nun auf Nimmerwiedersehen, von Kassel entwichen. Noch im Laufe desselben Jahres kehrten der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Oldenburg und der Herzog von Braunschweig, Friedrich Wilhelm, der Held vom Jahre 1809, unter dem Jubel ihrer Bevölkerungen in ihre Hauptstädte zurück. Bülow eroberte jetzt das Mindensche, Münsterländische, ja auch das treue Ostfrisland wieder. — Dagegen hielten sich noch einige von den Franzosen besetzte Festungen; Danzig ward von dem französischen General Rapp bis zum 1. Januar 1814

vertheidigt. In Hamburg blieb der schreckliche Davoust, der, um im Winter keine Noth zu leiden, 25,000 arme Einwohner in Hunger und Kälte hinausgetrieben, bis er bereits die Fahne der Bourbonen aufpflanzen konnte und dann mit leichter Kapitulation davonkam (31. Mai 1814). Die anderen Festungen fielen sämtlich im Frühling 1814. Bernadotte wandte sich gleich nach der Leipziger Schlacht gegen den dänischen König, besetzte Holstein und Schleswig und erzwang sich den Frieden von Kiel (14. Januar 1814), durch welchen ihm Norwegen gegen Vorpommern und Rügen abgetreten wurde (S. 226 Anm.).

Der Rhein trennte für jetzt Frankreich von seinen Feinden. So tief erloschen war im Bewußtsein der Deutschen die Erinnerung an ihre alten Reichsgrenzen, daß man kaum weiter als bis zum Rhein gedacht hatte, wenn von der Befreiung Deutschlands die Rede gewesen. Erst Ernst Moritz Arndt belehrte damals wieder nachdrücklich die Deutschen, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sei. Auch im Innern gestalteten sich die Verhältnisse nicht nach dem Wunsch der Vaterlandsfreunde. Männer wie Stein, Blücher, Gneisenau hatten gewünscht, daß die ehemaligen Rheinbundsfürsten mitnichten im bequemen Genusse alles dessen blieben, was sie von dem Unterdrücker als schlimmen Sold erhalten hatten. Am wenigsten erkannten sie ihnen ein Recht zu auf die volle Souveränität, die sie weder im alten Reiche, noch thatsächlich Napoleon gegenüber je besessen hatten. Stein dachte an eine Vertheilung Deutschlands unter Oestreichs und Preußens Oberhoheit, deren Scheidelinie der Main bilden sollte. War schon dieser Gedanke kein glücklicher, so hingen vollends andere mit Unklarheit und Schwärmerei nur hohlen, mittelalterlichen Träumen nach. Wahre politische Einsicht war überhaupt noch selten. Wie aber auch Gedanken, Hoffnungen und Wünsche hin und wieder schwankten, ein deutsches Reich war bereits durch die Regierung, durch den Kaiser, der dasselbe einst kleinmüthig aufgelöst hatte, unmöglich gemacht. Oestreich hatte bereits allen ehemaligen Rheinbundsfürsten die breiten Flügel zum Schutz geöffnet: hatte allen die Souveränität, die sie Napoleon verdankten, gewährleistet, und so blieben Baiern, Württemberg, Baden, Nassau, Darmstadt &c. im uneingeschränkten Besitze des Erworbenen. Zwar wurde für die gesamten Länder eine Central-Verwaltung hergestellt, um auch ihre Kräfte zum Kampf, zur Ausrüstung und Verpflegung der Heere in Anspruch zu nehmen; aber nur zu oft traf Stein, in dessen Hände dieselbe gelegt war, auf Unlust und Abneigung gegen die allgemeine Sache.

Also fern noch waren die Früchte des Sieges. Frankfurt a. M. aber, die alte Wahl- und Krönungsstadt unserer Kaiser, ward jetzt der Mittelpunkt

des glänzenden Zusammentreffens der drei großen Monarchen; ferner vieler Fürsten, die herbeieilten, das Ihrige zu sichern; vieler Generale, die damals, im guten Recht ihrer Thaten, gegen ehedem vaterlandsverrätherische Fürsten eine Sprache führten, die diese sonst zu hören nicht gewohnt waren; vor allen der Diplomaten, die nun den weiteren Gang der Angelegenheiten bestimmen sollten. Durch Napoleons Unterhändler, St. Aignan, bot man ihm auch jetzt noch die günstigsten, für Deutschland verderblichsten Bedingungen: Frankreich, hieß es, sollte in seinen natürlichen Grenzen, den Pyrenäen, Alpen und dem Rhein (!), stark, groß und seiner würdig bestehen bleiben. Deutschlands Recht ward also trotz so vieler mit deutschem Blut erkauften Siege preisgegeben. Glücklicher Weise verharrte Napoleon in seiner Verblendung, indem er noch Holland und Italien zu behaupten wünschte. Da überwog dann endlich die Stimme der Patrioten, vor allem Steins und Blüchers, die auf Fortführung des Krieges drangen. Durch Stein ward Alexander gewonnen, durch diesen Friedrich Wilhelm III. — Oestreich, das erreicht hatte, was es wollte, war zwar am wenigsten zu weiterem Kriege willig, aber fügte sich, und so stand am Ende des Jahres 1813 der Plan fest, den Rhein zu überschreiten und den Krieg weiter fort nach Frankreich selbst hineinzutragen.

Bis Paris.

Zum ersten Male seit langen, langen Jahren wieder erhob sich das gesamte Deutschland zu einer einigen That: zum Angriff auf Frankreich. Aber die glorreiche Zeit der Befreiungskriege war schon jetzt zu Ende, und die Gesamtthat Deutschlands entsprach wenig den wirklichen Kräften einer so großen Nation. Statt bestimmend in die Verhältnisse einzugreifen, blieben Deutschlands Kräfte im Schlepptau der russischen Politik. Die Mängel jeder Macht, die nicht durch eine feste Verfassung geeinigt ist, traten erschreckend hervor: neben der erhebenden, neu erwachten Hingebung und Vaterlandsliebe herrschten Kleinlichkeit, Selbstsucht, Ränke aller Art in der Leitung. Wenn dann doch endlich Napoleon gestürzt und ein dauernder Friede erfochten worden ist, so war es einerseits die ungeheure Uebermacht (obwohl dieselbe durch die Zersplitterung aller Interessen oft so gut wie nichtig wurde), andererseits die Tüchtigkeit einiger Heerführer, vor allen Blüchers, die zu diesem Ziele hingeführt hat: ein deutliches Zeugnis, wie viel dem deutschen Volke noch fehlte, um sich mächtig nach außen hin geltend zu machen.

Mehr als 500,000 Mann standen bereit, in Frankreich einzurücken: in dies Frankreich, das seit der Revolution so viel Unheil über Europa gebracht hatte. Gleichwohl erklärten die verbündeten Monarchen, sie führten nicht Krieg gegen das französische Volk, sondern nur allein gegen das Uebergewicht, welches Napoleon zu Europas und Frankreichs Schaden außerhalb seines Reiches geltend gemacht habe, und übten damit eine Schonung, die Frankreich nicht verdiente, das sich aller Napoleonischen Sünden in vollstem Maße mitschuldig gemacht hatte. Nicht erobern wolle man, ward erklärt; Frankreich solle groß und mächtig in Europa sein. Von Deutschland, von seinem guten Rechte, das schändlich entrissene Elsaß und Lothringen zurückzunehmen, redete niemand. — Doch durfte wenigstens die Kriegslust wieder frei aufathmen. In der Neujahrsnacht 1814 überschritt Blücher bei Caub den Rhein. Schon seit Ende Dezember drang Schwarzenberg durch die Schweiz gegen Frankreich vor, Bülow begann die Festungen der Niederlande nacheinander zu belagern und zu erobern. Rasch ging das Heer Blüchers (84,000 Mann, die ehemalige schlesische Armee) mit den Generalen York, Sacken und Langeron über den Hundsrück die Mosel hinauf, durch Lothringen gegen die Champagne bis zur Marne und Aube vor. Die große Armee unter Schwarzenberg, die wieder aus den prächtigsten Truppen der drei Mächte zusammengesetzt war, der sich auch die Kontingente von Baiern, Württemberg, Baden ꝛc. anschlossen, und bei der sich die Monarchen wie die Diplomaten befanden, im ganzen 190,000 Mann stark, war langsam bis auf das Plateau von Langres vorgerückt, von wo die Flüsse Seine, Aube, Marne ihren Lauf gegen die Ebene hin, die sich um Paris ausdehnt, beginnen, und von wo ebenso viele Hauptstraßen die Flüsse gegen die Hauptstadt Frankreichs hin begleiten. Hier hatte sie die Verbindung mit der von Nordosten kommenden Blücherschen Armee bereits bewerkstelligt: und diese setzte sich nun an die Spitze des vorrückenden Heeres. So weit war man Ende Januar: Napoleon, der einen Einmarsch nach Frankreich erst im Frühling erwartet hatte, war vollständig überrascht und noch ungerüstet. Man konnte in wenigen Wochen in Paris stehen.

Bei der Schnelligkeit des Vorrückens, bei der Nothwendigkeit verschiedene Festungen blokirt zu halten, hatten die Alliirten jetzt etwa 130,000 Mann beisammen. Napoleon hatte ihnen dem Namen nach noch etwa 200,000 Mann, der That nach kaum die Hälfte entgegenzustellen. Ohnehin bestanden seine Truppen meist aus jungen Soldaten, die zum Theil nur auf den ersten Stoß warteten, um den erzwungenen, als bitterste Last betrachteten Fahnendienst zu verlassen. Die nationale Begeisterung des französischen Volks aufzurufen, die von den einrückenden Verbündeten noch immer wie ein

Gespenst gefürchtet wurde, wagte Napoleon nicht, er, der jede Freiheit im Innern gebrochen hatte. Er begann also den Kampf mit äußerst schwachen Kräften. Gleichwohl verhandelte man auch jetzt im Hauptquartier zu Langres weitläufig, ob man im Angriff weiter vorschreiten solle. Viele Stimmen waren für Frieden. Nur Alexander drängte zur Fortsetzung des Krieges. Aber eine kostbare Zeit war vergangen, und Napoleon jetzt im Stande, mit einer neugebildeten Armee den Verbündeten entgegenzutreten.

Ende Januar war er in Chalons an der Spitze seiner Truppen, um sich mit ihnen zwischen Blücher und Schwarzenberg zu werfen und so beider Verbindungen zu trennen. Am 29. Januar traf er auf Blücher bei Brienne (an der Aube). Der Kampf blieb unentschieden. Durch ein eignes Spiel des Zufalls aber waren beide Feldherren in Gefahr gewesen, gefangen zu werden. Doch wich Blücher ein wenig gegen Bar sur Aube rückwärts. Von der großen Armee trat ihm dann auf Kaiser Alexanders Verlangen Schwarzenberg das eine Drittel seiner Truppen ab. Unter diesen waren Baiern, von Wrede, und Württemberger, von ihrem deutsch gesinnten, heldenmüthigen Kronprinzen kommandirt. Napoleon sah sich bei La Rothière (1. Februar) mit etwa 40,000 Mann von einem fast doppelt so starken Feinde angegriffen. Nach hartnäckigem Gefecht ward er geschlagen; sein Heer war in Auflösung und Desertion, in Frankreich fehlten die Hilfsmittel zum weiteren Kriege. Drangen die Verbündeten, rasch den Sieg benutzend, vor, so war der Krieg ohne Zweifel zu Ende. Aber wieder ergriff die Leiter des Kampfes Zaudern und Bedenken. Man ließ nur den rastlos vorwärts drängenden Blücher die Marne hinab gegen Paris vorgehen, während Schwarzenberg und das Hauptquartier stehen blieb. Jener marschirte ohne Furcht mit seinem Heer über Chalons auf Paris los.

Er ließ York mit seinem Corps auf der großen Straße über Epernay und Château Thierry längs der Marne hin vorgehen, während links Sacken auf der sogenannten kleinen Straße, die wie eine Sehne jenen größeren Bogen abschneidet, über Etoges und Montmirail zog; hinter Sacken folgte Olsuwieff, hinter diesem Blücher selbst; weiter noch zurück stand Kleist, der ihm beigegeben war. Man befand sich in der falschen Voraussetzung, daß die große Armee von Troyes aus die Seine hinab den Vormarsch in gleicher Höhe begleite (während sie von den östreichischen Diplomaten geflissentlich zurückgehalten wurde), und die Corps gingen deshalb ziemlich sorglos staffelförmig hintereinander. Napoleon aber hatte die gerade jetzt ankommenden Truppen (14,000 Mann) von seiner spanischen Armee an sich gezogen, traf von der linken, ungedeckten Flanke her in den Blücherschen Aufmarsch, ver-

nichtete bei Champaubert (10. Februar) die schwachen Truppen Olsuwieffs und stellte sich zwischen Sacken und Blücher. Dann warf er sich auf Sacken, der bereits Montmirail erreicht hatte (11. Februar). Als dieser in der äußersten Gefahr war, gleichfalls aufgerieben zu werden, kam ihm York zu Hilfe und nahm statt seiner die Gewaltstöße Napoleons auf sich. Auf einer schlechten Querstraße erreichten beide Corps Château Thierry an der Marne (12. Februar), nicht ohne die schwersten Verluste, die besonders der Marne-Uebergang, dessen Deckung wieder York übernahm, veranlaßte. Napoleon glaubte, auch dies Corps unschädlich gemacht zu haben, und warf sich nun eben so schnell gegen Blücher herum, der bei Etoges und Vauxchamps (14. Februar) gleichfalls eine Niederlage erlitt. Diese fünf Siegestage gaben Napoleon sein stolzes Selbstvertrauen zurück; auch seine Nation begeisterte sich wieder für ihn; der Volkskrieg, den er jetzt aufrief, schien beginnen zu wollen. Doch überschätzte er prahlerisch seine Erfolge und schadete sich selbst, indem er auch jetzt noch die günstige Gelegenheit, den Frieden zu schließen, versäumte.

Napoleon glaubte das schlesische Heer, das tüchtigste und thätigste, gesprengt. Darum beging er den Fehler, es nicht erst vollständig zu vernichten, sondern sich jetzt schon auf die Hauptarmee, deren am weitesten vorgeschobene Truppen unter dem Kronprinzen von Württemberg bei Montereau am Zusammenflusse der Seine und Yonne standen, zu werfen. Hier erfocht er abermals einen Sieg (18. Februar), so daß die Hauptarmee wieder ganz auf Troyes zurückwich. Hierher zog sich auf Schwarzenbergs Wunsch auch Blücher, der bereits seine Truppen trotz aller Verluste in bewunderungswürdiger Haltung wieder gesammelt hatte, so daß schon jetzt wieder eine Uebermacht beisammen war. Gleichwohl blieb Schwarzenberg im Rückzuge, der, wie er wünschte, bis zum Rhein hin gehen sollte. Dringender als je mahnte die östreichische Staatskunst, mahnten bei den Preußen und Russen die Schwachmüthigen zum Frieden. Schon seit dem 5. Februar war zu Chatillon an der Seine ein Friedenskongreß zusammengetreten, auf dem auch Napoleon seinen Bevollmächtigten hatte. Noch jetzt konnte er Kaiser der Franzosen bleiben, wenn er sich mit den Grenzen von 1792 begnügen wollte. Aber zum Glück für die gute Sache spannte er sofort mit dem rückkehrenden Kriegsglück auch seine Forderungen höher. So sahen auch die Kurzsichtigsten, daß mit ihm ein Frieden unmöglich sei, und so ward zu Chaumont nördlich von Langres, am 1. März, auf Andringen Alexanders und Friedrich Wilhelms die kräftige Fortführung des Krieges beschlossen. Blücher sollte sich gegen Norden wenden, das russische Corps von Wintzingerode an sich ziehen und sich mit dem von Holland kommenden

Bülow vereinigen: die Hauptarmee sollte auf den Straßen an der Marne und Seine vorgehn; das Endziel lautete jetzt entschieden: Paris. Blücher und Bülow vereinigt, von starken russischen Abtheilungen unterstützt, hatten allein schon an 100,000 Mann und also eine Uebermacht gegen Napoleon. Die Kriegführung war von nun an in Blüchers Hände gelegt, der ohne Säumen seinem Ziele zueilte.

Indessen hatte der fortgesetzte Rückzug der großen Armee die Truppen aufs tiefste entmuthigt. Die Monarchen von Rußland und Preußen drangen deshalb entschieden auf eine Schlacht. Napoleon hatte schon am 25. Februar die überraschende Nachricht bekommen, Blücher ziehe auf die Marne zu und gegen Paris. Er mußte erkennen, daß der Krieg eine ihm gefährliche Wendung genommen, und eilte jenem nach. Der von ihm zurückgelassene Marschall Oudinot sah sich am 27. Februar bei Bar sur Aube von einem doppelt starken Feind angegriffen und ward mit leichter Mühe zurückgedrängt. Blücher war indessen an der Marne hinabgegangen, durch diesen plötzlichen Marsch überall hin Bestürzung verbreitend und Napoleons Siegesberichte Lügen strafend. In aller Eile wichen die Marschälle Marmont und Mortier bis auf Meaux, fünf Meilen vor Paris, rückwärts. Doch wollte Blücher, ehe er die Hauptstadt angriffe, sich mit Bülow vereinigen und zog deshalb von der Marne der Aisne zu. Umsonst eilte Napoleon, ihn noch vor jener Verbindung einzuholen. Am 4. März reichten sich Bülow und Blücher in Soissons die Hände. Die besten Truppen dieses großen Krieges, die Sieger von der Katzbach und von Dennewitz, waren nun beieinander: jene in dem harten Winterfeldzuge abgerissen, verwildert, aber an Muth die Alten; diese aus dem reichen Holland kommend, das sie eben dem Oranier zurückerobert hatten, glatt, wohl gekleidet und wohl genährt, doch nicht minder vor Begierde brennend, den Kampf schnell zu enden. Aber auch Napoleon eilte rasch herbei, rückte über Reims auf Laon und ließ den Verbündeten kaum noch die Zeit, letzteres vor ihm zu besetzen. Leider war Blücher jetzt eben schwer erkrankt, so daß in der sonst so entschlossenen Leitung eine Stockung eintrat. So erfocht Napoleon noch einmal bei Craonne einen Sieg über die heldenmüthig streitenden Russen (7. März); wandte sich dann auf Laon und stieß mit aller Gewalt auf Bülow (9. März), ohne doch die schwer zu nehmende Stadt gewinnen zu können. Aber am Abend des Tages ward Marmonts Corps, das von Reims gegen Laon in die linke Flanke des Feindes gezogen war, durch einen nächtlichen Ueberfall Yorks beim Dorfe Athis, der zu den glänzendsten Waffenthaten dieses Feldherrn zählt, vollständig zersprengt. Napoleon war auch jetzt noch mit der blinden Leidenschaft eines abenteuerlichen Spielers taub für die Noth-

wendigkeit, Frieden zu schließen; er vernichtete noch das russische Corps von St. Priest vor Reims, dann eilte er an die Aube und warf sich bei Arcis sur Aube (20. und 21. März) mit etwa noch 30,000 Mann auf Schwarzenberg und die Hauptarmee, die dem Vorgehen der schlesischen Armee bisher unthätig zugeschaut hatte. Aber hier scheiterte sein Angriff an der Uebermacht des Feindes völlig; nur die unterlassene Verfolgung rettete ihn.

Beide Heere, Schwarzenbergs und Blüchers (welches letztere wieder zur Marne und Aube gezogen war), setzten sich in Marsch auf Paris. Der Friedenskongreß zu Chatillon, den Napoleon noch immer hinzuhalten gesucht hatte, ward abgebrochen. Hinfort war kein Verhandeln mehr mit ihm, sein Sturz war beschlossen. Da versuchte er ein Aeußerstes. Er warf sich in den Rücken der alliirten Armeen, um ihre Verbindung mit Deutschland zu bedrohen, und hinter ihnen das französische Volk zu einem Vernichtungskrieg aufzubieten. So hoffte er, würden jene sich von Paris ab- und auf ihn kehren. Aber die Armeen blieben unbeirrt im Marsch auf Paris. Bei La Fère Champenoise, auf dem Wege von Vitry nach La Ferté, leisteten noch einmal Marmont und Mortier einen vergeblichen Widerstand. Dann war die Straße bis Paris hin frei. Ohne Hindernis erreichten sie die Hauptstadt. Aber hier, an den Barrieren derselben, wartete ihrer ein letzter Kampf (30. März), in welchem noch mancher Wackere unmittelbar am letzten Ziele sank. Am Abend jedoch erklärte sich die Stadt zur Uebergabe bereit. Von dem mit Windmühlen bedeckten Montmartre, der von der Nordseite her Paris überschaut, blickte jetzt ein Theil des Heeres voll Siegesfreude auf die ungeheure Stadt, von der so gewaltige Erschütterungen über ganz Europa ausgegangen waren: man war am Ende der Mühen angekommen, und der glorreiche Kampf, der für die Preußen und Deutschen im fernen Königsberg begonnen, hatte nun seinen schönen Abschluß gefunden. Es war Blüchers, Yorks und Bülows Degen, Steins thatkräftiger Wille, Gneisenaus und Grolmanns Feldherrngeist, von dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm sich leiten ließen, es war die Heldenkühnheit und Entschlossenheit der schlesischen Armee, die vorzugsweise das Werk vollbracht.

Am 31. März 1814 hielten Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in Paris. Nicht bloß sie, auch Offiziere wie Gemeine, verfuhren edel und menschlich und rächten die unzähligen Drangsale nicht, die man zu Hause so lange erlitten. Napoleon aber hatte zu spät erkannt, daß ihm die alliirte Armee nicht auf seinem Zuge nach Osten hin folge. Eilig war er nach seinem mißlungenen Unternehmen nach Fontainebleau gegangen, aber zu spät gekommen, um sich noch nach Paris zu werfen.

Jetzt bot er an, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen. Aber man wies jede Unterhandlung mit ihm zurück, und, von den letzten seiner Anhänger verlassen, mußte er zufrieden sein, daß die Monarchen ihm die Insel Elba als Zufluchtsort anwiesen. Nach dem Einzugstage hatten sich die Sieger entschlossen, die Bourbonen wieder auf den Thron Frankreichs zurückzuführen. Die wankelmüthige Simmung der Pariser schien sich gleichfalls für dieselben zu erklären, und so zog Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI., wieder in die Tuilerien ein. Am 30. Mai ward dann der erste Pariser Friede geschlossen. Man gab Frankreich die Grenze von 1792, ja überließ ihm noch „zur besseren Abrundung" Nizza, Savoyen und Avignon, ferner die deutschen Grenzorte Saarbrücken, Saarlouis und Landau, was einen Zuwachs von etwa 150 □Meilen mit über 500,000 Einwohnern darstellte; man gab dem Volke eine Verfassung (Charte), die die wesentlichsten konstitutionellen Rechte enthielt; man erhob keine Kriegssteuer; nahm nicht einmal die geraubten Kunstschätze wieder heim (nur die Victoria wanderte nach Berlin zurück). Frankreich dankte so viel unverdiente Schonung vor allem dem Kaiser Alexander, der sich in der Rolle des Edelmuthes gefiel, in der ihn die Pariser schlau genug zu bestärken wußten. Die Monarchen folgten dann der Einladung des Prinz-Regenten von England und begaben sich nach London, wo ihnen und besonders dem alten Blücher begeisterte Huldigungen dargebracht wurden.

Belle-Alliance.

Mit dem Herbst des Jahres 1814 reisten Fürsten, Diplomaten und Feldherrn nach Wien, um hier auf dem Wiener Kongreß (seit dem 1. November) über die Wiederherstellung eines neuen europäischen Rechtsstandes zu berathen. Es wird später über die Ergebnisse dieser Versammlung berichtet werden und es sei nur im voraus bemerkt, daß die Uneinigkeit und Eifersucht, die schon den Feldzug von 1814 so vielfach gelähmt hatte, hier noch in höherem Maße hervortraten, sobald es sich um die Ansprüche handelte, welche die einzelnen Mächte zu erheben suchten. Napoleon verfolgte von seinem nicht fernen Aufenthalte auf Elba aus die zunehmende Gespanntheit der Herrscher, die einst vereint gegen ihn gestanden. Er bemerkte ferner, daß auch die allgemeine Unzufriedenheit in Frankreich, welche von der neuen Regierung sehr bald erweckt ward, ihm eine baldige Rückkehr möglich zu machen schien. Daß die Uneinigkeit in Wien bereits in den wesentlichsten Punkten ausgeglichen war, wußte er freilich nicht, als er am 26. Februar 1815 den entscheidenden Wurf wagte, Elba heimlich verließ

und an der Küste Frankreichs landete (1. März). Schnell fiel ihm, dem ruhmvollen Beherrscher, Volk und Heer wieder zu. Marschall Ney, der gegen ihn geschickt war, ging bei Lyon zu ihm über, und schon am 20. März stand er in Paris, das die Bourbonen zum zweiten Male flüchtend verlassen hatten.

Die Nachricht von diesem Ereignis, die mit Windeseile durch Europa ging, brachte den Wiener Kongreß zum vorläufigen Schluß. Gegen ihn, den alten Feind, erklärte sich rasch Europa einig, ein förmlicher Bann ward von den verbündeten Mächten über ihn ausgesprochen. Zwar trat Napoleon nach allen Seiten hin mit beruhigenden Versicherungen auf: seine Absicht sei nicht, zu erobern, sondern Frankreich in den nun festgestellten Grenzen im Frieden zu regieren. Aber keiner glaubte dem Worte des Mannes, der so oft mit Eid und Treue gespielt hatte. Der Wiener Kongreß stob auseinander, von allen Seiten rüsteten sich die Heere. Am schnellsten war das benachbarte England auf dem Platze, das von dem von ihm besetzten Antwerpen aus seine Truppen in das neugebildete Königreich der Niederlande (Holland und Belgien) warf. Sie führte Wellington, der einst Napoleons Armeen in Spanien bekämpft hatte. Sein Heer bestand zur kleineren Hälfte aus Engländern und Schotten, die andere bildeten Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer. Unter diesen Alliirten zeichnete sich Friedrich Wilhelm von Braunschweig aus, der Held von 1809 (S. 517), der auch jetzt wieder mit ungestümer Tapferkeit in das Feld eilte. Aus seinem kleinen Ländchen (67 □M.) stellte er allein 6000 Mann, die, wie bei jenem glorreichen Zuge, durch die schwarze Uniform und den Todtenkopf gekennzeichnet waren.

Unter den Festlandsmächten war wieder Preußen zuerst auf dem Kampfplatz. Es sah sich in seiner neugeschaffenen Rheinprovinz zunächst bedroht und warf zu den geringen Streitkräften, die auf dem linken Ufer standen, in aller Eile Verstärkungen über den Rhein. Blücher war wieder der Führer des Heeres. „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein“, sang mit Recht von ihm der Dichter; mit Jünglingsfeuer eilte er, sein Gneisenau ihm zur Seite, zum Kampfe. Unter ihm standen vier Armeecorps, geführt von Zieten, Borstell (später Pirch), Thielmann und Bülow. Es waren an 150,000 Mann, welche Preußen an der Maas und Sambre sammelte, meist junge Truppen, neu organisirt und in dem nicht freundlich gesinnten Lande schlecht mit Pflege versehen. Hinter und neben diesen beiden Armeen bildeten sich die größeren Angriffsmassen Oestreichs, der deutschen Bundesmächte, Preußens und Rußlands, um nach und nach sich gegen den Rhein zu bewegen. Zugleich ging ein östreichisches

Heer in Italien gegen Murat vor, der sich wieder für Napoleon erhoben hatte.

Gegen so überlegene Streitkräfte konnte Napoleon nur bestehen, wenn er durch rasche Siege über die einzelnen den Zauber seiner Unüberwindlichkeit wieder herstellte. Mit Recht mochte er dann auf ein schnelles Zerfallen seiner Gegner rechnen. So rasch und unbemerkt wie möglich sammelte er deshalb hinter der schützenden Linie seiner nördlichen Festungen ein Angriffsheer, wozu ihm die aus den Festungen Deutschlands heimgekehrten Truppen (S. 558) ein tüchtiges Material gaben; seine Garden wurden zu Wagen von Paris an die Grenze befördert; so stand er mit ungefähr 130,000 Mann, meist altgedienten, gut ausgerüsteten Soldaten, zum Kampf schon bereit, als man ihn noch in Paris mit den Vorbereitungen zum Feldzug beschäftigt glaubte. Wellington hatte ziemlich ausgebreitete Quartiere um Brüssel her, rechnete aber darauf (wenngleich, wie sich bald zeigte, mit Unrecht) seine Truppen in 22 Stunden zusammenziehen zu können. Seine Vorposten standen in Quatrebas, wo sich die Straße, die von Charleroi auf Brüssel führt, mit der von Nivelles nach Namur gehenden schneidet. Blücher hatte bereits südlich von diesem Punkt Charleroi besetzt; seine Patrouillen schweiften bis Sollre sur Sambre; doch war Bülows Corps noch zurück, in der Gegend von Lüttich und Namur. Schon am 14. Juni erkannten die preußischen Patrouillen aus dem Scheine der Bivouacfeuer das nahe Lager einer bedeutenden Armee, und Blücher benachrichtigte darüber Wellington, der jedoch auch jetzt noch die Nähe des Feindes bezweifelte. Am 15. begann mit aller Energie der französische Angriff und drängte die Preußen die Sambre hinab bis Charleroi, das gleichfalls nach blutigem Kampf genommen ward. Nun theilte Napoleon sein Heer. Mit der größeren Abtheilung, etwa 70,000 Mann, rückte er selbst rechts gegen Blücher, den er am Mittag des 16. Juni bei den Dörfern St. Amand und Ligny zur Schlacht aufgestellt fand, und der den Kampf aufnahm, um Wellington Zeit zu lassen, seine Truppen zu concentriren. Die preußische Macht war, da Bülow noch entfernt stand, Napoleon nur um ein Weniges überlegen. Die anderen französischen Corps folgten unter Neys Führung der direkten Straße von Charleroi auf Brüssel und trafen zu derselben Zeit bei Quatrebas auf Wellingtons Truppen. Hier hielten sich englische, schottische und hannöversche Regimenter, die von Wellington in aller Eile nacheinander auf dem Kampfplatz geworfen wurden, mit Kaltblütigkeit und Heldenmuth. Auch Friedrich Wilhelm von Braunschweig eilte hier mit seinen Schwarzen ins Gefecht und fiel, indem er eine plötzlich entstandene Verwirrung unter seinen jungen Truppen beseitigen wollte, von einem Schuß

durchbohrt, auf dem Felde der Ehre. Quatrebas, wo er gekämpft, ward behauptet.

Bei Ligny und St. Amand wüthete seit Mittag die Schlacht in äußerster Heftigkeit. Es handelte sich für die Franzosen um den Besitz dieser Dörfer, und Bataillon auf Bataillon stürmte an. Zuletzt täuschte Napoleon durch einen Scheinangriff auf St. Amand selbst Gneisenaus Scharfblick. Preußischerseits ließ man nun auch die Reserven ins Feuer rücken. Schnell waren sie bis auf wenige Bataillone verbraucht. Diesen Moment — es war schon spät am Abend — benutzte Napoleon, um bei Ligny das Centrum Blüchers zu durchbrechen. Die Schlacht, in welcher der greise Feldherr selbst in Lebensgefahr gewesen und nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft entronnen war, ging für die Preußen verloren, wenngleich mit Ehren.

Napoleon aber hielt den Sieg für vollständiger, als er war. Erst am folgenden Morgen ließ er dem Feinde auf der Straße nach Namur, wohin er ihn abgezogen wähnte, und zwar nur lässig nachsetzen und entsandte dann den Marschall Grouchy mit 33,000 Mann, ihn aufzusuchen und die Verfolgung zu übernehmen. Er selbst wandte sich wieder mit seinem Heere auf Quatrebras und die Brüsseler Hauptstraße, auf welcher Wellington in Folge des Rückzuges der Preußen gleichfalls eine rückgängige Bewegung gemacht hatte. So verging der 17., und erst am Abend desselben nahmen die beiden Heere vor dem Walde von Soignies, nahe dem Pachthofe Belle-Alliance, die Stellung zu einer Hauptschlacht. Wellingtons Truppen, etwa 68,000 Mann, waren an Zahl ein wenig geringer als die Truppen Napoleons, der über 72,000 zählte und besonders an Reiterei und Artillerie weit überlegen war. Wellington aber hoffte auf Blüchers Eintreffen, der sein Wort gegeben hatte, mit dem frischen Corps von Bülow und auch den drei andern zur Schlacht sich einzustellen. Blücher nämlich hatte das in der Kriegsgeschichte Unerhörte gewagt: mit einer geschlagenen Armee wollte er am dritten Tage schon von neuem in der Schlacht stehen. Nur bei so braven Truppen, wie die Preußen waren, die ihrem Feldherrn mit so hingebendem Vertrauen folgten, war es überhaupt möglich, solch einen Gedanken zu fassen. Blücher hatte sich deshalb nicht auf der Hauptstraße gegen Namur gerettet, wo ihn Napoleon suchen ließ, sondern auf schlechten Feldwegen ging er nördlich und vereinigte alle seine Corps, auch das Bülows, am Abend des 17. in Wavre. Am folgenden Morgen (18. Juni) zog er mit allen Truppen westlich, um neben Wellington in die verabredete Schlacht einzurücken. Es kam alles darauf an, rechtzeitig auf dem Platze zu sein. In den von Regengüssen aufgeweichten Boden sanken Kanonen, Pferde und

Leute, aber überall war der Feldherr zugegen und mahnte „seine Kinder“ zur Eile: er habe es ja Wellington versprochen, sie würden sein Wort nicht zu Schanden werden lassen. Immer näher kam man dem Kanonendonner, der von Abend herübertönte.

Auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance rangen indessen die beiden gewaltigen Gegner mit äußerster Erbitterung. Napoleons Anordnungen für die Schlacht waren glänzender, die Stöße seiner Kolonnen und geharnischten Kavalleriemassen furchtbarer denn je. Dagegen trotzte die englische Kaltblütigkeit in geschlossenen Schlachtvierecken, die aber immer mehr durch die Kartätschen des Feindes gelichtet wurden. Auf der äußersten rechten Seite hielt sich noch das von Engländern, Nassauern und Braunschweigern aufs tapferste gegen die wiederholten Angriffe des Feindes vertheidigte Schloß Goumont. Hinter den Gräben der kleineren Heerstraße, welche von Westen nach Osten die große Brüsseler Chaussee schnitt, stand noch die englisch-hannöversche Infanterie, aber so gelichtet, daß kaum die Hälfte der am Morgen ausgerückten Truppen noch vorhanden oder kampffähig war. Schon war vor ihrer Front, trotz der wackeren Vertheidigung der deutschen Legion, das Vorwerk La Haye-Sainte verloren worden; am nächsten dem Wanken war der linke Flügel. Immer schwerer ward Wellington bedrängt, und noch immer hatte Napoleon seine Garden in Reserve. Da zeigten sich östlich, jenseits des Lasnethales, neue Truppen, es waren die Preußen, Bülows Corps. Napoleon wußte es, schon um 1 Uhr hatte er durch einen aufgefangenen Brief das Anrücken Bülows auf seine rechte Flanke erfahren, aber um alles durfte er das seinen Truppen nicht mittheilen, wenn er ihnen nicht die Siegeszuversicht rauben wollte. Ihnen sagte er, es sei Grouchy, der zur Unterstützung heranziehe. Aber freilich lange ließ sich diese Täuschung nicht aufrecht erhalten. Bald sausten die Kugeln der preußischen Jäger bis in die Nähe Napoleons, und die wohlbekannten Flügelhörner von Leipzig tönten in das Schlachtgetös. Die hellleuchtenden Häuser des Pachthofes La Belle-Alliance, der bisher Napoleons Centrum gewesen, waren das Ziel, dem alle Regimenter unaufhaltsam zudrangen. Da ließ Napoleon, seine rechte Flanke zu sichern, mit seinen Reserven vor allem das Dorf Plancenoit besetzen, um das sich nun auch ein wüthender Kampf entspann. Er selbst zog die noch verfügbaren Truppen zu einem furchtbaren Keil zusammen, um, ehe die Preußen sich entwickelt hatten, das Centrum der Engländer zu durchbrechen. Aber dadurch, daß die Preußen in seinen erschütterten linken Flügel eingerückt waren, war es Wellington möglich geworden, von diesem aus neue Verstärkungen ins Centrum zu ziehen: und so brach sich der französische Ansturm abermals an den englischen Quarrés. Wellingtons Reiterei ging

vor zur Verfolgung. Um dieselbe Zeit nahmen Bülows Truppen das Dorf Plancenoit. Da löste sich das französische Heer zu wilder Flucht; immer breiter und mächtiger drang der Strom der Preußen in seine Flanke; von der Straße abgedrängt, ergossen sich seine verwirrten, verzweifelten Massen regellos über das Schlachtfeld, Napoleon, der seinen Wagen verlassen, zu Pferde mitten unter ihnen. Die Preußen als die frischeren Truppen übernahmen die Verfolgung; „bis zum letzten Hauch von Roß und Mann", lautete Gneisenaus Befehl. Bei Belle-Alliance aber trafen sich im letzten Dämmerlicht des Tages Blücher und Wellington, und der Handschlag sagte es ohne Worte, wieviel sie beide für die gemeinsame Sache gethan.

Die eine Schlacht von Belle-Alliance (Wellington nannte sie nach seinem letzten Hauptquartier von Waterloo, obschon hier gar nicht gefochten wurde) hatte Napoleons Hoffnung für immer gebrochen. Er konnte kein Heer wieder sammeln, und schon elf Tage nach der Schlacht standen Preußen und Engländer zum zweiten Male vor Paris. Abermals erklärte der französische Senat Napoleon für abgesetzt. Die übrigen Heere der Verbündeten rückten noch zum Theil nach Frankreich nach, noch einmal zogen die Monarchen in Paris ein, und ein zweiter Pariser Frieden (20. November 1815) endete den kurzen, aber glorreichen Krieg. Damals drangen einmüthig unsere Fürsten, Staatsmänner und Generale auf Rückgabe Lothringens und des Elsaß, damit Deutschland feste Grenzen nach Westen hin gewinne: aber alle Verbündete Deutschlands schlugen den gemeinsamen, unsern deutschen Rechten feindseligen Ton an. Es war offenbar, wie England und Rußland nicht eine festere Gestaltung Deutschlands wünschten. Zwar gab jetzt Frankreich Savoyen und Nizza an das Königreich Sardinien ab: die deutsche Grenze aber sollte nur auf die Grenzen von 1790 statt der von 1792 zurückgeführt werden, und auch das ward nicht einmal erreicht, in Wahrheit wurde sie nur um Saarlouis und Saarbrücken, die zu Preußen, und um Landau, das zu Baiern kam, erweitert. Doch ward wenigstens der Raub der früheren Kriege diesmal aus den Pariser Museen und Bibliotheken meist den alten Eigentümern zurückgestellt.

Napoleon endete als Gefangener der verbündeten Mächte auf St. Helena (5. Mai 1821). Kein fremder Herrscher, nicht Attila, nicht Gustav Adolf, nicht Ludwig XIV., hat wie er in die deutschen Geschicke eingegriffen. Er war die Zuchtruthe in der Hand Gottes für lange Sünden der Fürsten und Völker; im Kampf gegen ihn kam unsere Nation wieder zum Gefühl ihrer Kraft, aber auch zum Bewußtsein dessen, was ihr fehlte; sie ward erst wieder ein Volk mit dem unaustilgbaren Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit. Darum, so wenig der Deutsche Grund hat, für Napoleon sich

zu begeistern, der mit Eiden nicht minder wie mit Menschenleben spielte, mit gemeinem Hohn alles Höchste und Edelste der Menschheit verachtete, oder es mit heuchlerischen Phrasen in den Dienst seiner Selbstsucht zog: er wird doch gern die gewaltige Kraft anerkennen, die nach dem Willen dessen, der die Geschicke der Völker lenkt, auch uns, ohne sein Verdienst, so viel Gutes hat schaffen müssen.

Der Wiener Kongreß.

Noch ehe dieser letzte Kampf begonnen, seit dem Herbst 1814, hatte zu Wien eine glänzende Versammlung von Fürsten, Feldherren und Diplomaten getagt, und es war hier über die Endgeschicke der europäischen Länder bestimmt worden. Der Wiener Kongreß ward wie einst der westfälische Frieden (S. 354 ff.) die Grundlage eines neuen Rechtszustandes Europas. Unserm Zwecke entspricht es, hier nur einen Ueberblick der Regelung der deutschen Angelegenheiten zu geben.

Oestreich nahm von Baiern Tirol und Salzburg und von dem aufgelösten Königreich Italien Welsch-Tirol zurück. Dagegen trat es die ehedem vorderen Lande, die am Bodensee und Oberrhein gelegenen alten Erbbesitzungen an Baden und Württemberg ab, denen sie schon von Napoleon seit 1805 zugewiesen waren. Seine übrigen Entschädigungen empfing es außerhalb Deutschlands, besonders in Italien. In diesem Lande erhielt es seitdem, theils durch die Verwandtschaft mit den meisten der wiederhergestellten Fürstenhäuser, theils durch unmittelbaren Landerwerb (Lombardei und Venetien) und durch seine überlegene Waffengewalt eine herrschende Stellung, die über 40 Jahre gedauert hat. Oestreich hatte also sein Staatsgebiet fest abgerundet und stand ehrfurchtgebietend unter den Mächten da. Sein erster Minister, Fürst Metternich, war die folgenden Jahrzehnte hindurch der einflußreichste Mann in Europa. Doch gehörte nur ungefähr der dritte Theil von Oestreichs Ländern zum deutschen Bunde: und so blieb seine Stellung, wie dieselbe sich schon seit drei Jahrhunderten gestaltet hatte, mehr eine europäische als deutsche. Außerdem waren wie zuvor (S. 387) Völker der verschiedensten Nationalität in diesem großen Kaiserstaate zusammengemischt. Es drohte ihm seitdem die Gefahr, daß diese einst zum Streben nach Selbständigkeit erwachen und versuchen würden, sich dem herrschenden deutschen Einflusse zu entziehen.

Preußen ging, äußerlich betrachtet, mit geringeren Vortheilen aus dem so großen Kriege hervor, dessen Schwere es zumeist getragen und dessen Entscheidung es zumeist herbeigeführt hatte; es hatte in den Tagen der Be-

geisterung nicht genug daran gedacht, sich künftige Erwerbungen und Entschädigungen im voraus sichern zu lassen, und büßte nun diesen Fehler. Seine Staatsmänner, selbst Hardenberg, zeigten sich weniger befähigt, als die Kriegsmänner es waren. So gingen Preußens alte Besitzungen Anspach und Baireuth an Baiern über, an Hannover Ostfriesland nebst Hildesheim, Goslar (S. 473) und dem altpreußischen Lingen (S. 402). Das aus den polnischen Ländern der zweiten und dritten Theilung gebildete Herzogtum Warschau verlangte Rußland für seine Dienste und Opfer. Damit ging für ganz Deutschland eine wichtige Vertheidigungslinie, die Weichsel, verloren, und der stets wachsende russische Staat drängte sich weit zwischen die Zweige des Deutschtums, die sich längs der Ostsee nach Norden und die Oder aufwärts nach Südosten hin schon seit Jahrhunderten entwickelt hatten. Welchen Gewinn, welchen Ersatz sollte nun Preußen haben? Es verlangte das ganze Königreich Sachsen, dessen Erwerbung schon Friedrich der Große für Preußen ins Auge gefaßt hatte. Allerdings hatte der König von Sachsen bis nach der Leipziger Schlacht bei Napoleon ausgeharrt. Aber keineswegs schien er schuldiger als die anderen Rheinbundsfürsten, die den günstigen Augenblick zum Abfall von dem Sieger nur etwas früher hatten wahrnehmen können und so von ihren Ländern nichts eingebüßt hatten. Es lag also in dem Verfahren gegen ihn allerdings eine unverkennbare Härte. Dennoch hätte, auch als der Pariser Friede abgeschlossen ward (S. 566), keine der Großmächte gegen die Einverleibung Sachsens in Preußen ernstliche Einwendungen gemacht, wenn Hardenberg zeitig und bestimmt seine Forderung erhoben hätte. Da dies versäumt war, begann allmählich seitens des sächsischen Königs, der Mittelstaaten und bald auch Oestreichs ein Widerstreben dagegen, das bei England und sogar bei Frankreich (dessen geschickter Vertreter, Talleyrand, bald wieder eine Rolle zu spielen anfing) Unterstützung fand. Denn Preußens König hatte zugestimmt, daß Polen an Rußland käme, was alle andern Mächte gern vermieden gesehen hätten: so war die sächsische Frage an die polnische geknüpft worden. Natürlich blieb für Preußen auch nur noch eine Anlehnung an Rußland übrig, und die Spannung ward so groß, daß schon ein Bund zwischen Oestreich, England und Frankreich einerseits gegen Preußen und Rußland andrerseits geschlossen und laut vom Kriege gesprochen ward. Am gehässigsten schürten die deutsche Zwietracht und den Haß gegen Preußen Männer wie Wrede (S. 558), die noch eben Napoleons Schildknappen und eifrige Rheinbündner gewesen waren. Diese Vorgänge waren es auch, die Napoleon bewogen, so zeitig Elba zu verlassen (1815). Aber schon war eine Ausgleichung gefunden. Preußen wurde die größere, aber dünner bevölkerte Hälfte Sachsens zu-

erkannt; die andere blieb als selbständiges Königreich bestehen. Vom Herzogtum Warschau bekam Preußen die heutige Provinz Posen; vor allem aber erlangte es am Rhein die früher so sehr erstrebten (S. 408) Herzogtümer Jülich und Berg, dazu das Siegener Land, dann die ehemals geistlichen Gebiete von Köln und Trier nebst einigen kleineren Territorien, mit denen es seine alten Gebiete: Cleve, Mörs, Geldern wieder verband und so eine neue Provinz, die Rheinprovinz, bildete. Zu seinen altererbten Besitzungen in Westfalen erhielt es zurück, was es schon im Jahre 1802 (S. 473) erworben gehabt. So bekam Preußen eine Grenze, die quer durch Deutschland reichte, von Tilsit bis Saarbrücken. Dabei war es in zwei große Hälften getheilt, eine westliche und eine östliche, und sein Gebiet erreichte an Quadratmeilenzahl nicht das Preußen von 1795, geschweige das von 1806. In allen diesen Stücken schien es im Nachtheil. Dagegen war Preußen, in welchem nach den polnischen Theilungen das slavische Volkselement bedenklich gewachsen war, wieder ein rein deutscher Staat geworden, der seine Sache nie von Deutschland, wie Deutschland die seine nie mehr von Preußen, trennen konnte; es stand auf der Wacht am Rhein wie an der Weichsel; die Flügel des preußischen Adlers spannten sich über Deutschland schirmend von Ost bis West.

Baiern, welches sich von Oestreich durch den Vertrag von Ried (S. 558) seinen ganzen Länderbesitz hatte sichern lassen, erhielt für das an Oestreich zurückgegebene Tirol die Rheinpfalz auf dem linken Rheinufer, die zum Theil aus alten Wittelsbachschen Erblanden bestand: dazu das bisher rheinbündische Großherzogtum Würzburg. Es trat als Königreich und als dritte Macht in den deutschen Bund. Württemberg blieb in den Grenzen, wie sie ihm Napoleon geschaffen, ebenso Baden, Nassau, Darmstadt. — Hannover besaß einen eifrigen diplomatischen Fürsprecher in dem Grafen Münster, einem Manne, der, mit Stein und Gneisenau befreundet, in den Befreiungskriegen für die gemeinsame Sache in London mit Erfolg gewirkt hatte. Aber er konnte sich über die engen Gesichtspunkte seines Staates zur Höhe deutscher Interessen nicht erheben. Münster träumte, statt von Widerherstellung eines starken Preußens, das Stein und jeder Verständige zu Deutschlands Schutz nöthig hielt, von der Gründung einer Welfischen Macht zwischen Elbe und Rhein, wie einst zu Heinrichs des Löwen Zeiten (S. 143). Und wenigstens gelang es seinem und englischem Einflusse, ein fünftes Königreich im Norden herzustellen, indem zu den alten hannöverschen (S. 227) Erblanden noch das Hildesheimsche, Goslar, Lingen und Ostfrisland hinzugethan und so ein Staat geschaffen wurde, der an der Elbe-, Weser- und Ems-Mündung einen äußerst günstigen Zu-

gang zum Meere hatte, auf welchem mit Größe aufzutreten ihm doch wieder die Macht fehlte. Außerdem lag dies neue Königreich, zum Theil auf Preußens Kosten geschaffen, gerade Preußens Interessen hindernd im Wege, und spätere Konflikte waren damit ihm als unausbleibliches Geschick mitgegeben. Wie Münster dachte auch ein anderer Freund Steins, der Freiherr von Gagern, mehr an seine nassau-oranische Dynastie (S. 218 Anm.) als an Deutschlands Vortheil. Mit großer Verblendung sorgte er, daß dem neugegründeten Königreiche der Niederlande auch noch das ehemalige Erzstift Lüttich zugewendet wurde, das noch bis 1794 Reichsland gewesen war. Auch das Großherzogtum Luxemburg ward an diesen außerdeutschen Staat geknüpft.

Die sonstigen Veränderungen waren unbedeutend. Die freien Städte wurden bis auf vier, Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt a. M., nicht wiederhergestellt, ebenso nicht die reichsunmittelbaren kleineren, fürstlichen, gräflichen und ritterschaftlichen Gebiete. Es blieben im ganzen 36 Staaten, die den deutschen Bund bildeten. Der deutsche Bund trat an die Stelle des ehemaligen deutschen Reiches. Er umfaßte die zwei Großmächte Oestreich und Preußen, die aber, als auch außerdeutsche Länder mit begreifend, zugleich eine europäische Stellung behielten, 4 Königreiche, 1 Kurfürstentum, 7 Großherzogtümer, 10 Herzogtümer, 10 Fürstentümer, 1 Landgrafschaft und 4 freie Städte. Er bestand aus souveränen Staaten, denen nur das Recht der selbständigen Kriegführung und Schließung von Bündnissen gegen die Interessen des deutschen Bundes und seiner Glieder (S. 356) fehlte, und die in Streitigkeiten unter sich an ein Austrags- (Austrägal-) Gericht gewiesen waren. Diese neue Gestaltung Deutschlands nebst einigen Rechten des deutschen Volkes, als ständische Verfassungen und Preßfreiheit, sicherte die Wiener Bundesakte vom 8. Juni 1815.

Der deutsche Bund, das bekannten schon damals selbst fürstliche Stimmen, verwirklichte nur unvollkommen die gerechten Hoffnungen Deutschlands auf Wiederherstellung einer würdigen Reichsgestalt. Indem ein Bundesgericht, eine oberste Kriegsleitung und manche andere wesentliche Erfordernisse einer großen freien Macht fehlten, blieb er weit hinter dem alten Reiche zurück. Was aber fehlte, das ersetzten die erwachten Gefühle der Vaterlandsliebe und der untrennbaren brüderlichen Zusammengehörigkeit in den Seelen des deutschen Volkes: es begann, trotz der Zersplitterung sich als eine Nation und zwar als eine einige, noch zu großen Thaten und Ehren berufene Nation zu fühlen. Die edleren unter seinen Fürsten griffen selbst begeistert diese neuen Ideen auf. Was Fürsten den Völkern schulden, hatten die drei großen alliirten Herrscher, Alexander, Franz I. und Friedrich Wilhelm III.

offen kund gethan, indem sie die heilige Allianz schlossen (26. September 1815), durch welche sie sich verpflichteten, ihre Völker nach den Vorschriften der christlichen Religion zu regieren. Es waren drei Fürsten verschiedener Konfession, die so sich die Bruderhand reichten. Und wenn auch dieser Bund, wie alles irdische, später nicht so rein blieb, wie seine Stifter ihn gedacht, so war er doch eine schöne Vorbedeutung für ein kommendes Zeitalter des Friedens, der Gerechtigkeit, der Treue unter Fürsten und Völkern.

Deutschland bis zur Herstellung des Kaisertums. 1815—1871. Ueberblick.

Deutschland bis zum Jahre 1840.

Der Pariser Friede und der Wiener Kongreß hatten, wie es zunächst schien, die Ruhe Europas und einen geordneten Zustand auf lange Zeit hinaus begründet. Aber doch war gerade Deutschland in seinen innersten nationalen Bedürfnissen am wenigsten befriedigt worden. Der Bund, der geschlossen war, hatte seinen gemeinsamen Bundestag in Frankfurt a. M., wo über allgemeine deutsche Angelegenheiten berathen und beschlossen werden sollte. Hier hatte in pleno d. h. im weiteren Bunde jeder der 39 Staaten (die allmählich bis auf 33 zusammenschmolzen), auch die kleinsten, wenigstens eine Stimme, Oestreich und die fünf Königreiche je 4, und so abnehmend bis zu den letzten hinunter. Im engeren Rath, der meist der entscheidende war, führten die größeren Staaten je eine (Viril-) Stimme, die kleineren je mehrere zusammen eine (Kuriat-) Stimme. Es galt also Oestreich oder Preußen bei der Abstimmung nicht mehr als Württemberg oder Sachsen, ja nicht mehr als zusammengenommen die beiden Hohenzollern, Liechtenstein, Waldeck, die beiden Reuß, Schaumburg und Lippe (die XVI. Curie); und das Verhältnis konnte eintreten, daß eine Großmacht wie Preußen, die sich nach und nach bis auf 18 Mill. Einwohner entwickelte, wenn einmal durch Abstimmung entschieden werden sollte, von Staaten überstimmt (majorisirt) werden konnte, die zusammen noch nicht so viel Einwohner wie eine Provinz, ja wie ein Regierungsbezirk desselben in sich faßten.

Zunächst freilich trat solch ein Mißverhältnis noch wenig heraus, da die beiden Großmächte, durch die heilige Allianz (S. 576) verknüpft, unter sich befreundet und vor allen Dingen zur festen Erhaltung der Ordnung entschlossen, ein so starkes Uebergewicht übten, daß die Mittel- und

Kleinstaaten ihnen unbedingt folgten. Aber gerade daß beide Großmächte, Oestreich und Preußen, neben den vielen anderen Staaten im Bunde standen, machte denselben auf die Dauer unmöglich. Denn entweder mußte sich eine der andern unterordnen, oder beide auf jede Eifersucht verzichten. Eine geraume Zeit, so lange Preußen sich dem östreichischen Einflusse willig hingab, war das erstere der Fall; das letztere zeigte sich alsbald unmöglich, sobald Preußen sich zu fühlen begann und bei seiner überwiegend deutschen Stellung nicht mehr bloß Diener und Werkzeug fremder Interessen sein wollte. Sobald dies eintrat, mußte der ganze Bund sich parteien, und die alte Uneinigkeit Deutschlands war so durch die Bundesverfassung nicht beseitigt, sondern nur erneuet. Nach außen hin aber mußte der Bund, da ihm sowohl die gemeinsame diplomatische Vertretung, wie im Kriegsfalle der gemeinsame Oberbefehl abging, noch immer die alte ohnmächtige, schwerfällige Masse bleiben wie zuvor das deutsche Reich.

Freilich trat jetzt eine lange, an zeitlichen wie geistigen Gütern reichgesegnete Friedenszeit ein, die mit geringer Unterbrechung die fünfzig Jahre hindurch, die der Bund bestanden hat, dauerte. Aber es fehlte doch der deutschen Nation zu ihrem gesunden Gedeihen die frische, ungehemmte Entfaltung des politischen Lebens nach außen wie nach innen, vor allem fehlte dem stets mehr erstarkenden Nationalgefühl die Einheit und die Kraft, die nur aus dieser kommt. Oestreich, welches der Staatskanzler Fürst Metternich nach dem Frieden noch dreiunddreißig Jahre regiert hat, suchte schon wegen der Erhaltung seiner Herrschaft, besonders über Italien, dann aber auch über seine es noch näher angehenden Erblande wie Ungarn, Galizien &c. die alte Ordnung in Europa und Deutschland, wie sie die Verträge von 1815 geschaffen, aufrecht zu erhalten. Metternich war es deshalb, der die heilige Allianz nur zu einem Werkzeuge herabwürdigte, die Entwickelung aller freien Staatsformen, von denen man einen Umsturz des Bestehenden fürchtete, zu hemmen und die unnatürlichen Herrschaftsverhältnisse Oestreichs aufrecht zu erhalten. Gerade indem er überall drohende Revolutionen sah, zerstörte er das Band des Vertrauens, welches besonders in Deutschland und Preußen durch die Befreiungskriege um Fürsten und Völker von neuem geschlungen war. Und Kaiser Franz I. theilte mit seinem Minister die Abneigung gegen jede Freiheit und Selbständigkeit. Ein Staatsleben, an dem das Volk einen freudigen Antheil genommen hätte, entwickelte sich deshalb nicht in Oestreich; auch die geistigen Anregungen, die aus Deutschland herüberkamen, fanden nur schwer und gleichsam verstohlen Eingang. Die Folge war, daß hier ein erschlaffendes Genußleben unter Vornehmen und Geringen weiter und weiter um sich griff, und daß die herrlichen geistigen wie

materiellen Kräfte des Reiches fruchtlos und brach lagen. So blieb es unter Franz I. Regierung, der 1835 starb, und auch unter der seines äußerst schwachen Nachfolgers Ferdinands I., 1835 bis 1848.

Ganz Deutschland empfand den entnervenden Druck, der von Oestreich ausging. Die große Menge war nach fünfundzwanzigjährigen Kriegen und Verwirrungen, um endlich wieder in Ruhe arbeiten und genießen zu können, vorwaltend nach Frieden und Ordnung begierig. Es waren deshalb nur vereinzelte Stimmen, zum Theil von Männern, die einst die Erhebung von 1813 mit gefördert hatten, wie Arndt, Görres, Jahn u. a., welche mahnten, daß die Nation nicht in Schlaffheit versinken dürfe, und daß sie ein Anrecht auf Erfüllung der Verheißungen habe, die man bei der großen Erhebung, besonders durch den Aufruf von Kalisch (S. 531) ihr gegeben. Am ersten wirkten diese Stimmen auf die Jugend, besonders auf die der Universitäten und der Turnplätze. Da den Männern die Aufgabe, politisch zu wirken, entzogen war, schien sie unreifen Jünglingen zuzufallen. Immer allgemeiner wurde das Mißvergnügen, und da im Vaterlande jede Betheiligung am öffentlichen Leben abgeschnitten war, so wandten sich die Geister überall dahin, wo man Kämpfe um wahre oder vermeintliche Freiheit erblickte. Eine ernste Erregung ging durch die deutschen Gemüther, als, seit 1820, die romanischen Nationen Südeuropas, die Spanier und die italienischen Völker gegen ihre despotischen Fürsten zu den Waffen griffen; ja, als selbst die Griechen gegen die türkischen Dränger sich zum Freiheitskampf erhoben, 1821, brach diese Theilnahme in helle Begeisterung aus. Man schien in der fremden Freiheit die eigene zu lieben. — Metternich sorgte dafür, daß in Deutschland die Stimmen der freigesinnten Männer verstummten, sei's auch im Gefängnis. Die Karlsbader Beschlüsse (1819) hoben die Freiheit der Presse auf, setzten Untersuchungskommissionen nieder, welche überall die demagogischen Umtriebe — so nannte man die noch sehr unklaren nationalen und freiheitlichen Bestrebungen, besonders der studirenden Jugend — unterdrücken sollten, und um die kleinen Staaten zu gleicher Strenge zu zwingen, wurde den Beschlüssen des Bundestages unbedingte Geltung für alle Regierungen verliehen. Die Wiener Schlußakte 1820 vollendete dies innere Unterdrückungssystem. — Die Aufstände in Spanien aber schlugen französische, die in Italien östreichische Truppen leicht nieder. Auch die Kongresse zu Aachen (1818), zu Troppau (1820), Laibach (1821), Verona (1822), welche Fürsten und Diplomaten zu glänzenden Zusammenkünften vereinigten, und welche gegen die revolutionären Ereignisse in Europa gemeinsame Maßregeln trafen, ließen dann die heilige Allianz, die sich allmählich fast auf alle größeren Mächte Europas ausgedehnt hatte, immer

mehr als nur zur Unterdrückung jeder freiheitlichen Bewegung bestimmt erscheinen.

Ernster als der Widerstand schwankender, unklarer Stimmungen war in Deutschland derjenige, der gegen das Metternichsche System allmählich von den Klein- und Mittelstaaten heranwuchs. Die Wiener Bundesakte hatte verheißen, daß in allen deutschen Ländern ständische Verfassungen eingeführt werden sollten. Während beide Großmächte mit der Erfüllung dieses Versprechens zögerten, gingen die andern Staaten damit vor. Am frühesten (schon 1816) that es Weimar, noch immer unter dem trefflichen Karl August (S. 442), dann folgte Nassau, Württemberg, Baiern, Baden (1818); später die meisten anderen. Zugleich kamen in einzelnen dieser Staaten nicht unbegabte, volksfreundliche Herrscher auf den Thron. So in Württemberg König Wilhelm I., 1816—1864; und in Baiern König Ludwig I., 1825—1848. Diese wie auch andere kleinere Fürsten zeigten sich der konstitutionellen Entwicklung weniger abgeneigt als die beiden Großmächte, und so kam es, daß die kleineren Staaten als die freieren erschienen, die größeren als diejenigen, welche durch den Bundestag jene zu allem, was Verhaßtes geschah, gegen deren Willen zwangen. Einst Rheinbundsmächte, hatten diese zumeist süddeutschen Staaten auch jetzt noch eine Vorliebe für das Andenken Napoleons, für Frankreich, für die Kämpfe der dortigen Volksvertreter gegen die Bourbonen. So entwickelte sich, auf die konstitutionellen Bestrebungen der eigenen Volksvertretung gestützt und aufmerksam auf alle derartigen Kämpfe, die in den größeren Reichen Europas, besonders in England und Frankreich, stattfanden, jene allgemein freisinnige Richtung, die an gewissen Idealen freiheitlicher Verfassung festhielt, die mit den bestehenden Verhältnissen und der historischen Begründung des wirklichen politischen Lebens ungern rechnete und die im ganzen einen mehr weltbürgerlichen als nationalen Charakter trug. Dieser sogenannte Liberalismus beherrschte besonders das südliche und westliche Deutschland.

Bei solchen Stimmungen war es erklärlich, daß die Julirevolution in Frankreich (1830), durch welche die Bourbonen entthront und der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, als König der Franzosen berufen wurde, die Geister auch in Deutschland in Aufregung versetzte. Wieder (S. 461) geschah dies mehr in den kleineren Ländern, als in den großen, denn Oestreich und Preußen blieben von der Revolution unberührt. Besonders in den rheinischen Staaten, in Baden, Darmstadt, Rheinbaiern, gab sich eine revolutionäre Aufregung kund, die in dem sogenannten Hambacher Fest, 1832, und in dem bald darauf in unsinniger Weise gegen die Bundesversammlung unternommenen sogenannten Frankfurter Attentat,

3. April 1833, ihren Gipfel erreichte. Auch in Braunschweig, in Hessen, in Sachsen kam es zu Unruhen. — Alle diese Bewegungen suchte Metternich durch neue Bundesbeschlüsse niederzuhalten, und äußerlich kehrte wirklich bald die Ruhe überall zurück. Ja es konnte sogar 1837 in Hannover, als hier der König Ernst August die Regierung übernahm, die bisherige Verfassung umgestürzt werden, ohne daß mehr als einzelne tadelnde Stimmen in Deutschland sich erhoben.

Preußen unter Friedrich Wilhelm III. und in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms IV. Von 1815—1848.

Preußen hatte in der Rheinprovinz und in einem großen Theile Westfalens und der ihm abgetretenen sächsischen Hälfte Gebiete und Bevölkerung gewonnen, die ihm noch fremd waren und sich erst in den neuen, strengen, wenig beliebten Staat einleben mußten. Es bedurfte deshalb vor allem des Friedens und der inneren Ordnung, um die neuen Unterthanen durch die Wohlthaten des größeren Staatswesens allmählich fest an sich zu ketten. König Friedrich Wilhelm III. (1797—1840), durch das Unglück erprobt und durch die gemeinsamen Leiden wie durch die gemeinsame Erhebung aus denselben aufs engste mit seinem Volke verbunden, war in seiner schlichten, einfachen, wohlwollenden Weise der rechte Mann, um diese Friedensaufgabe zu erfüllen. Seine schönste Zeit bricht erst nach 1815 an; er gleicht in seiner knappen, praktischen, sparsamen Weise, mit welcher er im Innern alles zu ordnen wußte, in manchen Beziehungen Friedrich Wilhelm I.; und die Bevölkerung der alten Provinzen traute durchaus der väterlichen Regierung und blieb von den revolutionären wie den liberalen Strömungen, die durch die Zeit gingen, lange unberührt. Aber auch darin tritt die obenbezeichnete Aehnlichkeit hervor, daß Friedrich Wilhelm III. in seiner äußeren Politik weniger glücklich war als in der inneren. Mit vollem Vertrauen der heiligen Allianz zugeneigt, besonders seinen beiden großen Alliirten von 1813, Oestreich und Rußland, ließ er sowohl die Einflüsse Metternichs wie die des Kaisers Alexander hemmend auf Preußen wirken. So kam es, daß Männer wie Stein, Schön, Gneisenau, Humboldt, die auch nach dem Befreiungskampfe noch Großes und Gutes für Preußen hätten wirken können, mehr in das Dunkel des Privatlebens zurücktraten, ja patriotische Männer wie Arndt, Schleiermacher u. a. von Unwürdigen verleumdet und verfolgt werden konnten. Die gemeinsame ständische Verfassung, die schon Stein beabsichtigt hatte, trat nicht ins Leben; nur wurden durch ein königliches Gesetz vom 5. Juni 1823 Provinzialstände einge-

richtet, denen hinsichtlich der Verwaltung der einzelnen Provinzen eine gewisse Mitwirkung eingeräumt wurde. Aber noch fehlte viel, daß Preußen seine Aufgabe für Deutschland erkannt oder Deutschland sie gelten gelassen hätte.

Blieb so von der nationalen Aufgabe Preußens noch manches unerfüllt, so pflegte es doch den Fortschritt auf allen Gebieten. Dadurch gerade begann es, rasch und dauernd die so verschiedenen Stämme, die ihm einverleibt waren, zu einem Ganzen zu verschmelzen. Handel und Industrie, Ackerbau und Gewerbe wurden begünstigt. Daneben freilich bedurfte Preußen, um seine Stellung unter den europäischen Mächten zu bewahren, einer sehr gesteigerten Kraftanspannung und deshalb eines großen stehenden Heeres, dessen Kriegstüchtigkeit mit allem Eifer auch im Frieden erhalten werden mußte. Es blieben deshalb die militärischen Einrichtungen des Befreiungskrieges, die allgemeine Wehrpflicht und die Landwehr, bestehen. Aber auch für die geistige Bildung ward rastlos geschafft. Erst jetzt konnte für den Volksunterricht in umfassender Weise Sorge getragen werden; Preußens Schulwesen ward damals mustergiltig fast für alle gebildeten Völker. Ebenso ward der höhere Unterricht gefördert; zu den alten Universitäten ward am Rhein Bonn neu gegründet, und die Berliner Universität erfreute sich fortwährend einer hohen Blüte. Die Residenz schmückte sich mit neuen schönen Bauten und Bildsäulen. Als ein Zeichen edler Versöhnlichkeit auf religiösem Gebiet ward auf des Königs eigensten Betrieb beim dritten Reformationsjubiläum die evangelische Union zwischen Lutheranern und Reformirten gestiftet (1817). —

Von größerer Wichtigkeit aber ward es, daß Preußens Regierung zunächst für den Handel und Verkehr eine Einheit in dem ganzen Deutschland außer Oestreich, das seiner besonderen Verhältnisse wegen nicht zutreten konnte, herzustellen begann. In den Jahren 1828—1834 ward der preußisch-deutsche Zollverein ins Leben gerufen. Während der deutsche Bund nur zur Lähmung der deutschen Kraft gegründet zu sein schien, brachte dieser Verein, ohne den Bund zu fragen, mehr Einheit, wenigstens auf materiellem Gebiete, zustande, und hierbei war Preußen, das schon seit 1818 im eigenen Lande alle Zollschranken aufgehoben hatte, nunmehr das führende Haupt geworden. Oestreich, das bereits auf Preußen eifersüchtig zu werden anfing, sah damit „den ersten Riß in das Werk von 1815" vollbracht. Es war die erste, freilich äußerlich unscheinbare, innerlich doch höchst wichtige That des selbständiger werdenden Preußens. Je mehr sich infolge des Zollvereins, dem immer mehr deutsche Staaten zutraten, Handel und Verkehr hoben, und die fernsten Theile Deutschlands sich untereinander ver-

knüpften, um so unmöglicher ward die Lösung dieses Bundes, dessen Haupt wenigstens Preußen zunächst war und bleiben mußte. Infolge desselben war Deutschland ein Handelsgebiet geworden, und seine Industrie, seine Fabriken begannen, mit denen des Auslandes zu wetteifern, ja sie in manchen Zweigen zu überflügeln. Deutschlands Handelsflotte hob sich so, daß sie nächst der englischen und amerikanischen den ersten Platz einnahm. Seit die Dampfkraft bekannt und benutzt worden, und von England aus besonders die Erfindung des Dampfwagens und der Eisenbahnen (seit 1832) sich verbreitet hatte, bedeckte sich bald das ganze Deutschland mit den neuen Schienenwegen. Uralte Handelsstraßen kamen dadurch wieder in Aufnahme, verödete und vereinsamte Städte belebten sich von neuem. Das frei sich bewegende Bürgertum erzeugte eine Blüte des Verkehrs und inneren Lebens, welche die schönsten Zeiten mittelalterlicher Städteherrlichkeit (S. 257 ff.) weit hinter sich ließ. Ueberraschend war der Aufschwung von Orten wie Köln, Breslau, Magdeburg, Stettin, Nürnberg, München, Stuttgart, Berlin. Es waren nicht mehr bloß die Residenzen (S. 368), die Glanz und Wohlhabenheit genossen. Besonders die Eisenbahnen entlang und an ihren Knotenpunkten hoben sich oft früher ganz unscheinbare Orte zu Bedeutung und Ansehen. Und mit dem Aufschwung bürgerlicher Lebensthätigkeit wetteiferte der der Landwirthschaft, deren rationeller Begründer Thaer wurde. Der Bauer begann, seines nun entlasteten Eigentums froh zu werden, und mit der Wohlhabenheit zog höhere Bildung auch in diesen Stand. — Daneben entwickelten sich, während freilich unsere Poesie allmählich ausklang, die bildenden Künste in glänzender Thätigkeit. Für Norddeutschland ward Berlin besonders ihre Pflegestätte, wo Rauch, Cornelius, Schinkel wirkten, und wo König Friedrich Wilhelm III. und besonders Friedrich Wilhelm IV. sie in großartiger Weise begünstigten. In Süddeutschland war es München, wo König Ludwig I. von Baiern und nach ihm sein Sohn Maximilian II. (1848—1864) edle Schützer derselben waren, und wo Männer wie Schwanthaler und Klenze ihre Werke schufen. Neben der Kunst entfalteten sich die Wissenschaften in mächtiger Weise, besonders die Naturwissenschaften, deren begabtester Vertreter Alexander von Humboldt war, und die historischen. Deutscher Wissenschaft ward in Europa willig der erste Preis zuerkannt.

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III., tief betrauert von seinem ganzen Volke, das, in Freude und Leid mit ihm verwachsen, ihn wie einen Vater geehrt hatte. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861), ein reichbegabter, hochgebildeter, kunstsinniger Fürst. Herrliche Männer hatten ihn erzogen, die Kunstschätze in Paris (1814) und

Rom hatten seinen edlen Geschmack gebildet, eine seltene Gabe des treffenden Worts und der begeisternden Rede stand ihm zu Gebote. Auch sein Wesen war das eines Friedenskönigs; aber statt für unfruchtbares Erhalten verderblicher Zustände war er für lebensvolle Weiterentwicklung sowohl in Preußen als im gesamten Deutschland, dem er mit voller vaterländischer Liebe anhing, thätig. Schon als der Vater die Provinzialstände eingerichtet (S. 581), hatte er sich für allgemeine Reichsstände begeistert und darüber rathfragend sich an Stein (S. 497) gewandt, der still auf seinen Gütern saß und nach seinem thatenreichen Leben die alten deutschen Geschichtsquellen sammeln ließ. So bezeichneten auch seine ersten Regierungsthaten einen Fortschritt und großherzige Versöhnung; politisch Verfolgte kehrten wieder aus den Kerkern in ihre Aemter. Zugleich aber suchte er auf eine Umgestaltung des deutschen Bundes hinzuwirken; nur wollte er dies nicht gewaltsam, sondern im Einvernehmen mit Oestreich und den übrigen Fürsten. Aber sowohl hier als auch in Petersburg und selbst unter seinen Rathgebern traten ihm Schwierigkeiten entgegen. Seitens des Volkes aber war auch in Preußen, durch den langen Aufschub geschärft, jene hastige Ungeduld eingetreten, die eine ruhige Entwicklung der Verfassung durch die königliche Hand nicht mehr abwarten mochte. Und als am 3. Februar 1847 (S. 529) wirklich das Patent erschien, durch welches der vereinigte Landtag berufen wurde, wurden die Rechte, die den ständischen Vertretern bewilligt waren, von der allgemeinen Stimmung nicht für ausreichend erachtet. Gleichzeitig war seit den dreißiger Jahren eine Litteratur erwachsen, die ebenfalls die Unzufriedenheit zu nähren gewußt hatte. Der lange thatenlose Friede erzeugte in den Geistern eine ähnliche Stimmung und Haltung, wie sie Preußen vor seinem Fall 1806 gesehen (S. 480 ff.). So begann der sichere Grund des Vertrauens und der Treue wankend zu werden.

Deutschland in den Revolutionsjahren. 1848—1850.

Im Februar 1848 gab eine Revolution in Paris, durch die der König Louis Philipp gestürzt und einmal wieder die Republik erklärt ward, dem schon gärenden Deutschland einen stürmischen Anstoß. Im März begannen, vom Westen her vordringend, in allen Klein- und Mittelstaaten die Forderungen nach freieren Verfassungen, Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung 2c. laut zu werden, und die Befriedigung derselben wurde auf mehr oder minder gewaltsamem Wege von den Regierungen erzwungen. Ueberall aber gesellte sich diesen Forderungen das Verlangen nach einer Volksvertretung am Bunde und einer obersten Gewalt im Sinne deutscher Einheit. Dies

war der wichtigste und sittlich berechtigtste Kern in der ganzen Bewegung. Und diesmal blieb sie nicht, wie früher, an der Schwelle der deutschen Großstaaten stehen: am 13. März 1848 ward durch einen Volksaufstand in Wien Metternich gestürzt und vertrieben; am 18. März war ein gleicher Aufstand in Berlin, der auch König Friedrich Wilhelm IV. zwang, den Wünschen der Zeit nachzugeben.

Es war ein schweres Unglück für Deutschland wie für Preußen, daß auch letzteres dem Sturm der Revolution nicht standhielt. Es rächte sich furchtbar, daß nach den Befreiungskriegen die Wege Steins (S. 496) verlassen und die Metternichs statt dessen befolgt worden waren, sowie, daß die Pläne Friedrich Wilhelms IV. zur Umgestaltung des Bundes keine Zeit gefunden hatten, zu reifen. Das deutsche Volk aber erhoffte nun alles Heil von der in Frankfurt zusammentretenden, aus Volkswahlen hervorgegangenen deutschen Nationalversammlung, während doch eine immer wilder um sich greifende Revolutionspartei jede ruhige Entwicklung unmöglich machte. In Wien beherrschten Studenten und Arbeiter eine Zeit lang den Kaiserstaat, während in dem zusammentretenden östreichischen Reichstage die Nationalitäten feindlich auf einander stießen, und das Reich selbst, besonders durch den Abfall Italiens und Ungarns und durch die unruhige Gärung unter den slavischen Völkern, auseinander brechen zu müssen schien. In Berlin machte sich eine Straßendemokratie der frechsten und unverständigsten Art den ganzen Sommer hindurch geltend, neben welcher die auch hier zusammengerufene preußische Nationalversammlung nur eine unbedeutende Rolle spielte; auch in Frankfurt, unter den Augen der deutschen Nationalversammlung, geschahen in dem republikanischen Septemberaufstande Greuelthaten, die zur Wiederholung der französischen Schreckenszeiten (S. 459) führen zu wollen schienen.

Aber die herrschende Demokratie hatte, berauscht von ihrem augenblicklichen Siege, vergessen, daß die Grundfesten der alten Staaten, besonders die Heere, noch standen. Während die wahnsinnigen und blutigen Ausschweifungen der Revolution den sittlichen Theil der Nation mit Ekel und Entrüstung erfüllten und alle Besitzenden um ihr Eigentum besorgt machten, sammelten die Regierungen im Stillen ihre Kräfte wieder. In Oestreich bezwang Feldmarschall Radetzky zuerst die italienische Revolution und Fürst Windischgrätz die immer bedenklicher angewachsene Wiener Demokratie, nachdem er zuerst Prag, dann die Hauptstadt nach blutigem Kampfe wieder gewonnen hatte (31. Oktober). Bald nachher am 2. Dezember dankte Kaiser Ferdinand ab, und sein 18jähriger Neffe Franz Joseph I. übernahm mit frischer Kraft die Regierung. Ungarn ward erst im Herbste des Jahres 1849 mit russischer

Hilfe unterworfen. Durch eine octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 ward dann Oestreich in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingeführt. In Preußen ward im November 1848 die Hauptstadt vom General Wrangel ohne Kampf wieder besetzt, die Nationalversammlung aufgelöst und unter dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel ebenfalls eine Verfassung gegeben (5. Dezember 1848), worauf die Ruhe im Lande wie in der Hauptstadt wiederhergestellt ward. In der deutschen Nationalversammlung hatte eine gemäßigte Partei, geleitet von Männern wie Gagern, Dahlmann u. a., mühsam gegen eine zerstörende, republikanische gerungen, bis sie zuletzt, unter dem Umschwunge der Zeiten, an die Stelle des provisorisch erwählten Reichsverwesers Erzherzogs Johann von Oestreich (S. 509), die Wahl König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zum deutschen Kaiser erreicht hatte. Aber Friedrich Wilhelm IV. wies, als ihm die deutsche Kaiserkrone von einer feierlichen Deputation angetragen wurde, dieselbe am 3. April 1849 zurück, da sie ihm nicht im Einverständnis mit den Fürsten des Reiches geboten ward. Wohl ging damals ein Bedauern über diesen Entschluß selbst durch den nicht revolutionär gesinnten Theil der Nation; dennoch hat die Folge gezeigt, mit wie sicherem, königlichem Takt er gefaßt war. Die Revolutionspartei aber fand in der Ablehnung der Reichsverfassung seitens der Regierungen neuen Anlaß zu Aufständen, die im Frühling 1849 besonders in Dresden, in Baden und in der Pfalz einen bedenklichen Charakter annahmen, bis preußische Truppen unter dem Prinzen von Preußen auch hier die mit der ganzen europäischen Revolution zusammenhängenden Bewegungen bezwangen. Die deutsche Nationalversammlung, zu einen Rumpf zusammengeschwunden, endete in Stuttgart, 18. Juni 1849.

Einen sehr traurigen Abschnitt in der Geschichte dieser verhängnisvollen Jahre bildete der Kampf in Schleswig-Holstein. Die beiden Herzogtümer, seit lange an die dänische Krone geknüpft (S. 226), hatten bei dem in Aussicht stehenden Erlöschen des älteren dänischen Königsstammes gehofft, unter einem eigenen Herrscher aus der jüngeren Augustenburgischen Linie (S. 224 Anm.) enger an das deutsche Gesamtvaterland sich anschließen zu können. Im Jahre 1846 hatte der sogenannte offene Brief König Christians VIII. auch in diesem Fall ein Fortbestehen der Vereinigung mit Dänemark angekündigt. Die nun sich erhebende Unzufriedenheit konnte dadurch nicht gestillt werden, daß Christians Nachfolger, Friedrich VII., am 23. Januar 1848 den Herzogtümern eine gemeinsame Verfassung mit Dänemark gab. Als die Aufstände des Jahres 1848 begannen, erhob sich auch Schleswig-Holstein und bildete eine provisorische Landesregierung, die gegen

Dänemark einen Unabhängigkeitskampf begann. Dieser, mit Turner- und Freischaren, die aus ganz Deutschland herbeieilten, geführt, war anfangs unglücklich, bis deutsche Bundestruppen ins Land rückten, und die Preußen bei Schleswig die Dänen schlugen (23. April 1848) und aus dem Lande trieben. Nun aber trat der Mangel einer Kriegsflotte hervor, der es unmöglich machte, den Sieg zu vervollständigen (S. 341), und als man zum Ersatz des Schadens, den die Dänen zur See dem deutschen Handel zufügten, Jütland besetzte, nahmen England und besonders Rußland eine so drohende Haltung an, daß Preußen, welches den Krieg (der vielen nur eine besondere Gestaltung der allgemeinen Revolution zu sein schien) ohnehin nur mit halber Seele führte, einhielt und den Waffenstillstand von Malmö abschloß. Im Frühling 1849 aber nahm die männlich ausharrende Bevölkerung der Herzogtümer den Kampf wieder auf, noch einmal unterstützt von den deutschen Kontingenten, die hier in Eintracht rühmlich nebeneinander fochten. Als aber die unter dem preußischen General Bonin gebildete junge schleswig-holsteinsche Armee die jütische Grenze überschritt, den Feind bei Kolding schlug und bis unter die Wälle von Fridericia verfolgte, zögerten die Preußen und übrigen Deutschen, durch diplomatische Rücksichten gebunden, zu folgen; — dann rückten sie zwar in Jütland ein, führten aber den Krieg nur lau, selbst als die Schleswig-Holsteiner vor Fridericia durch einen Ausfall der Dänen eine schwere Niederlage erlitten. Der dann in Berlin geschlossene Waffenstillstand trennte Schleswig von Holstein, und stellte ersteres unter eine Statthalterschaft, deren Vorsitzender ein parteiischer Engländer war. Noch einmal begannen dann 1850 die Holsteiner, die den von Preußen im Namen des deutschen Bundes geschlossenen Frieden verwarfen, nur noch eignen Kräften vertrauend, den Kampf gegen das überlegene Dänemark. Selbst als sie bei Idstedt unweit Schleswig am 24. und 25. Juli nach tapferem Kampfe überwunden waren, verloren sie den Muth nicht und führten den Krieg weiter — bis die deutschen Großmächte selbst die Einstellung der Feindseligkeiten geboten, und östreichische Truppen über die von Preußen zu diesem Zwecke überbrückte Elbe zogen, um die Herzogtümer zu entwaffnen, die so durch deutschen Arm dem Feinde übergeben wurden. Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 tilgte dann mit einem Federzuge das Jahrhunderte lang festgehaltene Recht der Herzogtümer, indem es sie einer neu festgestellten Erbfolgeordnung unterwarf, durch welche die dänische Monarchie ungetheilt von der Elbe bis zur äußersten Nordspitze nach dem Tode Friedrichs VII. auf den Prinzen Christian von Glücksburg übergehen sollte. Den braven Schleswig-Holsteinern blieb seitdem nichts als männliches Dulden gegen tausend rachsüchtige Bedrückungen des kleinlichen Fein-

des, dem sie wieder preisgegeben waren; den deutschen Patrioten aber das brennende Gefühl der Schande, die von neuem auf den deutschen Namen geladen war.

Friedrich Wilhelms IV. Bestrebungen für eine Neugestaltung des deutschen Bundes.

Friedrich Wilhelm IV. hatte seine Pläne auf Umgestaltung des deutschen Bundes auch mitten in den Stürmen der Revolution festgehalten. Noch vor dem blutigen Ausbruche derselben in Berlin (18. März 1848) hatte er erklärt: „Deutschland müsse aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat verwandelt werden." Am 21. März verkündigte er: „der König von Preußen habe sich an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt." Gleichwohl hatte er, wie oben (S. 586) gezeigt, die deutsche Kaiserkrone nicht annehmen können. Als im Frühlinge 1849 die preußischen Truppen Sachsen aus dem Brande des Aufruhrs gerissen und ganz Norddeutschland vor Revolution geschützt hatten, ward vorläufig mit Sachsen und Hannover ein Bund unter Preußens Leitung geschlossen (der sog. Dreikönigsbund), welcher den Kern zu einem engeren deutschen Bundesstaate mit Ausschluß Oestreichs bilden sollte. Aber dieser Bund, von Fürsten eingegangen, die der Einheit zu Gefallen einen Theil ihrer so hoch gehaltenen Souveränität opfern sollten, war kein rechter Ernst. Und bald fand das Widerstreben gegen Preußens Führung einen Rückhalt in dem wiedererstarkten Oestreich, welches, seit hier die Revolution besiegt worden war, von dem klugen und verwegenen Schwarzenberg geleitet wurde. So zogen sich bei der nun günstiger werdenden Lage die Mittelstaaten von Preußen zurück. Dieses beharrte auch jetzt noch in dem Bestreben, eine festere Reichseinheit, eine Union, wenngleich nur mit den kleineren Staaten, herzustellen, und berief unter Radowitz' Leitung im März 1850 ein Reichsparlament nach Erfurt, von dem eine neue Reichsverfassung angenommen wurde. Von Oestreich aber wurden die süddeutschen Regierungen aufgefordert, den Bundestag wiederherzustellen. Es trat eine Spaltung ein, indem ein Theil der deutschen Fürsten, das sogenannte Fürstenkollegium, sich an Preußen, ein anderer Theil aber, besonders die Könige von Baiern und Württemberg und auch das von Preußen abgefallene Hannover und Sachsen, sich an Oestreich schlossen. Hier war, seit der Besiegung der Revolution, das Selbstgefühl dermaßen erstarkt, daß man daran dachte, mit den gesamten Ländern Oestreichs in den deutschen Bund zu treten, wodurch dann Deutschland für ewig an das Schicksal des Kaiserstaates geknüpft gewesen wäre. Vor

allem aber kam es Schwarzenberg darauf an, Preußen zu demüthigen. In Kurhessen, wo Volk und Volksvertretung sich in einem ruhigen und gesetzmäßigen Widerstreben gegen unverfassungsmäßige Schritte des Kurfürsten und seines Ministers Hassenpflug befanden, schien der Widersteit beider deutschen Mächte und ihrer Bestrebungen zum offenen Kampfe führen zu sollen. Oestreich und die ihm anhangenden Regierungen erklärten sich im Namen des wiederhergestellten Bundes, unter dessen Macht sich der Kurfürst geflüchtet, zum Schutz desselben bereit, und bairische und östreichische Truppen rückten in Hessen ein (November 1850). Diesem Einmarsch schien Preußen, das bereits Kassel besetzt hatte, Widerstand leisten zu wollen. Der Kampf, einmal begonnen, mußte zum Entscheidungskampf mit Oestreich um die Oberleitung Deutschlands führen. Schon drangen fremdzüngige Heeresmassen tief aus den fernsten Erbländern Oestreichs heran und sammelten sich in Böhmen, während mit ihnen Baiern gegen Hessen rückten; schon wurde auch in Preußen die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, die Landwehr einberufen. Da schreckten die drohenden Erklärungen des russischen Kaisers Nikolaus, welchen Preußens Minister, Graf Brandenburg, zu Warschau vergeblich für Preußens deutsche Bestrebungen zu gewinnen gesucht hatte, Preußen von entscheidenden Schritten zurück. Brandenburg starb unmittelbar nach seiner Warschauer Reise und der fügsamere Manteuffel ging nach Olmütz, um dort dem Minister Schwarzenberg in allen Punkten nachzugeben. So war zwar ein drohender Bürgerkrieg vermieden, aber auch Preußens Einfluß vorläufig dem Oestreichs geopfert. Nun wälzte sich die Schmach der Unterdrückung Kurhessens, der Auslieferung Schleswig-Holsteins über Deutschland. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte seine deutschen Pläne aufgegeben; der Bundestag war wieder da wie ehedem (1851).

Oestreich hatte wieder den vorwaltenden Einfluß in Deutschland gewonnen. Es folgte nun rückhaltlos jenen Bestrebungen, die an die Zeiten Ferdinands II. (S. 334 ff.) erinnerten. Die eigene Verfassung hob es auf; und wo in irgend einem deutschen Staate, wie in Mecklenburg, Dessau, ähnliches betrieben wurde, da konnte man auf Oestreichs und des Bundes Unterstützung rechnen. In kirchlicher Beziehung gab sich Oestreich wieder ganz der römischen und jesuitischen Einwirkung hin. Zu gleicher Zeit aber behielt das Wiener Kabinett gegen Preußen seinen übermüthigen und feindseligen Ton. Es suchte mit Eifer die Mittel- und Kleinstaaten an sich zu fesseln, ja es versuchte das letzte Band deutscher Einheit, das Preußen noch in der Hand hielt, den Zollverein, zu lockern und durch den Widerspruch der einzelnen zu lösen. — In ganz Deutschland herrschte die Ruhe der Ermattung.

An dem Kriege der Westmächte, Frankreichs und Englands, gegen Rußland (1853—1856) nahm Preußen, das keinen Grund der Feindseligkeit gegen Rußland hatte, keinen Antheil. Oestreich schloß sich zuletzt den Westmächten an und führte durch diese drohende Bewegung die Nachgiebigkeit Rußlands und den Frieden herbei. — Preußen aber war in seinem Aufschwunge gelähmt, den es seit 1840 genommen. Zwar blieb die hier einmal gegebene Verfassung formell unverletzt; aber Mißtrauen und Unbehagen drang in alle Kreise der Bevölkerung. Schwer ertrug man die Schmach von Olmütz, die man wie ein zweites Jena empfand; aber man verlor den Glauben nicht an Preußens Bestimmung.

Preußen in den ersten Regierungsjahren König Wilhelms (Regent vom 9. Okt. 1858 an; König seit dem 2. Jan. 1861).

Im Oktober des Jahres 1857 erkrankte unheilbar König Friedrich Wilhelm IV., dessen mehr künstlerischer als politischer, feiner und reizbarer Geist in den stürmischen Kämpfen der letzten zehn Jahre oft und schwer erschüttert worden. Zuerst als Stellvertreter des erkrankten Königs auf kürzere Zeit, dann dauernd als Regent, übernahm sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, die Regierung (am 9. Okt. 1858). Er war geboren am 22. März 1797; seine früheste Kindheit hatte noch den Glanz des alten Preußens gesehen, wie es Friedrich der Große hinterlassen; sein beginnendes Knabenalter den Fall und das unermeßliche Leiden der Monarchie; seine erste Jünglingszeit die Erhebung des Vaterlandes und die herrlichen Befreiungskriege. Da er ursprünglich schwächlicher Gesundheit war, so gestattete der Vater, König Friedrich Wilhelm III., dem 16jährigen Jüngling erst nach der Schlacht bei Leipzig, den Feldzug mitzumachen. Bei Bar sur Aube (S. 564) erwarb er sich das eiserne Kreuz; beim Einzug in Paris begleitete er die Monarchen. Erst nachdem der Krieg beendet, konnte an seine letzte Jugendausbildung und an seine Konfirmation gedacht werden. Damals schrieb er in seinem von ihm selbst aufgesetzten Glaubensbekenntnisse: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande; Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.“ In diesem altpreußischen Sinne strenger Pflichterfüllung reifte er heran; und besonders war es der Dienst im Heer, dessen er sich mit ganzer Seele annahm, und dessen höhere Stellen ihm vom Vater, dessen Gesamtbefehl ihm schließlich vom Bruder übertragen wurde. Das Jahr 1848 reichte auch ihm den Kelch bitterer Erfahrungen; aber schon 1849 stand er wieder an der Spitze des

Heeres und dämpfte den Aufstand in Baden; dann lebte er, namentlich seit den moralischen Niederlagen, die Preußen durch Oestreich erlitten, in fürstlicher Stille zu Coblenz.

Sobald er die Regentschaft angetreten, entließ er das Ministerium Manteuffel und berief ein neues unter dem Fürsten von Hohenzollern und dem Herrn v. Auerswald. Von frischer Hoffnung bewegten sich die Gemüther, die Wahlen zum Abgeordnetenhause zeigten die freudige Uebereinstimmung des preußischen Volkes mit dem eingeschlagenen Wege. Das Wort des neuen Herrschers erklärte: „Preußen ist überall bereit, das Recht zu schützen." Das preußische wie das deutsche Volk verstand, daß damit auch das Recht der bisher verlassenen Völker, insbesondere Schleswig-Holsteins und Hessens, gemeint sei. Bald kam auch Gelegenheit zum Handeln. In Italien bereitete sich ein Zerwürfnis zwischen dem Könige von Sardinien, Victor Emanuel, und zwischen Oestreich vor, 1859. Die Stimmungen in Deutschland waren getheilt: man gönnte dem zerrissenen, unterdrückten Italien, das wie ein Abbild Deutschlands erschien, seine Einheit wie seine Unabhängigkeit. Als aber der Minister Victor Emanuels, Cavour, sich mit Louis Napoleon III. (Kaiser der Franzosen seit dem 2. Dezember 1852) verband, und die französischen Heere über die Alpen rückten, gedachte man der Gefahren des gallischen Ehrgeizes und der nahen Zugehörigkeit Oestreichs zu Deutschland. Oestreich aber, noch an die vorige Ueberhebung gewöhnt, dachte Preußen wie einen Vasallenstaat mit fortreißen zu können und begann den Krieg. Die Niederlagen bei Magenta am linken Ufer des Tessin (4. Juni 1859) und bei Solferino südlich vom Gardasee (24. Juni) waren die Folgen dieser Ueberstürzung. Preußen aber war bereits nicht mehr das Preußen von Olmütz. Zwar erklärte sich nun der Prinz-Regent zur thätigen Hilfe für Oestreich bereit, und das preußische Heer ward mobil gemacht. Aber er verlangte auch für den Fall, daß es wirklich zum Kampf kam, den unumschränkten Oberbefehl in diesem deutschen Kriege. Ehe Oestreich dies zugab, opferte es lieber die Lombardei, die an Italien abgetreten wurde (in den Präliminarien von Villafranca und im Frieden von Zürich). Dagegen ward gegen Preußen die Beschuldigung geschleudert, es habe Oestreich im Stich gelassen, und so sei dieses zum Frieden genöthigt gewesen.

Am 2. Januar 1861 starb Friedrich Wilhelm IV., und jetzt begann die Königsregierung Wilhelms I. Oestreich hatte selbst im Unglück gezeigt, daß es Preußen stets von der Führerschaft in Deutschland fern halten werde. Preußen, wollte es zu seiner ihm gebührenden Stellung gelangen, mußte auf einen Krieg gerüstet sein. Der König begann deshalb eine gründ-

liche Reorganisation des Heeres, die er selbst als sein eigenstes Werk bezeichnete. Das Heer sollte auch ferner „das Volk in Waffen" bleiben; aber um dies zu sein, sollte seine Stärke erhöht, die aktive Dienstzeit in der Reserve ausgedehnt, dagegen die in der Landwehr verkürzt werden. Unerwartet erhob sich gegen diese Einrichtung der Widerspruch des Landtages. Da Preußen so lange keinen großen Krieg geführt und vor der Entscheidung von 1850 zurückgewichen war (S. 589), so zweifelte man, ob eine Vermehrung des Heeres nöthig sei, wenn man doch nicht zu Thaten käme; man fand die durch die Reorganisation entstehenden Geldlasten zu hoch; andere fürchteten eine Beeinträchtigung der altbewährten Landwehr. Selbst der noch von 1858 her bestehende Landtag bewilligte die Kosten für die Reorganisation nur provisorisch auf ein Jahr. Da aber dieselbe sich weder verschieben noch auch auf einen kurzen Versuch ausführen ließ, der 1862 zusammentretende, in seiner Mehrheit der sog. Fortschrittspartei angehörende Landtag aber die bereits dafür gemachten Ausgaben nicht bewilligte — so entstand, da auch die Regierung nicht nachgeben konnte, der sogenannte Verfassungskonflikt, der sich von Jahr zu Jahr mehr schärfte. Das alte Ministerium trat zurück, und der Fürst Hohenlohe — der Minister v. d. Heydt war darin die bedeutendste Persönlichkeit — führte ein neues bis zum Herbste 1862.

Da berief der König den bisherigen Gesandten in Paris, Otto von Bismarck, an die Spitze des Ministeriums. Otto von Bismarck-Schönhausen (geb. den 1. April 1815) hatte in den beiden vereinigten Landtagen von 1847 und 1848, dann in der zweiten Kammer von 1849 und im Erfurter Parlament von 1850 als einer der hervorragendsten Führer der sogenannten konservativen, damals Oestreich wie dem Minister von Manteuffel zugeneigten Partei gegolten. Er war dann Bundestagsgesandter in Frankfurt geworden, 1851, und hier erst hatte er das wahre Oestreich, welches unter Schwarzenberg Preußen mit empörendem Uebermuth behandelte, kennen gelernt. Von da an stand es in seinem energischen Willen fest, so viel an ihm liege, Preußen dieser unwürdigen Stellung zu entziehen. Als Gesandter in Petersburg und Paris hatte er noch tieferen Einblick in die große Politik gewonnen. Man schätzte hier seine Gaben hoch, ebenso wie man sie in Wien fürchtete. Er hätte, zum Minister berufen, sich gern mit den Abgeordneten in Einklang gesetzt. Aber schon trat ihm das immer höher gesteigerte Mißtrauen entgegen, und da er, nach seines Königs Willen wie nach seiner eigenen Ueberzeugung, die Armee-Reorganisation durchaus durchführen mußte, so wuchs die Verbitterung in den Jahren 1862—1864 immer mehr. Oestreich schien jetzt die Führung Deutschlands ganz und gar über-

nehmen zu wollen. Es veranlaßte den deutschen Fürstenkongreß in Frankfurt (Aug. 1863) zur Neugestaltung des deutschen Bundes, und als infolge der ablehnenden Haltung König Wilhelms dieser im östreichischen Interesse unternommene Versuch ohne wirkliche Resultate blieb, da konnte es mit einem Scheine des Rechtes Preußen die Schuld zuschieben, daß eine Besserung der deutschen Zustände nicht zustande gekommen. Unablässig reizte es die Mittelstaaten gegen Preußen. Ein feindlicher Zusammenstoß schien nahe, als ein äußeres Ereignis unerwartet noch einmal ein Zusammengehen beider Mächte herbeiführte.

Der schleswig-holsteinische Krieg. 1864.

Am 15. November 1863 starb der König Friedrich VII. von Dänemark, und nach dem Londoner Protokoll von 1852 folgte ihm Prinz Christian von Glücksburg, als König Christian IX. Noch Friedrich VII. hatte eine sogenannte Gesamtstaatsverfassung vorbereiten lassen, durch welche Schleswig völlig in die dänische Monarchie einverleibt werden sollte. Christian IX. trug Bedenken, derselben seine Unterschrift zu geben. Aber geschreckt durch die revolutionären Drohungen seiner Hauptstadt that er es, um nicht seine Krone einzubüßen. Die meisten deutschen Klein- und Mittelstaaten hatten das Londoner Protokoll nicht anerkannt und beriefen sich nun auf die gesetzlich feststehende Erbfolge (S. 224 Anm.); der Bund erklärte sich gegen die Einverleibung und beschloß Bundesexekution nach Holstein, in welches Land 12,000 Mann Sachsen und Hannoveraner noch im Dezember 1863 einrückten. Stürmisch verlangte jetzt durch ganz Deutschland das Nationalgefühl die endliche Befreiung der Herzogtümer und die Sühnung der alten Schmach. Beide Großmächte aber, ohne die doch nichts geschehen konnte, waren in eigner Lage. Preußen war entschlossen, zu handeln und zu helfen. Aber gebunden durch das Londoner Protokoll, konnte es sich nicht gegen die dänische Erbfolge und (wie man verlangte) ohne weiteres für den Prinzen Friedrich von Augustenburg erklären, ohne das gesamte Europa zum Kampfe herauszufordern. Oestreich hatte kein Interesse für Schleswig-Holstein, das es einst selbst entwaffnet hatte, und wollte am wenigsten, daß Preußen durch eine nähere Verbindung mit diesem Lande an Macht gewinne. Auf der andern Seite wollte es doch die Volksgunst, besonders in Süddeutschland, auch nicht einbüßen, was durch ein Verlassen der Schleswig-Holsteiner unfehlbar geschehen wäre. Unter diesen Umständen folgte es lieber dem Vorgehen Preußens, um letzteres dabei zugleich überwachen zu können.

Gegen die Erbfolge konnte sich Preußen nicht erklären; wohl aber gegen die Einverleibung Schleswigs, als einen Rechtsbruch Dänemarks; der erste Kanonenschuß aber, so erklärte Bismarck ganz offen, zerreiße das Londoner Protokoll. Die Forderung Preußens und Oestreichs an Dänemark, die Verfassung von 1863 wieder aufzuheben, ward abgelehnt, Preußen und Oestreicher (an 45,000 Mann) rückten nun gleichzeitig in Holstein ein; die ersteren unter dem Prinzen Friedrich Karl, die letzteren unter Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz, der Oberbefehl lag in der Hand des greisen Feldmarschall von Wrangel. Die Dänen wurden aufgefordert, Schleswig zu räumen. Als dies verweigert wurde, rückten die Alliirten auch in dies Herzogtum ein (1. Februar 1864), die Oestreicher drangen gegen das Danewerk (eine Befestigung, die auf etwa elf Stunden Länge von Stadt Schleswig am Ende des Schlei-Busens nach Osten bis Eckernförde, nach Westen bis zu den das südwestliche Schleswig erfüllenden Sümpfen hinüberführte und so gleichsam die ganze Halbinsel absperrte) vor; die Preußen aber wandten sich östlich und schickten sich nach dem Gefecht bei Missunde (2. Februar) an, weiter östlich bei Arnis die Schlei zu überschreiten. Der dänische Obergeneral de Meza erkannte, daß er die weitausgedehnte Stellung nicht zu halten vermochte. Am Abend des 5. Febr. begann der Abmarsch der Dänen; ohne Schwertschlag räumten sie die erste ihrer Vertheidigungsstellungen, um sich über Flensburg auf die stärkeren Düppeler Schanzen zurückzuziehen. Oestreicher und Preußen setzten den Dänen nach, bei Oeversee ereilten die ersteren den Feind und lieferten ihm ein blutiges, aber siegreiches Gefecht (6. Februar). Tags darauf rückten die Verbündeten in Flensburg ein.

Die Düppeler Schanzen, denen der nächste Angriff galt, erhoben sich im sogenannten Sundewitt auf der stumpfen Halbinsel, welche nach einer Seite, nach Süden, hin der Flensburger Meerbusen, nach der anderen, im Osten, der Alsensund umgürtet. Der Uebergang über diesen Sund nach der Insel Alsen und der Stadt Sonderburg wird durch die Schanzen gedeckt. Sie waren durch Natur und Kunst aufs höchste befestigt und wohl im Stande, durch ihre Stärke die kleinere Truppenzahl der Dänen gegenüber den Preußen, denen die Aufgabe zufiel, die Schanzen zu nehmen, auszugleichen. Unter dem Prinzen Friedrich Karl begann nun eine ordnungsmäßige Belagerung. Endlich, am 18. April, war alles zum Sturm bereit. In unaufhaltsamem Andrang nahmen die kühnen Truppen die Schanzen, das sogenannte Retranchement dahinter und sogar die beiden diesseit des Sundes gelegenen Brückenköpfe von Alsen. Es geschah mit einem Verluste von 1200 Mann, darunter 70 Offiziere, Zierden der Armee; aber reich

war auch die Siegesbeute, und der König eilte persönlich nach dem Sundewitt, seinem Heere, das nach so langem Frieden sich doch so kriegstüchtig gezeigt, seine Anerkennung auszusprechen.

Unterdessen waren die Oestreicher und die preußischen Garden nach Jütland eingerückt. Hier begannen sie das Bombardement von Fridericia (S. 587), das aber die Dänen nach dem Fall der Düppeler Schanzen freiwillig räumten. Auch auf der See bestand die junge preußische Marine bei Rügen gegen eine dänische Uebermacht rühmlich die Feuerprobe. Unterdessen versuchte England eine friedliche Vermittlung, indem es die fünf Großmächte zu einer Konferenz nach London einlud. Es kam zu einem Waffenstillstande (vom 12. Mai bis 26. Juni). Da aber die Dänen eine Theilung Schleswigs nach der Nationalität verwarfen, so begann der Krieg wieder. Früh am Morgen des 29. Juni setzten die Preußen unter Herwarth von Bittenfeld durch ein meisterhaftes Manöver nach Alsen über und nahmen die Insel. Weit über den Lymfjord drangen nun die alliirten Truppen bis in die äußerste Spitze von Jütland. Da schloß endlich Dänemark den Frieden, dessen Präliminarien am 1. August in Wien festgestellt wurden, und der am 30. Oktober 1864 unterzeichnet ward. Durch denselben entsagte der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen.

Das Jahr 1866.

Was bei anderen Völkern Freude und Glück gewesen wäre, nämlich ein siegreicher Krieg, der die Grenzen erweitert und edle Stämme dem Muttervolke wieder zuführt — das ward bei der Zerrissenheit Deutschlands in den armseligen Bundesverhältnissen der Grund erst zu widerlichem Wortgezänk, dann zu blutiger Waffenentscheidung. Gleich bei dem ersten Beginn des dänischen Krieges war der Prinz Friedrich von Augustenburg nach Holstein gekommen. Der Minister von Bismarck hatte auch auf der Londoner Konferenz erklärt, Deutschland halte den Prinzen für den erbberechtigten Nachfolger in den Herzogtümern, und er trug kein Bedenken, die Vereinigung der Herzogtümer unter seiner Souveränität zu empfehlen. Aber nach beendigtem, siegreichem Kriege mußte Preußen lebhafter auf seinen Plan, den neuen Bundesstaat zu begründen, zurückkommen. Es wollte Schleswig-Holstein nicht befreit haben, um einen neuen Mittelstaat in seinem Rücken entstehen zu sehen, zu schwach, um — trotz seiner herrlichen Lage an zwei Meeren — Deutschland zu nützen, wohl aber stark genug, um an

Oestreich angelehnt, Preußen zu hemmen und ihm zu schaden. Preußen forderte deshalb, was es später von allen, wenigstens norddeutschen, Bundesstaaten im Interesse Deutschlands zu fordern Willens war: Einverleibung des Heeres in das preußische und Ueberlassung der äußeren Politik (der diplomatischen Vertretung) an Preußen; ferner die Einräumung der Bundesfestung Rendsburg, des Kieler Hafens und des noch zu bauenden Nordostseekanals. Der Prinz suchte sich diesen Bedingungen zu entziehen. Dieselben Anforderungen aber sprach Preußen am 22. Februar 1865 offen auch Oestreich gegenüber aus, welches der Mitbesitzer von Schleswig-Holstein war und bereits darauf drang, man solle die Herzogtümer „vorläufig" an den Prinzen Friedrich abgeben. Da schloß Oestreich, laut seiner Erklärung vom 5. März, die Verhandlungen, und nun lehnte auch der Prinz die Forderungen Preußens sämtlich ab. Von Kiel aus, wo er sich mit seinem kleinen, im Stillen wirkenden Hofe aufhielt, bereitete sein aufregendes Treiben Preußen immer neue Schwierigkeiten. Gegen dies Verfahren griff Preußen ein. Die deutschen Bundesmächte nahmen sich dagegen des Prinzen an. Da Preußen nicht weichen wollte und konnte, so schien es schon im Laufe des Sommers zu einem feindseligen Zusammenstoße in Deutschland selbst kommen zu müssen.

Noch einmal ward der drohende Sturm beschworen. Die Gasteiner Konvention vom 14. August 1865, bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Salzburg und Ischl von dem Kaiser Franz Joseph und dem König Wilhelm bestätigt, wies Schleswig an Preußen und Holstein an Oestreich zur Verwaltung (doch so, daß das gemeinsame Anrecht fortdauerte), und Lauenburg ging gegen eine an Oestreich zu zahlende Geldentschädigung vollständig in die Souveränität des Königs von Preußen über. Herr v. Bismarck, der bisher alle äußeren Verhandlungen so erfolgreich geleitet, ward von seinem Könige in den Grafenstand erhoben. Aber der Gasteiner Vertrag war nur einem Waffenstillstand zu vergleichen. Die geheimen Aufreizungen der Augustenburgischen Partei, von Oestreich unterstützt, dauerten fort, und Preußen war entschlossen, vor einer endgiltigen Ordnung in den Herzogtümern seine Forderungen sicher zu stellen, ja wenigstens die des militärischen Oberbefehls auch in Betreff anderer Staaten festzuhalten. Da drohte Oestreich die schleswig-holsteinische Sache ganz an den Bund abzugeben, wo eine Entscheidung gegen Preußen vorauszusehen war. Oestreich forderte die ihm ergebenen Höfe auf, sich ungesäumt in Kriegsbereitschaft zu setzen (16. März 1866). Seinerseits war Preußen nun vollständig gerüstet und nahm mit aller Energie die Umgestaltung des ganzen deutschen Bundes in Aussicht. In einem Rundschreiben vom 24. März erklärte Graf

Bismarck: „Preußen sei durch seine Stellung, seinen deutschen Charakter und durch die deutsche Gesinnung seiner Fürsten vor allem zunächst darauf angewiesen, seine Sicherheit in Deutschland selbst zu suchen. Dazu sei eine Reform des ganzen Bundes nothwendig. Preußen, wenn es Deutschlands nicht sicher sei, sei gerade seiner geographischen Lage wegen gefährdeter als andere europäische Staaten; Preußens Schicksal aber werde immer das Schicksal der anderen deutschen Staaten nach sich ziehen; der deutsche Bund aber, in seiner gegenwärtigen Gestalt den Gefahren Europas gegenüber gestellt, werde seiner Aufgabe erliegen, und nichts werde dann Deutschland vor dem Schicksale Polens schützen." — Deshalb verlangte Graf Bismarck die Berufung eines aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen, deutschen Parlaments.

Aber diese großen Pläne, die durchaus im Sinne der seit 25 Jahren getriebenen preußischen Politik und des königlichen Monarchen Preußens waren, fanden den erbittertsten Widerstand. Oestreich rüstete mit aller Macht zum Kriege; die deutschen Mittelstaaten, nun auch Hannover und Kurhessen einbegriffen, sahen ihre Souveränität gefährdet; ja im eigenen Lande, wo auch die Erfolge von 1864 und 1865 den Konflikt nicht zu heben und das Mißtrauen zu überwinden vermocht hatten, war Widerstreben an allen Orten, im Abgeordnetenhause, in zahlreichen Versammlungen, in fast allen Tagesblättern. Gleichwohl ging Preußens Regierung jetzt entschlossen vor. Mit Italien, welches der Krieg von 1859 noch nicht „bis zur Adria" frei gemacht hatte, ward ein Bündnis gegen Oestreich geschlossen. Als Oestreich die schleswig-holsteinische Sache dem Bunde übergab, erklärte Preußen die Gasteiner Konvention gebrochen, und seine Truppen rückten in Holstein ein; als die holsteinischen Stände, von Oestreich berufen, sich versammeln wollten, löste Preußen die bisherige holsteinische Regierung auf und verhinderte durch Festnahme des kaiserlichen Kommissarius, der mit der Eröffnung der Versammlung betraut war, das Zusammentreten derselben. Als Oestreich den Bund anrief, legte Preußen die Grundzüge seiner neuen Bundesverfassung vor (10. Juni), welche Oestreich aus Deutschland ausschloß, sonst aber dieselben Grundzüge eines festeren Bundesstaates vorzeichnete, wie sie später im norddeutschen Bunde ausgeführt wurden. Unterdessen wüthete besonders in Süddeutschland die verhetzte Stimmung gegen Preußen bis zum wahnsinnigsten Haß, während das preußische Volk ernst und schweigend diese Schmähungen nicht vergalt und einem Kriege, der doch immerhin zum Theil ein deutscher Bruderkrieg werden mußte, mit schwerem Herzen entgegensah.

Der 14. Juni des Jahres 1866 endete den deutschen Bund. Oestreich hatte den Antrag gestellt auf Mobilmachung des Bundesheeres

gegen Preußen. Mit 9 Stimmen gegen 6, aber noch dazu in unklarer Abstimmung, ward er angenommen. Da erklärte der Gesandte Preußens, der schon vor der Abstimmung Protest gegen den Antrag eingelegt hatte, daß mit der Annahme desselben Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen ansehe. Preußen und die ihm angeschlossenen Staaten (Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Weimar, Coburg-Gotha, Altenburg, Bremen ꝛc.) traten vom Bunde zurück; während Baiern, Württemberg, Sachsen, Darmstadt, Baden (letzteres unfreiwillig) ꝛc. zu den Waffen griffen. — Man hatte sich in der Energie Preußens, die so oft in Zweifel gezogen, und auch in der Volksstimmung, die man mit der Regierung für zerfallen hielt, weit verrechnet. Als die preußischen Adler flogen, die Trommeln des siebenjährigen Krieges und der Befreiungskriege klangen und das Heer, geführt von den Prinzen aus dem Hohenzollern-Blut und bald vom Könige selbst, gebildet aus jeglichem Stande des Volkes, dieses „Volk in Waffen" selber, ins Feld rückte: da war der innere Hader vergessen; wie 1813 strömten die freiwilligen Gaben und Hilfleistungen, und alle erkannten, daß in Preußen Deutschland, die Freiheit, die Zukunft sei.

Schon am 15. Juni ergingen an die nächsten Nachbarn, Hannover, Sachsen, Kurhessen, die Anforderungen Preußens. Auch jetzt noch ward ihnen ihre Souveränität gewährleistet, wenn sie augenblicklich abrüsteten und dem neuen Bundesstaate und dem zu berufenden Parlament sich anschlössen. Der König Georg V. von Hannover, stolz auf seine Welfische Abkunft und sein Königtum, hatte während der Unterhandlungen hin und her geschwankt, hatte sich aber zuletzt nach seines Herzens Zuge für Oestreich erklärt und wies die Forderung zurück, ebenso der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, in eingewurzelter Abneigung gegen Preußen; Sachsen, das in seinem Minister Beust den eifrigsten Schürer zum Kriege gegen Preußen besaß, gleichfalls. — Sofort rückten die Preußen in alle drei Länder ein; mit betäubender Schnelligkeit fielen die Schläge. Ueber die Elbe aus Holstein, das bereits vor dem 14. Juni die Oestreicher geräumt hatten, kam General Manteuffel, von Westfalen her Vogel von Falckenstein, und schon am 17. Juni stand die Division Goeben in der Hauptstadt Hannover. Ebenso schnell rückte von der Rheinprovinz her General Beyer in Kurhessen ein, besetzte Kassel am 19. Juni, nahm den Kurfürsten, der auch in der letzten Stunde noch jede Versöhnung verwarf, gefangen, während es den kurhessischen Truppen gelang, nach Süden zu entkommen und sich mit dem 8. Bundesarmeecorps zu vereinigen. Der König Georg sammelte in der Eile bei Göttingen sein Heer, versäumte aber hier die Zeit, wo er sich noch südwärts durch Hessen einen Ausweg hätte bahnen können.

Erst als wie im Sturm die Preußen sein Hannover besetzt hatten und ihm auf dem Fuße folgten, und General Beyer ihm auch bereits die nächsten Wege des Abzuges über Kassel oder Eschwege sperrte, traf er Anstalt, mit seiner Armee südöstlich auf Thüringen gewandt, zur bairischen Armee zu entkommen. Er zog mit seinen 20,000 Mann über Heiligenstadt auf Mühlhausen, aber auch jetzt noch in zögerndem und unsicherem Vormarsch, so daß General Falckenstein, der die preußischen Heereskräfte auf dem westlichen Kriegsschauplatze kommandirte, bereits ihm auch hier, von Kassel aus, Truppen nach Eisenach in den Weg werfen konnte. Dem General v. Flies fiel die Aufgabe zu, mit 8150 Mann Infanterie und 225 Mann Kavallerie von Süden her den anrückenden Hannoveranern einen Riegel vorzuschieben.

Diese waren bereits am 22. Juni in Mühlhausen gewesen, von wo aus ihnen damals ein Durchbruch bei Eisenach noch leicht geworden wäre. Auf die unbestimmte Nachricht aber, daß die Pässe dahin bereits besetzt seien, beschloß man im hannöverschen Hauptquartier, den Weg über Gotha einzuschlagen. So zog man auf Langensalza. Aber hier angekommen (23. Juni), ward man wiederum unschlüssig. König Georg und die Seinen rechneten mit Zuversicht darauf, die Baiern würden ihnen, und zwar über Eisenach her, entgegenrücken. Es galt Zeit zu gewinnen, und so wurden die Unterhandlungen, die von Berlin über Gotha her noch einmal angeknüpft waren, gern angenommen, sogar am 25. ein 24stündiger Waffenstillstand geschlossen. Und noch einmal bot König Wilhelm am 26. nicht bloß ehrenvolle Kapitulation, sondern auch ein ehrliches Bundesverhältnis auf Grund der preußischen Vorschläge vom 10. Juni (S. 597), und damit Verbürgung der Selbständigkeit und Integrität Hannovers. Aber auch jetzt noch antwortete König Georg mit Nein — und dieses Nein kostete ihn seine Krone. Die Hannoveraner zogen sich wieder auf Langensalza zurück, über das sie schon hinausgegangen waren, und nahmen am 26. hinter der Unstrut auf den Höhen bei Merxleben ihre Stellung. Unweit davon, auf dem rechten Ufer des Flusses lag jenes alte Kloster Homburg (Hohenburg), bei dem einst ihre Vorfahren, die Sachsen, gegen den König Heinrich IV. gekämpft (S. 125). Den preußischen Truppen unter General v. Flies hatte Falckenstein den ausdrücklichen Befehl zugesandt, dem Feinde „an der Klinge zu bleiben", ihn aber nicht anzugreifen. Indessen war dieser Befehl dem General von Flies nicht zugegangen, dagegen hatte er Nachrichten über Bewegungen der Hannoveraner und über das Anrücken der Baiern erhalten, die ihm einen Angriff auf die ersteren geboten erscheinen ließen. Am Morgen des 27. Juni ging er mit seiner geringen Streitmacht auf Langensalza vor. Da machten die Hannoveraner Front und nahmen die Schlacht auf. Wohl

faßten nun die Preußen, die Unstrut überschreitend, auf dem jenseitigen Ufer festen Fuß: aber Tapferkeit stritt gegen Tapferkeit, und als General Arentschild, der Höchstkommandirende der Hannoveraner, die Schwäche des Gegners übersah, der bereits alle seine Bataillone in den Kampf gezogen hatte, ging er zum Angriffe über, durchschritt an zwei Stellen die Unstrut und nöthigte Flies den Rückzug anzutreten. Nun brach die stattliche hannöversche Kavallerie über die Unstrutbrücke vor, die noch zerstreuten Haufen preußischer und gothaischer Infanterie mußten unter fortwährendem Feuer sich den Rückweg erkämpfen. Am Abend standen beide Theile wieder in der Stellung, die sie am Morgen inne gehabt. — Nach diesem Siege hätten die Hannoveraner noch immer über Gotha durchbrechen können. Aber schon in der Nacht vom 27.—28. verlegte Falckenstein ihnen auch diesen Ausweg. In ihrem Rücken, bei Heiligenstadt, erschien Manteuffel. Sie sahen sich rings von anwachsenden Truppenmassen umstellt, und die Hoffnung auf die Baiern erwies sich als eitel. Das Blut des beklagenswerthen Kampfes von Langensalza war umsonst geflossen: am 29. Juni kapitulirte König Georg V. mit seinem Heer. Die Truppen erhielten nach Ablegung der Waffen freien Abzug und wurden in ihre Heimat gesandt; der König mit dem Kronprinzen begab sich durch Thüringen nach Wien.

Ebenso rasch wie in Hannover und Hessen waren die Preußen in Sachsen eingerückt. Am 18. Juni ward Dresden, am 19. Leipzig besetzt. Die sächsischen Truppen hatten ihr Land geräumt und sich nach Böhmen zu den Oestreichern gezogen. Hier in Böhmen, gedeckt durch die Gebirge, die einst Friedrich dem Großen so manche Schwierigkeiten gemacht, hatten sich seit dem März die östreichischen Heermassen, gemischt aus Deutschen, Magyaren, den bunten Stämmen der Slaven, selbst den widerwillig fechtenden Italienern, unter dem Oberbefehl des General-Feldzeugmeisters Benedek, gesammelt. Sie bestanden aus 7 Armeecorps, von denen zwei durch Erzherzöge (Ernst und Leopold), vier andere durch Feldmarschall-Lieutenants, unter ihnen Gablenz, kommandirt wurden. Man schätzte sie auf 247,000 Mann, zu denen noch 24,000 Sachsen kamen. Aber es zeigte sich, daß sie trotz der langen Vorbereitung nicht so kampffertig waren, wie erwartet worden; jedermann hatte geglaubt, sie würden angreifen, Schlesien mit Uebermacht überschwemmen, Sachsen besetzen und auf Berlin dringen. Statt dessen rückten nun die Preußen in Böhmen ein. Sie hatten hier im Osten, wo ihre Hauptmacht stand (etwa 250,000 Mann), drei Armeen gebildet, von denen die erste, unter dem Prinzen Friedrich Karl, über Sachsen und aus der Görlitzer und Reichenbacher Gegend her, die zweite, unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, von Schlesien und der

Grafschaft Glatz aus vorrückte. Jene umfaßte das 2., 3. und 4. Armeecorps (Pommern, Brandenburger, Sachsen), denen sich auf der westlichen Flanke die dritte, die sog. Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld (S. 595) anschloß, welche von dem 8. und der Hälfte des 7. Armeecorps (Rheinländer und Westfalen) gebildet wurde. Der Kronprinz kommandirte das Gardecorps, das 1., 5. u. 6. Armeecorps (Preußen, Posener und Schlesier). In viele Heersäulen auseinander gerissen, hatten die Preußen steile Gebirgsrücken zu übersteigen und sich aus langen, engen Thälern herauszuwinden. Aber auf und in denselben trafen sie keinen Feind, erst beim Austritt in die Ebene erwartete sie Benedek.

Am 27. Juni, einem Mittwoch, war nach des Königs Befehl im ganzen Lande ein Buß- und Bettag festgesetzt, um des Himmels Segen auf die Vertheidigung Preußens herabzuflehen. Ueberall stiegen die Gesänge und Gebete der den Kirchen zuströmenden Menge zu Gott empor. Draußen aber im Felde hatte eben die blutige Entscheidung begonnen. Derselbe Tag war der Gefechtstag von Langensalza (S. 599) dort im Westen, und der von Trautenau und Nachod fern im Osten. Hier, am Fuße der Glatzer Gebirge, boten die Oestreicher die ganze Kraft auf, das Hervorbrechen der Preußen zu hindern und sie vernichtend in die Gebirgsengen zurückzuwerfen. Das erste Armeecorps drang durch Trautenau, wo es auch aus einzelnen Häusern mit Schüssen empfangen wurde, glücklich gegen das Gablenzsche Corps vor, welches auf den steilen Höhen südlich und östlich der Stadt eine ungemein feste Stellung eingenommen hatte; als aber die Oestreicher immer mehr Truppen entfalteten, mußte General Bonin über die Grenze bis Liebau und Schömberg zurückgehen. Bei Nachod dagegen hatte, unter des Kronprinzen und des Generals von Steinmetz Führung, das 5. Armeecorps, das von Glatz her über Reinerz debouchirt war, in einem glänzenden Gefecht die Oestreicher geworfen, an 2500 Gefangene gemacht und so die Siegesbahn eröffnet. Am 28. drangen die Sieger auf Skalitz weiter, das ebenfalls nach blutigem Kampfe genommen ward. Die Ehre des Tages gebührte dem „alten Löwen" v. Steinmetz, des eisernen York nachlebendem Bilde in der Armee. Am 29. ging es über die Aupa, nicht ohne Kampf (Miskoles, Schweinschädel), doch immer im Siegesschritt gegen Westen vorwärts, wo man Gradlitz im Elbthale erreichte. Am 30. ward hier abermals gekämpft; überall gingen die Oestreicher unter den Schutz ihrer Festung Josephstadt zurück. — Indessen hatten den Tag von Trautenau die preußischen Garden gut gemacht. Am 28. hatten sie das Gablenzsche Corps, das sich bereits auf dem Rückzuge befand, bei Soor (S. 417) angefallen, geschlagen und ihm an 3000 Gefangene abgenommen. Die Verbindung der Garden

und des Steinmetzschen Corps war nach diesen Siegen nicht mehr zu hindern. Das erste Corps rückte nun ebenfalls wieder vor. Unter neuen Gefechten ward am 29. Königinhof an der Elbe von der Garde besetzt. Das waren die schönen Siegesnachrichten, wie sie am Freitag den 29. zuerst in Berlin und durch die ganze Monarchie kund wurden. Laut jubelte alles Volk, besonders in der Residenz vor dem Palais des Königs; auch Graf Bismarck, so lange verkannt und angefeindet, erhielt nun den freudigen öffentlichen Dank; der König aber eilte noch dieselbe Nacht zum Heere.

Die erste Armee, unter Prinz Friedrich Karl, war von Zittau her über Reichenberg nach Böhmen eingerückt; noch weiter westlich zog die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld. Diese bestand schon am 26. bei Hühnerwasser das erste Gefecht, an demselben Tage, wo auch die I. Armee bei Liebenau auf den Feind traf und ihn am Abend in einem heftigen Gefecht bei Podol a. d. Iser schlug. Durch diese Gefechte wurde die Vereinigung beider Armeen hergestellt. Am 28. kämpften sie siegreich bei Münchengrätz, und der blutige Tag von Gitschin, 29. Juni, brachte die unaufhaltsam nach Südost vordringende Armee in die gesuchte Verbindung mit der II. Armee (Kronprinz, Steinmetz). Am folgenden Tag traf der König bei seinen Truppen ein, die nun, in einer Stellung, welche ein Zusammenwirken jeden Augenblick möglich machte, dem überraschten, erschütterten Feinde, der gegen die Festung Königgrätz hin sich zusammenzog, gegenüberstanden. Die furchtbare Wirkung des Zündnadelgewehrs*) war es nicht allein gewesen, durch welche diese Reihe Siege erfochten; es war noch vielmehr die hohe Bildung, Hingebung und Selbständigkeit des durch die allgemeine Wehrpflicht aus allen Ständen hier vereinten preußischen Volkes. Die so lange angefochtene Armeereorganisation des Königs hatte sich bewährt. Der Kriegsminister von Roon, sowie Freiherr von Moltke, der Chef des großen Generalstabes, theilten die Ehre mit dem Könige, dem Heere, den Prinzen, den Generalen; auch Graf Bismarck war zugegen, zur Begleitung seines Königs; das ganze Herz des Landes schlug im Augenblick dem böhmischen Dorfe Sadowa gegenüber, wohin zugleich voll Spannung die Augen von ganz Europa gerichtet waren.

Mit der Elbe, die, hier schon stark und bedeutend, an der Festung Königgrätz vorüber nach Süden strömt, fließt einige Meilen westlich die später sich mit ihr vereinende Bistritz fast parallel, gleichfalls nach Süden. An letzterem Flusse zieht sich östlich eine Reihe von wellenförmigen Anhöhen hin, meist mit kleinen Dörfern gekrönt; das Terrain ist von steilen Gründen

*) Der Erfinder desselben war Dreyse in Sömmerda.

vielfach durchschnitten, hie und da mit Wäldchen durchsetzt. Hierher war die östreichische Armee unter Benedek schon am 1. Juli zurückgegangen. Bedeutendere Gefechte hatten weder an diesem noch dem folgenden Tage stattgefunden, so daß die Oestreicher Zeit gehabt, die Stellung auf jede mögliche Art zu befestigen. Nur für einen etwaigen Rückzug war sie, da man die Elbe hinter sich hatte, höchst gefährlich gewählt. Prinz Friedrich Karl, dessen Heersäulen den Oestreichern gegenüber westlich von der Bistritz standen — sein Hauptquartier war Kamenitz — glaubte deshalb am Abend des 2. aus verschiedenen Anzeichen, Benedek wolle am folgenden Tage zum Angriff auf die erste Armee übergehen, um sie womöglich zu schlagen, ehe noch die zweite Armee unter dem Kronprinzen, der bei Königinhof (S. 602) noch auf dem linken Ufer der Elbe stand, heran kommen könnte. Noch kurz vor Mitternacht brachte der Generalstabschef der ersten Armee die Meldung davon nach Gitschin zum Könige, der sich eben zur Ruhe begeben wollte. Hier fand ein Kriegsrath statt, der mit einem eigenen Angriff dem des Feindes zuvorzukommen beschloß. Zum Gelingen war es nothwendig, daß der Kronprinz, der noch mehrere Meilen entfernt stand, rechtzeitig von der Linken her am folgenden Tage angreifen könne. Ein Adjutant trug durch die dunkle Regennacht die Aufforderung dazu hinüber. Auf die äußerste Rechte, auf Nechanitz und Problus, war Herwarth mit der Elbarmee dirigirt; das Centrum, die erste Armee, mußte Sadowa gegenüber den Feind fassen, beschäftigen, nicht durchbrechen lassen, bis der Kronprinz käme, dessen Eingreifen vor Mittag kaum zu erwarten war. So stellte sich die Schlacht ähnlich, wie vor 51 Jahren die von Belle-Alliance; aber zugleich rangen hier Massen gegeneinander im höchsten Entscheidungskampfe, wie sie einst drei Tage bei Leipzig gebraucht hatten, ehe der Sieg entschieden wurde; hier vollendete ein Tag die ungeheure Tragödie. — Es war am Dienstag den 3. Juli. Auf die erdrückende Hitze der letzten Junitage waren Regengüsse gefolgt, die den Boden aufgeweicht und das Herankommen der Heeresmassen schwierig gemacht hatten. Seit 8 Uhr war der König zu Roß auf dem Schlachtfeld, um dieselbe Zeit hatte auf der ganzen Linie von Nechanitz bis gegen Bürglitz hin der Angriff der Preußen begonnen. Mit übermenschlichen Anstrengungen rangen die wackeren Truppen gegen die verschanzten Dörfer, die verbarrikadirten Wälder; immer höher häuften sich die Verluste, namentlich im Walde von Benatek, den die Division Fransecky gleich anfangs besetzt hatte und unerschütterlich trotz aller Angriffe festhielt. Der Mittag war herangekommen, schon hatte sich an manchen Stellen die Artillerie verschossen und mußte auf die Reservemunition zurückgreifen, und noch war seit den ersten Erfolgen am Morgen kein Boden gewonnen. Sorgenvoll richteten sich die Blicke nach

links, wie einst Wellington nach Blücher ausgeschaut. Aber es war auch noch nicht Zeit; früher als man erwarten durfte, traf die zweite Armee ein, die gleichfalls mit übergroßer Anstrengung die schwierigen Wege zurückgelegt. Es war zwei Uhr. Ueberall begann nun unaufhaltsam das Vordringen; wie ein Sturm brauste von Nordosten her der frische Angriff der Garden, der Schlesier, Posener, Preußen; von Dorf zu Dorf, besonders auf Chlum, den Schlüssel der Stellung, wälzte er sich vorwärts. Hier fiel der General Hiller von Gärtringen, Prinz Anton von Hohenzollern (tödlich verwundet) und mancher Brave mit ihnen. Nun begann die Auflösung des östreichischen Heeres: in verwirrtem, entsetzlichem Knäuel stürmte alles gegen die Elbe rückwärts. Die durch das Gewölk brechende Abendsonne zeigte im fernen Glanz Königgrätz („dem König geräth's", sagten die Soldaten), das Ziel der Flucht jenen, das des Sieges den Unsern. Erst spät am Abend trafen sich in der Nähe von Problus der König und der Kronprinz; sie sanken sich in die Arme, und der König schmückte die Brust seines Sohnes mit dem Orden pour le mérite. Den ganzen Tag im Sattel, nur mit einem Stück Brot aus der Tasche eines Soldaten erquickt, mehrmals im dichten Feuer und selbst nahe bei Kavallerie-Attaquen, so hatte der König alle Mühsale und Gefahren des Tages mit den Seinen getheilt, die Kämpfenden ermuntert, die Verwundeten getröstet und für ihre Pflege gesorgt. Jetzt drängten sich jubelnd die Soldaten um ihn her, küßten und drückten ihm die Hand, jauchzten und weinten vor Lust — und das alte „Nun danket alle Gott" klang, wie einst bei Leuthen (S. 428), über das Siegesfeld.

Die Niederlage war von furchtbarer Wirkung für die östreichische Monarchie. In einem siebentägigen Feldzuge war die Entscheidung errungen. Tags nach der Schlacht kam der Baron von Gablenz (S. 601), den der König Wilhelm persönlich vom schleswigschen Feldzuge her achtete, ins preußische Hauptquartier, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln; später wiederholte er seine Bemühung; aber eine Waffenruhe wurde um so weniger gewährt, als bereits am 4. Juli die Nachricht eintraf, der Kaiser von Oestreich habe Venetien dem Kaiser der Franzosen abgetreten. — Um Venetien nämlich rang Italien in Bundesgenossenschaft mit Preußen gegen Oestreich. Letzteres hatte schon vor dem Beginne des Krieges von Frankreich den Rath bekommen, diese italienische Provinz an Victor Emanuel freiwillig abzutreten, um so den zweiten Feind in seinem Rücken zu vermeiden. Der Stolz des Kaiserhofes hatte diesen Vorschlag verworfen und so den doppelten Krieg aufgenommen. Auch waren die Oestreicher gegen die Italiener siegreich gewesen. Weder gelang es den Freischaren unter Garibaldi, in Tirol Fort-

schritte zu machen, noch dem Heere in dem sogenannten Festungsviereck; ja letzteres hatte hier eine Niederlage bei Custozza durch den Erzherzog Albrecht erlitten. Auch später war die italienische Flotte gegen die östreichische bei Lissa nicht glücklicher. Durch die Niederlage von Königgrätz aber kam man in der Hofburg zu dem raschen, verzweifelten Entschluß, Venedig an Napoleon abzutreten. Man hoffte entweder geradezu, Napoleon werde mit den Waffen zu Gunsten Oestreichs einschreiten oder doch wenigstens den Italienern, denen er Venetien nicht vorenthalten konnte, Stillstand gebieten, so daß die östreichischen Truppen schnell zum Schutze Wiens herangezogen werden könnten. Aber auch diese Hoffnung täuschte. Zwar nahm Napoleon das Geschenk an, so daß die Oestreicher die Festungen räumen und ihre Truppen zum Theil nach Wien herüberziehen konnten. Aber Italien blieb seinem Bündnis und seinen Verpflichtungen gegen Preußen treu; auch unternahm es Napoleon nicht, mit anderen als vermittelnden Bemühungen für Oestreich einzutreten.

Indessen waren die Preußen fast ohne Widerstand bis vor Wien vorgerückt. Der Kronprinz mit der II. Armee ging auf Olmütz, in dessen Nähe er noch das siegreiche Gefecht von Tobitschau lieferte (15. Juli), wodurch er einem Theil der Oestreicher den geraden Weg auf Wien abschnitt. Prinz Friedrich Karl mit der I. Armee, bei der sich der König befand, ging über Brünn, die Elbarmee auf seinem rechten Flügel über Iglau und Znaim auf Wien los. Hier, nördlich von Wien, das nur noch durch die Donau und die in der Eile angelegten Florisdorfer Schanzen geschützt war, den Stephansthurm und das Häusermeer der feindlichen Hauptstadt vor Augen, vereinigten sich die preußischen Heerestheile wieder. Man erwartete täglich den Angriff und die Eroberung Wiens; das Hauptquartier des Königs war nach Nikolsburg nachgerückt. Hier gelang es der Vermittlung Frankreichs, eine Waffenruhe herbeizuführen (22. Juli). Im Momente, wo dieselbe bekannt wurde, hatte eben der äußerste linke Flügel der Preußen die kleinen Karpathen überstiegen, einen Theil der Oestreicher auf ungarischem Boden dicht vor Preßburg bei Blumenau abgeschnitten und wäre somit Herr dieser zweiten Hauptstadt Ungarns und damit des Donauübergangs gewesen, wodurch man in den Rücken Wiens gelangen konnte. Der Waffenruhe folgte ein Waffenstillstand mit den Präliminarien des Friedens. Als Hauptpunkte setzte derselbe fest: Oestreich scheidet aus dem deutschen Bunde, giebt seine Zustimmung zu den Umgestaltungen, die Preußen im Norden der Mainlinie vornehmen wird, und tritt seinen Mitbesitz von Schleswig-Holstein an Preußen ab. Weiter zahlt es an Kriegskosten 40 Millionen Thaler, von denen jedoch 20 Millionen Thaler Entschädigung für die Kriegskosten des schleswig-hol-

steinischen Feldzuges und für die Verpflegung der preußischen Armee bis zum Frieden in Abzug kommen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte die Mainarmee erst unter Vogel von Falckenstein, dann unter General Manteuffel eine nicht minder glänzende Siegesbahn durchlaufen, obschon hier die Preußen, anfangs nur 45,000 Mann aus allen Theilen der Monarchie kombinirt, einer doppelten Uebermacht entgegenstanden. Diese bestand aus dem 8. Bundes-Armeecorps (Württemberger, Badener, Kurhessen und Hessen-Darmstädter, Nassauer, Frankfurter), im ganzen etwa 45,000 Mann unter dem kriegerisch nicht unerfahrenen Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, buntgemischte, an den Kampf in größerer Gemeinschaft nicht gewöhnte, von den verschiedenartigsten Interessen beeinflußte Truppen; und den Baiern, ebenfalls etwa 45,000 Mann, geführt von dem greisen Prinzen Karl, dem Großoheim des jungen Königs, dem auch der Oberbefehl über das 8. Corps übertragen war. Dieses Heer hatte schon, als die Hannoveraner auf Entsatz durch dasselbe hofften (S. 599), die unsichere Führung verrathen, unter der es stand. Es sollte von Bamberg aus westlich am Thüringer Walde hin auf Eisenach gehen, aber hatte kaum die Gegenden von Hildburghausen und Meiningen erreicht, als jene bereits kapitulirt hatten. Auf diese Nachricht griff das bairische Oberkommando wieder den ursprünglichen Plan auf, sich mit dem 8. Armeecorps zu vereinigen und so mit Uebermacht den Preußen entgegenzutreten. Die Vereinigung, anfangs in der Gegend von Fulda beabsichtigt, sollte nun nördlicher, bei Hersfeld, geschehen, demgemäß erhielt auch Prinz Alexander seine Anweisungen. Die Baiern aber mußten zu diesem Zwecke sich westwärts nach Hessen wenden und begannen seit dem 2. Juli sich über die Nordabhänge des Rhöngebirgs zu ziehen. An demselben Tage aber war Falckenstein mit der „Mainarmee" — die jetzt erst diesen Namen bekam — aufgebrochen, um über Vacha auf Hünfeld und so auf die große Frankfurter Straße zu rücken; er war bis zum ersteren Orte gekommen, als sich die Baiern durch einen (mißglückten) nächtlichen Ueberfall in seiner Linken bemerkbar machten. Falckenstein ließ deshalb die Division Goeben (zum 7., westfälischen, Armeecorps gehörig) gegen Südosten Front machen, und diese drängte am 4. Juli bei Dermbach (Neidharthausen, Zella, Fischbach, Wiesenthal und Roßdorf) die bairischen Spitzen zurück, so daß Prinz Karl, weil er das ganze Heer Falckensteins sich gegenüber glaubte, seine Truppen gegen die fränkische Saale hin zurücknahm. Denn da etwa zu gleicher Zeit Prinz Alexander, auf die am 6. Juli eingegangene Nachricht der Niederlage von Königgrätz hin, sich südlich auf Frankfurt gewandt hatte, theils um die Bundeshauptstadt, theils um die einzelnen Länder,

denen die Kontingente des 8. Corps angehörten, zu decken, so blieb eine Verbindung der beiden Heere auch nur auf einer südlicheren Linie möglich. Falckenstein hatte unterdessen seinen Weg ungehindert über Hünfeld und Fulda genommen. Da er hier das 8. Corps nicht mehr vorfand, faßte er schnell den Entschluß, erst die Baiern zu seiner Linken zu schlagen. So trat er am 8. Juli in zwei Kolonnen den kühnen und schwierigen Marsch über das steile Rhöngebirge an und erschien in der rechten Flanke der an der fränkischen Saale auf Gmünden am Main marschirenden Baiern. Hier richtete er die Division Goeben zum Hauptstoß seines Heeres auf Kissingen (10. Juli), wo Goebens beide Brigaden (Kummer, Wrangel) in heißem Kampfe den von der bairischen Division Zoller tapfer vertheidigten Ort mit seinen Flußübergängen nahmen und die Brigade Wrangel noch abends einen Vorstoß der bairischen Division Stephan bei Winkels zurückwies, während Manteuffel links bei Hausen und Waldaschach, und Beyer rechts bei Hammelburg gleichzeitig Seitengefechte bestanden. — Da die Baiern nun noch weiter auf Schweinfurt und Würzburg zurückgingen, und aus dem großen Hauptquartier die Weisung eingetroffen war, daß es jetzt bei voraussichtlichen Friedensverhandlungen „politisch wichtig" sei, „die Länder nördlich des Mains faktisch zu okkupiren", so konnte sich Falckenstein mit einer Scheinverfolgung begnügen und sich wieder westlich auf Hanau und besonders auf Frankfurt wenden, das zu besetzen sein Hauptziel sein mußte. Auf dem Wege dahin kam ihm Prinz Alexander mit dem 8. Bundescorps, nun in der Absicht, sich wirklich mit den Baiern zu vereinen, entgegengerückt. Die Division Goeben, wieder im Vordertreffen der Mainarmee, hatte, nachdem sie in zwei Tagen einen Marsch von 12 Meilen gemacht und den schwierigen Spessart überstiegen, am Abend des 13. Juli plötzlich die Spitze des Bundescorps, die Hessen-Darmstädter, sich gegenüber: trotz ihrer tödlichen Ermüdung nahm sie den Angriff derselben auf und warf sie bei Laufach (Frohnhofen) blutig zurück. Bei Aschaffenburg traf sie dann am 14. auf die gesamte feindliche Heereskraft; aber in unaufhaltsamem Vorgehen wurden die Hessen und 7 Bataillone Oestreicher, die hier mitfochten, geworfen, die Stadt genommen, ehe noch die Badener und Württemberger herankamen. Nach diesen Niederlagen wich das 8. Corps südlich gegen den Odenwald hin aus, gab Frankfurt und Nassau preis, und Falckenstein, der schon am 16. Juli in die alte Bundeshauptstadt einrückte, konnte seinem Könige melden: „Die Länder nördlich vom Main liegen Ew. Majestät zu Füßen."

Hier in Frankfurt erreichte den General Falckenstein seine Abberufungsordre, die ihm die zwar ehrenvolle, aber weniger wirksame Stellung als

Gouverneur in Böhmen zuwies: den Oberbefehl übernahm an seiner Statt General von Manteuffel. Inzwischen vollzog das 8. Bundescorps wirklich seine Vereinigung mit den Baiern: aber statt nun mit vereinten und überlegenen Kräften wieder zum Angriff vorzugehen, hielt Prinz Karl die Baiern in geschützter Stellung bei Würzburg und ließ das 8. Corps hinter dem Tauber Stellung nehmen, wo sich die wichtigsten Länder, denen diese Truppen angehörten, nahe berühren. Verbunden waren jetzt beide Heere nach Heranziehung von Verstärkungen noch über 80,000 Mann stark; doch hatte auch die Mainarmee durch weiteren Zuzug (Oldenburger, preußische Regimenter 2c.) eine Stärke von etwa 50,000 Mann gewonnen. Und gleichzeitig rückte der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg mit einer Reservearmee von 21,000 Mann von Sachsen her in Baiern ein. Nicht mehr um die Entscheidung konnte gerungen werden: schon hatte Oestreich Waffenstillstand geschlossen, und für Preußen handelte es sich mithin nur darum, einzelne Gebiete der feindlichen Bundesmächte zu besetzen, um daran ein Pfand für einen günstigen Friedensabschluß zu haben. — Am 21. Juli brach Manteuffel von Frankfurt auf; am 23. traf die Division Flies zuerst auf die Badener bei Hundsheim unfern Wertheim und warf sie mit Verlust zurück. Am folgenden Tage, 24. Juli, richtete Manteuffel die Division Goeben gegen die Württemberger (Oestreicher, Nassauer) bei Tauberbischofsheim. Ueberall zeigte sich hier, bei tapferem Widerstande der Süddeutschen im einzelnen, der Mangel an Zusammenhang und rechtzeitigem Eingreifen, dem sie es zuzuschreiben hatten, daß sie einzeln angegriffen und geschlagen wurden. Dies zeigte sich auch am 25. auf dem Plateau zwischen dem Tauber und Würzburg, so daß die Baiern, obwohl sie bei Helmstadt und am 26. bei Roßbrunn mit Auszeichnung sich schlugen, doch nur um den Rückzug zu kämpfen hatten. Bei Würzburg, in der Spitze des hier vom Main gebildeten Dreiecks, stand nun die süddeutsche Armee in der schwierigsten Lage. Denn außer Manteuffel vor ihrer Front, der am 27. das Feuer auf die Citadelle der Stadt (den Marienberg) eröffnete, nahte der Großherzog von Mecklenburg, etwa auf fünf Tagemärsche entfernt, in ihrem Rücken.

Da trat am 2. August der schon am 28. Juli abgeschlossene Waffenstillstand in Kraft, die Stadt Würzburg wurde von den Preußen besetzt, der Marienberg für die Dauer dieser Okkupation neutral erklärt, das 8. Bundescorps löste sich auf, indem die einzelnen Kontingente von ihren Fürsten heimbeordert wurden. — Der Krieg war somit auch auf dem westlichen Schauplatze zu Ende. Obwohl traurig an sich, weil hier nur Deutsche gegen Deutsche kämpften, ist er doch zum Heile des Vaterlandes geworden.

Einmal haben neidlos die Kämpfenden sich gegenseitig das Lob gleicher Tapferkeit gespendet; dann aber haben die Truppen der kleineren Staaten gerade hier einsehen gelernt, daß auch die größte persönliche Tüchtigkeit nichts vermag, ohne die große, alles umfassende Einheit; und die Waffengemeinschaft, die später von Sieg zu Sieg geführt hat, beginnt von diesem Feldzuge an. Nun folgten die Friedensabschlüsse, zum Theil noch ehe Oestreich zu Prag am 23. August seinen definitiven Frieden geschlossen, auch mit den übrigen deutschen Staaten, die gegen Preußen gestanden, rasch nacheinander in Berlin. Es wurden ihnen im versöhnlichen Sinne geringe Opfer auferlegt. Sachsen trat in den unter Preußens Führung zu bildenden norddeutschen Bund; Darmstadt mit seinem nördlich vom Main belegenen Gebiete ebenfalls. Unmittelbar an Preußen kamen: Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt. Am 16. August sprach dies eine königliche Botschaft an den Landtag der Monarchie aus; am 3. Oktober erschien das königliche Patent der Einverleibung. So hatte Preußen, statt seines zerrissenen Gebietes, eine gewaltige Stellung gewonnen; im Norden an den beiden deutschen Meeren, im Westen am Rhein, wie schon seit 1815, und im Süden die Maingrenze, als deren Hauptpunkt die von ihm besetzte Festung Mainz erscheinen durfte. — Aber auch im Innern trat nun ein erfreulicher Umschwung ein. Dem wieder um den Thron versammelten Landtage bot der Monarch großherzig Versöhnung, indem seine Regierung, da der Erfolg die Heeresreorganisation so glänzend gerechtfertigt hatte, für die Ueberschreitung der bewilligten Mittel Indemnität nachsuchte, und das Abgeordnetenhaus, seinen alten Kampf aufgebend, mit glänzender Mehrheit die so gebotene Friedenshand ergriff. Dieser Frieden im Innern, wo ein siegreicher König sich in edler Mäßigung selbst überwand und zugleich im königlichen Sinne eine allgemeine Amnestie erließ, war von allen Friedensschlüssen der schönste und segensreichste. Und als nun, am 20. und 21. September, die siegreichen Scharen in Preußens Hauptstadt einzogen, durch das festlich geschmückte Brandenburger Thor, die Linden hinab durch die Hunderte von Geschützen und anderen Siegestrophäen, vor das Königsschloß, wo das Riesenbild der Borussia den Siegeskranz bot, und die unvergleichliche Reihe der Regenten aus dem Hohenzollernstamme in rasch geschaffenen Bildsäulen auf die Krieger herabschaute, und als zum Schluß der Feier das erhebende Tedeum an derselben Stelle vor dem Dome erklang, wo es einst 1814 erklungen: da wußte jedes Herz, daß der Tag deutscher Einheit, der so lang ersehnte, nahe getreten sei.

Die Schöpfung, die den Kämpfen des Jahres 1866 entsprang, war der norddeutsche Bund, geschlossen unter der obersten Leitung Preußens

von sämtlichen deutschen Staaten nördlich vom Main (18. und 21. August). Um nach dem vorgelegten Entwurfe der vereinigten Regierungen die Verfassung desselben zu berathen und zu vereinbaren, trat am 24. Februar 1867 der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangene norddeutsche Reichstag zusammen. Durch den patriotischen Ernst, mit welchem die in ihm versammelten Männer ihre Aufgabe ergriffen, wie durch das bereitwillige Opfer von Ansichten und Wünschen seitens der Volksvertretung wie der Regierungen, konnte schon am 17. April desselben Jahres die Vollendung des wichtigen Werkes im Reichstag feierlich verkündigt werden. Die Verfassung des neugeschlossenen Bundes legte vor allen Dingen den Oberbefehl über die gesamte norddeutsche Wehrkraft in Preußens Hände, außerdem die diplomatische Vertretung im Auslande, das Konsularwesen, das Post- und Telegraphenwesen u. dergl. mehr; es ward ein gemeinsames Heimatsrecht, Gleichheit der Handelsgesetzgebung, des Münz- und Gewichtssystems begründet; im übrigen waltete jeder Staat frei über seine inneren Angelegenheiten. — Während der Reichstag noch tagte, wurden auch die Verträge eines Schutz- und Trutzbündnisses veröffentlicht, welche die Staaten Württemberg, Baden und Baiern (schon seit dem 13., 17. und 22. August 1866) mit Preußen abgeschlossen hatten, sowie eine am 17. März 1867 mit dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt abgeschlossene Militärkonvention. Und so war die Zeit herbeigekommen, „wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im Stande war.“*)

Die Zeit des norddeutschen Bundes. 1866—1871.

Der norddeutsche Bund begann seine Segnungen auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Verwaltung, des Handels und Verkehrs zu entfalten. Mit Anerkennung blickten die fremden Mächte, selbst das ferne Nordamerika, in dem so viele deutsche Brüder ihre Heimat gefunden, auf das frisch emporblühende Gemeinwesen, auf das in und mit Preußen sich verjüngende Deutschland. Die Bevölkerungen derjenigen Staaten, die durch die Siege des Jahres 1866 unmittelbar in Preußen aufgegangen waren, begannen bald sich mit dem großen, ruhmvollen Ganzen eins zu fühlen. Diejenigen Staaten, die Preußen feindlich entgegengestanden, vergaßen bald die alte Feindschaft, und nur ein Bedauern ging durch Deutschland, nämlich

*) Worte der Thronrede beim Schluß des norddeutschen Reichstages am 17. April 1867.

das, daß die Mainlinie einstweilen noch Süd- und Norddeutschland scheide. Aber die geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse, sowie der auf festerer Grundlage als zuvor wieder aufgerichtete Zollverein, der im Frühling 1868 und 1869 im Zollparlament schon Abgeordnete Süddeutschlands nach Berlin führte, gaben das Unterpfand, daß beide Theile des deutschen Vaterlandes nicht dauernd getrennt bleiben würden. Zwar blieb im Süden Deutschlands eine Partei, welche die Wünsche und Vortheile der eigenen Landesgebiete den großen vaterländischen Interessen voransetzte (die partikularistische); aber diese entsprang theils nur aus vorübergehenden Stimmungen, theils war sie so verschwindend klein, daß sie gegen das kräftig fortschreitende Gemeingefühl vergebens sich auflehnte. Auch im Innern Preußens und des norddeutschen Bundes waren die Stimmen der Verbitterung und Unzufriedenheit fast ganz verstummt. Selbst Oestreich, dessen Herrscher anfänglich durch die Berufung des bisherigen sächsischen Premier-Ministers v. Beust zum Reichskanzler die feindliche Richtung gegen Preußen und den norddeutschen Bund beibehalten zu wollen schien, lenkte doch mehr und mehr in versöhnliche Bahnen ein.

Deutschland war, wie es aus dem Kriege von 1866 herausgetreten war, nicht mehr das schlummernde und gelähmte Land, das es unter dem alten Bundestage gewesen war. Zunächst stand, wenn auch noch nicht als Kaiser des Ganzen, doch als Schutzherr des norddeutschen Bundes, in König Wilhelm ein Oberhaupt da, dessen ruhige Majestät und sichere Herrschergröße auch darin hervorleuchtete, daß er unter Tausenden die rechten Männer um die Stufen seines Thrones zu sammeln wußte, ihrem Talent und ihrem Charakter hochsinnig die Bahnen öffnete und sie neidlos als die gefeierten Lieblinge der Nation neben sich sah, ebenso wie er sie zu schützen gewußt, als Haß, Verkennung und Vorurtheil gegen sie angestürmt. — Ihm zur Seite hatte sich auch der künftige Thronfolger, der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, bereits herrlich bewährt. Geboren den 18. Okt. 1831, der einzige Sohn des Prinzen, jetzt Königs Wilhelm von Preußen und seiner Gemahlin Augusta, hatte er vom Vater den straffen militärischen Geist und die altpreußische Pflichttreue in seinem hohen Berufe, von der Mutter, der Enkelin Karl Augusts von Weimar (S. 442), jenes rege Interesse an jedem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst geerbt, das ihn so hervorragend auszeichnet. Was an reichen Bildungsmitteln sich dem auf der Menschheit Höhen Geborenen bereitwillig zu Gebote stellt, vorzüglicher Unterricht, Reisen, früher Einblick in die mannigfachsten Gebiete des staatlichen Lebens — das war ihm zu theil geworden. Mit dem 17. Jahre hatte er die Universität in Bonn besucht, dann als Offizier, vom Vater ausdrücklich wie ein Gleicher

neben Gleiche gestellt, die Stufen militärischer Bildung und Ehren durchlaufen. Aus diesem allen erwuchs Vielseitigkeit und freie geistige Beherrschung der mannigfachsten Lebensgebiete, heitere Klarheit und echte Humanität, die ihn jedem Stande seines Volkes gegenüber mit gleicher Sicherheit auftreten ließen. Auch seine 1858 geschlossene Vermählung mit der Prinzeß Royal von Groß-Britannien, Victoria, hatte für diese Eigenschaften und Richtungen seines Wesens dauernde Bürgschaft gegeben. Eine unmittelbar thätige Wirksamkeit erschloß sich ihm, als er Commandeur des 2. Armeecorps und Gouverneur der Provinz Pommern wurde, dann als er, ohne mit unmittelbarem Oberbefehle betheiligt zu sein, 1864 seinen ersten Feldzug in Schleswig-Holstein mitmachte. Aber erst das Jahr 1866, wo er die II. Armee geführt, hatte ihm den Kranz kriegerischer Ehren gereicht, und die Tage von Nachod, Skalitz, Soor, Königgrätz, Tobitschau seinen Feldherrnberuf aufs glänzendste bewährt. Man konnte überzeugt sein, daß auch die Folgezeit seinen Ruhm, dessen er in seiner schlichten Hoheit kaum bewußt zu sein schien, aufrecht erhalten würde.

Neben dem Herrscher und seinem Sohne stand eine Reihe edler Fürsten und Fürstensöhne, wie sie Deutschland nur in seinen herrlichsten Zeiten, denen der Reformation und denen Friedrich Barbarossas gesehen. Und vor allem darin war die große Wendung deutschen Lebens eingetreten, daß das vaterländische Gemeingefühl fast ausnahmslos jedes engere, selbstsüchtige Streben in den Hintergrund drängte. Wie viele edle Namen regierender Fürsten oder Prinzen fürstlicher Häuser könnte hier unsere Geschichte nennen! Es muß genügen, die militärisch ausgezeichneten herauszuheben: unter ihnen in erster Linie den Prinzen **Friedrich Karl** aus dem Hohenzollernschen Königshause, seit 1866 der Liebling des preußischen Heeres. Geboren am 20. März 1828, von Kindheit an Soldat mit der vollen Neigung seines altpreußischen Herzens und diesem *einen* Ziele jede Richtung seines Geistes unterordnend, war er schon als 20jähriger Jüngling 1848 nach Schleswig-Holstein geeilt, wo später die Stätten seiner ersten Siege ihm bereitet waren; so 1849 in die Kämpfe gegen die Rebellen in Baden, wo er im Gefecht bei Waghäusel eine Wunde davon trug. Gereift alsdann in höheren Kommandos, erwies er sich noch unter König Friedrich Wilhelm IV. als einsichtiger und scharfer Beurtheiler des preußischen Kriegswesens und führte, seit unter der Regentschaft die Reorganisation desselben ins Leben gerufen war, das 3. Armeecorps, an dessen Spitze er in Schleswig-Holstein 1864 zum ersten Male Gelegenheit fand, sich bei Arnis, Düppel und Alsen in hervorragender Weise auszuzeichnen. Diese kühnen Sturmangriffe, die in einer echt deutschen Sache den ehrenvollen Ausgang gaben, trugen seinen

Namen damals über ganz Deutschland, und als er im Jahre 1866 an der Spitze der I. Armee stand, bewiesen die Tage von Gitschin und Sadowa, daß mit der größeren Aufgabe in gleichem Schritt auch die Kraft des fürstlichen Helden wuchs. In seiner straffen, festen Zucht, die dem gemeinen Mann neben dem Respekt doch die Liebe nicht benahm, in der schneidigen Energie, die am einmal gesteckten Ziele mit eisernem Griffe festhielt, und der raschen Entschlossenheit lebten Züge des alten Blücherschen Wesens in ihm wieder auf.

Nicht minder eigentümlich, und doch in seinem Wesen weit unterschieden, einst der ehrenwerthe Gegner in den Reihen des Feindes, nun ein treuer Verbündeter der norddeutschen Sache, stand der Kronprinz Albert von Sachsen, gleiches Alters mit Prinz Friedrich Karl und durch einen ähnlichen militärischen Entwicklungsgang ausgezeichnet, da. Auch er hatte 1849 zuerst in Schleswig-Holstein gekämpft, hatte bei Gitschin und Königgrätz in einer unglücklichen Sache doch die sächsische Kriegsehre unbefleckt bewahrt, und noch vom letzten großen Entscheidungsfelde in der allgemeinen Auflösung das Corps seiner Sachsen in geschlossenen Reihen zurückgeführt. Hochgebildet, wie sein greiser königlicher Vater, und doch wieder Mann der energischen That, war er ein lebendiger, thatkräftiger Zeuge der nun vollendeten deutschen Einheit. — Auf der preußischen Seite hatten sich der Herzog von Coburg-Gotha, der Großherzog von Oldenburg und, wie gezeigt, der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin persönlich am Feldzuge betheiligt. Namentlich der letztere, geb. 1823, fast bürgerlich in einem berühmten Institute Dresdens erzogen, im 19. Jahr seines Alters schon zur Regentschaft seines Landes berufen, war einer der frühesten, opferwilligsten Anhänger der neugestalteten deutschen Verhältnisse. Ebenso Prinz Wilhelm von Baden, geb. 1829, in preußischem Heerdienste gebildet, aus dem er 1863 als Generallieutenant ausschied; patriotisch, weitsinnig, auch durch edles politisches Wirken in der Heimat ausgezeichnet, unternahm er es gleich nach dem Kriege von 1866 die badische Division ganz nach preußischem Muster zu organisiren; während Prinz August von Württemberg, der seit 1831 bereits dem preußischen Heere angehörte, in seinem treuen Ausharren auf der Seite, wohin sein Amt als Commandeur der Garde ihn stellte, zeigte, wie er den Gedanken des Familieninteresses allgemeinen Zielen unterzuordnen verstand. So waren diese beiden süddeutschen Prinzen die ersten Vorgänger auf der Bahn der Vereinigung des Südens mit dem Norden.

Aber das große Werk der deutschen Erneuerung trugen neben den fürstlichen Persönlichkeiten vor allen noch andere Männer auf ihren starken

Schultern. Graf Otto von Bismarck, nunmehr zum Kanzler des norddeutschen Bundes ernannt, erntete jetzt, was er mit eiserner Beharrlichkeit einst ausgesäet hatte; nun kamen die Zeiten, in welchen das deutsche Volk ihn mit Fug und Recht jenem großen Staatsmann der Befreiungskriege, dem Freiherrn vom Stein, zur Seite stellte. Aber jene Züge, die wir als hervorragend deutsch gern an dem letzteren hervorheben: Tiefe des Gemüthes und Charakters, kühne, mächtige Phantasie, offene männliche Geradheit, und — im höchsten staatsmännischen Sinne gefaßt — ernste Sittlichkeit: sie gesellten sich in Bismarck den im engeren Sinn preußischen Zügen, der strengen Disciplin und opferwilligen Unterordnung unter die Ziele seines Monarchen, dem praktischen Talent, der blitzschnellen Geistesgegenwart, der durchdringenden Schärfe des Verstandes, wie sie an Preußens größten Politiker, der zugleich sein größter König gewesen, erinnern. Einer der gewaltigsten Redner unserer Nation im Abgeordnetenhause, einer der liebenswürdigsten Charaktere im Privatleben, in seinen Familienbriefen und Gesprächen sprudelnd von der Fülle der Lebendigkeit und des Humors — so hat diesen reich ausgestatteten Geist unser Volk in hundert Geschichten, Anekdoten und geflügelten Worten rasch seinen großen Lieblingen zugesellt. — Was aber er dem Staatswesen, das war dem Heer Hellmuth Freiherr v. Moltke. Wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau hat ihn das weitere deutsche Vaterland dem engeren Kreise Preußens zugebracht. Geboren am 26. Oktober 1800 in der mecklenburgischen Stadt Parchim, hatte er zu Kopenhagen im Kadettenhause seine Jugendbildung empfangen, war aber dann (wie einst Blücher aus dem schwedischen Dienst) 1822 aus dem dänischen in den preußischen Kriegsdienst übergetreten, hatte die Kriegsakademie in Berlin besucht und war als Lieutenant in das 8. Infanterie-Regiment eingetreten. In der langen Friedenszeit war die Carrière des jungen Offiziers nicht ohne Schwierigkeiten und harte Prüfungen: desto fleißiger und eingezogener lebte er und benutzte jedes Mittel, sein kriegerisches Genie zu bilden. Die Thätigkeit im großen Generalstabe, in den er 1832 berufen ward, eröffnete ihm weitere Bahnen. So konnte er 1835—1839 die europäische und asiatische Türkei bereisen und seine hier gesammelten Erfahrungen in kriegswissenschaftlichen Arbeiten niederlegen. Von einer bedeutenden Stellung nun zur andern steigend, ward er 1858 oberster Chef des großen Generalstabes. Als Napoleon kurz darauf seinen Krieg gegen Oestreich führte, entwarf er bereits Pläne zu einem Feldzuge in Frankreich; als dann aber Oestreich ohne Preußen vorging, fand er persönlich wenigstens Zeit, den Feldzug im östreichischen Hauptquartier mitzumachen und denselben in einem klassischen Werke zu beleuchten („Der italienische Feldzug von 1859“).

— Bis dahin war Moltke nur wenig über militärische Kreise hinaus genannt worden; aber nun bot ihm der dänische Krieg von 1864, wo er Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl war, und noch mehr der große Krieg von 1866 die Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Entwerfung eines Feldzugsplanes zu entfalten. Hier war das präcise Ineinandergreifen aller Theile der großen Maschine, mit der man eine gewaltige Heereskraft vergleichen kann, und das convergirende Zusammenwirken aller Kräfte zum siegreichen Ausgange hin, sein Werk. Seitdem dehnte er seine organisirende Thätigkeit auf den ganzen norddeutschen Bund aus. — Seine kühle, ruhige Besonnenheit, seine Fähigkeit, das Große und Nothwendige in einfachen Grundzügen mitten in der verwirrenden Menge der Einzelerscheinungen zu ergreifen, die sonnenklare Ruhe, die Feinheit, Hoheit und Gelassenheit seines Wesens, das ernste Wägen vor dem kühnsten Wagen, ließen ihn mit Recht als den geistigen Erben Scharnhorsts und Gneisenaus erscheinen. — Gleich ihm durch eine lange, ernste Lebensschule zu den höchsten Aufgaben vorbereitet, war der dritte in diesem Bunde, der Kriegsminister Albert von Roon. Fast gleiches Alters mit Moltke, war er zumeist an den höheren militärischen Lehranstalten thätig gewesen; auf den Gebieten wissenschaftlicher Studien, namentlich der geographischen, hatte er Nahrung für seinen strebenden Geist gesucht; endlich hatte ihn seines Königs Blick aus vielen als den berufensten herauserkannt, seinen Gedanken, die Heeresreorganisation, durchzuführen. Sie war das Werk, das ihn bewährte. Tief religiös, ohne Haschen nach glänzendem Außenschein, immer auf den Kern der Sache gerichtet, gab es für ihn, wo Ehre und Pflicht gebot, keine Unmöglichkeit, schreckte ihn allgemeine Feindseligkeit so wenig, als später Lob und Lohn ihn reizte.

Unter den Generalen selbständig auftretender Armeen hatten sich ferner vor allen zwei bewährt, welche die in Preußen alte Erfahrung, daß auch Greise Heere mit Jünglingsfeuer führen können, bestätigt haben: Steinmetz und Vogel von Falckenstein. Steinmetz, geb. 27. Dezember 1796 zu Eisenach, aus altpreußischer Soldatenfamilie stammend, im Kadettenhause zu Culm erzogen; Falckenstein, geb. 5. Januar 1795 in Schlesien, früh verwaist, durch seinen Oheim, der Fürstbischof von Breslau war, ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt, dann aber doch Soldat, nach seines Herzens freiem Zuge: beide, fast noch Knaben, im großen Sturm des Befreiungskrieges unter York und Blücher bereits als Offiziere stehend; beide, nach früh bewährter Tapferkeit, dann erst in die langsame, gründliche Schulung militärwissenschaftlicher Ausbildung eintretend; Steinmetz gleich Roon, vorwaltend Lehrer und Leiter militärischer Institute, Falckenstein in

freier Laufbahn selbst künstlerischen Lieblingsneigungen (der Glasmalerei) hingegeben: so entschwand ihnen die lange Friedenszeit, und erst das Alter, in dem andere müde ihre Thätigkeit ruhen lassen, fand beide an der Spitze von Armeen, in deren Führung wir sie 1866 sich bewähren sahen: und zwar den einen mehr in der freien Genialität, die seinem bisherigen Leben eigen gewesen, den andern in der strengen, scharfen, schneidigen Haltung, die den Soldaten der altpreußischen Schule bezeichnet.

Und nur angedeutet kann hier werden, in wenigen Namen und Persönlichkeiten, wie ein reicher Nachwuchs jüngerer Generale, die später, 1870—1871, fast sämtlich an der Spitze von Armeecorps geglänzt haben, bereits der Stolz der Armee war. So v. Fransecki (geb. 1807), der unerschütterliche Vertheidiger des Waldes von Benatek in der Schlacht von Sadowa; v. Kirchbach (geb. 1809), der an der Spitze der 10. Division den Siegeslauf der II. Armee bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel eröffnet; General Freiherr v. Manteuffel, der Gouverneur Schleswigs seit 1865, dann der Commandeur der Mainarmee nach Falckensteins Abberufung; v. Goeben, (geb. 1816) schon bei Düppel und Alsen ausgezeichnet, dann der kühne unermüdliche Vorkämpfer der Mainarmee; A. v. Werder, geb. 1808, wie Moltke sowohl in der Schule des preußischen Generalstabes wie auf fremden Kriegsschauplätzen (in den Feldzügen der Russen im Kaukasus) durchgebildet, und in Schleswig-Holstein wie bei Gitschin und Königgrätz bewährt. — Ferner die Chefs der verschiedenen Generalstäbe, v. Voigts-Rhetz (geb. 1809) bei der I., und v. Blumenthal (geb. 1810) bei der II. Armee, von Sperling, v. Stiehle u. a. Auch in der bairischen Armee hatten Generale wie v. d. Tann (geb. 1815), altadeligem, fränkischem Geschlecht entsprossen, der 1848 und 1849 als Führer eines Freicorps in Schleswig-Holstein schon die Aufmerksamkeit des ganzen Deutschlands auf sich gezogen, trotz der Ungunst der Verhältnisse, in denen sie standen, gezeigt, was sie leisten würden, wenn ein gemeinsames deutsches Heerwesen und das Gefühl, für das große Gesamtvaterland zu streiten, sie tragen würde. — So stand Deutschland stark in sich, bereit, was es errungen, zu vertheidigen, wenn ihm nicht beschert sein sollte, das Werk seiner Einigung im Frieden auszubauen. Und daß dies nicht geschah, dafür sorgte die Eifersucht des neidischen, eitlen Nachbars im Westen.

Frankreichs Angriff auf Deutschland.

Frankreich, fast seit einem Jahrhundert das Land der Revolutionen, krankte an den Schäden eines immer aufs neue unterwühlten Gemeinwesens, in welchem seit der verbrecherischen Gestaltung seiner großen Revolution von 1789 (S. 459 ff.) noch keine geordnete Regierung je dauernd hatte festen Grund fassen können. Napoleon III. hatte durch den Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 unter Strömen freventlich vergossenen Blutes die höchste Gewalt in Frankreich an sich gerissen und darauf durch allgemeine Volksabstimmung sich zum Kaiser der Franzosen erwählen lassen. Länger als ein Jahrzehnt hatte er, wenngleich mit den gewissenlosesten Mitteln und unter einer stets anwachsenden Steuerlast, die Ruhe und Ordnung in Frankreich aufrecht erhalten. Handel und Gewerbe waren aufgeblüht und für die mangelnde Freiheit entschädigte sich das französische Volk durch um so zügelloseren Lebensgenuß und um so rastloseres Jagen nach den Schätzen dieser Welt. Auch für Ruhm (gloire und prestige), der jenem Volke fast so nöthig erscheint wie Brot und Spiele, war unter der Napoleonischen Regierung gesorgt worden. Der Krimkrieg, in Verbindung mit England gegen Rußland unternommen (S. 590), und der italienische Krieg, in Verbindung mit Italien gegen Oestreich geführt (S. 591), waren siegreich ausgefochten worden und hatten Frankreich den Glauben verliehen, daß es an der Spitze Europas stehe. Aber seit der Mitte der sechziger Jahre hatte Napoleons Glück Rückschläge erfahren. Aus Mexiko, wo er während des amerikanischen Bürgerkrieges ein von ihm abhängiges Kaiserreich unter Kaiser Franz Josephs unglücklichem Bruder Maximilian hatte herstellen wollen, hatte er, nachdem er vergeblich Millionen an Geld und Tausende an Menschenleben geopfert, weichen müssen, und der blutige Schatten des von Napoleons Heer verlassenen und darauf von den dortigen Republikanern hingerichteten Maximilian (19. Juni 1867) stand wie ein Ankläger gegen seinen Ehrgeiz da. Im Innern Frankreichs erhob sich die nur immer auf kürzere Zeiträume besänftigte Stimme der Republikaner gegen ihn. Nun kamen die unerwarteten wie betäubenden Siege der Preußen über die Oestreicher. Napoleon hatte gehofft, in Deutschland würde sich ein langer Bürgerkrieg entzünden, oder auch Preußen werde besiegt werden; in beiden Fällen hatte er dann einschreiten wollen, als der gewaltsame Vermittler, um dabei Eroberungen am Rhein und in Belgien machen, namentlich aber eine hochangesehene, oberste Rolle in Europa und den Schutzherrn Deutschlands spielen zu können. Von dem allen war das Gegentheil eingetreten. Preußen hatte einen kriegerischen Ruhm erworben, der selbst den des ersten Napoleon

bedrohte; und Deutschland, statt schwach und zerrüttet zu sein, stand einiger und stärker da als je zuvor. Und, war auch Napoleon selbst zu klug, um sofort gewaltsam gegen die Erfolge Preußens aufzutreten, das französische Volk und namentlich das französische Heer ertrug es nicht, sich in der Waffenehre von einem anderen Volke übertroffen zu sehen, und Staatsmänner wie Thiers machten es dem Kaiser zum Vorwurfe, daß er es zugegeben habe, daß eine deutsche Einheit geschaffen. „Rache für Sadowa" war deshalb der Ruf der „großen" Nation. Von der französischen Regierung waren, wenngleich sehr behutsam, Kompensationsforderungen d. h. Zumuthungen, die auf Abtretung deutschen Grenzgebietes zur Befriedigung und Versöhnung Frankreichs zielten, gemacht, aber von Preußen abgewiesen worden. Unter diesen Umständen mußte Preußen in jedem Momente eines Angriffs gewärtig sein. Napoleon sah sich dabei von den Franzosen mehr vorwärts gedrängt, als daß er selber nach einem Kampfe gedürstet hätte, dessen Gefahren er besser ermaß, als die Mehrzahl seines Volkes.

Schon im Jahre 1867 hätte die Luxemburger Frage beinahe zu einem Kriege geführt. Dem Großherzogtum Luxemburg und einem Theile der holländischen Provinz Limburg war durch die Verträge von 1815 und 1839 eine unnatürliche Mittelstellung gegeben, indem beide Länder zwar unter der niederländischen Souveränität standen, gleichwohl aber dem deutschen Bunde mit angehörten (S. 575). Nachdem derselbe 1866 sich aufgelöst, waren diese Gebiete aus der großen Gemeinschaft selbstverständlich herausgetreten. Die Stadt Luxemburg aber, eine wichtige Bundesfestung und die Hauptstadt des seinem Kerne nach deutschen, doch sonst vielfach verwelschten Ländchens, hielten noch immer die Preußen besetzt. Nun forderte Frankreich die Räumung dieser angeblich Frankreich bedrohenden Stellung; zugleich verbreiteten sich Gerüchte, Frankreich könne, mit Einwilligung des Königs der Niederlande, auf eine Annexion Luxemburgs, um sich dadurch eine Entschädigung für die vermehrte Macht Preußens zu schaffen. Schon verbitterte sich in den öffentlichen Blättern und auch in der Landesvertretung beider großen Reiche der Streit. Da zeigte Preußen seine völlige Friedensliebe, indem es dem Vorschlage Gehör gab, daß eine europäische Konferenz zur Ausgleichung des Streites zu London zusammenträte, und hier wurde der Vorschlag angenommen, daß die Festung Luxemburg von den Preußen geräumt und demnächst geschleift, das gesamte Land dagegen bei dem oranisch-niederländischen Herrscherhause verbleibe, für neutral erklärt und diese Neutralität unter die Gewähr der europäischen Mächte gestellt werde (11. Mai 1867). Zugleich blieb es im Zollvereine und dadurch mit Deutschland wie früher verknüpft.

So war der Sturm noch einmal beschworen und die Gefahr vorübergegangen, doch weniger durch die Friedensliebe Frankreichs, als weil die Umbildung des französischen Heeres, dem nach dem Vorbilde der preußischen Heerverfassung noch eine Reserve und Mobilgarde (die der Landwehr entsprechen sollte) zur Seite gestellt wurde, und die Bewaffnung dieses Heeres mit dem Chassepot-Gewehre, das man dem Zündnadelgewehre bei weitem überlegen wußte, und mit den neu erfundenen Mitrailleusen noch nicht fertig war. Diese französische Armeeorganisation aber wurde in den Jahren 1867 bis 1869 durch den Kriegsminister Niel vollständig durchgeführt, und nun glaubte sich Frankreich Preußen und dem Nordbunde mehr als gewachsen. Von der republikanischen Partei im Innern bedrängt, hatte Napoleon sich zu einem parlamentarischen Systeme gewandt, das unter dem Ministerium Ollivier ins Leben trat, und hatte durch eine allgemeine Volksabstimmung (Plebiscit) diese Veränderungen, in Wahrheit dadurch seine eigene Stellung in Frankreich, bestätigen lassen. Und obwohl die Zahl der ihm feindseligen, republikanischen Stimmen selbst im Heere nicht gering gewesen, so war ihm doch durch eine stattliche Mehrheit seine Gewalt aufs neue verbürgt worden. Er schien fortan nur noch im Sinne einer gemäßigten Freiheit regieren zu wollen.

Das Jahr 1870 ließ mithin sich friedlicher an als die vorhergehenden, und Preußens König Wilhelm weilte im Juni seiner Gesundheit wegen im Bade zu Ems, als die Nachricht kund ward, die Spanier, die im Jahre 1868 ihre Königin Isabella vertrieben hatten und seitdem ohne monarchisches Oberhaupt gewesen, hätten durch ihren Ministerpräsidenten Prim dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern (aus der fürstlichen Nebenlinie, S. 243) die Krone ihres Landes angetragen. In Frankreich nahm man die Miene an, als sei dies ein neues ehrgeiziges Uebergreifen Preußens, und der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Gramont, gab in der Kammer eine Erklärung ab, Frankreich werde eine solche Vergrößerung der preußischen Macht nimmermehr dulden. Auch jetzt bethätigte Preußens König wieder seine Friedensliebe. Zwar lehnte er es ab, seinem Verwandten die Annahme der spanischen Krone zu verbieten, wie von Frankreich her gefordert wurde. Doch geschah dies ohne jede schroffe Form, und als gleich darauf der Erbprinz aus freiem Antriebe jener Krone entsagte, schien jeder Grund einer Entzweiung der beiden großen Mächte geschwunden. Nun aber zeigte es sich, daß man in Frankreich nur einen Vorwand für den lang beabsichtigten Krieg gesucht habe. Gramont erklärte den Rücktritt des Prinzen für Nebensache und wagte es, durch den französischen Botschafter Graf Benedetti in Ems dem Könige die Gewähr

dafür abzuverlangen, daß eine etwa sich wiederholende Kandidatur desselben von Seiten Preußens nie eine Unterstützung finden würde: ja er wagte dem preußischen Gesandten in Paris anzudeuten, daß ein entschuldigender Brief des Königs an den Kaiser am besten das beleidigte Nationalgefühl in Frankreich beschwichtigen werde. Gegen diese, durch Benedetti noch dazu in taktloser Weise vorgebrachten, Forderungen erhob sich ruhig und würdig der gerechte Königsstolz des greisen Helden. Der Franzose ward abgefertigt, höflich und kalt, wie er es verdiente und wie es sich von selbst verstand. Durch ganz Deutschland aber zündete des Königs Haltung wie ein Blitz. Die Demüthigung, die dem Haupte Deutschlands angesonnen war, empfand das ganze deutsche Volk wie ein Mann. Hatte Frankreich Krieg gewollt — Deutschland hatte ihn nicht gesucht — so mochte es auch Krieg haben. Des Königs rasche Rückkehr von Ems am 15. Juli gestaltete sich zu einem feierlich-ernsten, hochbegeisterten Triumphzuge. Auf dem Bahnhofe in Berlin erhielt der König, dem der Kronprinz mit dem Grafen Bismarck, den Generalen von Moltke und von Roon entgegengereist war, um im Drange der Zeit keine Stunde zu verlieren, auf telegraphischem Wege die Nachricht, daß in Frankreich, wo man durch die Abweisung Benedettis die Nationalehre als tief beleidigt darstellte, der Befehl der Mobilmachung des Heeres so eben ergangen sei, und daß der Senat mit rasendem Beifall die kriegerischen Erklärungen Gramonts aufgenommen habe. Als der König Wilhelm, den Kronprinzen an seiner Seite, abends durch die Straßen seiner Hauptstadt fuhr, ward er fast auf den Händen getragen von seinem muthig und entschlossen ihm zujauchzenden Volke. Aus allen Gauen des Vaterlandes, aus allen seinen blühenden, fleißigen, sonst so friedliebenden Städten kamen die freudigen Zustimmungen zu dem königlichen Entschlusse. Schon am 19. trat der Reichstag des norddeutschen Bundes zusammen, und stellte in begeistertem Anschluß an die Schritte der Regierung alle Mittel zum Kriege zu ihrer Verfügung, die sie forderte. An demselben Tage wurde auch die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben. König Wilhelm aber erneuerte, angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, an eben diesem 19. Juli, dem Todestage seiner Mutter, der Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes, zur Belohnung für jedes Verdienst, das in diesem Kriege, sei es unmittelbar im Kampf mit dem Feinde, sei es daheim durch aufopfernde Mitwirkung, erworben werde.

Eröffnung des Krieges gegen das Kaiserreich.

„Frankreich ist vollbereit (archiprêt)", so hatte der Kriegsminister Marschall Le Boeuf erklärt, und auf dieses Wort hin hatte Napoleon sich in den von seinem Staatsministerium so muthwillig heraufbeschworenen Krieg eingelassen. Aber er verfügte nur etwa über 300,000 M., die er, bei schlecht geordneten Transportmitteln, nicht einmal sogleich an der Grenze hatte. Napoleon wußte, daß Preußen allein ihm sofort 350,000 Mann entgegenstellen konnte, mit dem übrigen Deutschland vereint, 550,000. Aber er dachte doch früher fertig zu sein als der Feind, bei Maxau (unweit Karlsruhe) mit 250,000 Mann den Rhein zu überschreiten und die süddeutschen Staaten zur Neutralität oder zum Abfall zu bringen; dann hoffte er nach dem ersten glücklichen Schlage, den er gegen Preußen führen würde, Oestreich, Italien, Dänemark auf seiner Seite zu haben, ja auf den Abfall Süddeutschlands und Sachsens von Preußen und selbst auf eine Erhebung der Hannoveraner, Hessen und Schleswig-Holsteiner mitrechnen zu dürfen. Im Hinblick auf diesen Plan sammelte er unter Marschall Mac Mahon 100,000 Mann im Elsaß bei Straßburg; die Hauptarmee, die er selber führen wollte, 150,000 Mann stark, in Lothringen bei Metz; und die Reserve, 50,000 Mann unter Canrobert, in dem befestigten Lager von Chalons. Die Armee von Metz sollte sich dann an die des Elsaß heranziehen und so den Rheinübergang bewerkstelligen. Am 28. Juli war der Kaiser, welcher die Regentschaft Frankreichs seiner Gemahlin übertragen hatte, mit seinem vierzehnjährigen Sohne in Metz eingetroffen. Es fehlte aber viel, daß er, wie er gehofft hatte, schon alles zum Angriff bereit fand. Vielmehr waren es die Deutschen, die im Vorsprung waren.

Auf deutscher Seite waren schon seit Jahren die Schritte vorausbedacht, die ein französischer Angriff nöthig machen würde. Schon im Winter 1868/69 hatte der General von Moltke in einer Denkschrift dargestellt, daß Napoleon in diesem Falle voraussichtlich einen Einfall in Süddeutschland zu seinem Feldzugsplan machen werde, und die Maßregeln genau entwickelt und berechnet, die dann preußischer- oder deutscherseits genommen werden müßten. Es war vorgesehen, daß dann zur Abwehr des feindlichen Vorstoßes die deutschen Truppen in der Pfalz zusammengezogen werden sollten, von wo aus sie vermöge ihrer besseren Organisation dem Feinde durch einen Flankenangriff zuvorkommen konnten. Nach diesen Vorausberechnungen handelte man nun im entscheidenden Momente. Es ward eine I. Armee aufgestellt unter General Steinmetz' Führung, bestehend aus dem 7. Armeecorps unter v. Zastrow (Westfalen) und dem 8. unter

v. Goeben (Rheinländer), die ihre Richtung vom Niederrhein her gegen die Mosel nahm und den rechten Flügel des deutschen Heeres bildete. Die II. Armee unter Prinz Friedrich Karls Führung, bestehend aus dem Gardecorps unter Prinz August von Württemberg, aus dem 3. Armeecorps unter v. Alvensleben II. (Brandenburger), aus dem 4. unter v. Alvensleben I. (Provinz Sachsen), dem 9. unter v. Manstein (Schleswig-Holsteiner 18. Division, und die Großherzogl. Hessische [25.] Division), dem 10. unter v. Voigts-Rhetz (Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger), dem 12. unter Kronprinz Albert von Sachsen (Königreich Sachsen), hatte die Aufgabe, einstweilen den Feind zu beobachten und sich je nach Bedürfnis süd- oder westwärts zu wenden; sie sammelte sich in der Pfalz zwischen Rhein und Nahe. Südlich daran schloß sich die III. Armee unter dem Befehle des Kronprinzen von Preußen, die aus dem 5. Armeecorps unter v. Kirchbach (Posener, Schlesier), dem 11. unter v. Bose (Hessen, Nassauer, Thüringer), dem 1. bairischen Corps unter v. d. Tann und dem 2. bairischen unter v. Hartmann, der württembergischen Division unter v. Obernitz und der badischen unter v. Beyer bestand. Ihr Ziel war der direkte Angriff nach Süden, um den Vormarsch des Feindes zu hindern. So standen bereits am 2. August 1870 an 450,000 Mann fertig da, auf dem engen Raume zwischen Trier und Landau, denen weitere 100,000, das 1. Armeecorps unter v. Manteuffel (Preußen), das 2. unter v. Fransecki (Pommern) und das 6. unter v. Tümpling (Schlesier), damals noch in der Beförderung von den äußersten Grenzen der Monarchie her begriffen, folgten. Zur Sicherung der Küsten, welche die französische Flotte prahlerisch mit einem Angriffe und der Ausschiffung eines Heeres bedrohte, hatte General Vogel von Falckenstein das Gouvernement der an der Nord- und Ostsee gelegenen Provinzen bekommen: man hielt die dort stehenden geringen Kräfte, unterstützt von der patriotischen Thätigkeit der Bevölkerung für ausreichend, jede Landung abzuwehren.

Der gewaltig sich entfaltenden deutschen Schlagfertigkeit gegenüber trat im französischen Hauptquartier gleich anfangs Unschlüssigkeit hervor. Um aber doch den Parisern einen ersten Triumph berichten zu können, ließ Napoleon am 2. August einen Angriff auf Saarbrücken machen, das Oberstlieutenant v. Pestel mit 3 Escadrons und 1 Bataillon bis dahin so kunstvoll behauptet, daß es den Anschein geboten, als sei es von starken Truppenabtheilungen besetzt. Natürlich zog sich diese Abtheilung vor der anrückenden Uebermacht zurück, und nun konnte Napoleon wirklich von dieser „Schlacht", in welcher sein Sohn die Feuertaufe erhalten, mit Pomp nach

Paris und an die Kaiserin berichten. In der That aber war man unschlüssig, ob man Mac Mahon an die Armee von Metz, oder diese umgekehrt noch gegen den Rhein ziehen sollte. Als aber die Truppen in letzterer Richtung vorzugehen begannen, erkannte man deutscherseits, daß der Moment des langvorausberechneten Angriffs in der Richtung rheinaufwärts gekommen sei.

Am 4. August 1870 überschritt der Kronprinz von Preußen mit der III. Armee von Landau und Germersheim her die Grenze und griff die zu Mac Mahons Armee gehörende Division Abel Douay bei Weißenburg an. Es entspann sich um die noch mit alten Mauern umgebene Stadt und namentlich um den dahinter liegenden Geißberg ein äußerst erbitterter Kampf, in welchem die Franzosen zum Weichen, zum Theil zur Ergebung in dem festen Gehöfte genöthigt wurden. Schon dieser erste Zusammenstoß, in welchem auch der französische Führer fiel, hatte blutige Opfer gekostet; die herrliche Frucht aber dieses ersten Sieges war die frohe Zuversicht auf das Gelingen der guten Sache, die sich im Heer und in ganz Deutschland verbreitete, und die mit Blut besiegelte Waffengemeinschaft, in welcher hier Baiern und Preußen mit gleichem Eifer und Erfolg gerungen.

Mac Mahon sammelte nun in Eile sein I. Corps, Theile des VII. Corps (Felix Douay) vom oberen Elsaß her und suchte auch, obwohl vergeblich, das V. Corps (de Failly) von Westen her heranzuziehen. Mit diesen Truppen nahm er 2½ Meile südlich von Weißenburg eine Stellung vor den Päßen des Wasgenwaldes westlich von der großen Straße auf Straßburg, welcher das deutsche Heer folgte, bei Wörth ein. Aber auch hier ließ ihm die Armee des Kronprinzen nicht die Zeit, seine Kräfte alle zu sammeln. Durch den Kampfeseifer der Truppen kam es schon am 6. August zur Schlacht, welche die oberste Heeresleitung erst für den folgenden Tag geplant hatte. Das Vorgehen des 5. und 11. preußischen Corps veranlaßte einen Kampf, der bald nicht mehr ohne große Nachtheile abzubrechen war, und nun griff die ganze Armee des Kronprinzen den Feind an. Auf dem rechten Flügel ging das 2. bairische Armeecorps unter General v. Hartmann zum Angriff auf die festen Höhen, die der Feind besetzt hatte, vor; ihm folgte das 1. unter v. d. Tann und links das preußische 5. Corps, dann das 11. und, am weitesten südlich, unter General v. Werder, die Badener und Württemberger. Schnell besetzten die Angreifer den Flecken Wörth, überschritten das tief eingeschnittene Thal und den dasselbe durchfließenden Bach und begannen den Sturm auf die französische Schlachtlinie, die sich über die Dörfer Fröschweiler und Elsaßhausen auf Mors-

brunn zog. Der Sturm auf die Höhen, namentlich die von Turkos und Zuaven dicht besetzten Weinberge, war ein heißes und blutiges Werk; als aber zuletzt von der linken Seite her das 11. Corps und die Württemberger und Badener, von rechts her die Baiern die Schlachtlinie des Feindes fast überflügelt hatten, entschloß sich Mac Mahon zum Rückzuge. Dieser artete bald in wilde Flucht aus. Ein Theil der französischen Armee war nach Süden abgesprengt und kam abends voller Schreck und Verwirrung auf Eisenbahnzügen in Straßburg an; die anderen Massen drängten sich über Reichshofen und Niederbronn durch die Pässe des Wasgenwaldes, ohne daß Mac Mahon im Stande war, sie diesseits des Gebirges in militärischer Ordnung wieder zu sammeln.

An demselben Tage, an welchem bei Wörth so blutig gerungen wurde (6. August), ging die 14. Division (7. Armeecorps, I. Armee) unter Generallieutenant von Kameke gegen die steilen, mit allen Truppenabtheilungen des II. französischen Corps (Frossard) besetzten Höhen von Spicheren, unweit Saarbrücken, vor. Dieser Sturm forderte noch blutigere Opfer, als die Kämpfe im Elsaß. Der Kanonendonner lockte andere Divisionen, die 13. (v. Glümer), die 16. (v. Barnekow) und die 5. (v. Stülpnagel, 3. Armeecorps von der II. Armee) herbei, die zum Theil, wie sie aus den Waggons der Eisenbahn sprangen, sofort in den Sturm und in den Kugelregen geworfen wurden. Endlich erklomm sogar Artillerie und Reiterei die furchtbaren Höhen, auf denen zuerst nicht einmal der Infanterist festen Fuß hatte fassen können. Frossard, von den in der Nähe stehenden Divisionen des III. Corps (Bazaine) im entscheidenden Augenblicke nicht unterstützt, durch die Forschritte der 13. Division bei Forbach von seiner natürlichen Rückzugslinie auf St. Avold abgeschnitten, wich nun nach Süden auf Saargemünd zurück. — Während Mac Mahon nicht einmal im Stande war, sein aufgelöstes Heer an die französische Hauptarmee in Lothringen heranzuführen, erkannten nun auch die Führer dieser letzteren, daß eine Rückwärts-Concentrirung ihrer Kräfte unvermeidlich sei, und wichen gegen die Mosel westwärts. Der Krieg der Deutschen hatte glückverheißend begonnen, dem Feinde war der festgehoffte Einfall auf deutschen Boden unmöglich gemacht: noch aber hatten die besten Corps der Franzosen nicht gefochten, und die Entscheidung stand noch bevor.

In Paris hatten die ersten falschen Siegesnachrichten einen Taumel fieberhafter Begeisterung erregt: um so niederschmetternder wirkte nun die Nachricht der furchtbaren Niederlage, die dagegen in Deutschland das gehobenste Gefühl der Siegesfreude vom Rhein bis zur Memel weckte. Schon diese Anfangstage des Krieges führten die ersten Söhne Frankreichs und

Afrikas nach Berlin — aber als Gefangene. — Auch die helfende Liebe fand nun volle Arbeit, um die Tausende von Verwundeten zu pflegen: so schon in den nächsten Tagen in der Pfalz und in Baden, dann in stets weiter wachsenden Kreisen, bis zur Donau, der Elbe, der Oder hin.

Metz (14.—18. August) und Sedan (1. und 2. September).

Seitens der Deutschen begann nun der gemeinsame Vormarsch der drei Armeen weiter nach Frankreich hinein. Der größten Anstrengungen bedurfte dazu die rechts einschwenkende III. Armee, die ohnehin in mehrere Heeressäulen auseinander gerissen, die schwierigsten Pässe des Wasgenwaldes überschritt, bis sie etwa am 12. August in gleicher Höhe mit der II. Armee stand und Fühlung mit ihr gewann. Sie fand vor ihrer Front Nancy unbesetzt und verfolgte ihren Weg weiter auf Chalons, während die II. Armee die französische, nun unter Bazaines Oberbefehl gestellte Hauptarmee auf Metz hin verfolgte. Schon jetzt war es der Plan der Franzosen, den Osten ihres Landes, bis auf die beiden gewaltigen, einen festen Halt gewährenden Festungen Metz und Straßburg, preis zu geben, bei Chalons ihre sämtlichen Armeen zu vereinigen und auf Paris zurückzugehen, um unter den Mauern der Hauptstadt die Entscheidung zu suchen. Zu diesem Zwecke aber mußte auch Bazaine bei Metz so schnell als möglich die Mosel überschreiten und über Verdun weiter Chalons zu gewinnen suchen. Die Ausführung dieses Planes vereitelten die drei Schlachten vor Metz, vom 14.—18. August 1870.

Ehe es nämlich Bazaine gelang, seine Armee durch Metz hindurch auf das linke Moselufer zu ziehen, erreichte die deutsche I. Armee seine Nachhut bei Colombey, östlich vor dieser Stadt, am 14. August (Courcelles, Borny). Dadurch sah sich das III. französische Corps genöthigt, die Schlacht aufzunehmen, und Bazaine war gezwungen, auch sein IV. Corps (Ladmirault) Kehrt machen zu lassen, um seine gefährdeten Truppen zu unterstützen. Die Preußen drangen mit Ungestüm bis unter die Mauern von Metz vor. Ueber diese Schlacht büßte Bazaine, der ohnehin durch Unschlüssigkeit und Zaudern schon mehrere Tage verloren hatte, die letzte Zeit ein, die ihm noch blieb, um ungehindert von Flankenangriffen der Unsrigen auf den Straßen über Verdun nach Westen hin zu entkommen.

Denn inzwischen gewann die II. Armee Zeit, mit ihren vordersten Armeecorps die Mosel zu überschreiten und von Süden her Metz zu umgehen. Als deshalb Bazaine, durch die Wiederordnung seiner Truppen noch weiter aufgehalten, erst am 16. August seinen Abmarsch auf Verdun

wieder aufnahm, ward er durch das 3. preußische Armeecorps unter General von Alvensleben, eine Brigade vom 10. Corps und die 5. und 6. Kavallerie-Division mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß Bazaine die ganze II. Armee der Preußen sich gegenüber glaubte und mit allen seinen Corps gegen sie Front machte. Gleich im ersten Vorgehen wurde das am weitesten westlich auf der Heerstraße nach Verdun gelegene Dorf St. Hilaire, die Dörfer Mars la Tour und Vionville von den Unsrigen besetzt und ausdauernd festgehalten, so sehr auch später der Kampf schwankte. Bazaine glaubte vor allem seinen linken Flügel und damit seine Verbindung mit Metz bedroht; er sammelte hier alle Kraft der Vertheidigung und suchte dann allmählich das 3. preußische Armeecorps, besonders die unerschütterlich ausharrende Division Buddenbrock, von Westen her zu umklammern. Aber die wackeren Brandenburger, die Kinder der Provinz, von der schon Friedrich der Große gesagt hat, wenn ihm alles genommen wäre, Hab und Gut, Land und Leute, und er hätte nur seine brandenburgischen Regimenter noch, so wolle er nichts verloren geben, waren nicht zu bewältigen: 33,000 Mann hatten hier ein Heer von 2—3facher Stärke angegriffen und den Schlüssel seiner Stellung gleich anfangs ihm entrissen; nach dreistündigem Kampfe erst zog ihnen die erste Hilfe zu, 5000 Mann, dafür verstärkten sich die Gegner um 57,000 Mann; als das Verhältnis, etwa um 2 Uhr auf der Höhe des Kampfes, am ungleichsten war, stritten 150,000 Franzosen gegen 38,000 der Unseren. Alles was diesen dann noch, vom 8. u. 9. Armeecorps und durch das Herankommen der übrigen Theile des 10. Armeecorps, zugeführt wurde, überstieg nicht 38,000 Mann. Daß sie dennoch das Schlachtfeld behaupteten, das ist allein ihrem heroischen Opfermuthe zu verdanken, in dem sich die einzelnen Truppengattungen überboten. Denn neben der Infanterie und Artillerie errang hier auch die Kavallerie unverwelkliche Lorbeeren. In dem furchtbarsten Momente der Entscheidung hatte General von Alvensleben zwei Kavallerie-Regimenter, das 7. Kürassier- und das 16. Ulanenregiment, zum Angriff auf den Feind geworfen: sie stürzten sich, den Tod vor Augen sehend, auf die vor ihnen stehenden Batterien, überritten sie, brausten weiter auf Infanteriekolonnen, die sie sprengten, drangen in eine Mitrailleusen-Batterie, bis die feindliche Reiterei die Athemlosen faßte und zum Rückzug nöthigte, den sie sich dann durch die eben durchbrochenen Linien von neuem bahnen mußten:

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt:
Wohl wichen sie unseren Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben!

Und gleich todesmuthig gingen später die zwei Garde-Dragoner-Regimenter vor. Aber diese heldenmüthigen Vorstöße erreichten wenigstens ihr Ziel, sie schreckten den übermächtigen Feind, so daß er seine Angriffe nicht auszuführen wagte, bis endlich mit Hilfe der eintreffenden Verstärkungen die gleich anfangs eingenommenen Positionen behauptet wurden.

In diesem Kampfe von Vionville, 16. August, ruhte vorbedeutsam schon die Entscheidung des 18. August, ja die Entscheidung der späteren großen Katastrophe. Bazaine gab den Gedanken auf, an diesem Tage nach Verdun abzuziehen: er wagte es auch am folgenden Tage nicht, obwohl ihm noch die nördlichen Straßen über Etain und Briey offen standen. Er nahm vielmehr, nachdem er seinen Truppen Erholung gewährt, die Defensivschlacht an. Am 17. August waren alle Corps der I. und II. deutschen Armee auf das linke Moselufer gezogen; nur das 1. war auf dem rechten Ufer zur Beobachtung von Metz zurückgelassen worden. — Ueber 200,000 Deutsche rückten am 18. August in die Schlacht von Gravelotte (Verneville, St. Privat) unter des Königs eigener Führung, dem zur Seite Prinz Friedrich Karl, Steinmetz, Moltke, Roon, Bismarck sich befanden, zum großen Entscheidungskampfe aus. Da man deutscherseits nicht wußte, ob nicht Bazaine seinen Abzug auf Etain bereits angetreten habe, so mußte der linke Flügel der deutschen Armee weit ausgreifen, um ihn zu erreichen: alsdann mußte der rechte Flügel als Reserve nachrücken. Traf man ihn aber in fester Stellung auf dem Thalrande näher gegen Metz hin, so mußte der linke Flügel dann einschwenken, um ihn in seiner rechten Flanke zu umgehen. Dies letztere war der Fall: beide Heere schlugen in umgekehrter Front, die Franzosen gegen Westen, die Deutschen gegen Osten blickend; um so furchtbarer wurde dem Unterliegenden der Ausgang, um so entschlossener mußte das Aeußerste abgewehrt werden. In der That fochten die Franzosen in diesen Tagen vor Metz ihres alten Soldatenruhms würdig. Sie standen auf den Hochrändern des steilen Plateaus westwärts vor den Metzer Forts St. Quentin und Plappeville. Hinter dem schroffen Thaleinschnitt am Bois de Vaux stand am weitesten südlich das II. Armeecorps (Frossard), nördlich daran im Centrum das III. (Le Boeuf), dann in derselben (nördlichen) Richtung weiter hinter den Linien von Amanvillers das IV. (Ladmirault), und am weitesten nördlich, St. Privat besetzend, das VI. Corps (Canrobert). Die Reserve bildeten die Garden, die hinter dem II. und III. Corps, aber zu entfernt, um dem rechten Flügel rechtzeitig Hilfe bringen zu können, aufgestellt waren. Die Schlacht sollte nur defensiv geliefert werden, wozu die Franzosen ihre Stellungen auf alle Weise verstärkt hatten: ihre Batterien bestrichen die in breiter Fläche vor den tiefen

Einschnitten aufsteigenden Plateaus, über welche die Deutschen herannahen mußten; etagenförmig übereinanderliegende Schützenreihen boten dem Chassepotfeuer einen weiten Spielraum. Von den Unsrigen waren am weitesten rechts (südlich) hinter der engen Schlucht von Mance das 7. Armeecorps, weiter nördlich das 8. aufgestellt. Diese Truppen der I. Armee leitete der General von Steinmetz. Dann folgten die Corps der II. Armee unter der Führung des Prinzen Friedrich Karl: zunächst neben dem 8., dem Centrum der Franzosen gegenüber, das 9. Armeecorps, während die Garden und das zwölfte Armeecorps den äußersten linken Flügel bildeten und die am 16. so schwer mitgenommenen Corps, das 3. und 10. als Reserve dienten; doch waren die beiden Flügelcorps noch weit zurück und damit beschäftigt, durch eine Rechtsschwenkung vor den Feind zu gelangen. — Um 12 Uhr begann das 9. Corps das Geschützfeuer auf die Linie des französischen Centrums bei Amanvillers: indem gleichzeitig die Infanterie — zuerst Theile der 18., später die Großherzogl. Hessische (25.) Division — sich im Walde von la Cusse festsetzte und trotz aller Verluste sich nicht wieder aus demselben vertreiben ließ, gewann die Schlacht eine gewisse Aehnlichkeit mit der von Königgrätz. Auch darin glich sie ihr, daß ein Thalrand genommen werden mußte, hinter dem eine durch Befestigungen fast unangreifbare Vertheidigungslinie stand; ebenso darin, daß die Entscheidung durch den von Norden her eintreffenden Angriff abgewartet werden mußte. Denn das 7. und 8. Corps konnten jenseits der Manceschlucht nur wenig Boden gewinnen. Erst als kurz vor vier Uhr die Garden und die Sachsen (12. Armeecorps) das Dorf Marie aux Chênes genommen hatten und die ersteren von hier aus um 5¼ Uhr den Sturm auf den Schlüssel der feindlichen Stellung, auf St. Privat, begannen, kam es zur Entscheidung. So furchtbar aber waren die Verluste der über das offene Feld gegen das festungsähnliche Dorf anstürmenden Truppen, daß sie einhalten mußten, bis in weitem Bogen genaht, nun vom Norden her auch die Umgehungstruppen, die Sachsen eintrafen und mit den Garden gemeinsam in der Dunkelheit auf das Dorf stürmten und den Feind (VI. Corps) in vollständiger Flucht zurücktrieben. Gleichzeitig machte mit einem Theil der Garde dann auch das 9. Armeecorps einen siegreichen Vorstoß gegen Amanvillers, und eben kam, gerade als die Franzosen gegen das von dem langen Kampfe ermattete 8. Armeecorps einen Vorstoß unternahmen, mit unglaublicher Anstrengung von Pont à Mousson über Gorze das 2. Armeecorps an, das, kurz zuvor erst aus Deutschland angelangt, hier zum ersten Male in diesem Feldzuge vor dem Feinde stand, zum Theil einen 16—18stündigen Tagesmarsch bis auf das Schlachtfeld zurückgelegt hatte und nun „festgeschlossene Leute, vor-

wärts, Mann bei Mann" über die schmale Chaussee durch die tiefe Schlucht von Mance vorging, mit kühnem Hurrah! aus allen Kehlen — bis das Corps drüben festen Fuß gefaßt und sich die Nacht hindurch in der genommenen Stellung behauptete. — An 20,000 Verwundete und Todte hatte der schwere Tag gekostet; die Franzosen, die in ihren gedeckten Stellungen gestanden, berechneten gleichwohl auch ihren Verlust auf über 12,000. — Aber der große Erfolg des Tages war, daß die beste Heereskraft des Feindes nun besiegt und gelähmt war.

Bazaine nahm während der Nacht seine Truppen auf Metz zurück, und der Plan, nach Westen zu entkommen, mußte aufgegeben werden. Nur Napoleon selbst hatte am Morgen des 16. noch rechtzeitig die Rheinarmee verlassen und sich zu der Armee Mac Mahons begeben. Bei der deutschen Armee wurden sofort die Anstalten getroffen, Metz mit der darin eingeschlossenen Armee von nahezu 200,000 Mann zu belagern. Es blieb der größte Theil der II. samt der I. Armee (das 1. 2. 3. 7. 8. 9. 10. Armeecorps sowie die 1. und 3. Kavallerie-Division) dazu die Reserve-Division Kummer und das im Anmarsche befindliche 13. Armeecorps unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl zu dieser Aufgabe vor Metz zurück, etwa 160,000 Mann. Hinsichtlich der übrigen Truppen ward der kühne Gedanke festgehalten, sie direkt auf die feindliche Hauptstadt vorwärts zu führen und die ihnen in den Weg tretenden Feinde niederzuwerfen. Aus den vor Metz nicht zur Verwendung kommenden Corps der II. Armee, nämlich der preußischen Garde, dem 4. und 12. Armeecorps, der 5. und 6. Kavallerie-Division, wurde eine neue, die IV. oder die Maasarmee gebildet, und dieselbe unter die Führung des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt; sie sollte in Verbindung mit der III. Armee, der des Kronprinzen von Preußen, auf Paris weiter marschiren. Schon reichten beide Armeen sich die Hand, als im Hauptquartier der III. Armee von den Vortruppen die Nachricht einging, daß man das Lager der Franzosen in Chalons, wo man auf starken Widerstand gerechnet, verlassen vorgefunden habe, und daß Mac Mahon auf Reims abgezogen sei. So hatte der Feind den Weg auf Paris freigegeben, um ein kühnes Manöver auszuführen, wie es in Paris der Kriegsminister Graf Palikao ersonnen, und die Kaiserin Eugenie es lebhaft ihrem Gemahl empfohlen hatte. Kaiser Napoleon nämlich hatte, sobald das Schlachtenglück ihn verlassen, nur noch Hohn und Verachtung bei seinem Volke erfahren: den man als Sieger, als Eroberer des Rheines würde vergöttert haben, ihn verdammte jetzt die Stimme seines eigenen Volkes. Nach Paris, wo bereits aus Furcht vor einer Volkserhebung der Belagerungszustand erklärt worden war, wo das

Ministerium Ollivier und Gramont zurückgetreten, die Regierung in die Hände des Grafen Palikao gelegt worden war, wagte er nicht zurückzukehren; und so ergriff er, gebrochen und willenlos, trotz Mac Mahons Abmahnung, den gewagten Plan, diesen mit dem noch vorhandenen, nothdürftig wieder organisirten Heere längs der belgischen Grenze südöstlich gegen Metz vorgehen zu lassen, um die Armee Bazaines zu entsetzen und mit ihr verbunden gegen die Deutschen sich zu wenden.

So wie man im Hauptquartier der III. Armee, zu der sich nun auch der König mit seinem Generalstabe begeben hatte, diese Absicht inne ward, ward deutscherseits der kaum minder gewagte, aber besser überlegte Plan gefaßt, rechts nach Norden einzuschwenken und diese Verbindung zu hindern. Da hierbei die dritte Armee die größere Entfernung zu überwinden hatte, so ward die IV. dazu ersehen, zuerst dem Feinde entgegenzutreten. Und weil Mac Mahon mit seinem, in der Disciplin schon bedenklich gelockerten Heere nur langsam vorrückte, so ereilte ihn die IV. Armee noch an der Maas, ehe er sich Metz noch mehr nähern konnte. Bei ihm befand sich der Kaiser Napoleon, befanden sich alle noch kampffähigen Corps. Ueber Reims und Rethel war er herangezogen, aber in weitem Bogen eines Kreises, auf dessen kürzerem Radius, im allgemeinen der Maas folgend, sich die beiden deutschen Armeen bewegten. Schon am 29. August traf bei Nouart die IV. Armee auf den Feind; am 30. warf der Kronprinz von Sachsen das V. französische Corps und Theile des VII. und XII. in der Schlacht bei Beaumont zurück und nöthigte sie, hinter der Maas, die er verfolgend bald selbst überschritt, Sicherheit zu suchen. Nun nahte auch die III. Armee, die auf dem linken Ufer der Maas sich hielt und dem Feinde den Rückweg nach Paris verlegte, während die IV. sein Vorrücken auf Metz hinderte; im Rücken der Franzosen lag die belgische Grenze. So von allen Seiten bedrängt, wagte Mac Mahon einen letzten Kampf bei der kleinen Festung Sedan an der Maas. Schon galt es für die Deutschen nicht bloß Sieg zu erringen, sondern auch den Franzosen die Möglichkeit, eines Entkommens nach Westen oder auf den neutralen Boden Belgiens abzuschneiden.

Und nun ward unter des Königs eigener Leitung, 1. September 1870, die Schlacht von Sedan geschlagen, wie in ihren Erfolgen glorreicher die deutsche Geschichte keine andere aufzuweisen hat. Ein Theil der III. Armee war schon am 31. August oberhalb Sedan über die Maas gegangen und schloß sich im Vorrücken der IV. Armee an. Die beiden bairischen Corps faßten den Feind von Süden her, bei dem dicht vor Sedan belegenen Dorfe Bazeilles, das durch die Wuth der Kämpfenden in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde; rechts von ihnen schob sich das 12. Corps, die

Sachsen vor, weiterhin nordwärts die Garden, hinter den Baiern und Sachsen stand als Reserve das 4. Armeecorps. So umfaßte die IV. Armee, gleichsam den rechten Arm des Heeres bildend, den Feind von Osten her; im Süden standen die bairischen Corps, und den linken Arm bildeten das 11. Corps und das 5., die bei Donchery über die Maas gegangen waren und von Westen her allmählich im Bogen gegen Norden sich herumzogen, bis sie den Garden die Hand reichten. Innerhalb dieses Ringes, den Rücken gegen Sedan gelehnt, fochten die französischen Corps Ducrot (früher Mac Mahon), Wimpffen (früher de Failly), Douay, Lebrun noch einmal nicht ohne Tapferkeit. Aber immer dichter umfaßte sie die deutsche Macht, und die Wälle des engen Sedan blieben endlich die letzte Zuflucht der überall, wo sie auch noch den Durchbruch versuchten, zurückgeworfenen Truppen. Unter ihnen war Napoleon. Und nun fielen in die furchtbar zusammengepreßten, verzweifelnden, meuternden oder stumpf in ihr Schicksal starrenden Massen die ersten Granaten des die Stadt immer enger umzingelnden Feindes. Da kam der Moment, wo Napoleons III. stolze Macht brach. Stadt und Heer kapitulirte, der Kaiser selbst schrieb an König Wilhelm und bot ihm seinen Degen.*) Wie verschwand der Tag von Ulm (S. 477), auf den Deutschland so lange mit Scham gesehen, vor diesem alles tilgenden Tage von Sedan! Am 2. September verließ Napoleon, fast ein Flüchtling vor seinen eigenen Truppen, Sedan, ward zuerst von Bismarck, dann auf dem kleinen Schloß Bellevue vom König Wilhelm selbst empfangen, der, tiefergriffen vom Wechsel menschlicher Größe, den einst so mächtigen Imperator als seinen Gefangenen vor sich sah. Er wies ihm alsdann bis zum Schluß des Friedens eins der schönsten Schlösser Deutschlands, die Wilhelmshöhe bei Kassel, zum Wohnsitz an. — Für den verwundeten Mac Mahon hatte General Wimpffen die Kapitulation unterzeichnet, durch die 83,000 Mann, darunter 1 Marschall, 40 Generale, 230 Stabs- und 2595 andere Offiziere mit 419 Feldgeschützen und Mitrailleusen, 6000 Pferden 2c. sich den Deutschen ergaben. — Unterrichtet vom Herannahen der Mac Mahonschen Armee, hatte Bazaine versucht, am 31. August und 1. September durch die Schlacht bei Noisseville die Belagerungslinie der Deutschen vor Metz in nordöstlicher Richtung zu durchbrechen, um der Entsatzarmee über Thionville die Hand zu reichen, war aber durch General Manteuffel an der Spitze des 1. Armeecorps, unterstützt

*) Der Brief enthielt die kurzen Worte: Monsieur, mon frère. N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu' à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de V. M. le bon frère Napoléon.

vom 9., der Division Kummer und der 28. Infanteriebrigade (7. Armeecorps), genöthigt worden, sich wieder hinter die Befestigungen von Metz zurückzuziehen.

Die Belagerungen. Die Deutschen vor Paris.

Im Sinne glorreicher Friedenshoffnung begrüßte das deutsche Volk mit Jubel und Dankesfreude den über alle Erwartungen hinaus herrlichen Abschluß des bisherigen Feldzuges. Und gewiß wäre in jedem auf uraltem, geheiligtem Recht beruhenden Staate der Krieg nach solchen Entscheidungen zu Ende gewesen. Nicht so bei dem Volke der Revolution, das in dem Wahne lebte, jeden Augenblick einen neuen Staat herstellen zu können. Nur durch schlechte Führung und Verrath — wie konnte ein Franzose es anders denken? — war man von den Deutschen besiegt worden. Das mußte anders werden, wenn die Republik, von der die Thoren alles Heil selbstverständlich erhofften, eintrat. Nun wälzte sich der Fluch der greuelvollen Revolution von 1792, und der Fluch der Lüge, der die französische Geschichtsdarstellung so lange beherrscht hatte, als gerechte Heimsuchung auf die nicht unschuldigen Enkel. So lange war erzählt worden, daß damals die Erklärung der Republik, das allgemeine Aufgebot des Volkes, die Freiheitsbegeisterung Frankreich von den Horden „der fremden Sklaven" befreit habe. Sollte das nicht wieder so kommen müssen? So glaubte man und vergaß, daß Recht, Gesittung, Zucht, wahre Freiheit und Begeisterung in den Reihen der Deutschen sei, und daß darum mit ihnen der Sieg gewesen. Kaum kam die Kunde der Katastrophe von Sedan nach Paris, so verkündigten die Volksvertreter der äußersten Linken, unterstützt von der neuerungssüchtigen Bevölkerung der Weltstadt, die Republik, am 4. September. Eine Regierung wurde gebildet, bestehend aus dem General Trochu, den Advokaten Jules Favre und Gambetta, dem giftigen Schriftsteller Rochefort, dem greisen Crémieux, welcher letztere bald in Tours an die Spitze einer Zweigregierung trat. Die Kaiserin Eugenie entfloh und fand mit ihrem Sohne in England Sicherheit — und Zeit zur Reue darüber, daß sie hatte das Kriegsfeuer anschüren helfen. Von Paris aus war auch diesmal das Geschick Frankreichs entschieden. Von dem ersehnten Frieden aber konnte um so weniger die Rede sein, als, bei den ersten Unterhandlungen, welche die neue republikanische Regierung anknüpfte, der Forderung Deutschlands auf das Elsaß und den deutsch redenden Theil von Lothringen das stolze Wort Jules Favres entgegentrat: „Keinen Schritt unseres Bodens, keinen Stein unserer Festungen!"

Man hatte sich im deutschen Hauptquartier keinen falschen Hoffnungen hingegeben, sondern den Krieg rastlos fortgesetzt. Kaum war Sedan ge-

fallen, als auch schon die verbundene III. und IV. Armee ihren Marsch gegen Paris wieder aufnahm. In mehreren Heersäulen ward in südwestlicher Richtung gegen die Hauptstadt vorgegangen. Die III. Armee rückte über die Seine in die süd- und südöstlichen Gegenden um Paris, die IV. Armee nahete sich von Norden und Nordwesten her. Je näher die verbündeten Armeen Paris kamen, um so mehr fanden sie das blühende Land, das hier mit Ortschaften und Lusthäusern besäet ist, verlassen und verödet. Die Straßen waren zerstört oder gesperrt, die Einwohner in die Hauptstadt oder in die Ferne geflohen. Seit dem Beginn des Septembers hatte die republikanische Regierung Paris verproviantiren und alles auf den Widerstand gegen eine regelmäßige Belagerung einrichten lassen. So fanden die Deutschen die Lage, als sie am 19. September von der Südseite zuerst sich Paris näherten. Ein Widerstand, der dem 5. Armeecorps und dem 2. bairischen Corps außerhalb der Ringmauer entgegentrat, wurde rasch bewältigt, und die in der Verfolgung vordringenden Deutschen sahen von den südlichen Höhen zuerst die ungeheure Stadt, die Kuppeln ihrer Kirchen, ihre Triumphbögen, ihre aufragenden Giebel bis zum fernen mit Häusern besäeten Montmartre vor sich.

Es begann nun ein neuer Abschnitt des Krieges, der der Belagerungen. Drei große Festungen waren es, welche die Armeen der Deutschen vor sich festhielten. Die erste derselben war Straßburg. Die III. Armee hatte gleich nach der Schlacht bei Wörth auf ihrem Marsche nach Westen die badische Division zur Beobachtung, dann zur Belagerung von Straßburg zurückgelassen, und dieselbe war durch die preußische Garde-Landwehr und die erste Reserve-Division verstärkt worden und hatte am 13. August ihre Aufgabe begonnen. Den Oberbefehl über die Belagerungstruppen führte General v. Werder. Nachdem seit dem 24. August bereits das Bombardement auf die Stadt eröffnet worden, und die deutsche Armee sich ihr so genähert hatte, daß der Sturm in naher Aussicht stand, kapitulirte sie mit mehr als 17,000 Mann und 1200 Kanonen am 27. September, — fast an demselben Tage, an welchem sie vor 189 Jahren durch verrätherischen Ueberfall in die Hände der Franzosen gekommen war (S. 378). So war diese alte Stadt als erstes Pfand der Wiedereroberung des Elsaß in die deutschen Hände zurück gekommen. —

Die zweite große Festung, Metz, hielt sich nach dem verunglückten Ausfalle bei Noisseville lange ganz still. Da General Steinmetz als Generalgouverneur nach Posen versetzt worden war, übernahm Prinz Friedrich Karl das Kommando beider Belagerungsheere. Auf dem großen Leichenfelde war das Campiren in schlechten Quartieren, an den gefährdeten Vorposten,

unter den herbstlichen Regengüssen ein ungemein schwieriges Werk. Geringeren Beschwerden und Gefahren war einst Kaiser Karl V. hier gewichen (S. 321) und hatte der Stadt den Ruhm der Uneinnehmbarkeit lassen müssen. Krankheiten mehrten sich bei den Belagerern in der bedenklichsten Weise; dazu erforderte die Abweisung eines neuen Ausfalls Bazaines am 7. Oktober gegen Nordosten, wo die Division Kummer, unterstützt vom 10. und 3. Armeecorps, stand, neue blutige Opfer. Endlich erlahmte der Widerstand der mächtigen Feste, nachdem die Nahrungsmittel auf die Neige gingen: und am 27. Oktober, einen Monat nach dem Falle Straßburgs, kapitulirte Metz mit 170,000 Mann, 3 Marschällen (Bazaine, Le Boeuf, Canrobert), 6000 Offizieren, mit 53 Adlern und allem Kriegsmaterial. So war auch die Schutzwehr Lothringens in unserer Hand. Die Thaten aber der beiden Prinzen des Hohenzollernschen Hauses ehrte König Wilhelm, indem er den Kronprinzen wie den Prinzen Friedrich Karl zu General-Feldmarschällen ernannte. Eine gleiche Auszeichnung widerfuhr später dem Kronprinzen Albert von Sachsen, Führer der IV. Armee, der ebenfalls zum General-Feldmarschall erhoben und dem auch das Großkreuz des eisernen Kreuzes zu theil wurde. Noch aber blieb die schwerste und gewaltigste Aufgabe zu lösen übrig, die Belagerung von Paris.

Im Südosten von Paris vereinigen sich Seine und Marne inmitten einer weiten, von schönen und malerischen Bergen umschlossenen Ebene, die vom Häusermeere der Weltstadt überdeckt ist. Die Seine durchfließt im Bogen den südlichen Theil derselben, so daß sie südwestlich, unweit des durch seine Porzellanfabriken berühmten Ortes Sèvres, aus der Stadt tritt, zieht sich dann in starker Windung an der Westseite der Stadt nach Norden empor, wendet sich wieder in entgegengesetzter Richtung gegen Südwest, bis sie in neuen Windungen sich gegen Nordwesten hin entfernt. Auf der ersten der so gebildeten Halbinseln liegt die steile Höhe des Mont Valérien auf der linken Seite des Flusses, weiter südlich das Schloß St. Cloud (das bald von den Franzosen selbst in Brand geschossen wurde), und weit ab gegen Westen Versailles. Die ungemein günstige Lage von Paris und die Erinnerung, daß es trotzdem 1814 und 1815 ohne jeden Widerstand dem Feinde sich ergeben, hatte einst in dem Geschichtsschreiber Napoleons I., Thiers, als er Minister Louis Philipps war, den Gedanken erweckt, die Weltstadt zu befestigen, was dann seit dem Jahre 1841 ausgeführt worden war. So zog sich vom Mont Valérien, dem gewaltigen Eckpfeiler dieser Befestigung, der die ganze Westseite zwischen dem oben bezeichneten Seinewindungen deckte, eine Kette von Forts um Paris. Südlich waren es (von W. nach O. gerechnet): Issy, Vanves, Montrouge, Bicêtre

und Ivry; zwischen Seine und Marne lag das Fort Charenton; auf der Ostseite die Forts von Nogent, Rosny, Noisy, Romainville; auf der Nordseite das Fort Aubervilliers und das stark befestigte St. Denis. — Vor diesem Festungsgürtel lagerte nun die deutsche Armee, so daß bei Versailles im Westen das 5. Armeecorps stand; östlich von diesem das 2. bairische Corps, dann das 6. zwischen Seine und Marne; weiter östlich die württembergische Division, dann das 12. Armeecorps; im Nordosten das Gardecorps; im Nordwesten das 4. Armeecorps, bis wieder zum Anschlusse an das 5. Der König nahm zu Versailles sein Hauptquartier im Präfekturgebäude, und im Palaste Ludwigs XIV., von welchem einst die Eroberungspläne Frankreichs auf den Rhein ausgegangen waren, und wo in den Gallerien à toutes les gloires de la nation alle Siegesthaten der Franzosen auch über die Deutschen prahlerisch gemalt waren, wurden bald die Verpflegungsbetten deutscher Kranken und Verwundeten aufgeschlagen. In der Villa Lesombrages residirte der Kronprinz.

Die Belagerung von Paris, die bald noch durch den früh beginnenden rauhen Winter erschwert wurde, war eine Riesenunternehmung, ebenso auch die Vertheidigung einer solchen Stadt. Nur in den gewaltigen Belagerungen der Weltstädte des Altertums, von Ninive und Babylon, Karthago und Jerusalem findet sie ihre Gegenstücke. Wie sollte man das Werk beginnen? Der panische Schrecken, den die Erstürmung der Höhen von Meudon gleich beim Beginn der Belagerung unter die französischen Truppen brachte, ließ es fast möglich erscheinen, zum sofortigen Sturm auf die südlichen Forts, dann zur Beschießung und so zur schnellen Einnahme der Stadt zu gelangen. Aber die ruhige Ueberlegung ließ die Sachlage in einem ganz anderen Lichte erscheinen. In der Stadt von 2 Millionen Einwohnern standen an 400,000 Mann, theils alte Linien- und Seesoldaten, theils sogenannte Mobile (Volksaufgebot) unter den Waffen; die Belagerungsarmee hatte damals nur 120,000 Mann Infanterie und 24,000 Mann Kavallerie. Sie war, da ihre Zahl durch anlangende Verstärkungen nur allmählich (nie viel über 200,000 Mann) wuchs, zu einem plötzlichen Angriff nimmermehr stark genug. Es blieb mithin nur eine regelmäßige Belagerung übrig: aber auch diese war ein ungeheures Werk. Es mußte eine Cernirungslinie von 11 Meilen in der Runde gebildet werden; die Verpflegung der Belagerer mußte meist von der Heimat und zwar auf einer einzigen Bahnlinie herangebracht werden*). Seit der Errichtung der Republik aber schwärmte der

*) Dieselbe war bis zur Eroberung von Toul ohnehin unterbrochen und ging nur bis Nanteuil, 8 Meilen von der Cernirungslinie, wo zwei Tunnel zerstört und die Bahn

ganze Osten von freiwillig gebildeten, rasch auftauchenden und wieder verschwindenden Franctireursbanden, die, abgesehen von der einzigen, wohl bedeckten Hauptstraße, alle Nebenlinien zu unterbrechen suchten und so einen Theil der deutschen Armee in fortwährender Beunruhigung hielten. Die Franzosen geboten außerdem über alle Eisenbahnlinien des Südens und damals auch noch des Nordens, dazu über die See, die von Westen und Norden her die Gelegenheit gewährte, Truppen, Kriegsmaterial und Proviant an jede beliebige Stelle zu schaffen, wo es ihren Zwecken am nützlichsten sein konnte. So boten sich den Belagernden die gewaltigsten Schwierigkeiten, und nur Geduld und eiserne Beharrlichkeit konnten hier zum Ziele führen. Die Belagerten hielten sich indessen im allgemeinen ruhig, nur daß sie gelegentlich ihre noch unerfahrenen Truppen in Ausfallsgefechten zu üben suchten. Als sie aber, kühner geworden, sich in dem von den Garden besetzten Dorfe Le Bourget einnisten wollten, wurden sie am 30. Oktober in so gewaltiger Flucht wieder hinausgetrieben, daß sich allgemeine Bestürzung in Paris verbreitete, und die Ausfälle einstweilen unterblieben.

Bald aber mußten die Belagerer auch ihren Rücken vor Angriffen und Entsetzungsversuchen zu schützen suchen. Bereits wußte man im Hauptquartier, daß die Reden und Gewaltmaßregeln Gambettas, der im Luftballon Paris verlassen, sich zu der Zweigregierung unter Crémieux nach Tours begeben und das Kriegsministerium übernommen hatte, das Aufgebot in Masse und den Volkskrieg in Bewegung zu setzen begannen, um immer neue republikanische Heere aus dem Boden zu stampfen; man wußte, daß zunächst eine Armee hinter der Loire im Entstehen war. Deshalb ward General v. d. Tann mit dem 1. bairischen Corps, der 22. Infanterie-Division (11. Armeecorps) nebst der 2., 4., 6. Kavallerie-Division nach Süden vorgesandt, mit dem Auftrage, über Etampes bis Orléans die Gegend zu klären. Er traf nördlich von Orléans auf starke Truppenanhäufungen, die er aber muthig angriff und in den Gefechten bei Artenay und Orléans, 10. und 11. Oktober, zerstreute, so daß er Orléans besetzen konnte. Eine weitere Verfolgung nach Süden schien, bei der sich mehrenden Zahl der Gegner und bei der Stimmung des Landes, nicht rathsam. v. d. Tann erhielt deshalb Befehl, mit dem 1. bairischen Corps nur Orléans zu behaupten; die von ihm rückwärts wieder gegen Paris sich ziehende 22. Division hatte am 18. Oktober Chateaudun in erbittertem Straßen-

---

dadurch verschüttet worden war. Später führte eine neu angelegte Bahn um diese Unterbrechung herum.

kampfe genommen, dagegen in Chartres keinen Widerstand gefunden und diese Stadt zu einem der Stützpunkte für die Deutschen gemacht. Noch hielt man im Westen den Kreis bis zur Eure, im Süden bis zur Loire, im Norden das Land bis Beauvais, Compiègne, Soissons vom Feinde frei.

Um diese Zeit fiel Metz. Noch einmal schien es, da auch diese Hoffnung der Franzosen gesunken, als ob sie unter der Einwirkung gemäßigter Stimmen wie Thiers', Jules Favres, ernstliche Unterhandlungen mit der deutschen Regierung anknüpfen wollten. Aber Gambetta hetzte unermüdlich zum Kriege weiter, und wie niederbeugend auch anfangs jener schwere Schlag wirkte, Bazaine ward nun als ein Verräther ausgeschrieen, und von Paris und dem Lande der Widerstand fortgesetzt. Schon ehe Metz gefallen, hatten die vor ihm liegenden deutschen Corps ihre weitere Bestimmung empfangen. Die I. Armee, nunmehr unter den Oberbefehl des Generals Manteuffel gestellt, aus dem 1. und 8. Corps und der 3. Kavallerie-Division bestehend, im ganzen 38,000 Mann an Infanterie, 4400 Mann an Kavallerie und 180 Kanonen stark, bekam die Aufgabe, die Belagerungsarmee von Paris gegen Norden zu decken. Die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl erhielt die Richtung gegen die Loire hin, um gegen Süden einen Schirm zu bilden. Sie zog in breiter Front südwestlich durch Frankreich; das 9. Corps rechts, das 10. links, in der Mitte etwas rückwärts, das 3. Corps; das 7. war theils zur Escorte der Gefangenen und zur Besetzung von Metz bei dieser Festung zurückgelassen, theils wurde ihm die Belagerung von Thionville, Montmédy (Verdun war schon am 9. November in deutsche Hände gefallen) übertragen, das 2. Corps wurde nach Paris gezogen. — Es war hohe Zeit, daß Metz fiel, und die deutschen Truppen von hier aus ihren Brüdern zu Hilfe eilten. Denn schon regte sich von allen Seiten der Feind. Ungeheure Massen, eben von ihren Friedensgeschäften weggerufen, zusammengeballt und von englischen und amerikanischen Händlern mit Waffen versehen, begannen sich zu sammeln und erhielten einen militärischen Kern in den Resten der noch vorhandenen geordneten Truppen, Seesoldaten, Förster, Gensdarmen, Feuerwehren 2c. So begann in Frankreich das Land seinen Krieg zum Schutze der Hauptstadt.

Erste Entsetzungsversuche durch die französischen Heere.

Der erste Versuch einer Entsetzung von Paris durch die in den Provinzen gebildeten Heere begann. Im Norden zeigte sich eine Armee unter General Bourbaki und trat über die untere Seine mit einer Westarmee, die auch bei Chartres sich bemerkbar machte, in Verbindung. An diese schloß sich die Loirearmee unter General d'Aurelle de Paladines, während im Osten der alte italienische Schwärmer Garibaldi sein Wesen trieb, der sich vom Namen der Republik bethören ließ und herbeigeeilt war, um in Frankreich die Sache der Freiheit zu vertheidigen. Ihm trat ein Corps gegenüber, das zuerst im Elsaß nach dem Falle von Straßburg unter Werders Oberbefehle aus der badischen Division, aus verschiedenen norddeutschen Linien- und Reserveregimentern als das 14. Armeecorps gebildet war, während eine neu zusammengesetzte Reserve-Division unter General v. Schmeling sich zur Belagerung von Schlettstadt, und nach dessen Fall am 24. Oktober gegen Neubreisach wandte. Werder, dem außer der Division Schmeling noch die Reserve-Division Tresckow unterstellt ward, erhielt bald auf diesem Schauplatze, dem alten Burgund, genug zu thun. Er hatte ohnehin die starke Festung Belfort, welche die Pässe zum Elsaß beherrscht, belagern zu lassen, ging aber dann mit seinen, ihm zur Verfügung bleibenden Truppen weiter gegen Süden bis nach Dijon vor, schlug Garibaldis Truppen bei Pasques am 26. und 27. November und trieb ihn bis Autun zurück.

Man kannte deutscherseits nicht genau die Stärke dieser Heere; man wußte auch nicht, von wo der Hauptangriff beginnen würde; doch schien die Westseite von Paris am meisten ausgesetzt, da bekannt war, daß von Osten her die deutsche Verstärkung nahete. General v. d. Tann war angewiesen worden, Orléans so lange als möglich zu halten, bis sich die Pläne des Feindes enthüllten. Und von dieser Seite her begann der Andrang: am 8. November erhielt v. d. Tann in Orléans durch die 2. Kavallerie-Division Meldung von dem Vormarsch bedeutender feindlicher Massen auf Coulmiers. Um nicht von Paris abgedrängt zu werden, zog er noch in der Nacht auf den 9. Nov. sein Corps auf Coulmiers zurück, bestand hier am 9. Nov. einen 7stündigen heftigen Kampf, während dessen er Orléans räumte, und nahm am 10. Nov. bei Toury auf der Straße von Orléans nach Etampes-Paris Aufstellung. Zu seiner Unterstützung zog er die 22. Infanterie-Division und die 4. Kavallerie-Division heran: und aus diesen Truppen, die bald von der Cernirungsarmee her noch durch die 17. Division verstärkt wurden, ward bis zur Ankunft des Prinzen Friedrich

Karl ein besonderes Armeecorps unter dem Oberbefehl des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin gebildet. Dasselbe übernahm den Schutz gegen Süden und Westen. Die Kämpfe, welche die Armee bei Dreux und Chateauneuf am 17. und 18. Nov. zu bestehen hatte, zeigten, wie nahe sich der Feind von dieser Seite an Paris herangewagt habe, aber auch, da er überall gewichen, daß der entscheidende Angriff nicht hier, sondern von der Loirearmee erfolgen werde. Die Aufgabe aber, sie zu bekämpfen, konnte, da dieses Heer aus dem XV., XVI., XVII., XVIII. Corps der Franzosen bestand, der Armee des Großherzogs nicht allein zufallen; es war vor allem die Aufgabe der heraneilenden II. Armee unter Prinz Friedrich Karl, dessen 9. Corps bereits auf der Straße nach Orléans angelangt war, und der nunmehr auch den Oberbefehl über die Truppen des Großherzogs mit übernahm.

Prinz Friedrich Karl führte im ganzen etwa 60,000 Mann heran gegen eine Armee, die 150,000 Mann zählte und unter einem der verhältnismäßig tüchtigsten der republikanischen Führer stand. Dieser, d'Aurelle de Paladines, hatte aber seiner noch wenig geübten Armee nur eine Defensivstellung zu geben gewagt, nördlich von Orléans, wo der Wald von Orléans eine natürliche Befestigung bildete und der schwere, zähe Boden der Beauce bei feuchtem Winterwetter dem Vorrücken einer Armee fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte. Um so mehr aber war der Entschluß, anzugreifen, für Prinz Friedrich Karl ein Werk des kühnsten Muthes. Er zog die Truppen des Großherzogs, etwa 45,000 Mann, welche bisher in ermüdenden Märschen den Feind gegen Westen hin verfolgt und aufgesucht, an seinen rechten Flügel heran und begann so seinen concentrischen Vormarsch auf Orléans. Da tauchte plötzlich auf seiner äußersten Linken (südöstlich), dem 10. Corps gegenüber, ein neues Armeecorps, das XX. auf, dem der Vorkampf zufiel bei der Bewegung der Loirearmee, die sich gegen Norden ziehen und den Loing abwärts auf Paris dringen zu wollen schien. Diesem XX. Corps und Theilen des XVIII. trat in der Schlacht bei Beaune la Rolande, welche die Kämpfe von Orléans eröffnet, am 28. November der General Voigts-Rhetz entgegen und wies es in 8stündiger, heißer Schlacht zurück. Seit dem 1. Dezember ging die ganze II. Armee zum Angriffe vor. Am 2. Dezember warf der Großherzog die Franzosen bei Loigny und Baigneaux, westlich der Straße von Orléans; am 3. nahmen die Corps der II. Armee die Dörfer nördlich von Orléans (Artenay, Neuville aux Bois, Chilleurs, Loury), unterstützt von den Baiern und den Truppen des Großherzogs (La Provenchère, Chevilly); am 4. abends standen die Deutschen, von verschiedenen Seiten

andringend, in den Vorstädten von Orléans und am Bahnhofe der Stadt. In der Nacht kapitulirte Orléans, der Rest der Feinde erhielt, unter der Bedingung, die Brücken über die Loire zu schonen, freien Abzug. Am 5. schweiften die Reiter des 9. Corps schon auf dem linken Loireufer und folgten dem weichenden Feinde, dessen XV. und XVI. Corps fast ganz in Auflösung war, bis auf Gien, Vierzon und Tours hin. —

In denselben Tagen gewann die I. Armee unter Manteuffel (1. und 8. Corps, 3. Kavallerie-Division) ebenfalls Fühlung mit einer unterdessen gebildeten französischen Nordarmee. Die I. Armee war von Metz in nordwestlicher Richtung vorgegangen, zunächst bis Compiègne. Von hier aus richtete sie der Befehl des Königs auf Rouen und Amiens. Bei letzterem Orte traf Manteuffel auf eine starke Armee, die statt der erwarteten 18,000 Mann an 30,000 Mann zählte und das Vordringen der Unseren zuerst durch energischen Angriff zu hemmen suchte, dann hinter starken Verschanzungen tapferen Widerstand leistete, so daß der bei Amiens am 27. November erfochtene Sieg namentlich dem 1. Armeecorps schwere Opfer kostete. Aber der Feind zog sich nun weit auf Arras rückwärts, ließ Rouen fast ohne alle Vertheidigung in Manteuffels Hände fallen, 5. Dezember, der nun von hier aus bis an die Küsten des Kanals und südwärts bis über die Seine hinaus seine Truppen schweifen ließ, so daß er die Pariser Belagerungsarmee nach Norden und Westen hin sicherte. Das erste große Resultat war durch die Kämpfe der II. Armee um Orléans, durch die Werders bei Dijon, die der I. Armee bei Amiens erreicht: die in der Bildung begriffenen Entsatzarmeen der Franzosen waren nach allen Seiten hin zurückgeworfen worden.

In Paris selbst hatte, namentlich seit Thiers, der Herold des Ruhmes des ersten Napoleon, aber auch der einzige bedeutende Staatsmann, den Frankreich noch hatte, von seiner vergeblichen diplomatischen Reise an die Höfe von Wien, Petersburg und London zurückgekehrt war, Ruhe, ja augenscheinlich Muthlosigkeit und Lust zum Friedensschlusse geherrscht. Diese Stimmung hatte die Arbeiterbevölkerung zu einem Versuche benutzt, die „Commune" zu proklamiren, der, für einen Tag gelingend, 31. Oktober, Zeugnis gab, sowohl wie die Kräfte, welche die Zustände von 1792 und 93 erneuen wollten, in der Tiefe gärten, als auch wie unentschlossen die militärische und bürgerliche Gewalt war. Gegen Ende November aber hob sich die Stimmung durch die Hoffnung auf den Entsatz der Stadt. Man stand überhaupt durch alle Hilfsmittel der erfindungsreichen Neuzeit, Luftballons, Telegraphie, photographisch verkleinerte Korrespondenzen, die durch Brieftauben hin- und hergeführt wurden 2c., in fortwährendem Austausch

mit dem übrigen Frankreich und wußte genau, was draußen geschah. Den Ende November heranrückenden Entsatzarmeen entsprach deshalb ein Ausfall, der, zum Schein nach allen Seiten gerichtet, doch seine Kraft gegen Südosten wandte, von wo man die Loirearmee, die Prinz Friedrich Karl in denselben Tagen bei Beaune la Rolande schlug (S. 639), erwartete. Solche Ausfälle kündigten sich stets durch vorausgehende heftige Kanonaden von allen Forts an; unter diesem Feuer concentrirte sich das Ausfallsheer, das diesmal, 30. November — 4. Dezember, unter General Ducrot sich auf Villiers (Brie und Champigny) an der Marne richtete, wo die Württemberger standen, die aber bereits von der IV. wie III. Armee, durch das 12. und 2. Armeecorps verstärkt waren. Nach hartnäckigem, für die Franzosen wie Deutschen sehr verlustreichen Kämpfen, — Ehrentagen namentlich der Württemberger und Sachsen — gaben die Franzosen ihren Gedanken, hier durchzubrechen, um so eher auf, als man inzwischen in Paris die Niederlagen der Loirearmee mußte erfahren haben.

So trat eine verhältnismäßige Ruhe ein, nur die II. Armee suchte von Orléans an den Feind, der westlich auf Tours, südlich auf Vierzon und Bourges und südöstlich auf Gien abgezogen war, noch bis zur völligen Zerstreuung zu verfolgen und einen möglichst weiten Kreis um Orléans her zu klären. Südlich und östlich traf man auf keinen Feind, nur die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg, welche die Loire hinab auf Tours rückte, traf auf überlegene Kräfte bei Meung, wo zu dem bei Orléans geschlagenen XVI. und XVII. französischen Corps das XIX. und XXI. von der Westarmee unter General Chanzys Führung noch herangezogen war. So entspann sich hier die viertägige Schlacht von Beaugency (Meung, Marchenoir), 7.—10. Dezember, in welcher anfangs die 17. und 22. Division und das 1. bairische Corps die Macht des Feindes aufzunehmen hatten, bis am 11. Dezember das nachgesandte 10. Armeecorps zur Unterstützung heran kam. Zu gleicher Zeit war das 9. Armeecorps am südlichen Ufer der Loire über Chambord auf Blois vorgedrungen, und General Chanzy, den der Diktator Gambetta an die Stelle von d'Aurelle de Paladines gesetzt hatte, wich in voller Verwirrung über Vendôme auf Le Mans zurück. Nicht einmal hinter dem Loir wagte er Halt zu machen, wie Prinz Friedrich Karl erwartet hatte, der deshalb die nach Süden und Südosten gesandten Corps allmählich wieder in Orléans und westlich davon sammelte. Um die Mitte des Dezember trat deshalb auch auf diesem am meisten gefährdeten Kriegsschauplatz eine kurze Ruhe ein. Es ward klar, daß sich die bisherige Loirearmee getheilt hatte, der eine Theil mit der Westarmee verbunden unter Chanzys Befehle bei Le Mans sich wieder herzustellen suchte, der andere,

die Corps XV., XVIII., XX., unter Bourbaki eine neue Armee bildeten, deren Ziel sich bis dahin noch nicht klar herausstellte. Da es nicht im Plane der deutschen Heerführung liegen konnte, möglichst viele Städte und Provinzen des Feindes zu besetzen und so die Kräfte zu zersplittern, sondern nur für die Belagerungsarmee vor Paris einen möglichst freien Kreis zu schaffen und jeden Versuch eines Entsatzes zurückzuweisen, so erging vom Hauptquartier des Königs an die verschiedenen Armeen der Befehl, daß die I. Armee im Norden, bei Beauvais, sich zu sammeln und Rouen, Amiens und St. Quentin besetzt zu halten habe; die II. Armee bei Orléans, mit Festhaltung von Gien und Blois, und die Armeeabtheilung des Großherzogs bei Chartres und Dreux stehen bleiben sollte. — Zur Verbindung mit dem Werderschen, dem 14. Armeecorps, diente das 7. des Generals v. Zastrow, das in Metz (S. 637) bald durch andere Truppen ersetzt und gegen die obere Seine und Yonne gerichtet worden war.

Werder stand Anfangs Dezember noch in Dijon, das er gleich bei seinem ersten Vormarsche vom Elsaß aus besetzt hatte; seine Aufgabe war, Belfort zu belagern, vor allem aber die im Südosten Frankreichs, namentlich vom Stützpunkte des Widerstandes bei Lyon aus, sich bildenden Heereskräfte zu beobachten. Als diese ein Vorgehen versuchten, sandte er ihnen den General v. Glümer mit der badischen Division entgegen, die den General Crémer bei Nuits, 18. Dezember schlugen. — Da man aber hörte, daß Garibaldi in Autun an 20,000 Mann unter seinem Befehl sammle, und Crémer eine ungefähr eben so starke Zahl kommandire, und das Gerücht sich erhielt, daß die ganze Armee Bourbakis (obwohl sie damals noch bei Bourges und Nevers in ihrer Reorganisation begriffen war) sich nach Osten wenden werde, so hielt es Werder im Einverständnis mit dem Oberkommando in Versailles für gerathen, seine sehr vorgeschobene Stellung bei Dijon aufzugeben und in die Stellungen bei Vesoul am Südfuße des Wasgenwaldes zurückzugehen, weil er von hier aus die ihm zugewiesenen Aufgaben eher erfüllen konnte.

Letzte Anstrengungen des französischen Volkes, Januar 1871. Sieg der Deutschen.

Bereits gegen Ende des Jahres aber begann es sich an der Peripherie des durch die Deutschen mühsam um sich her geschaffenen Kreises wieder zu regen. Die auf Gambettas Machtwort zusammengetriebenen Massen, bei denen freilich, wie 1793 und 94, mehr die Furcht vor den republikanischen Schreckensmännern als die Begeisterung herrschte, gaben bald neue

Merkmale ihres Daseins. So die französische Nordarmee, unter Faidherbe, die um die Mitte des Dezember gegen Amiens vorrückte. General Manteuffel, der mit seiner schwachen I. Armee sowohl die Okkupation von Rouen und die Sicherung des rechten unteren Seineufers, als auch die Deckung von Amiens und des Nordens zu leisten hatte, zog alle verwendbaren Truppen nebst geringen Unterstützungen aus der Cernirungsarmee an sich heran. Da um diese Zeit die Festungen an der belgischen Grenze, Thionville, Montmédy, Mézières eine nach der andern fielen, so ward die Behauptung von Amiens für die Deutschen um so wichtiger, da es die neu sich aufthuende Eisenbahnstraße durch den Norden Frankreichs (Mézières, Reims, Soissons) sicherte. Manteuffel traf aber, indem er hierher seine Truppen zusammenzog, bereits auf bedeutende feindliche Massen (50,000 Mann), die er nördlich von Amiens hinter der Hallue, einem zur Somme vom Norden nach Süden fließenden Bache, in einer Reihe von Dörfern verschanzt fand. Hier ließ sie Manteuffel durch das 8. Armeecorps unter Goeben angreifen, und es gelang diesem nach blutigem Kampfe, mit seinen Rheinländern die Dörfer an der Hallue zu nehmen (Schlacht an der Hallue, 23. Dezember). Die Franzosen behaupteten aber die steilen Thalränder, ja erneuten von dort aus am Abend des 23. noch einmal den Angriff auf die Dörfer, der aber blutig abgewiesen wurde. Am 24. stand das deutsche Heer eines neuen Angriffs gewärtig: abends aber begann im feindlichen Lager eine noch unklare Bewegung, und am Christmorgen, den 25., zeigte es sich, daß der Feind wieder auf Arras zurückgegangen sei. Sofort trat Goeben die Verfolgung an, die sich bis über Bapaume ausdehnte, und ließ die Belagerung von Péronne eröffnen.

Diesem versuchten Vorgehen der Nordarmee entsprach auch diesmal ein Ausfall von Paris her, der nach der Nordostseite, und zwar wiederum gegen das von den Garden besetzte Dorf Le Bourget gemacht wurde, am 21. Dezember, und ein anderer, der an der Marne sich gegen die Sachsen kehrte. Beide Angriffe, auf welche die Unsrigen frühzeitig genug gefaßt waren, scheiterten vollständig. Dagegen gingen nun, gerade von dieser eben noch bedrohten Ostseite aus, die deutschen Belagerer zum Artillerie-Angriff auf die Pariser Befestigungen über, indem sie plötzlich, am 27. Dezember, das Feuer aus 76 schweren Geschützen auf den von dem Feinde mit Schanzwerken versehenen Mont Avron und die ihm naheliegenden Forts von Noisy, Rosny und Nogent eröffneten. So unerwartet und zugleich so furchtbar und vernichtend traf das Feuer der deutschen Geschütze den Mont Avron und die hinter ihm campirenden Truppen, daß die Ueberraschung allmählich in wilde Flucht ausartete, und die vorrückenden Sachsen diesen

Punkt verlassen und mit Leichen und Trümmern bedeckt fanden (29. Dezember). Es war dieser erste artilleristische Angriff nur die Ankündigung des sich vorbereitenden größeren allgemeinen. So unendlich mühsam die Herbeischaffung der gewaltigen Vorräthe, Munition und Geschütze auch bisher gewesen, so hatte man doch endlich, namentlich seit gegen Ende des Jahres eine zweite Bahnlinie und einzelne Zweigbahnen frei wurden, das Material zum Bombardement von Paris nun bereit. Im Südwesten der Riesenstadt, von der Terrasse von St. Cloud aus, über Meudon, Clamart, Moulin de la Tour, gegenüber den Forts Issy, Vanves und Montrouge standen auf den Höhen unserer Batterien 275 schwere Geschütze, von denen jedes mit der ersten Munitionsrate, 500 Schuß, versehen war. Zur Leitung des artilleristischen Angriffs ward General-Lieutenant von Kameke bestimmt. Der lang erwartete Moment war nah, wo diese Geschütze mitreden sollten.

Um das Schicksal von Paris drehte sich die ganze Handlung der mächtigen Tragödie. Man hatte geglaubt — selbst Trochu, der Kommandant von Paris — daß die Stadt höchstens auf 60 Tage verproviantirt sei. Nun hielt sich die gewaltige Stadt schon ein Vierteljahr, ihre Vertheidigungsarmee war auf 450,000 Mann gebracht, und obwohl ihre Mittel knapp wurden, dachte sie noch nicht an Ergebung. Die Unsrigen wußten, daß mit dem Falle von Paris der Frieden eintreten müsse. Aber auch die Franzosen wußten, daß an dem Schicksal ihrer Hauptstadt Frankreichs Schicksal hing. Gambetta und seine Genossen riefen das französische Volk zum Krieg aufs Messer (à outrance), zur höchsten Anstrengung (suprême effort) auf, täuschten und entflammten immer aufs neue durch erlogene Siegesberichte und falsche Hoffnungen. In der That, wären Massen auch sogleich Heere, so mußte durch die von allen Seiten dem Boden entwachsenden Scharen nun endlich die Vernichtung der verhaßten Deutschen, der „Prussiens", eintreten. Nicht nur sammelte im Norden Faidherbe um Arras wieder seine Truppen und brachte sie auf 50—60,000 Mann (XXII., XXIII. Corps), sondern auch an der untern Seine zeigten sich einzelne Abtheilungen; im Lager von Conlie hinter Le Mans reorganisirte sich die Loire- und Westarmee unter Chanzy (XVI., XVII., XXI., Theil des XIX. Corps) in einer Stärke von 150,000 Mann, und bei Bourges sammelte Bourbaki drei Armeecorps (XV., XVIII., XX.), sowie weiter östlich Garibaldi ein Corps, das auf 10—20,000 Mann geschätzt wurde, und der junge Emporkömmling General Crémer ein anderes in etwa gleicher Stärke. Die im Osten Frankreichs streifenden, in den Hinterhalten lauernden Franctireursbanden mitgezählt, mochte Frankreich wirklich eine Million Leute unter den Waffen haben.

Welchen Plan die feindlichen Massen befolgen würden, wußte man am Schlusse des Jahres im Hauptquartier des Königs zu Versailles noch nicht. Am gefährlichsten und deshalb am nächstliegenden schien es, daß die Armee Chanzys und Bourbakis in gemeinsamer Operation mit weitüberlegenen Kräften noch einmal auf Paris vorzudringen suchen würde; daß aber letzteren Gambetta gegen den Osten schleudern würde, konnte man noch nicht ahnen. Dem gegenüber schien es am sichersten und entsprach am meisten der bisherigen Weise des deutschen Oberkommandos, nicht abzuwarten, bis der Feind seinen Plan ins Werk setzte, sondern ihm im Angriffe zuvorzukommen. Am 1. Januar 1871 erhielt Prinz Friedrich Karl den telegraphischen Befehl des Königs, mit der II. Armee die Offensive gegen das von Westen her wieder vorgehende Heer Chanzys zu ergreifen. Von seinen Stellungen in und bei Vendôme ging er nun vor: auf seinem linken Flügel, am meisten südwärts, das 10. Armeecorps; im Centrum, auf der über St. Calais auf Le Mans führenden Hauptstraße, das 3. und ihm nach das 9. Armeecorps; von rechts her, aus der Gegend von Chartres gegen Le Mans, namentlich den Huisne-Fluß entlang, das 13. Armeecorps des Großherzogs von Mecklenburg. Seit dem 6. Januar trafen die vorrückenden Abtheilungen in dem schwierigen, von Hecken und Gräben vielfach durchzogenen Terrain auf den, gleichfalls im Vorrücken begriffenen Feind, warfen ihn aber an diesem und den folgenden Tagen unter fortwährenden Gefechten von Dorf zu Dorf, von Thalabschnitt zu Thalabschnitt, rückwärts auf Le Mans. Daß die Kälte der verflossenen Tage in Thauwetter übergegangen war, machte das Vordringen im Regen und Schneegestöber nur noch schwieriger; und als dann wieder Kälte eintrat, boten die spiegelglatten Wege der Kavallerie und Artillerie fast unüberwindliche Hindernisse. So gegen die Schwierigkeiten des Terrains sowie gegen einen doppelt überlegenen Feind kämpfend, rückten die bereits durch die früheren Kämpfe sehr zusammengeschmolzenen Armeecorps, im ganzen wenig über 70,000 Mann stark, in concentrischen Märschen auf Le Mans. Als hier und in den vorliegenden Dörfern am 11. und 12. Januar die Entscheidungsschlacht gekämpft wurde, umfaßten bereits wieder die Flügel des deutschen Heeres von beiden Seiten die feindliche Stellung und wandelten die Niederlage derselben in vollständige regellose Flucht: an 18,000 Gefangene, 20 Geschütze, 2 Fahnen waren die Siegesbeute des 7tägigen, erbitterten Kampfes. Der Feind floh westlich auf Laval, oder nordwestlich auf Alençon; die nachfolgenden Deutschen nahmen ohne Gegenwehr das befestigte Lager von Conlie; das 13. Corps rückte von Süden her auf Rouen, wo es das 1. preußische Armeecorps ablöste, die 1. Kavallerie-Division und Theile des 10. Armeecorps besetzten

Tours. Die Westarmee war zersprengt, unsere Truppen standen in der Bretagne und Normandie. Auf einen Entsatz von dieser Seite her konnte Paris daher nicht mehr hoffen.

In denselben Tagen entschied sich auch das Schicksal der französischen Ostarmee, die nun wirklich unter Bourbakis Führung aus dem XV., XVIII. und XX. und dem neuformirten XXIV. Corps (über 150,000 M.) gebildet und von dem Diktator Frankreichs nach dem Osten geworfen war, mit dem Auftrage, Belfort zu entsetzen, Werders Corps zu schlagen und zu durchbrechen, Elsaß und Lothringen zu befreien, die Verbindungslinie zwischen Paris und Deutschland zu zerschneiden und durch einen Rheinübergang die Invasion und ihre Schrecken nach Süddeutschland zu tragen. Dieser Plan eines großsprecherischen Advokaten, der sich plötzlich als genialen Feldherrn aufspielte (gleich als sei die Kriegsleitung keine Wissenschaft, sondern Sache jedes Schwätzers), traf auf die eiserne Geschlossenheit deutscher Disziplin und auf Moltkes klare und weitblickende militärische Anordnungen. Wir haben gesehen (S. 642), wie Werder bereits seine Armee zwischen der obern Saône und dem Doubs um Vesoul concentrirt hatte: zwischen ihm und dem südöstlich vorgeschobenen Posten der II. Armee erhielt das 7. Armeecorps des Generals v. Zastrow in weit ausgedehnten Stellungen die Verbindung. Zur Unterstützung dieses Corps und zur Mitwirkung auf dem östlichen Kriegsschauplatze ward nun aus dem Verbande der Pariser Belagerungsarmee das 2. Armeecorps gelöst und vom 1. baierischen Corps ersetzt, dem nach der schweren Arbeit eine Ruhe nöthig war. Zum Feldherrn, der so aus dem 14. (Werderschen), 7. und 2. Corps gebildeten Südarmee ward General v. Manteuffel ernannt und nach Versailles zu mündlicher Besprechung berufen, während seine Corps bereits die Märsche zur Bekämpfung Bourbakis antraten, dessen Spitzen am 6. Januar vor der Front Werders vom Süden her erschienen. Ihm zu begegnen, mußte Werder früher bei Montbéliard eine feste Stellung gewinnen, und es galt, vor dem an Zahl weit überlegenen, aber schlecht gekleideten, schlecht genährten Feindesheere, das seiner improvisirten Verpflegung wegen immer den Eisenbahnen sich nahe halten mußte und langsam sich fortschob, den Vorsprung zu gewinnen. Dazu konnten außer der Schnelligkeit des Marsches auch angreifende, den Feind verwirrende Vorstöße helfen, und ein solcher war der bei Villersexel, 9. Januar, der, obwohl der Ort von den Unsern gegen die Uebermacht bald wieder geräumt werden mußte, doch den bezeichneten Zweck vollständig erreichte. So rückte General Werder in die durch ihn so berühmt gewordenen Linien hinter der Lisaine ein. Die Lisaine ist ein Bach, der in fast südlichem Lauf bei Montbéliard in den

Doubs geht, welcher hier seine nördlichste Windung beschreibt. Mit dem von Osten kommenden Allainebach, dessen breites, sumpfiges Thal nur wenige Uebergänge hat, fast einen rechten Winkel bildend, als dessen Scheitelpunkt Montbéliard mit seiner beherrschenden Citadelle gelten kann, bieten so Lisaine und Allaine eine vortreffliche Vertheidigungsstellung. Da aber der Angriff von Westen kam, so ward nur das Lisainethal wichtig, dessen steile östliche Thalränder mit den zahlreichen, dazwischen liegenden Dörfern, von Frahier und Héricourt bis Montbéliard hin, Werder wohlbefestigt inne hatte. Im Rücken seiner Stellung lag die Festung Belfort, die gleichfalls stark umschlossen und beobachtet gehalten werden mußte, obwohl Werder zum Theil das Belagerungsgeschütz und auch alle aus der Belagerungslinie irgend entbehrlichen Truppen an sich zog. Nachdem Vorposten-Gefechte in den vorhergehenden Tagen die Nähe der feindlichen Macht angekündigt, begannen seit dem 15. Januar die Angriffe auf die Lisaine-Linie. Eben war wieder strenge Winterkälte eingetreten, die beim Zufrieren aller Bäche der Stellung Werders viel von ihrer Stärke raubte und die Mühsale des Kampfes noch gewaltig steigerte. Aber Werder und seine heldenmüthigen Truppen (Badener, gemischte Abtheilungen Norddeutscher) wußten, daß alles davon abhing, daß sie hier standhielten, wußten auch, daß bereits ihre Landsleute vom 7. und 2. Corps auf dem Eilmarsche seien, Bourbaki im Rücken zu fassen und ihnen Erleichterung zu bringen. So wiesen sie alle Gewaltstöße, die am 15., 16. und 17. auf die Lisainelinien gemacht wurden, unerschütterlich zurück: wo eins der befestigten Dörfer verloren war, wo der Feind einmal auf dem linken Ufer des Baches festen Fuß zu fassen glaubte, ward er wieder zurückgeworfen, die Ortschaften mit stürmender Hand von den Unsrigen wieder genommen. Schon am 17. begann bei dem Feinde Erschöpfung sich zu zeigen, er fing an, allmählich sich selbst nur noch zu vertheidigen. Die Ursache hierfür lag nicht bloß in dem ungebrochenen Widerstande des Werderschen Corps, sondern auch darin, daß Bourbaki vom Herannahen Manteuffels Kunde hatte und für seine Rückzugslinie besorgt wurde. Am 18. war der Feind vor Werders Front verschwunden, und dieser konnte am folgenden Tage zur Verfolgung übergehen. Die Franzosen hatten, 150,000 Mann stark, umsonst gegen die 43,000 Mann, die Werder führte, gerungen, auch von der bereits entmuthigten Feste Belfort war kein Ausfall geschehen, um den Angriff des Entsatzheeres zu unterstützen. Das Schicksal der französischen Ostarmee war bereits entschieden, obgleich noch das fürchterliche Ende bevorstand.

Selbst die französische Nordarmee, die kleinste aber am entschlossensten geführte Armee der Feinde, entging der Besiegung durch die deutsche Minder-

heit nicht. Die Belagerung der kleinen Festung Péronne, die aber die Stellung hinter der Somme beherrschte, war von der 16. Division begonnen worden. Diese zu entsetzen, drang schon am 2. Januar der Feind von Arras und Douai her wieder vor und traf auf die 15. Division des 8. Armeecorps, Generallieutenant v. Kummer, die, verstärkt durch einige Bataillone und Batterien der Belagerungstruppen von Péronne, den Angriff bei Bapaume aufnahm, 3. Januar. Hier ward bis in die Nacht dem Feinde der hartnäckigste Widerstand geleistet. Als dann während der Nacht beschlossen ward, die preußischen Truppen vor der Uebermacht Faidherbes gegen Péronne zurückzunehmen, fand sich am Morgen des 4., daß der Feind selbst einen Angriff nicht zu wiederholen gewagt hatte und auf Arras zurückgegangen sei. Da man aber ein baldiges Wiedervorbrechen des Feindes fürchten mußte, so suchte man vom Hauptquartiere die Nordarmee möglichst zu verstärken, was theils durch Detachirungen aus der Pariser Cernirungsarmee, theils durch Herbeiziehen der Truppen des 1. Armeecorps von Rouen aus geschah. Letzteres ward vor allem dadurch erleichtert, daß nach dem Siege von Le Mans das 13. Corps des Großherzogs von Mecklenburg Rouen besetzte (S. 645). Indessen ward Manteuffel zur Uebernahme des Kommandos der Südarmee abberufen und G o e b e n übernahm an seiner Statt den Oberbefehl im Norden. In der Nacht vom 9.—10. Januar kapitulirte Péronne, wodurch die bisher zur Belagerung verwandte 16. Division (Barnekow) auch wieder frei ward. Eine Hilfeleistung der Armee Faidherbes für Paris ward immer mehr zur Unmöglichkeit: die direkten Wege über Amiens und Péronne waren ihm verlegt, es blieb höchstens ein Vorgehen über St. Quentin möglich; alsdann aber konnte die I. Armee ihn mit einer Rechtsschwenkung in der Flanke fassen. Gleichwohl unternahm Faidherbe mit seinem XXII. und XXIII. Corps einen letzten Versuch. Nun aber überflügelte ihn Goeben mit seinen Truppen bei St. Q u e n t i n, 19. Januar, trotz der fast grundlos gewordenen Wege, von Westen und Süden her und warf ihn nach siebenstündiger, heißer Schlacht in vollständiger Auflösung nach Nordosten zurück. Gegen 10,000 Gefangene blieben in seinen Händen. Seine verfolgenden Truppen erreichten Le Cateau Cambresis, Le Quesnoy und machten erst vor dem Festungsgürtel der belgischen Grenze, Arras, Cambrai, Valenciennes, Halt. — Auch die französische Nordarmee war nicht mehr zu fürchten.

Indessen war die Belagerungsarmee zum letzten Schritt, zum Bombardement von Paris, übergegangen. Seit dem 5. Januar richteten die deutschen Batterien ihr Feuer auf die Forts von Issy, Vanves und Montrouge, brachten das erstere bald ganz, die anderen zum Theil zum Schweigen.

Da es mehr darauf ankam, die schon wankende Stadt zu beunruhigen, als zu vernichten und zu zerstören — später haben das die eigenen Verbrecherhände unter den Franzosen betrieben — so wurden etwa täglich nur 2—300 Granaten in die Stadt geworfen, von denen die Theile an dem linken Seineufer vorwaltend betroffen wurden. Schon begann das furchtbare Gespenst des Hungers die Stadt zu bedrohen, schon begann der Widerstand derselben zu erlahmen. Nun rückten unsere Batterien auch von Norden her näher; von Le Bourget, Stains, Pierrefitte aus eröffneten die Geschütze am 21. Januar gegen St. Denis und die nördlichen Vorstädte ihr Feuer. Schon erhoben sich einzelne Stimmen, die eine Kapitulation für unvermeidlich erklärten. Aber die öffentliche Meinung, wie auch das Gouvernement und der militärische Oberbefehlshaber Trochu selbst standen noch viel zu sehr unter der Einwirkung einer wilden, zügellosen und unwissenden Demagogie, und diese verlangte, der militärischen Unmöglichkeit eines Erfolges zum Trotz, einen Ausfall in Masse, um die Linien des Feindes zu durchbrechen. Trochu sah sich genöthigt, diesen Forderungen nachzugeben. Unter den Kanonen des Valérien, der allein den dazu nöthigen Schutz gewährte, ordneten sich am 19. Januar, dem Tage der Schlacht von St. Quentin, die Ausfallsscharen. Freilich wußten ihre Führer, daß sie hier gerade auf die am besten befestigten Stellungen des Feindes, des 5. Armeecorps, trafen. Trotzdem drängten die Massen vorwärts in den Tod. Und den fanden sie, sowohl an der Montretout-Schanze und den Höhen von Garches, wie am Park von St. Cloud und Buzanval, dessen Mauern zu nehmen ihnen noch eben gelang, den sie aber in der Nacht vom 19. zum 20. freiwillig wieder räumen mußten. Hier hatten 20,000 Mann eines einzigen deutschen Armeecorps 100,000 um ihre Existenz ringende, verzweifelnde Kämpfer zurückgeworfen; und hätten diese hier wirklich die ersten Linien durchbrechen können, sie würden neueren und festeren begegnet sein, und Gefangenschaft hätte ihrer gewartet, wie dies das Los ihrer Landsleute bei der Feldarmee war. Es war der letzte Versuch eines bis zum Tode matten Ringers gewesen. Die Uebergabe von Paris ward die nothwendige Folge; und ein Glück, daß wenigstens damals noch die Besonneneren in Paris Herr blieben und den Waffenstillstaud schlossen, ehe die letzten Vorräthe erschöpft waren; das entsetzlichste Los, der Hungertod von vielen Tausenden vor den Schanzen der Unseren, die, um der eigenen Erhaltung willen, sie erbarmungslos hätten zurücktreiben müssen, wäre das Ende gewesen. So kam Jules Favre schon am 23. nach Versailles, und bereits am 26. Januar waren die Unterhandlungen soweit gediehen, daß die Feindseligkeiten eingestellt werden konnten. Am 28. Januar wurde ein 21tägiger Waffenstillstand unterzeichnet, da-

mit innerhalb dieser Zeit eine Nationalversammlung berufen würde, die über Krieg oder Frieden entscheiden sollte. Die Hauptbedingungen desselben waren: Auslieferung der feindlichen Forts an die deutsche Armee; Kriegsgefangenschaft und Entwaffnung der Vertheidigungsarmee, von deren Abführung nach Deutschland man jedoch einstweilen Abstand nahm; Zahlung einer Kriegskontribution für Paris von 200 Millionen Francs; Ausdehnung des Waffenstillstandes auf sämtliche Departements, ausgenommen die des Doubs, des Jura und Côte d'Or.

Hier nämlich mußte sich noch der Schlußakt der furchtbaren Tragödie dieses Krieges ohnegleichen vollziehen. Als Bourbaki vor den Linien Werders zurückgewichen war, schwebte ihm schon das Verhängnis über dem Haupte. Das 7. und das 2. preußische Armeecorps unter Manteuffel eilte in ununterbrochenen Gewaltmärschen heran, in breiter Front die Gegend durchziehend, durch die der Rückzug Bourbakis auf seinen südlichen Zufluchtsort, Lyon, hin gehen mußte. Mit großer Kühnheit verzichtete Manteuffel auf eine Vereinigung mit Werder, um, unter der Gefahr eigner Zersplitterung der Kräfte, nach Süden Vorsprung vor den weichenden 150,000 Mann Bourbakis zu gewinnen und ihnen die Eisenbahnen, die allein noch zu ihrer Rettung dienen konnten, abzuschneiden, sie zwischen die deutsche Armee und die Schweizer Grenze einzuklemmen, wie es einst Mac Mahon an der Grenze Belgiens geschehen war. Garibaldi, der in Dijon stand, ließ sich mit seinen 25,000 Mann und der Reserve von einer Brigade vollständig in Schach halten. Unaufhaltsam eilte die Armee Manteuffels, das 2. Corps rechts und am weitesten südlich, das 7. in der Mitte und allmählich Fühlung gewinnend mit dem von Norden her Bourbaki verfolgenden 14. Corps Werders, immer östlich gegen die Päsfe des Jura vorwärts. Kein Ausweg blieb Bourbaki mehr nach dem Süden: gegen Pontarlier, hart an die Schweizer Grenze, gedrängt, verzweifelte der, von Gambetta mit seinen Tausenden ins Unglück gehetzte General am Glücke Frankreichs und an seiner eignen Ehre und machte einen Selbstmordversuch. An seine Stelle trat auf Gambettas Gebot General Clinchant, der seit dem 29. Januar mit Berufung auf den geschlossenen Waffenstillstand (von dem aber, wie oben gezeigt, dieser Kriegsschauplatz ausdrücklich ausgenommen war) Unterhandlungen verlangte, die Manteuffel mit vollem Recht abwies. Am 1. Februar griffen die Deutschen Pontarlier an. Von allen Seiten in die furchtbaren Engen des beschneiten Juragebirges hineingedrängt, begann die französische Armee, die nach und nach an 15,000 Mann Gefangene in der Hand der Deutschen gelassen, und von der nur sehr wenige nach Lyon entkommen, Tausende aber dem Hunger, der Kälte, der Ermattung erlegen waren, noch

80—100,000 Mann stark, nach vorher abgeschlossener Konvention mit der Schweiz, die wilden Grenzgebirge zu übersteigen, und sich auf neutrales Gebiet zu retten, wo sie entwaffnet und bis zum Frieden internirt wurden, 1. Februar. Es war, als ob das Elend von 1812, das einst auf Rußlands Schneegefilden die Macht des ersten Kaiserreichs gebrochen, sich hier an dem zweiten und an der Republik Gambettas wiederholen sollte. Die Jammergestalten, die ausgehungert und in Lumpen die Schweizergrenze überschritten und hier von der kleinen Republik, die so oft französischer Ehrgeiz bedroht hatte, gastlich und barmherzig aufgenommen wurden, waren das Leichengefolge der französischen Gloire, der man sie sinnlos geopfert. Nun hielt auch Belfort sich nicht länger; am 16. Februar kapitulirte es und ward am 18. Februar in die Hände der Deutschen ausgeliefert.

Der in den Waffenstillstandsbedingungen vom 28. Januar vorgesehene Zusammentritt einer Nationalversammlung fand am 12. Februar zu Bordeaux statt. Diese war in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl für den Frieden und bereit, auf alle von Preußen geforderten Bedingungen einzugehen, und Thiers, der am 16. Februar von ihr zum Haupt der Staatsleitung ernannt wurde, beförderte nach Kräften den baldigen Abschluß desselben. Die Deutschen waren inzwischen, 30,000 Mann stark, am 1. März unter dem Arc de Triomphe hindurch in Paris eingezogen, hatten sich jedoch vertragsmäßig auf den Raum zwischen diesem Thore und der Place de la Concorde beschränkt. Um so mehr beeilte sich die Nationalversammlung in Bordeaux, den Friedenspräliminarien vom 26. Februar ihre Zustimmung zu ertheilen (schon am 1. März). Laut derselben trat Frankreich an Deutschland Elsaß und den deutschredenden Theil von Lothringen, samt der Festung Metz und dem Streifen jenseits der Mosel, auf welchem die Schlachtfelder vom 16. und 18. August lagen, ab und übernahm es, binnen 3 Jahren, eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Francs an Deutschland zu zahlen. Die westlich und südlich von Paris gelegenen Landstriche wurden von den Deutschen geräumt; dagegen blieben die nördlichen und östlichen Forts um die Stadt, und ebenso die nordöstlichen Departements Frankreichs einstweilen noch von deutschen Truppen besetzt. — Deutschland hatte im Moment des Friedensschlusses über 600,000 Mann streitbarer Truppen auf französischem Boden, mit allem Zubehör aber an Beamten- und Verwaltungspersonal, Verpflegungsmannschaften 2c. nahezu eine Million; in der Heimat standen noch 250,000 Soldaten bereit, auf den ersten Befehl zu folgen: so gewährte es den Frieden in ungeschwächter eigner Kraft. Nach solchen Triumphen kehrte der Kaiser Wilhelm in seine, ihn mit treuer

Liebe und Verehrung empfangende Hauptstadt zurück, am 17. März. Dem Präliminarfrieden vom 26. Februar aber folgte der definitive Friedensabschluß zu Frankfurt a. M., 10. Mai 1871.

Die Herstellung des deutschen Kaisertums.

Herrlich war der Erfolg des Sieges nach außen hin, jede Schmach, die wir von Frankreich seit drei Jahrhunderten erlitten, war gesühnt, jeder Verlust an unserer Westgrenze wieder eingebracht: herrlicher noch war er nach innen hin. Schon als der heilige Krieg der Vaterlandsvertheidigung begann, hatten sich alle Herzen gesagt, daß nun der Main nicht mehr Deutschland in zwei Theile scheiden dürfe, daß das deutsche Reich nun oder nimmer erstehen müsse. Als dann König Wilhelm in den Herrscherpalast der alten Bourbonen eingezogen — da richtete an ihn der mächtigste der anderen deutschen Fürsten, der edle, jugendliche, vaterländisch gesinnte König Ludwig II. von Baiern, im Namen sämtlicher deutschen Fürsten das Wort, er möge die deutsche Kaiserkrone annehmen und so das Werk der Einheit Deutschlands vollenden. Der norddeutsche Reichstag nahm am 10. Dezember 1870 nahezu einstimmig die Bundesverträge, die mit den Ministern der süddeutschen Staaten im Heerlager König Wilhelms vereinbart waren, an. Zugleich richtete er an den letzteren, im Einklang mit dem königlichen Schritt des bairischen Herrschers, die Bitte, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Eine Deputation des Reichstages, der Präsident Dr. Simson an der Spitze, überbrachte die diese Bitte enthaltende Adresse nach Versailles und übergab sie in Gegenwart vieler deutscher Fürsten und Prinzen, des Bundeskanzlers, sowie der Generale des Heeres am 18. Dezember zu Händen des Königs. Die Antwort desselben sprach die Bereitwilligkeit aus, unter dem Hinweis auf die einmüthige Stimme der deutschen Fürsten und der deutschen Nation, dieser an ihn gerichteten Bitte sich nicht zu entziehen. Weiteren Ausdruck gab diesem einmüthigen Verlangen am Neujahrstage 1871 in einem Trinkspruch an den königlichen Heerführer der Großherzog Friedrich von Baden; er wies auf die Erfüllung eines Wortes Friedrich Wilhelms IV. hin: eine Kaiserkrone könne nur auf dem Schlachtfelde errungen werden — dieser Moment sei nun da. Da unterdessen die Zustimmung auch der süddeutschen Volksvertretungen eingegangen war, so ward der 18. Januar 1871, der Gedenktag einst der preußischen Königskrönung (S. 403), festgesetzt zur feierlichen Proklamation der Annahme der deutschen Kaiserkrone, erblich verbunden mit der preußischen Königswürde; ein Armeebefehl dankte an demselben Tage dem Heere, dessen Tapfer-

keit das Werk der deutschen Einung vollbracht hatte. Ein erster allgemeiner deutscher Reichstag ward nach Berlin berufen, 21. März 1871, den der Kaiser, nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatze, mit einer Rede eröffnete, die den Dank aussprach gegen Gott, der alles zu so wunderbar herrlichem Ende geführt, und, nachdem die Abgeordneten auf das bevorstehende Werk der auf das ganze Deutschland auszudehnenden Bundesverfassung hingewiesen, mit den Worten schloß: „Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"



Namens-Verzeichnis.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

A.

C.

D.

G.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.





O. DIBBERN LEIPZIG